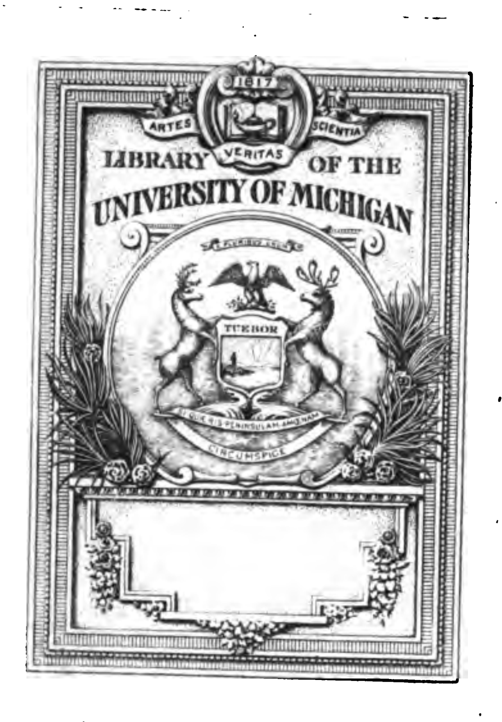
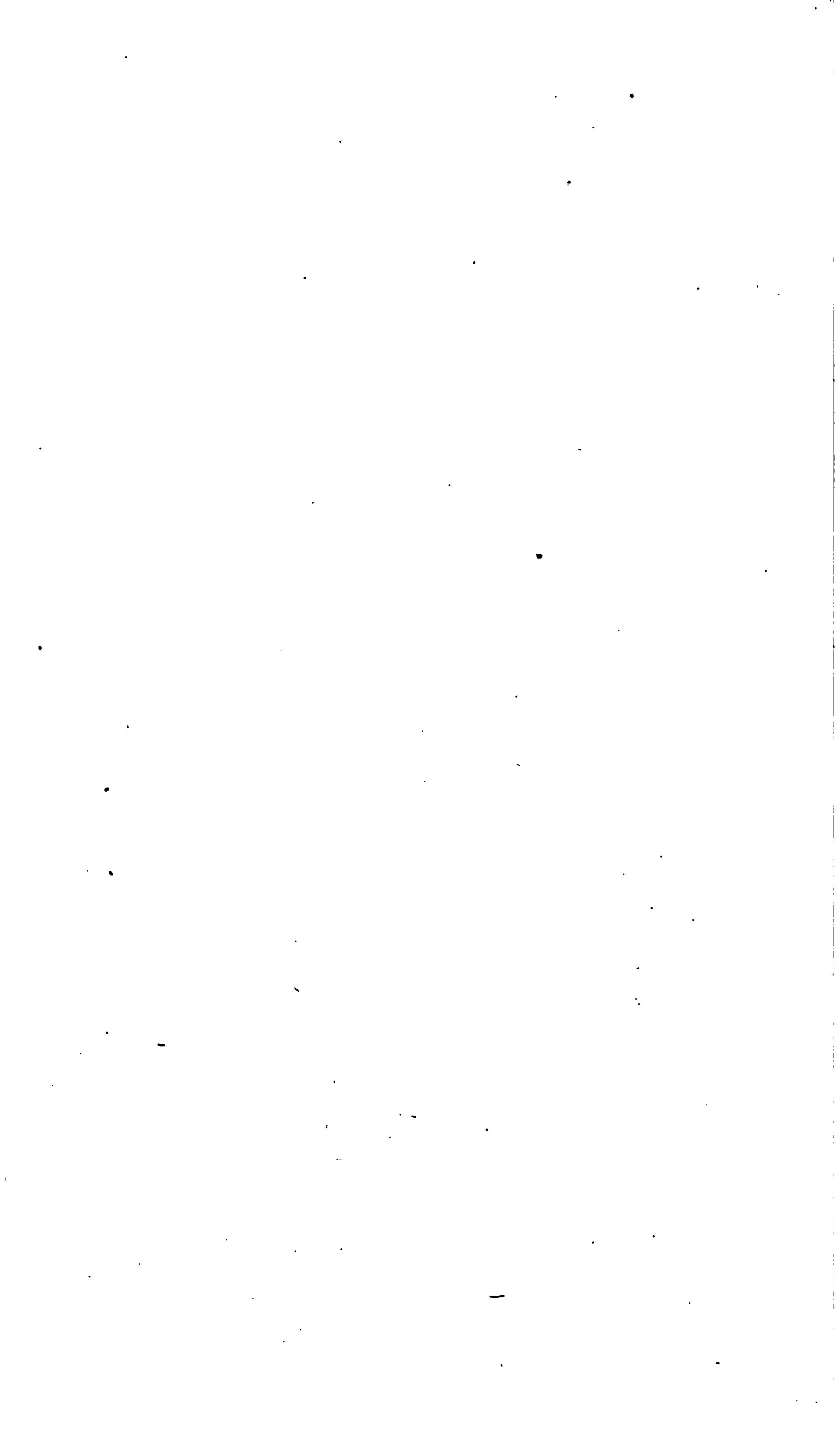
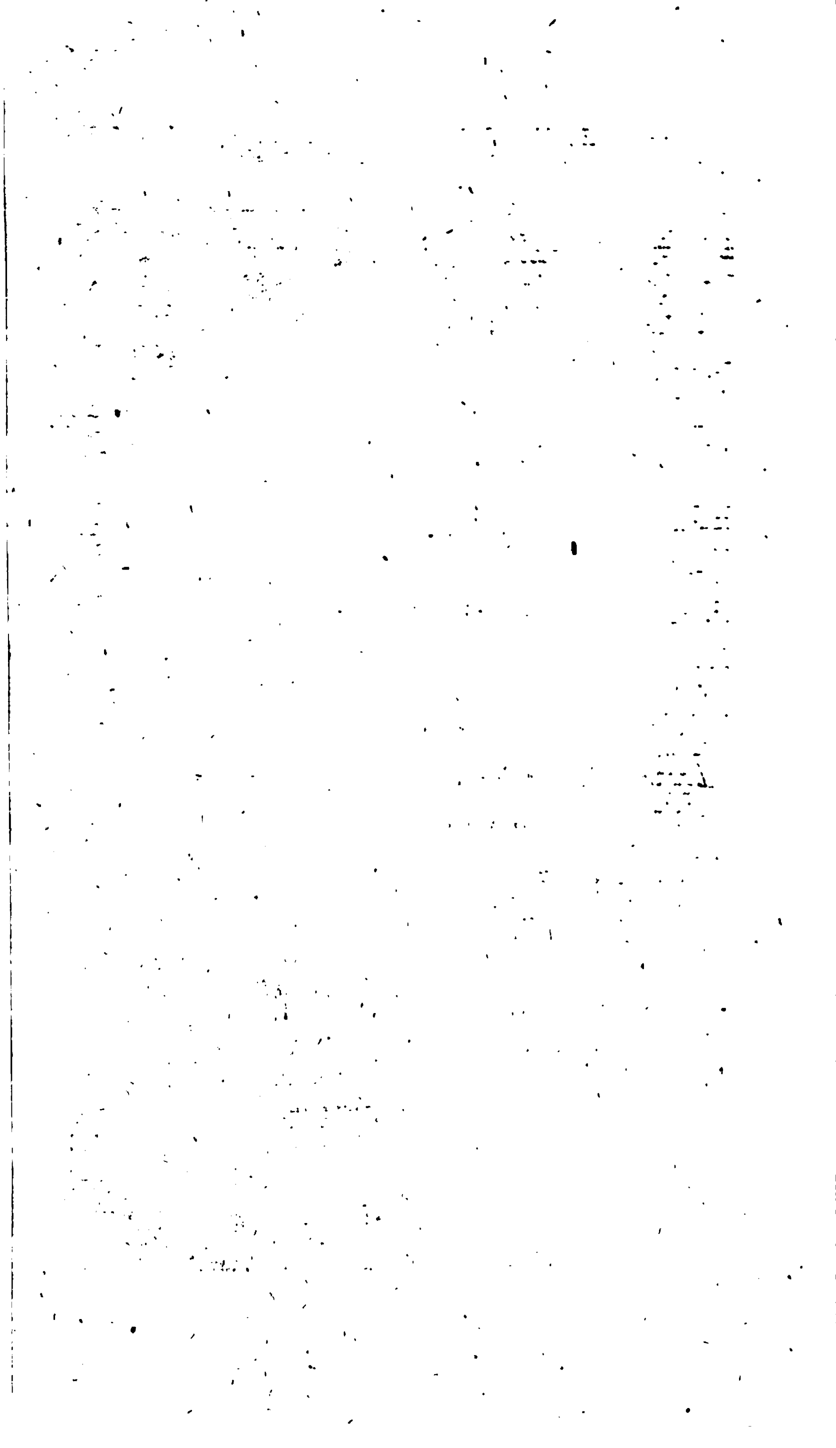



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE






M. DENIS. v. d. G. I.
Kisling pinx.
Schleuen sc.

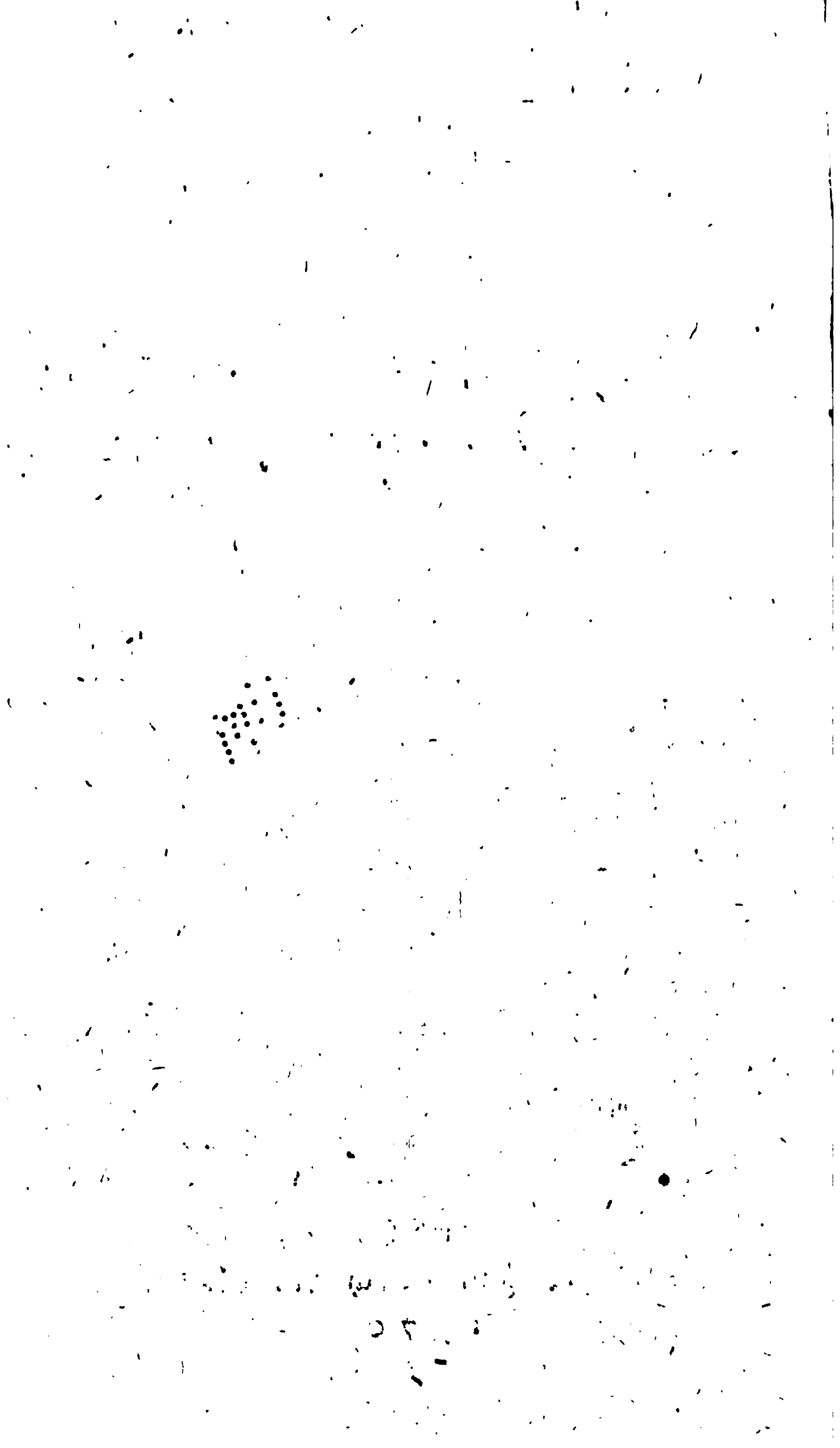
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des drenzehenden Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1770.



Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des drenzehenden Bandes recensirten Bücher.

XXI.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

dazu

4) Schöne Wissenschaften.

5) Weltweisheit.

6) Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

7) Mathematick.

8) Geschichte, Geographie, Staatsrecht und Diplomatick.

9) Kriegswissenschaft.

10) Philologie, Kritick und Alterthümer.

11) Ge-

11) Gelehrte Geschichte.

12) Romanen.

13) Haushaltungskunst und Gärtnerey.

14) Ca-

14) Cameralwissenschaft.

15) Vermischte Nachrichten.

I.

Der Arzt. Eine medicinische Wochenschrift. Von D. Joh. Aug. Unzer. Neueste von dem Verf. verbesserte und viel vermehrte Auflage. Sechs Bände. Hamb. Berth 1769. Zweyte Auflage, Hamb. 1770.

Unter unsern deutschen Wochenschriften hat durchaus keine ein solches Glück gemacht, als diese. Schon die erste Grundrische Ausgabe war verschiedne mal aufgelegt. Und nachdem Neider und Nachahmer das Werk vergeblich um seinen Ruf zu bringen getrachtet, beweisen die zahlreichen Pränumeranten auf ein bänderreiches Werk den noch fortdauernden Beyfall der Nation und die neue Ausgabe ist kaum heraus: so hat schon eine zweyte veranstaltet werden müssen. Die Ausländer haben es eben so eifrig gelesen. Es ist seit 1763. unter dem Titel *Lakaren* im Stockholms *Weckeblad* fast ganz übersetzt. Die holländische Uebersetzung: *de Arzt, of Geneesheer, in aangenaame Spectatoriale Vertoogen*, ist wenigstens schon fünf mal aufgelegt. Und von den ersten acht Theilen haben wir eine dänische Uebersetzung, unter dem Titel Lägen, et medicinske Ugeskrift, Kopenh. 1766. f. vor uns.

Wirklich bleibt dies Werk auch immer Eine unsrer besten Originalschriften, wenn wir auch auf die gemeinnützigen Materien selbst nicht sehen, die allemal an dem Beyfalle einen gerechten Antheil haben. Der reine Ausdruck; die ungesuchte leichte

Schreibart; das schalkhafte unbeleidigende Spötteln (denn unsre meisten Lachenden sind hämisch); der mannigfaltige Witz, der selbst bekannten Sachen eine neue und eigne Wendung giebt; die nachläßige Methode im Dogmatisiren, wobey der V. es sich nicht merken läßt, daß er darauf ausgehe; die besondre Manier, die er dem Zuschauer abgelernt hat, seinen Leser immer in Action zu setzen, ihn immer was zu sehn und zu hören zu geben und ihn so zu handhaben, daß derselbe von selbst schon da ist und das denkt, wo er denselben haben und was er denselben denken lassen will (der Holländer hat es ihm abgemerkt, Spectatorial Vertoogen) — — dieses dünkt uns, charakterisirt den Arzt, der mit allen solchen Vortheilen ausgerüstet, die Erhaltung der Gesundheit mit Gründen predigt, die der gesunde schlichte Menschenverstand empfinden und sich eigen machen kann. Bey diesem sonst schon allgemein genug beliebten Werke führen wir etwas von unsern Bemerkungen deswegen an, damit doch die Herren Nachahmer fühlen möchten, woran es liege, daß die Nation so undankbar ist und noch immer an dem alten Arzte hängt, da sie doch jeder seine Provinz mit neuen medicinischen Wochenschriften zur Gnüge versehen.

Diese neue Auflage ist wirklich, was der Titel sagt, verbessert und man hätte sagen können, hie und da umgearbeitet. H. U. giebt selbst davon in der Vorrede Rechenschaft, wie er Fehler gebessert, manches umgeschmolzen, vieles näher bestimmt und selbst den Vortrag zu verfeinern gesucht. Indessen sind der Zusätze und Aenderungen weit mehr, als er selbst anführt und von diesen, die wir beym Durchsehn wahrgenommen, wollen wir einige auszeichnen.

St. 6. muthmaßt H. U. das Aufschwellen und Zusammenfallen des Gehirns, welches gleiche Zeiten mit dem Aus- und Einathmen hält, sey ein Mechanismus, der die Vereinigung der denkenden Kraft mit der Maschine vermittele. Da nun dieser Mechanismus des Hirns vom Odemholen determinirt wird: so zeigt er St. 171, es könnte also vor der Geburt die Vorstellungskraft der Seele noch nicht im Gange und es könnte also Zeite seyn, da die für eine Wohnung der Seele eingerichtete thierische Maschine ohne eine Vorstellungskraft zu ihrer Vollkommenheit gelangen und Lebensbewegungen darin ihren Fortgang haben können. Er macht daraus, daß der Mensch vor der Geburt eine Art Zoophyton ist, glaublich, daß die bloße Sinnlichkeit thierische Maschinen um so mehr regieren könne, wann ihre Organisation ohnehin nicht einmal auf eine Seelenwohnung zugerichtet ist. Betrachtungen dieser Art, die Beyträge zu einer medicinischen Psychologie sind, finden wir viele durch das ganze Werk zerstreuet. Man wird bemerken, daß H. U. darin doch immer nach Erfahrungen philosophirt und deswegen verdienen sie um so mehr weitere Prüfung.

St. 26. erweiset H. U. aus einem Versuche des Schlichting, daß die Nerven doch einige Spannung und zusammenziehende Kraft haben, die er aber nicht für eine Folge ihrer Elasticität, sondern einer Sinnlichkeit hält, die sich nach mechanischen Bewegungsgesetzen auf keine Weise richtet. Dies braucht er zur Erklärung der Temperamente. (Und in der Pathologie der Nerven kann man wohl nicht ohne dergl. etwas zurecht kommen.) Und St. 136. nimmt er sich auch der Nervenschlinge ums Geäder an, von denen sich doch der H. v. Haller selbst losgesagt hat. Wenn auch äussere Reize den Nerven nichts an haben:

so folgt es deswegen nicht, daß nicht vom Hirne aus oder sonst ein specifischer Reiz an den Nervenfasern um die Adern ausgeübt werden könnte. Nur zu oft bringt man mechanische Gesetze bey den Nerven an, die ihre Wirkungen gar nicht mechanisch äussern.

St. 148. hält H. U. den Beweis gegen die Materialisten, den man von der steten Verwandlung unsers körperlichen Theils durch Nahrung und Verlust hernimmt, für nicht sehr bündig. Es ist wahr, in kurzer Zeit ist dadurch das, was wir handgreiflich unser Ich nennen, weggeschmolzen und verstoben: allein bey einer Maschine kommt es nicht so sehr auf die Theilchen an, woraus sie besteht, als auf ihren Mechanismus und auf die Organisation, wodurch sie Maschine ist. Auch die Spuren von Vernunft, die einige so reichlich in den thierischen Trieben entdecken wollen, hält er St. 155. eben nicht für sehr bewiesen und hat die Beyspiele davon vermehrt.

St. 23. Eine viermonatliche gänzliche Lähmung aller Glieder nach einem gehabten Schrecken hat H. U. blos durch Abführungen und die Fieberrinde geheilet. St. 197. sind merkwürdige Beyspiele von Lähmungen der Glieder aus Fehlern des Unterleibes gesammelt. St. 298. giebt er zwar zu, daß Lähmungen, die oft mit den Schlagflüssen in ihren Ursachen verwandt sind, nach Tissots Rathe, wie Schlagflüsse behandelt werden müssen: aber es giebt doch in der That auch andre Arten, wobey allerdings Reizungen, Ableitungen, Kampher, wärmende Mittel, der elektrische Schlag s. w. die Hauptcur ausmachen.

Ueberhaupt sind der Zusätze zu den Stücken, so die praktische Arzeney angehen, viele z. E. die neuere Versuche vom Anstecken der Viehseuche St. 33. vom Aufthauen erfrorner Theile im Schnee St. 47. die

merk-

merkwürdige Geschichte der englischen Besatzung zu Fort Williams St. 65., die die schädlichen Folgen der nicht erneuerten Luft zeiget. St. 66. und 156. sind viel Umstände berührt, durch deren Verschiedenheit Gifte sich unschädlich erweisen. St. 67. ist die Geschichte des Wittenbergischen Fressers Kahle eingerückt. St. 98. vom Gefrieren des Weins und Bieres ist sehr vermehrt. H. U. sagt: man leide beym Gefrieren des Weineßigs die Hälfte Verlust. Der Rec. entsinnt sich, daß er bey einem edeln Weineßig einen weit größern gehabt. St. 102. neigt H. U. sich zu der Meynung, daß wir den Wurmstoff in uns haben und nicht von außen empfangen, einer Meynung, die wieder Fuß zu fassen scheinet, so sehr man auch Luft und Wasser mit thierischem Saamen zu bevölkern sucht. Wenn man mit Tauben durch Stäbchen reden will, deren beyde Enden zwischen den Zähnen gehalten werden: so müssen nach St. 112. die Oberzähne nicht faul oder hohl seyn: sonst mißräth der Versuch. Trocknen und blutreichen Constitutionen schadet der weiße Pfeffer nach St. 124. und reizt zu Blutflüssen. St. 131. wird H. Herbart mit Recht die Erfindungsehre vom System der Pockenausrottung zugeschrieben, dem übrigens H. U. nicht viel zuzutrauen scheint.

St. 99. 114. 118. erhält die gewöhnliche Diätetick eine gar därbe, zwar wahre, aber doch wohl zu allgemeine Züchtigung, indem man erweist, wie ungestraft und mit Wohlbefinden man dagegen in allen Landen sich versündigt. Wirklich ist der Mensch, wie in seinen Kräften und deren Anwendung, also auch in seinen Nahrungsmitteln und deren Verdauung ein animal universale. Jede Art von Thieren hat noch ihre Sitten: der Mensch hat keine, weil er sie alle hat. Jede Art von Thieren hat ihre bestimmte

Kräfte, durch die sie sich hervor thut: der Mensch ist das schwächste der Geschöpfe und kann in allen Arten von Kräften zu einer unglaublichen Stärke gelangen. Jedes Thier hat doch einen festen Instinkt zu bestimmten Nahrungsmitteln: aber Einem wird übel, wenn man bedenkt, was alles der wilde Mensch aus Noth und der überzahme weiche aus Lüsternheit verzehret. Diätetick im Allgemeinen ist ein Unding. Die ewigen Fragen, ob dies gesund oder ungesund sey? sind im Allgemeinen die überflüßigsten, die man denken kann. Man kann alles essen, alles verdauen, sich zu allem gewöhnen. Erst da, wo der Mensch durch Natur oder Verschulden in einen Stand der Schwäche geräth, ist Diät etwas: aber da ist sie auch viel und weit mehr, als man denkt. Da steht sie zwischen Nahrungsmitteln und Arzeneyen, die mehr und weniger alle Gifte sind, mit ihren Vorschriften mitten inne. Und da wird sie am wenigsten geachtet. Der Mensch ist immer bey Extremen. Kann er nicht mehr alles verschlingen; so schränkt er sich nicht auf das dienliche Etwas ein; so ist er sogleich bey der Büchse des Apotheckers.

St. 152. Das Abschneiden der Schlafpulsader in der Tobsucht hat der Ritter Taylor versucht: aber es ist vergeblich gewesen. Der Rec. erinnert sich eines ähnlichen Falles, da man an der Stirne und an den Schläfen einer Rasenden verschiednemal ohne weitere Wirkung Blut ließ, als daß sie einige Stunden ruhig ward. Es müssen wohl sehr bestimmte idiopathische Fälle seyn, wo diese Blutlässe heilen soll: aber bey Verletzungen des Haupts von äussern Ursachen möchte sie vielleicht mit Glücke angewandt werden. St. 153. warnet H. U. sehr recht, jede Ruhr nicht von fäuliger Materie herzuleiten, obgleich sie häufig die Ursache ist. Was große Aerzte auch immer

mer bey ihren Epidemien erinnert haben mögen, daß man ihre Heilart nicht für die allgemeine halten solle, das geschieht doch. Vor Jahren sollte Rhabarbertinktur und nun soll Weinstein alles thun. Aber dafür können weder Degner noch Zimmermann, daß die vernünftigen Thiere auch nach einer exspectatione similium casuum handeln.

St. 163. glaubt ein Correspondent oder vielmehr H. U. selbst; um Arzt zu seyn, bedürfe man nicht, gelehrt zu seyn. Der Brief ist hart: aber wahr. Wir hätten fast Lust, ihn abzuschreiben, wenn der Raum es litte. Zur glücklichen Praxis bedarf man nicht eben der Litteratur, von der einige beständig knarren. Man bedarf nur gesunden Verstandes, einiger Uebung und guter Regeln, wie sie Tissot, Roßenstein, Zimmermann u. a. geben. Theologen und Prediger, Gelehrsamkeit und kluge Amtsführung unterscheidet man. Gewiß kann man auch den Doktor der Arzneykunde im wahren Verstande und den Practicus unterscheiden.

St. 169. werden die Erbkrankheiten auf eine vernünftige Art erklärt und die Wirklichkeit derselben gegen einige Neuere gerettet, die alles für Vorurtheil erklären, was sie in ihrem Tissot und ein paar andern Büchern — ultra non sapiunt ac sapere ipsi vix audent — just nicht ausgemacht finden. So viel ist indessen wohl wahr, daß das Register der Erbkrankheiten so groß nicht ist, als man es gemeiniglich macht; daß ähnliche Schuld der Kinder der Aeltern ihren ähnliche Krankheiten hervorbringt, die man aus Höflichkeit zu Erbkrankheiten anschreibt: daß aber doch wirklich viele übererben und eine kritische Bestimmung derselben, die es in der That sind, eine philosophische Aussicht für die Pathologie nicht allein, sondern auch für die Physiologie geben könne.

St. 177. Vom Scharbocke ist aus dem Rouppe sehr vermehrt und St. 207. sonderbare Curen desselben gesammlet. St. 180. hat viel Neues von Verfälschungen des Brods und den Mitteln, sie zu entdecken. St. 193. zweifelt man, daß die Sonne die Haut gelb mache. St. 195. wird Allens Mittel gegen die Schwämme aus Katechn, Bleisalz, Honig und Kalkwasser ungemein gepriesen. H. U. läßt es gar, nachdem es eine Weile im Munde gehalten worden, mit Nutzen niederschlucken. St. 211. bestätigt er, die Fieberhitze rühre nicht vom Umlaufe des Blutes her, da Hitze und Puls in sich entsprechendem Verhältnisse nicht fallen und steigen. Es liegt wohl im Blute selbst ein Stoff zur Wärme, der sich unter Umständen entwickelt. H. U. setzt ihn in den schwefeligen Theilen des Bluts, die durch laugenhafte Salze frey gemacht werden. (Sollte das nicht zu chemisch und eine bloße Entmischung der innig verbundnen Bestandtheile, genug für die schüchterne Theorie seyn?) St. 223. schränkt er den physiologischen Satz sehr ein, daß auf jede Empfindung eine derselben proportionelle Bewegung folgen müsse. St. 232. scheint H. U. dem frühen Gebrauche der Fieberrinde nach Aderlässen und Zugpflastern in Entzündungsfiebern nicht ungünstig. In der Schwindsucht wenigstens St. 236. rühmt er sie sehr und St. 239. im Bluthusten das frische Leinöl bey Tassen. St. 249. finden sich merkwürdige Exempel von untödtlichen Wunden des Unterleibes. Da St. 250. 251. die Scorpionen- und Vipernstiche so oft unschädlich sind: so wird die gepriesne Kraft des Baumöls, des Eau de Luce u. a. specifischer Mittel sehr zweifelhaft. Eben da sind die Fälle, worinn das Haarseil Schwindsüchtigen nutzen kann, sehr genau und praktisch bestimmt. Offenbar vergeblich sind sie bey schwärenden Lungen und Eiterbeuteln.

beuteln. St. 256. hoft er gute Wirkungen von der Quassia in faulenden Fiebern. Ueber den Streit vom Sitze der Pleuresie erklärt er St. 259. sich so: „eine Pleuresie allein ist möglich: aber selten und höchst gefährlich. Es ist nie ein Auswurf dabey. Wo der sich zeiget, da ist entweder die Lunge allein oder mit dem Brustfelle doch zugleich behaftet.„ Die neue Androis St. 260. ist ein Scherz, der sich wohl auf persönliche Umstände des Verf. bezieht und den wir seinen Tadlern empfehlen. Wirklich eine jede Sache hat zwo Seiten und eine Situation kann so seyn, daß das Schuldigkeit gegen sich war, woraus die Welt einen Vorwurf macht. St. 264. bestätigt H. U. die wichtige Anmerkung des H. von Rosenstein: das zweyte Blatterfieber sey um den neunten Tag ein Entzündungsfieber: werde aber leicht in kurzem ein fäuliges oder bösartiges, wenn der Eiter anfängt, unser Blut zu verunreinigen.

St. 270. werden die specifischen Wurmarzeneyen recensirt, als Fieberrinde, Quecksilber, alle Metalle, besonders Eisen und Zinn, Oele, unter dem gemeinen Manne im Norden Schwedens Theer und Thran, Knoblauch und Spigelia, die von Linné und Broklesby rühmen. (letztere hat sich noch durch viel andre Erfahrungen kräftig erwiesen. Einige haben doch auch den Kampher gerühmt und die Wilden in Qujana brauchen nach dem Bancrosh ihre rauhe Bohne (Cou Itch,) von der sie die Haare, womit, als mit einem Pelze die Bohne bedeckt ist, abschaben und mit einem Syrup in einer Lattwerge geben.) St. 307. wo er die Specifica gegen den Krebs erzählt, fehlen noch Störks Napell (denn die Klematis war da noch nicht bekannt;) der Alaun des Louis; die

Meer-

Meersalzsäure, die Phytolacca, der Ricinus, ausser dem Theere und Toback.*)

St. 288. handelt von den Arten der Bräune. Von der 1761. epidemischen Bräune, die Tissot beschrieben, wird bemerkt, sie sey wirklich nichts anders, als unser Scharlachfieber, bey dem das Halsweh nicht groß in Anschlag kommt und das doch darüber in Tissots vortreflichem Werke einen sonderbaren Platz erhalten hat. Wir müssen bey dieser Gelegenheit anführen, daß die sich sehr betrügen, die in den letzten Theilen des Arztes nichts als einen Auszug aus dem Tissot zu sehen glauben. Sie müssen einen oder beyde nicht recht gelesen haben. Es ist wahr, Tissots schönen Räthe werden durchaus genutzt und eingeflochten: aber dabey bald eingeschränkt, bald erweitert, oft durch andere Gewährsmänner bestätigt, oft aber auch stillschweigend ergänzt oder mit dem Glimpfe, den man dem großen Werke schuldig ist, kleine Fehler gerügt.

St. 296. werden in der Wassersucht die Brechmittel in so geringen Gaben gerühmt, daß sie statt des Brechens durch alle übrigen Ausführungswege wirken. St. 304. ist von der Bauchwassersucht eine neue merkwürdige Abhandlung. St. 297. wird die im Schlafe plötzlich überfallende Engbrüstigkeit von Ueberladung oder aus ungleicher Erwärmung entstandner Erkältung hergeleitet. St. 298. räth H. U. in Wechselfiebern von der inflammatorischen Art auch

*) St. 271. H. U. hat den Schierling und die Zeitloße doch auch vergeblich gebraucht. St. 274. sind die Arzeneyen der Lappländer aus dem Montin. St. 275. lobt er zwar Potts Methode in eingeklemmten Brüchen: vertheydigt aber den Nutzen der erweichenden Mittel gegen ihn. St. 278. wird aus dem Douglas angeführt, daß die Alten schon Kaffe aus Getraidearten getrunken.

auch die Fieberrinde. St. 309., wo Dicksons Methode, beym unwillkührlichen Wegsiepern des Urins Blasenflaster auf das Heiligbein zu legen angeführt wird, empfiehlt er ein gelinderes Zugpflaster z. E. Boerhavens suppedale mitius aus Melilotenpflaster, Galbanum und Sagapengummi, (Gummi soll es wohl statt Pflaster heissen) wovon er zween glückliche Fälle gehabt hat. (Der Rec. hat doch bisweilen zu stärkern seine Zuflucht nehmen müssen.)

Was wir bisher angeführt haben, sind so viel wir uns entsinnen, lauter Zusätze der neuen Auflage, von denen H. U. nur wenige selbst angezeigt hat. Wir wünschen dadurch, unsre Leser auf ein Werk aufmerksam zu machen, worinn viel Neues und Wichtiges zerstreut ist, das weitere Versuche verdient. Lange genug hat man es zum Vergnügen gelesen. Man möchte es auch wohl von der Seite ansehen, daß es das Werk eines denkenden Gelehrten ist, dem unter dem Schreiben für Jedermann nützliche Gedanken entwischen, die es für Wenige sind. Vorzüglich neu und lehrreich aber kommen uns die Abh. von den hitzigen Fiebern, der Sinnlichkeit und der Epilepsie vor.

Unter den hitzigen Fiebern St. 254-56; die H. U. erst von den Wechselfiebern und darnach von den Localentzündungen mit Fieber trennt, kommt zuerst das hitzige Blutfieber, das eigentlich nur eine starke Wallung der ganzen Blutmasse ist und eine blos antiphlogistische Cur erfodert. Dann folgen die fauligen, bey denen die Fäulniß entweder nur noch in den ersten Wegen sitzt oder bereits ins Blut übergetreten ist. Jene sind faulige Gallen-; diese faulige Blutfieber. (Wir überlassen H. U. zu bedenken, obwol die Galle sich in Fiebern leicht zur Fäulniß neiget; dennoch Gallen- und Faulfieber nicht wahre besondre

Arten

Arten sind, so die Theorie nicht nur besonders denken kann, sondern auch die Erfahrung wirklich jedes allein darstellt? wir möchten sagen, die jedes allein in der Natur schier häufiger sind, als fäulige Gallen- und Blutfieber jedes allein?) Beyde Arten von Faulfiebern, die erste besonders, sind oft allein, meistens aber zusammen. Das faule Gallenfieber tritt leicht ins Blut und beym faulen Blutfieber wird oft wieder in den Därmen ein Ablager fäuligen Unraths. Den faulenden, nicht den bösartigen, besonders dem faulen Blutfieber kommen die Ausschläge und Flecken zu. Doch kann nach van Swietens u. a. Bemerkungen fauler Unrath nur noch erst in den Därmen sitzen und im Blute noch keine Auflösung seyn und doch Ausschläge entstehen. (Uns dünkt dieses wichtig und fast getrauten wir uns, daraus die Fälle zu entscheiden, worinn Ausschläge symptomatisch und worinn sie kritisch sind.)

Bösartige sind Nervenfieber. Ihre pathognomonische Zeichen sind Schwäche bis zur Ohnmacht und Sinken der Lebenskräfte; eine Betäubung der Sinnlichkeit, ein Staunen der Nerven; eine dumme Schwermuth; ein Verderben der Blutmasse, die sich in sich erhitzt, aus ihrer natürlichen Mischung tritt und die kaustische Hitze macht, die der Arzt in seine Hände übertreten fühlet. Huxham unterscheidet die putrida maligna und lenta nervosa. Vielleicht ist das Verderben dort im ganzen Blute, hier blos in der Lympha. Das Bösartige, wie das Faulende schmiegt sich auch andern Fieberarten an, und es giebt eine faule Brustentzündung, die durch Vernachlässigung leicht eine bösartige werden kann.

Hieraus wird nun die Verwirrung entwickelt, die man selbst bey großen Aerzten findet. Pringles Sumpffieber ist ein faules Blutfieber: sein Faulfieber

ist

ist fast bösartig: Tissots bösartige Fieber sind faule, die mehr oder minder Bösartigkeit haben. Es ist eine schöne Stelle, da H. U. Tissot Schritt vor Schritt folgt und jeder Fieberart das Ihre zulegt — eine Stelle, die uns um so mehr vergnügt hat, da sie ein rechtes Muster ist, wie ein kritischer Arzt uns die pathognomonischen Zeichen jeder wahren Fieberart, nicht auf Sauvagesisch der Spielarten, aus den Beschreibungen älter und neuer Aerzte auseinander setzen sollte. Aus Beschreibungen sagen wir, nicht aus Namen: Die Namen, so selbst große Aerzte geben, muß man oft übersehen und eine Menge kann man ohne Schaden einschmelzen.

Es sind dies keine Ideen, die für die Praxis dürr und unfruchtbar sind. Die faulen Fieber erfordern nach oft vorgängigem Aderschlage, Brechmittel, säuerliche Purganzen, Eßig, Mineralsäuren, des Riverius Salzmixtur, nach Umständen Zugflaster und zulezt Fieberrinde. (Hier hätten wir doch eine nähere Bestimmung gewünscht. Sind die beyden faulen Fieber, wenn sie auch nur zwo Gestalten einer Fieberart wären, wirklich so verschieden, als sie es sind: so möchten wir von einem so feinen Beobachter gerne die Abzeichen beyder Arten, von denen doch immer eine die vorwaltende ist; nicht weniger die nach diesen Umständen verschiedne Heilart gelesen haben. Wirklich ist hier eine Lücke.) Die bösartige hingegen verlangen warme Cordialen zu Vermehrung der Lebensbewegungen, Fieberrinde, Serpentaria, Campher, Bisam, Hirschhornsalz, Zugpflaster, auch wohl Opiate. Und hier kommt wieder eine lehrreiche Entscheidung des Streits zwischen de Haen und Tissot über die Brech- und Purgiermittel in bösartigen Fiebern vor. Bösartige Fieber, als bösartig erheischen sie nicht, wie de Haen sagt: aber Tissots bösartige erheischten sie, weil sie zu-

gleich von fäuliger Natur wären. Nachher wird Tissots Curart mit Pringles und Huxhams verglichen, woben verschiedne verworrene Begriffe entwickelt, de Haen mit der Fieberrinde gelobt; aber auch desselben Eifer gegen die wärmenden Curarten der brittischen Aerzte nichts weniger als gebilligt wird. Wir würden in der wahren Theorie weiter seyn, wenn sie mit einem solchen Geiste der Prüfung und mit einem so nachahmungswürdigen Glimpse gemacht wäre.

Sein System von der Sinnlichkeit hat H. U.. zwar schon 1768. bereits besonders herausgegeben. Im St. 101. und 2. aber erscheint es vermehrt; er hat hie und da namentlich St. 223. 233. 184. 114. damit verwandte Materien mehr ins Licht gesetzt und so manche pathologische Erscheinung daraus erläutert, daß wir es, so wie wir es uns eigen gemacht, vortragen wollen.

Wie die Muskularfaser reitzbar ist: so hat der Nerve Gefühl. Ein Eindruck auf den Nerven pflanzt sich bis zum Hirne fort und verursacht da auch einen Eindruck und wiederum von Hirne aus wird der Nerve durch uns unbekannte Einflüsse bewegt. Hierüber ist nun weiter keine Frage und den ganzen Inbegriff aller dieser Bewegungen, die auf Eindrücke im Nerven und im Hirne folgen, kann man die Sinnlichkeit, das Gefühl im weitern Verstande nennen. Hirn, Rückenmark, Nerven scheinen eine so allgemeine Sympathie, wie Wurzel, Stamm und Zweige Zusammenhang zu haben. Aber es giebt Erscheinungen, die so allgemein gleichartige und sympathische Bewegungen nicht zulassen. Es sind nicht nur Thiere, die es ohne Spuren von Hirn sind. Auch Insekten, Vögeln und kaltblütigen Thieren kann man den Kopf abschneiden und sie leben noch, bewegen sich noch, suchen Nahrung, begatten sich. Der Frosch mit abgeschnittnem Kopfe, wenn man sein Rückenmark reitzt, zieht noch die Beine

zu-

zusammen, und thut seinen Sprung eben so, als ob durch einen Gedanken von seinem Hirne aus diese Bewegung veranstaltet wäre. Menschliche Leibesfrüchte leben oft ohne Kopf und Hirne; beym Wasserkopf ist das Hirn in Wasser verwandelt; man hat das Hirn von Thieren gewaltsam zerrüttet und zerstört und das Thier lebt noch, seine Nerven lassen noch Eindrücke zu, sie machen noch Bewegungen. Wie erklären wir das? Noch mehr. Man unterbinde einen Nerven und reitze ihn unterm Bande: so bewegt er, nach wie vor, den Muskel, zu dem er geht. Er spürt also den Eindruck und setzt sich in Bewegung; Aber empfindet das Thier etwas davon? Nein. Aber kann das Thier nun den Muskel willkührlich bewegen? Auch das nicht. Es ist der Weg zum Hirne und vom Hirne versperrt und der Nerve thut doch seine Pflicht, ohne daß das Thier darum weis. Man löse aber das Band: so ist der Weg zum Hirne und der Rückweg zum Muskel wieder frey; das Thier wird den Eindruck auf den Nerven empfinden und kann durch den Nerven den Muskel wieder willkührlich bewegen.

Hier ist also etwas im Nerven, das mit der Empfindung im Hirne harmoniren, aber auch ohne Zusammenhang mit dem Hirne da seyn kann, das also im Nerven auch unabhängig vom Hirne wohnet. Wenn man hier also nicht verwirren will: so muß man unterscheiden. Und da sagt H. U.: dem Nerven, als Nerven, unabhängig vom Hirne, kommt eine Art Regsamkeit zu, welche Eindrücke empfängt und Eindrücke austheilt und die nennt er Gefühl im eigentlichen Verstande.*) Aber dies Gefühl ist noch nicht

*) An der Benennung und dem Worte Gefühl stößt man sich lange, bis man sich dazu gewöhnt hat. Wir müß- ten

Empfindung, wenn gleich jede Empfindung Gefühl im weiten Verstande ist. Es wird Empfindung, wenn es zum Hirne, der Werkstatt der Seele, fortgepflanzt wird, wenn es eine Vorstellung der Seele erregt. Fühlen können wir in jedem Punkte des Körpers: empfinden nur im Gehirne. Beydes ist animalisch: aber fühlen kann ein jedes Thier: empfinden nur die edlere Arten und wirklich wird hiedurch eine Staffel in der Leiter der Natur ergänzt, die vom Anhängen zu Bewegungen, von mechanischen Bewegungen zum Reitze (von dem noch im Pflanzenreiche in reitzbaren Pflanzen etwas analogisches ist), vom Reitze zum Gefühle und von da zu Empfindung bis zu Seele und Geist hinauf steigt.

Diese Trennung des Gefühls und der Empfindung erklärt viele Erscheinungen in der animalischen Natur. Viele Geschäfte, so zum Leben und zur Erhaltung dienen, die man nicht blos mechanisch erklären kann, die nicht blos der Muskularreiz auszurichten vermag, daran aber auch die Seele keinen Antheil hat, finden im Gefühl der Nerven ein Principium, woraus sie aufgeklärt werden können. Selbst das Meiste, was Stahl und Whytt ihrer Seele zu thun gegeben, kommt dem thierischen Gefühle zu, das auch ohne Empfindung geschäftig ist. Noch scheint es zwar immer schwer zu begreiffen, wie der Nerve, zu dem die Gedanken so schnell zu Bewegungen hinablaufen und an welchem Eindrücke so schnell zum Sensorio hinaufsteigen, wie dieser Nerve Gefühle haben und Bewegungen in der Maschine veranstalten könne, ohne daß die Seele leidend oder thätig Theil dar-

ten uns sehr irren, wenn H. U. die Wahl der Worte wäre frey gewesen, er würde der Muskularfaser Regsamkeit oder sonst etwas und der Nervenfaser Reiz beygelegt haben.

daran nehme. Aber es wird begreiflicher, wenn man bedenkt, was der große Reimarus erwiesen hat, daß bey Thieren ungemein viel, was Seelenwirkungen ähnlich scheint, doch blos aus einem determinirten sinnlichen Mechanismus derselben folge; wenn man bedenkt, wie viel hirnlose Thiere doch viele animalische Funktionen verrichten; wenn man bedenkt, daß es noch sehr zweifelhaft sey, ob alle Nerven einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Hirne haben. Winslow und Petit leugnen es vom großen sympathetischen Nerven. Tissot sagt: jedem Punkte eines Nerven könne man in Absicht des Theils, den er durch seine Nervenzweige belebt, als das Gehirn betrachten. Die Nervenknoten (ganglia) bekämen hierdurch Ableitung der Gefühle auf ihrem Wege zum Hirne und anderweitige Vertheilung ein wichtiges Geschäft in der animalischen Natur. Am meisten aber belehrt auch hier die Pathologie die Physiologie. H. U. führt die Schlafenden, die Ohnmächtigen, die Nachtwandrer, die Märtyrer des Alps, die Tollen, die Besessenen, vorzüglich die Epileptischen und mit Zuckungen Behafteten an, bey denen Mangel an Empfindung ist, wenn gleich ihre Nerven Gefühl haben und auf das ärgste erschüttert werden; bey denen durch Gefühl Bewegungen erregt werden, die sonst nur die Seele bewirkte. Ueber die Gemüthskrankheiten überhaupt, über die Krankheiten der Nerven, die aus dem Unterleibe und Fehlern darinn entspringen, auch über die Handlungen der Gewohnheit hat H. U. aus seinem System viel lehrreiche Aufklärungen gegeben. Man sehe St. 70. 74. 114. 150. 187. 190. 197. 298.

Wir haben oben die Stellen angezeigt und müssen unsern Lesern die weitere Prüfung des Systems überlassen. So viel muß man gestehen: wenn diese Hypothese keine Erfahrungen vor sich hätte, die sie doch

hat: so ist nicht leicht Eine, die so glücklich eine Menge Knoten auflöst. Wir wünschten nur, H. U. Plan hätte es gelitten, seine zerstreuten Gedanken näher zusammen zu rücken. Man hat Noth, das ganze Feld seiner Begriffe und der Folgen daraus zu übersehen, und wir wünschen, daß H. U. uns zum Vortheile der Wahrheit die Mühe erleichtern möchte, wenn er die verschiednen Abhandlungen darüber in eine Sammlung brächte.

Vorzüglich müssen wir aber noch H. U. Gedanken von der fallenden Sucht St. 187. 248. 249. vergl. mit St. 194. den praktischen Aerzten empfehlen. Er erklärt sie aus seinem System und glaubt, es seyn die Nerven des Unterleibes, unabhängig vom Hirne, darinn hauptsächlich behaftet. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß Fehler des Hirns auch convulsivische u. a. Zufälle hervorbringen können, und selbst nach H. U. System findet eine Rückwirkung des Hirns auf die Nerven Statt. Allein die eigentliche Epilepsie ist doch nach Pietschens Sätzen, blos die Frucht einer schlechten Verdauung, die eine Menge eingeschlossne Winde und einen Wurmschleim, wie Froschlaich mit dünnen weislichen Schleimzasern erzeugt, es mag dieser Schleim nun eine Mutter oder eine Frucht der Würmer seyn. Die Hauptcur muß also durch starke fortgesetzte Purganzen geschehen, durch die weit seltner wirkliche Würmer, immer aber eine erstaunliche Menge dieses Schleims nach und nach abgeht. Er verwirft in der Folge freylich die stärkenden bittern Mittel nicht: zeigt aber deutlich, wie es durch einen Trug der Ursache zugehe, B. IV. S. 409. und 576., wenn man den gepriesenen Nervenarzeneyen die Cur der Epilepsie schuldig zu seyn glaubt. Uns dünken die Beweiße hievon so richtig, daß, wenn man auch H. U. Theorie

rie nicht unterschreiben will, man doch seine Erfahrungen und seine Regeln gelten lassen muß.

X.

II.

Ueber die Versorgung der Armen, von Friedr. Gabriel Resewitz, Pastor an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen. Kopenh., verlegts Chr. G. Rothens Wittwe und Proft., 1769. 8. 120 Seiten.

Manche, denen der Titel dieser kleinen Schrift zu Gesichte kommt, könnten sie etwa für eine bloße Predigt über die christliche Wohlthätigkeit gegen Arme halten. Das ist sie aber gar nicht, sondern sie enthält sehr wohl überlegte und der Aufmerksamkeit würdige Raisonnements über die Versorgung der Armen, in so fern sie als eine Frucht der Religion mit dem Interesse des Staats in unmittelbarer Verbindung steht, und dieserhalb eben sowol zu einer wichtigen Angelegenheit der Kirche, als zu einem Hauptgeschäfte des Staats gemacht werden sollte. Der V. deklamirt nicht über sein Thema, sondern er geht mit einsichtsvollen christlichen Patrioten, die am Ruder des gemeinen Wesens sitzen, und aus der Wohlthätigkeit gegen Dürftige, welche das Christenthum lehrt, wesentliche Vortheile für den Staat ziehen wollen, über diese Sache zu Rathe, prüft mit ihnen die gangbare Einrichtung der bisherigen Armenpflege, zeigt ihre gewöhnlichen Mängel, thut Vorschläge zu ihrer Verbesserung und setzet die Vortheile, welche daraus für christliche Länder, deren Regenten und Einwohner entstehen würden, in ein

vortrefliches Licht. Aus einem Herzen, das tausend unglücklichen, verlassenen Menschen ein besseres Schicksal gönnete, wünschen wir diesem Buche sehr viele Leser, besonders unter Männern, die wegen ihres Ansehns und ihrer Aemter einen Einfluß in öffentliche Landesangelegenheiten haben.

Wenn wir wüßten, daß auf dies einzige Wort recht viel Hände nach einem so wohl ausgearbeiteten und gemeinnützlichen Buche greiffen wollten, so wollten wir es bey dieser bloßen Anzeige bewenden lassen. Um aber manche von unsern Lesern auf diese Schrift selbst noch aufmerksamer zu machen, wollen wir doch von dem Inhalte selbst die Hauptsachen hersetzen.

1. Die christliche Religion, welche doch für den Staat so wohlthätig ist, hat das sonderbare Schicksal gehabt, daß man entweder ihre Brauchbarkeit zur Beförderung der bürgerlichen Wohlfahrt ganz verkannt und ungenutzt gelassen, oder sie auf eine so verkehrte Art damit in Verbindung gebracht hat, daß sie weder der Religion, noch dem Staate vortheilhaft gewesen ist. Vor der Reformation war der Staat eine dienstbare Sklavin der Kirche, und die obrigkeitliche Macht ließ sich blos zur Unterstützung und Ausbreitung der festgesetzten Glaubenslehren brauchen. Was eine bloße Gewissenssache war, daraus machte man eine Policeyanstalt. „Dadurch wurden eben „Religionsstreitigkeiten in bürgerliche Unruhen, Be„lehrung in Gewissenszwang, Verträglichkeit in hart„näckigen Haß verwandelt; die Ruhe und Wohl„fahrt der Bürger zerstört, der Staat verwirret und „oft sein Untergang beschleuniget.„ (S. 15.) Durch die Reformation wurden die protestantischen Fürsten wieder frey und fingen an Herren ihres Staats und der darinn befindlichen Kirche zu seyn. — Nachdem sie aber gegen das Uebergewicht des Aberglaubens hin-

länglich gesichert sind, scheinen sie auf die Kirche und die christliche Religion kein besonderes Staatsaugenmerk mehr zu richten, sondern sind zufrieden, daß das Christenthum dem Staate nicht schädlich sey und begnügen sich eine bloße Policeyaufsicht über sie zu führen. Viele Staatsmänner und Regenten sind gegen die christliche Religion so sehr politisch gleichgültig geworden; daß sie sie, wo nicht für ein nothwendiges Uebel, das man dulden müsse, doch für eine unbrauchbare Sache ansehen, die auf das Wohl des gemeinen Wesens keinen Einfluß haben könne. Scheint dieses Urtheil zu kühn zu seyn, so wünscht der V. selbst, es aus der Geschichte widerlegt zu sehen. — Der theoretische Theil des Christenthums, sagt er, sey immerhin kein Augenmerk des Staats, da er nicht unmittelbar auf die Gesellschaft, sondern auf die eigene Beruhigung der Gewissen abzielt und von Unterricht und Ueberzeugung abhängt. Aber die christliche Praxis, wenn man sie nicht auf Mönchsübungen einschränkt, die dem Staate freylich schaden, ist wohl zu den wichtigsten Zwecken beförderlich. Der V. berührt bey dieser Gelegenheit das große Problem, „wie eine gesunde „Politick die moralischen Wirkungen des Christen„thums zu den Endzwecken der bürgerlichen Verfas„sung brauchbar machen könnte„ (S. 27.) und sagt darüber vortrefliche Sachen. — Die christliche Religion macht Eindrücke, welche tugendhafte und gemeinnützige Thaten hervorbringen. Insonderheit kommt sie der Versorgung der Armen, durch die große Triebfeder ihrer Lehren, womit sie die menschliche Seele bey dieser Sache in Thätigkeit und Bewegung setzet, gar sehr zu Hülfe, und die religiöse Erbarmung gegen die Nothleidenden ist ihr eigenthümlicher Vorzug, welches historisch kann erwiesen werden.

2. Diese Versorgung der Armen ist für den Staat höchst wichtig. — Man sollte nur nicht blos dabey auf die Bettler, welche nicht die einzigen und wichtigsten Armen für den Staat sind, Betrachtung nehmen, sondern hauptsächlich den ehrlichen Bürgern beystehen, die gerne arbeiten wollen, aber keine Arbeit haben, sich des Bettelns schämen und eine Menge Kinder weder ernähren noch erziehen können. Aus deren Unterstützung, wenn man sie in Arbeit zu setzen sucht, würde ein wahrer Reichthum für den Staat entstehen. (Schade, daß der V. bey diesem wichtigen Punkte, wo sich immer die größten Schwierigkeiten hervorthun, so kurz abbricht. Wir hätten ihn so gerne noch umständlicher darüber gehört. Das wenige, was er anführt, setzt indessen die Sache in ein augenscheinliches Licht.) Unsere Armenanstalten waren in ihrem Ursprunge mehr Einrichtungen christlicher Mildthätigkeit, als Anordnungen zum besten des Staats.

Daher hat 3. die gewöhnliche Versorgung der Armen wesentliche Mängel, welche ihren politischen Nutzen mehr hindern als befördern. Sie hat Mängel in der Aufsicht, denn 1) es fehlt an richtigen und allgemeinen Grundsätzen, nach welchen die Dürftigkeit und der Grad derselben beurtheilt werden soll. Da ist keiner, der den jedesmaligen Zustand des Armen genau untersucht. 2) Es sind zu wenig Personen, denen diese Aufsicht anvertraut ist. Kein Wunder ist es dann, wenn es auf Einfälle, Gunst, äussern Schein, Eigendünkel, Privatempfehlung oder gar auf die Leidenschaften der Unterbedienten ankommt, wem die öffentlichen Allmosen zu Theil werden. 3) Der Staat kann dabey den Zustand seiner Armen nicht übersehen und er sollte es doch wissen, wie viel Dürftige und von welcher Art in jeder Provinz sind — Das gewöhnliche Armen-

we-

wesen hat auch Mängel in der Verwaltung. 1) Diese ist gemeiniglich zu kostbar. Die großen Waisenhäuser, Findelhäuser, Hospitäler erfordern große Summen zum Bau, zur Aufsicht, zur Regierung, Bedienung u. s. w. 2) Sie ist dem Staate nach dem Maaße ihrer Kosten nicht vortheilhaft. Krankheiten werden da epidemisch, die Wartung ist schlechter als sie der Bürger seinem kranken Knechte giebt, da solche von Lohndienern geschieht. 3) Sie veranlaßt eine Verderbung, wenigstens eine Unfähigkeit zu bürgerlichen Sitten. So hart diese Behauptung scheint, so wahr ist sie, so sehr in der Erfahrung gegründet, bey der bekannten Trägheit und Zuchtlosigkeit derer, die aus öffentlichen Anstalten in die Welt kommen. Würde die Einrichtung getroffen, daß die Kinder Unterricht und Unterhalt in den öffentlichen Anstalten genößen, zugleich aber auch zur Arbeit und zu bürgerlichen Diensten gebraucht werden könnten, so würde das ihren Sitten und ihrem künftigen Geschicke zuträglich seyn. Unsre gewöhnliche Armenpflege hat endlich auch Mängel in der Vertheilung, 1) der Allmosen, von denen die wahren Dürftigen, Kranke, Unvermögende, Gebrechliche, Nahrlose, Hausarme das wenigste bekommen, weil man von dem speciellen Zustande der Armen keine Kenntniß hat. 2) Der Arbeit, womit den Armen vorzüglich geholfen werden muß und für deren proportionirten Zutheilung der Staat sorgen müßte.

4. Diesen Mängeln muß abgeholfen werden, und wie? Dadurch, daß man in Städten und Dörfern eine genauere Aufsicht über den wahren Zustand eines jeden Armen durch mehrere Personen anordnet, die Verwaltung minder kostbar macht, und sowol Allmosen als Arbeit richtiger vertheilt. Hierüber brei-

breitet sich der V. in den folgenden Abschnitten weitläuftiger aus.

5. Die Versorgung der Armen sollte zunächst ein Geschäft der christlichen Gemeinden seyn. Die Religion der Christen macht solche ihren Bekennern zur Pflicht, und hat ihr auch zu allen Zeiten eine feste und dauerhafte Einrichtung gegeben. Die Christen übten Mildthätigkeit durch die Kraft ihrer Lehren, ehe der Staat noch einsahe, wie nützlich ihm die Erhaltung der Armen sey. In den mittleren Zeiten wurden die milden Stiftungen so groß, daß sie dem Staate selbst alle Kraft entzogen. Die Schenkungen dazu wurden in der Folge eine Frucht des Aberglaubens, der aber doch auf den Stamm des Christenthums gepfropft war, und aus ihm Trieb und Richtung zur Mildthätigkeit empfangen hatte. Durch eine kluge Anwendung der christlichen Wohlthätigkeit kann sie immer eine reiche Quelle zur Versorgung der Armen werden.

Es kommt nur 6. darauf an, wie die Armenpflege von den christlichen Gemeinen besorgt werden könnte. Der Plan dazu ist ganz einfach. Jede christliche Gemeine oder Parochie, worinn die Einwohner der Städte und Provinzen getheilt sind, versorgt die zu ihr gehörigen Armen aus ihren eigenen von den Gliedern der Gemeine aus Religionstrieb freywillig zusammengebrachten Wohlthaten. Sie wählt aus ihrem Mittel wohlberüchtigte Männer zu Armenvorstehern, welche von dem Zustande der Armen und ihren eigentlichen Bedürfnissen die genauste Erkundigung einziehen, und nebst ihren Predigern und einer vom Staate dazu ernannten Person die freywilligen Gaben und milden Stiftungen ihrer Glieder heben, verwalten und für jeden die benöthigte Hülfe veranstalten. Der Gemeine wird davon zu

ge-

gewissen Zeiten Rechenschaft gegeben, damit ein jeder wisse, wozu seine Wohlthaten angewendet werden. (Auf einem solchen Fuße stehet die Armenpflege bey den französisch- reformirten Gemeinen in Deutschland, die der V. zum Beyspiele anführt und allemal ein Beweis bleiben werden, was die deutschen Gemeinen thun könnten, wenn sie ihnen nachahmen wollten. Unzählige Bettler fallen einen in manchen großen Städten Deutschlands auf den Straßen an, oder streichen in den Häusern herum, wenn man daselbst von keinem einzigen Armen aus der französischen Kolonie belästiget wird.) Die Obrigkeit jedes Orts und jedes Kirchspiels unterstützet diese Einrichtung, die im Anfange mühsam und mit Schwierigkeiten verknüpft seyn wird, welche sich aber nach und nach heben lassen.

7. Die Vortheile einer solchen Einrichtung werden sehr groß seyn. Der Ertrag der christlichen Wohlthätigkeit wird viel reicher, wenn jeder weis, wo seine Wohlthaten bleiben, die Aufsicht genauer, die Verwaltung wohlfeiler, die Vertheilung der Armenhülfe schneller, unpartheyischer, und den Bedürfnissen eines jeden angemessener. (Bey dieser Gelegenheit thut der V. einen sehr vernünftigen Vorschlag, wegen der armen Jugend, die in Waisenhäusern erzogen wird und sagt „ob es nicht besser gethan sey, wenn die Kinder nichts weiter darinn genößen, als Vormittags den ihnen nöthigen Unterricht und die Mittagskost, für die übrige Zeit aber, sobald sie nur irgend etwas verrichten könnten, mit Bette und Kleidung versehen in bürgerliche Häuser gethan, oder auch ihren Eltern zu Diensten und Handarbeiten überlassen würden, welche ihnen dafür die übrige nöthige Kost und Schlafstelle zu geben schuldig wären.„ Der Nutzen davon in mehr

als

als einer Absicht wird angezeigt.) Dem Staate wird durch solche Armenpflege eine Menge nützlicher Glieder erhalten, die sonst hülflos umkommen; die Dürftigkeit wird gehoben, die Arbeitsamkeit vermehrt, und das Betteln abgeschnitten — Am Schluße dieses Abschnitts giebt der V. aus den Memoires de la Societé Oeconomique de Berne, année 1762. prem. part. von einer Privatarmenanstalt zu Yverdon in der Schweitz Nachricht.

8. Was hat aber der Staat an seinem Theile zu thun? Aufsicht, Anordnung, Rechenschaft, Abzweckung auf das allgemeine Beste und die letzte Hülfe für die Armen gebühret ihm. Er muß die christl. Wohlthätigkeit an sich selbst weder gebieten, noch belohnen; durch jenes wird sie erstickt, durch dieses höret sie auf eine Tugend zu seyn. Die Religion und der Gewissenstrieb, der durch die Prediger rege gemacht ist, muß alles thun. Den Eifer und die Treue der Armenvorsteher hingegen belohnet der Staat durch Standeserhöhungen. Er muß auch nicht milde Stiftungen durch eine Art von Zwang veranlassen, nicht den Armen unmittelbar aus den öffentlichen Fonds etwas reichen, sondern jeden an sein Kirchspiel verweisen, den Kirchspielen aber aus den öffentlichen Kassen schleunige Hülfe leisten, wenn ihre eigene Beyträge zur Versorgung aller Armen nicht hinreichen. Die Versorgung der armen und kranken Soldaten mit ihren Kindern fällt dem Staate aus seinen eigenen Mitteln anheim, da die Glieder des Staats Auflagen zur Erhaltung des Militarstandes entrichten. Das Betteln muß strenge verhindert, und wer arbeiten kann, durch Zwang dazu angehalten werden. Dürftigen Reisenden wird der nöthige Unterhalt eines Tages aus der Armenkasse des Orts, wohin sie kommen, gereicht und Arbeit angebothen, wenn man

wel-

welche hat. Wollen sie nicht arbeiten, so müssen sie weiter gehen, oder als Bettler gestraft werden. Kollektanten müssen ohne sorgfältige Prüfung ihrer Dokumente, und ohne zum einsammeln von der Obrigkeit autorisirt zu seyn, nicht geduldet werden.

Wir haben den V. durchgehends mit seinen eigenen Worten reden lassen und wollen ihn nur noch an sein Versprechen erinnern, die Kräfte der Religion mit den Zwecken des Staats noch in mehreren Gesichtspunkten zu vergleichen, wenn dieser Versuch würde gut aufgenommen werden. Hr. R. wird die Mittheilung der Zweifel und Schwierigkeiten, welche bey der Ausführung seiner Vorschläge entstehen sollten, mit Dank annehmen, und gehörigen Orts, wie wir ihm zutrauen, schon zu nutzen wissen. Unser Wunsch, ist dem seinigen, womit er schließet, gleich: „Sollten „jene gehoben und diese hinweggeräumt werden können: so lenke Gott die Herzen derer, welchen das „Wohl der Staaten anvertrauet ist, sich über ein „zahlreiches Geschlecht ihrer Glieder zu erbarmen, „und ein Geschäft ernstlich zu betreiben, welches den „Vortheil des Staats, die Menschlichkeit und die „Ehre des Christenthums gleich nahe angeht.„

Den Trieb dazu hat ein christlicher Patriot in Frankreich ebenfals bey seinen Landsleuten durch folgende Schrift rege machen wollen:

Gedanken eines Bürgers von den Bedürfnissen, Rechten und Pflichten der wahren Armen — Aus dem Französischen des Herrn Pesselier übersetzt von M. Johann Daniel Heyde, des illustern Gymnas. zu Gera Conrector. Frankfurt und Leipzig 1769. gr. 8. 20 Bog.

Wenn

Wenn die Wahl unserer Uebersetzer allemal auf dergleichen gemeinnützige Schriften der Ausländer fielen, so könnte man ihnen ihre Bemühung verdanken. Wir haben dieses Buch mit innigem Wohlgefallen gelesen. Der Franzose stimmet mit dem Deutschen in der Hauptsache sehr zusammen. Das abgerechnet, was sich in Hrn. P. Gedanken auf die Verfassung der gallikanischen Kirche, auf Lokalumstände in Paris und den Provinzen Frankreichs bezieht, will er die öffentliche Armenpflege mit Hrn. R. auf einen sehr ähnlichen sichern Fuß gesetzt wissen. Der Plan, die Mittel zu dessen Ausführung, die Art der Aufsicht über das Armenwesen, die Verwaltung und Vertheilung der Allmosen nach eines jeden besondern Bedürfnissen, die der eine und der andere vorschlägt, sind im Grunde die nemlichen. Hr. Pesselier breitet sich nur über ein jedwedes viel ausführlicher aus, und geht in dem praktischen Theile seines Buchs so in die besondersten, kleinsten Umstände hinein, daß er zeigt, wie ein jedes am vortheilhaftesten eingerichtet seyn müsse. Alles paßt freylich nicht auf Deutschland und auf protestantische Länder, aber die deutschen Fürsten und ihre Räthe würden doch vieles davon zur bessern Einrichtung der Armenanstalten in ihren Ländern können annehmen und einführen lassen, wenn sie ein Augenmerk darauf richten wollten. Die Freymüthigkeit, mit welcher der V. die Vorurtheile, die stolze Einbildung, diese und jene Fehler in dem Regierungssystem seiner Nation angreift, und ihr manche unangenehme Wahrheiten sagt; das warme Gefühl von Menschenliebe und Patriotismus, mit welchem er sich der Sache der Verlassenen annimmt; das lebhafte Feuer, womit er für die Unterstützung der Elenden in seinem Vaterlande schreibt,

schreibt, erfüllet den gutdenkenden Leser mit inniger Hochachtung gegen diesen würdigen Mann.

Wir wollen nur dieses einzige aus seinem Buche anführen. Er ist eben so, wie Hr. R. gegen die öffentlichen Armen- Waisen- und Fündelhäuser, in welchen bey äußerlicher Pracht innerlich das mitleidswürdigste Elend herrscht. Er will ebenfalls, daß man die Armen bey den Ihrigen in der Stadt oder auf dem Lande, wenn sie welche haben, unterbringe und das nöthige für sie aus den öffentlichen Fonds bezahle, und dringt besonders darauf, daß man schlechterdings alle Fündlinge und Waisenkinder, die dem Staate zur Versorgung und Erziehung anheim fallen, dem Landmanne für Geld in die Kost gebe, damit er sie zum Ackerbau erziehe und tüchtige Bauern aus ihnen mache. Dieses, sagt er, würde das beste Mittel seyn, das platte Land hinreichend zu bevölkern und den Abgang zu ersetzen, den der Bauerstand zum großen Nachtheil des Ackerbaues dadurch leidet, daß alljährlich viel Söhne und Töchter der Bauern in die Stadt gehen, sich da bey Herrschaften in Dienste geben, sich den städtischen Handwerken und Künsten widmen, und sich so nach und nach zu einem höheren Stande empor schwingen. Sorget der Staat nur dafür, daß der Bauer sein Auskommen hat, so ist das keine Grausamkeit und nicht hart, daß man die Waisenkinder durchaus zu dem Stande erzieht, denn die Lebensart des Landmanns hat an sich nichts verächtliches, sondern vielmehr was angenehmes und gutes — In der Zugabe, worinn der V. von den falschen Armen, den verstellten und boshaften handelt, äußert er unsers Erachtens sehr beyfallswürdige Gedanken über die Zuchthäuser. Aus sehr guten Gründen trägt er auch auf die Abschaffung der Landesverweisungen solcher Verbrecher an, welche sich durch

ihre Laster der Ehre und Freyheit eines Bürgers unwürdig gemacht, aber nicht das Leben verwirkt haben. Auch für diese, schlägt er vor, sollen die Strafen so eingerichtet werden, daß sie, wie alle Züchtlinge, wirklich gebessert, und einmal wieder ehrliche und nützliche Glieder für den Staat aus ihnen werden könnten.

Wie sehr möchte man wünschen, wenn gute Schriftsteller ihre Gedanken über heilsame Verbesserungen im gemeinen Wesen dem Publicum eröfnen, daß es unter den Großen und denen, die an der Regierung eines Landes Theil nehmen, Menschenliebende Patrioten genug gäbe, die sie läsen, ihre Vorschläge prüften und mit Eifer, sie auszuführen, beseelet würden. Aber diejenigen, die solche Bücher lesen sollten, weil sie zur Vollstreckung ihres Inhaltes etwas beytragen könnten, lesen sie oft am wenigsten, oder legen, wenn sie sie gelesen haben, kaltblutig aus der Hand und denken: die Sache macht so viel Umstände, man muß das ganze Ding umkehren, es mag lieber beym alten bleiben. Schreibt noch so überzeugend, ihr Reservitze und Pesseliers, gewinnet ihr nicht das Ohr der Großen, und könnt ihr die Häupter des Volks nicht in Thätigkeit setzen, so wird nie was aus euren Vorschlägen, und tausend Dürftige seufzen nach wie vor in ihrem Elende.

B.

III.

D. Karl Friedr. Bahrdts, Versuch eines biblischen Systems der Dogmatick. Gotha und Leipz., 1769. 8. 1 Alph. 2 B.

Ein

Ein biblisches System ist der Wunsch aller redlichen Christen, und einen Versuch dazu mit aufrichtigen Herzen machen, ist an sich schon rühmlich. Auch gegenwärtige Schrift verdienet gelesen zu werden, ob sie gleich sehr übereilt geschrieben und daher Fehler hat. Sie hat doch auch gutes, welches, wenn es nicht ganz neu ist, doch immer verdienet von neuem gesagt zu werden. Der Verf. hat es zum Lehrbuch für seine Zuhörer auf der Universität Erfurt geschrieben, und nach einer Einleitung macht er 4 Theile. Im 1sten handelt er von der Natur der Gottesgelahrtheit und ihrem Erkenntniß-Grunde, im 2ten von Gott und der Dreyeinigkeit, im 3ten von dem großem Werke Gottes, (welches alle Handlungen Gottes in Absicht auf unsre Erde und das menschliche Geschlecht in sich fasset) und den ersten Anstalten dazu; im 4ten von der angefangenen Ausführung des Werkes Gottes durch die Erlösung. Was auf diese folget, die Sendung des H. Geistes, die Regierung und Beschützung der Kirche. Die Wiederkunft Christus zum Gericht, will er in einen noch folgenden 2ten Bande abhandeln.

In der Einleitung sagt er, daß wir uns fälschlich einbilden, die theologischen Wahrheiten aus der Bibel zu haben. Dem studirenden Jüngling, und dem Pöbel (dieser Ausdruck ist zu verächtlich, warum nicht dem gemeinen Mann) ist die Bibel der Katechismus, dem Kandidaten das Kompendium, und nun schwört er auf sein Kompendium in Gedanken, mit den Fingern auf die Symb. Bücher: „Frage hundert Geistliche, warum hältest du dieses für wahr, die Antwort ist, es stehet in den Symb. Büchern. Ja viele „werden, wenn du sagest, in der Bibel stehet es anders, dreist genug seyn, dir zu antworten, das gehöre

„höre hieher nicht. — Die Prediger beruffen sich „ja immer auf die Bibel, ja auf Luthers Uebersetzung u. s. w.„ Hier übereilet der Verf. sich recht sehr, die Uebersetzung Luthers ist mehrentheils richtig, und die mehresten Prediger haben noch so viel von der Grundsprache gelernet, daß sie wenigstens einen Kommentarius brauchen, und die Abweichung der Uebersetzung einsehen können. Aber dies ist der eigentliche Fehler, daß sie und selbst die Kommentarien die Bibel, wenn sie auch noch so richtig übersetzt ist, ausser dem Zusammenhange ansehen, und ihre Lehren nicht aus der Bibel nehmen, sondern sie in dieselbe hineintragen. Was kann da Luther und seine Uebersetzung dafür?

Ferner verwirft der V. mit einem sehr hoher Ton alle bisherige Kompendien. Die Klage die er führt, daß sie mit den eigentlichen und biblischen Sätzen, menschliche Meinungen vermenget, und unschickliche Beweissprüche anführen, ist zwar richtig, aber gar nicht neu: und verschiedene verehrungswürdige Gottesgelehrte haben an eine nöthige Ausmusterung schon die Hand glücklich angelegt. Wenn aber der V. die Terminologie aus den Kompendien ganz verbannet wissen will, da irret er. Die Lehrbücher in Dorf- und Stadtschulen müssen popular, das ist, ohne Kunstwörter geschrieben seyn. Diese populare Erkenntniß bringet der Jüngling auf die Akademie nebst den Grundsprachen mit. Er setzt dieselben fort, übt seinen Verstand durch Mathematick und Philosophie, und höret nun auf gelehrte Art die Theologie, und also auch die Terminologie. Daß er, wie der V. meynet, erst eine populare und denn eine gelehrte Theologie höre, wäre eine doppelte und unnöthige Arbeit.

Von den Symb. Büchern sagt der V. viel Gutes. Er räth einen Auszug der Grundwahrheiten zu machen und auf diese allein schwören zu lassen, die S. Bücher

Bücher selbst, aber als Glaubensbekenntnisse beyzubehalten. Der Anschlag wäre gut, wenn man sich nur verglichen hätte, was Grundwahrheiten wären. Der Verf. hat bey den symbolischen Büchern immer die ganze Sammlung des Concordienbuchs im Kopf, daher kann er den Einwurf nicht beantworten, daß wir beym Abweichen von den S. Büchern die Vorrechte des Westph. Friedens verlieren würden. Der Religionsfriede ist blos auf das Augspurg. Glaubens-Bekenntniß gemacht, und alle nachmals hinzugefügte Schriften verbinden uns nicht. Durch den Westph. Frieden ist die Freyheit im Denken noch mehr erweitert, da die Reformirten mit in denselben eingeschlossen sind. Und was würden uns bey überwiegender Macht der Papisten alle Friedensschlüsse helfen, da ihr fester Satz ist: haereticis non est servanda fides? Wie viel betrübte Exempel geben uns nicht die Geschichte? Unsere wahre Sicherheit ist die göttliche Vorsorge, die Luthern schützte, und die Wahrheit schützen wird. Zu den Fundamental-Lehren erfordert der V. 1) sie müssen zum Zweck der Religion so gehören, daß ihr Gegensatz diesen Zweck aufhebet, oder Gott muß sie deutlich offenbaret und die Verbindlichkeit dazu angezeigt haben. 2) Sie müssen bey dem geringsten Maaß der Fähigkeit und der Hülfsmittel erkannt werden können. Nach diesen Gründen erklärt er nicht fundamental diese Sätze: daß Christus divinitatem numero eandem mit dem Vater habe, daß die Worte der Bibel inspirirt sind, daß das allgemeine Verderben ohne unsre Schuld von Geburt auf uns liege, daß der Mensch in einer habituellen Gerechtigkeit erschaffen worden, daß Gott keinen Menschen als durch den Glauben selig machen könne und wolle, daß Leib und Blut Christi der Substanz nach im Abendmahl gegenwärtig sey.

In dem ersten Theil hat der V. viel von der Religion überhaupt. Er übereilet sich aber wenn er die Mahomedaner unter die Anhänger der natürlichen Religion rechnet. Sie haben ja eine Offenbahrung, und hängen so blind daran, daß sie nicht einmal eine Untersuchung des Korans leiden, welche wir bey der Bibel niemanden verwehren. Er setzt drey herrschende Partheyen unter den Christen, ohne sie zu nennen. In Deutschland verstehet man die drey berechtigte Confeßionen. Wo bleiben denn aber die Griechen? Nimmt er vielleicht die Protestanten zusammen, so hätte er sie wohl nennen müssen.

Die beste Religion ist dem Verfasser 1) die die meiste Toleranz übt, 2) den strengesten Gehorsam gegen die Offenbahrung beweiset, 3) den Geistlichen am wenigsten übertriebene Gewalt lässet. (Aber was ist übertrieben?) 4) welche im Gottesdienste die meiste Uebereinstimmung mit der Vernunft zeiget, 5) welche durch ihre Grundsätze die Tugend und Gemüthsruhe am stärksten befördert. Unter allen, sagt er, ist eine die beste, obgleich nicht nothwendig eine die allein wahre seyn muß.

Im 2ten Theil beweiset er vornemlich die Persönlichkeit des H. Geistes, weil die Person des Vaters und Sohns von selbst deutlich sind. Beym Beweis der Gottheit des Sohns, dringet er sehr auf die Zeugung. Er sagt: die Schrift muß mit diesem Ausdruck doch irgend einen Begriff bezeichnen, der mit der Zeugung einige Aehnlichkeit hat, sie sey so entfernt als sie wolle, und so folge der Schluß, daß der Sohn und der Vater homogene Wesen seyn müssen. Die Gottheit des H. Geistes beweiset er vornemlich aus seinem Amt, weil seiner Regierung die Seelen der Menschen unterworfen sind, er die Kenntniß aller Herzen haben, und in allen zugleich wirksam seyn müsse.

Er

Er erkennet also alle 3. Personen für Gott, aber dem Vater giebt er einen Vorzug, weil er allein die Agenesie hat.

Im 3ten Theil setzt der Verf. zur Hauptabsicht aller göttlichen Werke auf unsrer Erde die Verherrlichung seines Namens durch die Erstaunungswürdigste Denkmale seiner erbarmenden Liebe. Gott habe Menschen schaffen wollen, die gerecht und glücklich wären und blieben, und habe alles gethan, ihren Fall zu verhüten, es sey ihm aber ein Strich durch sein schönes Projekt gemacht, daher er zu Herstellung seines Plans den Mittler zu senden beschlossen: dieses ist nach der Meynung des V. nicht würdig von Gott gedacht. Er sagt: „Gott wollte eine Welt haben, „in welcher die Größe seiner erbarmenden Liebe „offenbar würde, so mußten die Bewohner derselben „keine erhabene, mächtige, und in den wirklichen „Genuß der Seligkeit versetzte Menschen seyn. Nein? „Schwache, elende und moralisch- dürftige Geschöpfe „sind das Objekt einer erbarmenden Liebe, und der „Heyland war vom Anfang in den Plan Gottes.

„Der Mensch kam in Unschuld aus den Händen „seines Schöpfers. Sein Verstand dachte noch nicht „den Begriff der Sünde, so daß auch sein Herz eine „aktuelle Neigung dazu nicht empfinden konnte. Die „Unschuld, die mit der Unschuld eines Kindes zu ver„gleichen ist, war keine Heiligkeit und Gerechtigkeit „nach dem Schriftgebrauch des N. T. welches dar„unter einen Gemüthszustand verstehet. — Diese „Unschuld kann das moralische Ebenbild Gottes ge„nennet werden, so wie die vernünftige Seele das „physikalische heissen mag — Allein es ist nicht ge„nung, den Menschen als ein Gott ähnliches Ge„schöpfe zu betrachten: man muß, wenn seine Ge„schichte kein unerklärbares Rätzel seyn soll, auch

„ seine schwache Seite kennen lernen — Seine Ein„sichten waren sehr eingeschränkt, sein Herz durch „seine Unschuld sehr zart und weich, daß äusserliche „Eindrücke sehr stark auf dasselbe wirken konnten. — „Er hatte eine Art von Freyheit zwischen Gutem und „Bösem, welche machte, daß bey jeder Wahl wegen „des Gleichgewichts, das diese Freyheit involvirte, „eine gewisse Anstrengung des Geistes erfordert wurde, „um dem Guten das Uebergewichte zu verschaffen.„

Freylich wird auf diese Art der Fall des ersten Menschen möglich. Bey der gewöhnlichen Idee von dem großen Verstande und der Heiligkeit desselben bleibt es allemal unbegreiflich, daß er bey der ersten und so schwachen Versuchung gefallen sey, die jetzt ein nur etwas gesetztes Gemüth sehr leicht aushalten und besiegen würde.

Da der V. das göttliche Ebenbild in der vernünftigen Seele setzet, so ist solches auch nicht verlohren. Er führt an 1 Mos. IX, 6. und Jac. III, 9. da das göttliche Ebenbild noch nach dem Fall dem Menschen beygelegt wird. Es ist dieses allerdings merkwürdig, zumal da in den angeführten Stellen, das göttliche Ebenb. als eine Ursache der jetzt noch dem Menschen schuldigen Hochachtung, angeführet wird, welcher Schluß nicht richtig wäre, wenn das Ebenbild schon so lange verlohren gewesen. Der Verf. sagt, ein Kind wird noch jetzt in Unschuld gebohren, doch gestehet er zu, daß die Kräfte der Seelen nach dem Fall verringert worden. Vorher sey Gleichgewicht zwischen Gutem und Bösem gewesen, nun sey ein Hang zum Bösen von der Geburt an vorhanden, das Böse habe das Uebergewicht. Wir wünschten, daß der Verfasser über die Art, wie die Kräfte der Seelen nach seiner Hypothese verringert worden, sich deutlicher erkläret hätte. Es würde sich mit dieser Hypothese

these auch besser schicken, wenn er die Worte: Adam zeugete einen Sohn, der seinem Bilde ähnlich war, nicht von dem natürlichen Verderben, sondern schlechtweg so erkläret: er zeugete seines gleichen, nemlich einen Menschen. Da der Verfasser den Baum des Lebens als einen Baum erkläret, der das Leben verlängert, und das mit Recht: so würde der verbotene Baum ein solcher seyn, dessen Frucht den Körper schädlich gewesen, und seinen Tod befördert. Adam konnte das nicht wissen, die Treue Gottes erforderte es, ihm solches anzuzeigen: welches Tages du davon issest, wirst du dir den Tod zuziehen. So hätte der V. nicht nöthig gehabt, bey der gewöhnlichen Idee des Probegesetzes zu bleiben, welche auch nicht biblisch ist, und mit welcher sehr viele Schwierigkeiten und Einwürfe wegfallen. Wir werden nur noch etwas aus dem 4ten Theile anführen. Er urtheilet biblisch von dem versöhnenden Leiden des Erlösers, aber sollte der thuende Gehorsam wohl mit zu dem verdienstlichen gehören? da der Versöhner heilig war, so konnte er nicht anders als dem Willen Gottes gemäß leben.

Der V. erkennet nur ein Amt Christi, und verwirft mit Recht die gewöhnliche Eintheilung in das Hohepriesterliche, Proph. und Königl. Amt. Er führt des D. Ernesti letztes Programma an, daß die Pflicht des Dogmatickers nicht sey, die Bilder der Bibel auszumahlen, sondern zu erklären, schön geurtheilet! Wenn wir die Bilder ausmahlen wollten, wie viel Aemter würde der Erlöser bekommen, die alle ein gleiches Recht einer besondern Abhandlung fordern würden? Da würden wir nicht drey Aemter sondern viel mehr haben, das Hirtenamt, das Lammesamt, das Engelsamt, das Weinstocksamt u. s. f. Aber warum behält der V. die gewöhnliche Eintheilung selbst, und handelt von den drey Aemtern besonders? Er

antwortet, weil der gemeine Mann daran gewohnet ist, und meine Lehrlinge zum Unterricht des gemeinen Mannes vorbereitet werden sollen. Aber eben deswegen hätte der V. es am wenigsten thun sollen. Der gemeine Mann ist eben derjenige, um deswillen man deutlich seyn soll. Und wie deutlich ist ihm alles, wenn ich in eigentlichen Worten mit ihm von der Erlösung Christi rede. Will ich sie mit einem Gleichnisse erläutern, so nehme ich eines, das von selbst verständlich ist. Aber Paulus hat doch so viel von dem Hohenpriester-Amt Christi? An wen schrieb Paulus? An die Ebräer, an Leute, deren ganze Religions-Erkenntniß Priester und Opfer waren. Der weise Apostel, der allen alles wurde, richtete in seinem Vortrage sich nach seinen Zuhörern. Er mahlete in Bildern, an die sich diese gewöhnet hatten. Aber unsere Bürger, Bauern, Schulkinder! Können wir die wie Ebräer tractiren? Kennen sie die Bilder, nach welchen Paulus mahlt? Es ist wirklich zu bewundern, daß zu unsern Zeiten, da man solchen Eifer in Unterrichtung der Jugend zeiget, man noch immer die dunklen Vorstellungs-Arten auch in den Lehrbüchern für die Jugend beybehält. Aber so gehts. Man hat einmal, solche Lehrbücher, aus den Dogmaticken abstrahirt, und abstrahirt sie noch. Daher kommen nicht nur ganz unnöthige Materien darinn vor, sondern auch dunkele Arten des Vortrags. In einem neuen und angerühmten Lehrbuche für Landschulen wird weitläuftig von den Aemtern Christi und sonderlich dem Hohenpriesterlichen gehandelt, und wenn man nun zu der Hauptfrage kommt, was die Erwerbung des Heils sey? so findet man nichts. Die ganze Materie ist unter dem hohenpriesterlichen Amt Christi vorher weggenommen. Erst sollte man die Erlösung deutlich erklären, dann könnte man zum Verstande

der

der Bibel sagen, daß der Erlöser in verschiedenen Absichten verglichen würde, mit einem Hirten, Könige, Weinstock, Engel, sonderlich mit einem Hohenpriester und Opfer u. s. w. weil die Opfer und der Hohepriester wirkliche Vorbilder von ihm gewesen. Der Verfasser verwirft also mit größtem Recht die Eintheilung des Amts Christi in die drey Aemter, aber er wird ein noch grösser Verdienst haben: wenn er gleich Anfangs seine Lehrlinge gewöhnet, in ihren künftigen Predigten und Katechisationen, diese Eintheilung zu verhüten. Wir erwarten von den guten Einsichten des V. daß er bey einer künftigen Umarbeitung seines Werks alle Fehler der Uebereilung von selbst verbessern werde.

Bl.

IV.

Laute Wünsche des stummen Patrioten. Ein Fragment. Nürnberg 1769. 8. 86 Seiten.

Der völlige Titel dieser Schrift heist: Laute Wünsche des stummen Patrioten in Absicht auf den gegenwärtigen Zustand der Theologie in einem Sendschreiben an meine Zuhörer. Sehr pathetisch hebt der Patriot mit den Worten Jerem. 2. 12. u. s. f. seine Klage an, daß die Christen und Theologen aller Zeiten auch noch im 18ten Jahrhundert die lebendige Quelle des göttlichen Worts verlassen, und sich in Menschensatzungen hie und da löcherichte Brunnen, die kein Wasser geben, ausgehauen haben. Ihm scheint insonderheit der gegenwärtige Zustand der Theologie und des Christenthums sehr bedenklich zu seyn, da man befürchten muß, daß

ent-

entweder die Barbarey von neuem einreissen, oder daß der Socinismus vermengt mit dem gröbsten Deismus binnen einen halben Jahrhundert, in den protestantischen Staaten die herrschende Religion seyn werde. Diesen Ausspruch, (wobey wir nicht einsehen, was der gröbste Deismus seyn soll, noch wie der gröbste Deismus mit den Socinismus vereinigt seyn könne) sucht der Verfasser zu beweisen, in dem Beweise aber setzt er statt des Socinismus den Indifferentismus; vermuthlich glaubt er beyde mit einander verwechseln zu dürfen, weil seiner Meynung nach, der erste ein leiblicher Bruder des andern ist. Zugleich bemühet er sich zu zeigen, daß die Art, wie auf Universitäten studirt wird, obgleich nicht allein, aber doch sehr hieran schuld ist — Hier will er auch den Anfang der Verbesserung gemacht wissen. Man soll die Theologie auf eine ganz andre Art, als bisher geschehen, studieren, die Systeme und Compendien an die Seite werfen, Philologie und Humaniora und alles was zur richtigen Auslegung der Schrift dienet, studiren — der Philosophie erwähnet der Verf. nicht, vielleicht hält er sie entbehrlich oder rechnet sie auch zur Philologie — Das Christenthum soll allein aus der Bibel gelernet, und höchstens ein kleines biblisches System, rein von allen menschlichen Zusätzen, gebraucht werden. So soll nemlich der Theologe, als Christ betrachtet, die Religion studiren, und so kann er in der Theorie und Praxis ein reiner, wahrer Christ seyn, ohne sich zu einer von den herrschenden Partheyen zu bekennen. Allein da nun doch auch der Theologe ein Lutheraner ist; so soll er, nachdem er etwa drey Jahr als Christ die Religion aus der Bibel gelernet hat, noch ein Jahr oder halb Jahr, die Compendien und symbolischen Bücher studiren; hauptsächlich, damit er wisse, dereinst im Consistorio zu antworten, und den

Re-

Religionseyd, den die Lutherische Kirche zur Versicherung, daß er bey ihrer Lehre bleiben wolle, von ihm zu fordern berechtigt ist, mit Verstand schwören könne — das Studium des Lutherischen Lehrbegriffs muß aber immer nur eine Nebensache und dem Hauptzweck untergeordnet bleiben, um so vielmehr, da unsre Compendien und Systeme so schlecht sind, und so viele Fehler haben, die der Verf. unter sechs Abtheilungen bringt. „Und die symbolischen Bücher! „ach die lieben Bücher! sagt der V. ich bin ihnen „herzlich gut, wenn sie nur nicht so entsetzlich groß „wären. Man muß ein halb Jahr lesen, ehe man „sie durchlieset, und wenn man sie durchgelesen hat, „was hat man? Nichts als einen Begriff von dem, „was unsre Reformatores für wahr hielten — Und „was für unvollständige Begriffe, was für unrichtige Schrifterklärungen, was für ganz verwerfliche „Bestimmungen so mancher Lehrsätze, was für chronologische und historische Fragen finde ich nicht in „diesen Büchern? — nothwendig muß der Student „sich erst alles sagen lassen, was in diesen Büchern „falsch oder wahr ist, und worauf er eigentlich schwöret.„ — Dies, denken wir, wird man ihm, nachdem er seine Theologie erst aus der Bibel gelernt hat, nicht erst sagen dürfen, ohne Umstände wird er das sogleich für falsch erklären, was mit den aus der Bibel gefaßten Begriffen nicht übereinstimmt. Aber desto unvorsichtiger würde es seyn, wenn der angehende Lehrer den Religionseyd nicht nur mit Verstand, sondern auch mit Wahrheit schwören soll, vorläufig ihm eine Theologie aus der Schrift zu lehren, die in so manchen Stücken von der Theologie der symbolischen Bücher abweichet. — Doch der V. siehet dies selbst ein, denn er fähret fort: „Dies ist nun desto kützlicher, weil wir uns nicht per quatenus sondern

per

„per quin unterschreiben müssen. Wie, verdienet dies
„keine Klagen? (allerdings und gewiß noch viel ernstli-
„chere Klagen als der V. geführet hat)„ könnten wir
„nicht in unsern aufgeklärten Zeiten aus diesen Bü-
„chern einen Auszug machen, und das Bekenntniß
„der evangelischen Kirche in wenig Bogen mit deutli-
„chen und bestimmten Ausdrücken zusammenfassen?
„Könnten wir nicht unsre jungen Leute von dem com-
„pendiarischen Joche befreyen, sie unmittelbar auf
„ihren Hauptzweck führen und sie allein mit der Bi-
„bel und einem kleinen biblischen System bekannt
„machen?„

Dies ist der Inhalt dieser Schrift, die viel wahres enthält, worinn aber manches übertrieben, vieles nicht deutlich und fest genug bestimmt ist, und worinn es daher an widersprechenden Aeusserungen, und an unthunlichen, nicht reiflich genug überdachten Vorschlägen nicht fehlet. — Am wenigsten gefällt uns die Schreibart. Sie sollte ernsthaft seyn, und so fängt sie auch wirklich an. Allein der V. weiß sich in dem ernsthaften anständigen Tone, womit er seine Klagen anhebt, nicht zu erhalten. Er wird satyrisch, komisch und gar poßierlich. Diese Abwechselung macht einen sehr widrigen Eindruck, und verräth einen Leichtsinn, der den ernstlichen und oft gegründeten Vorstellungen viel von ihrem Gewichte und Nachdruck benimmt. Eine Entschuldigung der untergemischten Schwänke kann es wohl nicht seyn, daß der Verf. wie es scheinet, ein angehender Lehrer an Studenten schreibt, denn auch ein junger Professor sollte, wenn er sich über eine so wichtige Angelegenheit mit seinen Zuhörern unterhält, sich billig der gewöhnlichen anlockenden Universitäts-Scherze schämen.

Kl.

V.

V.

Adversaria medico practica. Voluminis I. Pars I. Lipsiae apud Haeredes Weidmanni et Reich, 1769. 12 Bogen in gros 8. mit einer Kupfertafel.

Der verdiente Herr Professor Ludwig macht hiermit den Anfang, zum Nutzen seiner Schüler, wie er bescheiden sagt, und vielleicht zu noch größerm Nutzen vieler Aerzte, die seines mündlichen Unterrichts entbehren müssen, einige von ihm selbst, und andern ausgearbeitete praktische Aufsätze herauszugeben, welche zum Theil schon zerstreut gedruckt, hier aber vom neuen übersehen, theils bisher nur schriftlich verfaßt worden sind. Aus der in der Vorrede beschriebenen Anlage, kann man sich von diesem Werke allerdings einen sehr ausgebreiteten Nutzen versprechen. Der gegenwärtige erste Theil enthält acht interessante Aufsätze. Im ersten wird das faulende Fieber beschrieben, welches vom Herbste 1757, bis ins Frühjahr 1758, zu Leipzig heftig gewütet und viel Menschen getödtet hat. Es war mit Flecken vergesellschaftet und oft zugleich sehr bösartig. Ohne dem Verfasser in der ganzen pathologischen und praktischen Erörterung dieser Krankheit, die besonders angehenden Prakticis lesenswürdig und lehrreich ist, zu folgen, wollen wir nur einige Stellen auszeichnen, die uns besonders merkwürdig geschienen haben. S. 23. in der Anmerkung, haben die Herrn Hein und Bose schon zuvor, ehe dies faulende Fieber gemein wurde, ein leichtes graßirendes Fleckfieber, mit bitterm Munde, beschwerlichem Schlucken und Magendrücken, bemerkt, das mit gelinden Laxiermit-

mitteln, Säuren und einer vegetabilischen Diät curirt wurde. Diese Flecken scheinen unter diejenige Art des hitzigen Ausschlags zu gehören, von welchem schon von jeher die Aerzte beobachtet haben, daß er blos von fäuligen Materien, die sich im Magen aufhalten, herrühre, und wovon auch der Herr van Swieten eigene Erfahrungen gehabt zu haben versichert. Man kann nicht vom Fleckfieber schlechterdings auf eine Fäulniß der umlaufenden Säfte schließen; ja es sind dem Recensenten noch im verwichenen Jahre Fälle vorgekommen, wo Personen von schlechter Verdauung, an verschiedenen Theilen des Leibes mit förmlichen Flecken bedeckt waren, die viele Tage stunden, ohne dabey ein merkliches Fieber auszustehen, oder ihre Geschäfte hintansetzen zu müssen. Am allerwenigsten gilt der Schluß von den Flecken, besonders wenn sie nur hie und da erscheinen, auf die Bösartigkeit eines faulenden Fiebers, wovon der Verfasser ebenfalls S. 35. einige Anmerkungen mittheilt, die vielleicht noch itzt vielen, die diese Begriffe verwirren, nützlich seyn werden. Er hält es für wahrscheinlich, S. 36. daß, durch Berührung, zuweilen das Gift der Flecken nur allein die Haut anstecken, und darinn ähnliche Flecken hervorbringen könne, die bey zeitig gebrauchter Vorsicht nicht tiefer eindringen, und das Blut unvergiftet lassen, worinn wir ihm beypflichten. Ueberhaupt wird S. 40. mit Recht erinnert, daß man bey der Beurtheilung des Ausschlags mehr auf die übrige Beschaffenheit der Krankheit und der Person, als auf die Art desselben sehen sollte. S. 44. wird angemerkt, daß die Zuckungen, die convulsivischen Bewegungen, das Zahnknirschen und Hüpfen der Sehnen, welche Zufälle bey diesem Fieber gewöhnlich waren, vor andern bey hypochondrischen Personen gemeiner, heftiger und ominöser gewesen sind. S. 52.

ist

ist die Anmerkung wichtig und wahr, daß man aus den Zeichen des Brandes in den Leichnamen nicht auf eine vorhergegangene wahre Entzündung schließen, und sich dadurch verleiten lassen müsse, solchen Kranken, wenn sonst kein andrer Grund dazu vorhanden wäre, die Ader zu öfnen. Bey einer Fäulniß des Bluts, es sey in faulenden Fiebern, oder im faulen Scorbute, ja man kann noch hinzusetzen, bey einem gewissen Verderben des Nervensafts, oder der Nerven selbst, wie in den bösartigen Fiebern, kann allerdings, ohne vorhergegangene wahre Entzündung, die das Aderlassen erfodette, nicht nur ein allgemeiner, sondern auch ein besondrer Brand in manchen Eingeweiden entstehen, der eine ganz andre Cur, als die Entzündungen, erfodert. Im siebenten Aufsatze S. 188. wird dieselbe Anmerkung wiederholt. So nützlich die Brechmittel im Anfange dieses faulenden Fiebers bey der Bitterkeit des Mundes und da die Ansteckung noch nicht im Blute sich festgesetzt hatte, waren, so schädlich waren sie, nach S. 54. im letztern Falle, zum Beweise, daß das Gift durch die Verdauungscanäle erst nach und nach ins Blut gegangen, und die Brechmittel im faulen Fieber wirklich mehr durch die Austreibung der Fäulniß aus dem Magen und Gedärmen, als, durch ihre Wirkung in die Nerven, wider das faulende Geblüt und die Bösartigkeit nützlich sind, obgleich viele das Gegentheil glauben, die die heroischen Mittel zu sehr lieben. Natürlich schwache und weichliche Kranke vertragen überhaupt in faulenden Krankheiten die Brechmittel so wenig, daß ihre Nerven davon weit mehr geschwächt, als gestärkt werden. Selbst die Blasenpflaster von spanischen Fliegen haben nur bey starken, nicht aber bey schwächlichen, saftreichen, weichlichen Leuten, einen nützlichen Reitz der Nerven hervorgebracht, und die

Sensumschläge haben, nach S. 60. bey letztern gleichwol auch nichts gefruchtet. Den Campher hat Herr L. S. 63. nur zu sehr wenigen Granen, zur Nervenstärkung, gegeben, weil er dessen resolvirende Kraft hier für unnütz gehalten. Es ist aber gewiß, daß er im bösartigen Fieber, ob es gleich faulend ist, in grosser Menge, ohne Furcht vor nachtheiligen Folgen, gegeben werden könne, wie wir aus vielen Erfahrungen gewiß wissen, und Hr. L. auch selbst von andern, nach S. 64. gewußt hat. Er fürchtet auch den Gebrauch der flüchtigen alcalinischen Arzneyen S. 65: doch hat er den Liquorem C. C. succinatum, nicht ohne Nutzen verordnet. Den Gebrauch der Säuren, es sey Eßig, vorzüglich Camphereßig, Citronsaft, oder irgend eine mineralische Säure, hält er S. 67. 68. im Anfange der Krankheit und bey robusten Leuten für weit nützlicher, als in der Entwickelung der Krankheit und bey schwachen Personen. Er klagt, daß davon der Magen verdorben, Magendrücken erreget und die Zähne angegriffen werden. Diese Uebel liessen sich übersehen, wenn nur sonst der Gebrauch der Säuren wider die Fäulniß das leistete, was so viele davon versprechen, und Herr L. bey dieser Epidemie nicht gefunden hat.

Im zweyten Aufsatze beschreibt Herr Greding seine Versuche mit dem Bilsenkrautextrakte an 40. theils melancholischen, theils rasenden, theils epileptischen Personen, woraus das zwar bestätigt wird, S. 116. was schon Herr Störk auch beobachtet, daß dieses Extrakt, wider die Art andrer narcotischer Arzneyen, purgiere, und den Urin befördere, woraus allerdings zu schliessen ist, daß es, wie der Toback, ein nicht blos narcotisches, sondern auch zugleich ein scharfes Gift sey: übrigens aber erhellet, daß die von Herrn Störk gerühmte Kraft dieser Arzney wider

ob-

obbesagte Krankheiten, in keinem Falle sich so wirksam bewiesen, als man es hätte vermuthen sollen. Den Gebrauch dieses Mittels wider Schwindel, Kopfweh und Bluthusten widerräth Herr G. S. 114. 117. redlich und mit Recht, ungeachtet der problematischen Succeße des Herrn Störks.

Der dritte Aufsatz: Responsum, principis jussu super variolarum insitione, a facultate medica Lipsiensi datum, mense Junio 1761, ist zu seiner Absicht zwar hinlänglich, hier aber unbeträchtlich; in so fern über diese Sache weit ausführlichere Untersuchungen in aller Aerzte Händen sind.

Der vierte Aufsatz beschreibt die Zerreissung des rechten Herzohres vom Schlage eines Pferdes an die Brust, welche schon der Hamburgische Arzt, Herr D. Dieterich Mumsen in seiner Inauguralschrift de corde rupto, 1764, nebst einer saubern Zeichnung, welche auch hier beygefügt ist, bekannt gemacht, und mit mehr Zeugnissen von dergleichen Rissen, welche hier noch durch ein paar neuere ergänzt werden, bestätigt hat. Der Aufsatz ist sorgfältig gemacht, und lesenswürdig.

Der fünfte Aufsatz, de ratione Venae sectionis in haemoptoicis hat uns besonders gefallen, und verdient von jungen Aerzten wohl studiert zu werden. Durch eine scharfe, obwohl in manchen Fällen sehr schwere Unterscheidung des wahren Zustandes des Kranken und der Ursache seines Bluthustens, wird der Arzt allein in Stand gesetzt, zu urtheilen, ob überhaupt, und insbesondre das wiederholte Aderlassen, bey diesem Zufalle dienlich, wenigstens zuläßig, oder schädlich sey. Die Sache ist hier so deutlich gemacht, und der ganze Werth des Aufsatzes beruht hierauf so sehr, daß man keinen Auszug davon geben muß, um ihn nicht zu schwächen. S. 147. wird beyläufig mit

D 2 Recht

Recht erinnert, daß keinesweges allezeit eine Entzündung dazu nöthig sey, wenn die Lunge mit der Pleura verwachsen soll. Bey den gründlichen und deutlichen Regeln S. 156. u. f. fällt jedem natürlich der Wunsch ein, daß die Deutlichkeit in der Theorie, die man in dieser Sache geben kann, auch diejenige Fähigkeit der Beurtheilungskraft mit sich führen möchte, die dazu erfodert wird, sie in einzelnen Fällen richtig anzuwenden, die aber leider! nur ein Werk des seltnen Genies und nicht des Unterrichts ist.

Im sechsten Aufsatze de ratione Venae sectionis in vomitu cruento laborantibus, sind einige Fälle von einem bis zur fast tödtlichen Ohnmacht übermäßigem und dennoch aufs dauerhafteste curirtem Blutbrechen, S. 171. wie auch, von gewissen mitausgebrochenen häutigen Blutbeuteln, S. 173. das merkwürdigste. Die Blutstürzungen durch den Magen haben oft, ob sie gleich alles Maaß überschreiten, nachdem sie überstanden sind, keine nachtheilige Folgen für die künftige Gesundheit, wovon uns verschiedene glückliche Fälle von der Art, wie S. 170. erzählt worden, bekannt sind. Daß man nach dem Blutbrechen die Gedärme durch Clystiere, und nicht so wohl durch verschluckte Abführungen, reinigen, und, dergleichen Erbrechen, wenn es von unglücklich gewendeten Hämorrhoidalbewegungen herrührt, besser durch Oefnung der güldenen Adern, als durch das eigentliche Aderlassen curirt werden, S. 177. ingleichen, daß überhaupt, bey heftigen Blutstürzungen, das Blutlassen in der Absicht klüglich zu mäßigen sey, um nicht, durch den allzugroßen Blutverlust, die Kräfte der Natur zu dem so nöthigen Eiterungsfieber schädlich zu schwächen, S. 166. alles dieses sind weise Verordnungen eines erfahrnen und gründlich denkenden Arztes, die viele Praktici wohl erwägen möchten.

Der

Der siebente Aufsatz de stasi sanguinis in venis inflammationem mentiente setzt zum Voraus, daß eine wahre Entzündung jederzeit in der Hemmung des Umlaufs und Stockung des Blutes in den kleinsten Pulsadern bestehe. Wenn nun in faulenden Krankheiten die Säfte so sehr aufgelöst werden, daß sie zwar in den kleinsten Pulsadern nicht stocken, sondern von der Kraft des Pulses in die Blutadern getrieben werden, gleichwol aber, wegen der Schwäche der letztern, in ihnen sich häuffen, und sie auftreiben, so ist dieses die falsche Entzündung, wovon hier geredet wird, und die man in den Leichnamen der an faulenden Säften Verstorbenen häufig findet, woher einige den falschen Schluß, dessen schon oben, beym ersten Aufsatze erwähnt worden, gemacht haben, daß man dergleichen Kranken, um der innern Entzündung und des Brandes willen, die Adern öfnen sollte. Wie aber, wenn uns der Herr v. Haller versichert, daß der Sitz der meisten wahren Entzündungen nicht in den Endungen der Pulsadern, sondern in den Blutadern und im Zellgewebe sey? Hätte diese bekannte Lehre des Herrn v. Hallers hier, als an ihrem rechten Orte, nicht mit in Betrachtung gezogen werden sollen?

Der achte Aufsatz enthält endlich Meletemata de putredine animali et morbis putridis, die des Nachdenkens der Aerzte würdig sind. Der S. 190. bemerkte Uebergang der faulenden Materien aus den Gedärmen ins Blut, und rückwärts, und die ursprüngliche zuweilen schnelle Erzeugung derselben in jeden von beyden, zeigt uns eine ganze Anzahl faulender Krankheiten, von so verschiedenem Ursprunge, daß man die eigentlichen Hülfsmittel und Curarten für jede nicht eher richtig wird vestsetzen können, als bis man auf diesen verschiedenen Ursprung genauer

achtet. Ueber die S. 191. berührte Verwandelung der gutartigen und nicht fäuligen cacochymischen Krankheiten in bösartige und faulende, und über ihre wahren Unterscheidungszeichen, wünschten wir von einem so guten Schriftsteller selbst ausführlichere Gedanken zu lesen, welche gewiß nicht ohne wahren Nutzen seyn würden.

B.

VI.

Unterricht für die Officiers, die sich zu Feld-Ingenieurs bilden, oder doch den Feldzügen mit Nutzen beywohnen wollen u. s. w. v. Johann Gottlieb Tielke, Churfürstl. Sächs. Artillerie-Hauptmann. Dresden und Leipz., in Verlag Joh. Nicolaus Gerlach W. und Sohn, 1769. gr. 8.

Buch und Titel stimmen überein. In dem ersten Theil ist alles der Materie nach gut geordnet, und die Hauptstücke auch in ihrer Ausarbeitung selbst nicht zu tadeln. Der 2te Theil ist dem angehenden Feld-Ingenieur besonders zu empfehlen, er wird in diesem alles in deutlicher Kürze beysammen finden, was zu dieser Wissenschaft gehöret. Fleiß und Einsicht des V. und seiner guten Freunde zeichnen sich in demselben besonders aus. In der Vorrede sagt der V.: daß er niemalen Gelegenheit gehabt, Hauptüberschwemmungen machen zu lassen, und schreibt dahero das, was in dem Buche davon gesagt wird, der Hülfe des Hauptmann F. zu, imgleichen stattet er seinen guten Freunden, die durch ihre Erinnerungen das Buch haben verbessern helfen,

Dank

Dank ab. Diese Offenherzigkeit macht dem V. viel Ehre, aber auch eben so viel dem Hrn. F., daß er von allem Handwerksneide frey, der Welt nützlich zu werden suchet. Den ganzen Inhalt des Werks hier dem Leser mit einzurücken, sind wir aus Mangel des Raums nicht im Stande. Gnug, daß im ersten Theil von den Verrichtungen eines Feld-Ingenieurs, vom Marsche, Lägern, und von allen dazu gehörigen Sachen im Kurzen ziemlich gut gehandelt wird, daß der 2te Theil die Feldbefestigungen in ihren ganzen Umfange enthält, und daß noch ein dritter beygefüget ist, in welchen man einige Versuche von Aufnehmen und Zeichnen für den Anfänger findet. Das vorgesetzte Verzeichniß, welches nach Theilen, Hauptstücke und Paragraphen eingerichtet ist, wird dem der das Buch brauchen will, zu mehrern Bequemlichkeit dienen.

Man hat über die Kostrametation nichts, was der Sache eine Gnüge thut; überdem so ist Tactick und Kostrametation eins der Pendante des andern, und wer hierüber etwas vollkommenes schreiben will, (wir verstehen hiedurch ein Buch, welches als der letzte Cursus anzusehen wäre, den feinere Genies, die sich fühlen, zu absolviren haben) der muß als ein Mann von Ansehen, als ein Mann der Corps oder Armeen zu commandiren Gelegenheit hat, ein mit Scharfsinn durchgedachte Theorie gegen die Erfahrungen halten und Systeme zu berichtigen suchen, welche bisher noch immer unhinlänglich und schwankend erschienen sind. Ohne Zweifel haben dergleichen Männer, wenn sie geschickt sind, am ersten Gelegenheit, Betrachtungen zu machen, und richtig zu urtheilen, weil sie hundert Bedingungen unter denen eine Sache geschieht, und also auch ihre Beschaffenheit, vermöge dieser oder jener Bedingungen, umständlicher wissen können, als ein anderer, der nach den mühsamsten Erkundigun-

gen, doch nicht hinter die Wahrheit kommt. Und also von einem solchen Mann ein solches Buch — so könnten viele andere halb hingeschleuderte Versuche, die auf nichts weniger, als auf Leser vom ersten Range Anspruch machen, ohngelesen bleiben.

Herr T. ist wirklich ein brauchbarer Schriftsteller, brauchbar, wenn er trockne Regeln sammlet, über sie nachdenkt, und daher oft Gelegenheit nimmt, etwas nützliches zu sagen. Brauchbar, wenn er, als ein Mann von Erfahrung, sich nicht blos, auf eine kahle Erfahrung etwas zu gute thut, sondern zeigt, daß er über seine Erfahrung nachgedacht hat, und davon zu guten Bemerkungen Anlaß nimmt. Dieses zeigt seine Feldbevestigung, die zum wenigsten diejenigen Anweisungen, weit hinter sich zurückläßt, in welchen immer einer dem andern das gewöhnliche nachbetet.

Der V. erläutert seine Anweisungen auch durch Beyspiele; Wir wünschten nur zuweilen, daß sie richtiger erzählt wären als S. 65 und 66. bey Stärke der Stellung durch tiefe Ravins. „Eine solche „Stellung, sagt er, hatte der Kayserliche Herr Ge„neral Brentano, bey Adelsbach den 6ten des Heu„monaths 1762. er war nicht stärker als höchstens „viertausend Mann Fußvolk, und etliche Husaren„ und Dragoner-Regimenter, der König grif ihn „mit 30000 Mann an, wurde aber zurückgetrie„ben u. s. w.

Der König grif ihn mit 30000 Mann an, und wurde zurückgetrieben. Dis ist ganz falsch, denn der König wußte, daß die österreichische Armee zurückgehen würde, und das, was auf ihrem linken Flügel stand, als das anzusehen wäre, welches die Arriergarde machen würde, der König that daher einen Marsch auf ihre linke Flanke, hatte aber nicht den geringsten Ernst den General Brentano anzugreifen, weil

weil er aber doch versuchen wollte, ob er den Feind (der auch den andern Tag darauf sich zurückzog) nicht etwas drucken könnte, um seine Bewegung zu beschleunigen; so schickte er den General-Lieutenant Neuwiedt mit vier Bataillons übers Defilee, welcher sich gegen seine Ordre zu weit in der Folge einließ, übrigens stand der König mit der ganzen Armee auf die gegen über liegende Anhöhen und sahe zu. Und wenn alles, was zu sieht, geschlagen hieße, so könnte jeder Husaren-Officier, der im Angesichte der feindlichen Armee, seine Gegner in die Flucht treibt, sich des Sieges über die ganze Armee anmaßen.

Nach S. 76. hat sich ein Lieutenant von Grün-Laudon in der Action bey Burkersdorf, da er die Redoute N. 1. vertheidigte; durchgeschlagen. Wir können versichern, daß der Verhau so angeleget war, daß er sich mit Sicherheit zurückziehen konnte, denn nachdem der Verhack zu brennen anfieng, so verließen die Feinde die Redouten; man konnte sie dahero weder von vorn noch hinten durch Sturm nehmen. Wie konnte sich denn der Lieutenant durchschlagen?

Uns mißfällt gar nicht, daß der V. einer Armee das Wort spricht, bey welcher er den Krieg mit gemacht. Als Officier ist ihm nicht zu verdenken, daß er eine Parthey nimmt. Aber als Schriftsteller sollte er der kaltblutige denkende Mann seyn, der es allein mit seinem Vorwurfe, mit Wahrheit und Unpartheylichkeit zu thun hat; der die Begebenheiten des Krieges, nur bloß als Erläuterungen seiner Regeln betrachtet. Wir sehen ungern, daß dies ein so geschickter Mann, wie der V. ist, zuweilen vergißt. Er ist allzu sichtbar partheyisch wider die preußische Armee, und wenn er der österreichischen Armee ein Compliment machen will, so verunglückt es noch wohl noch dazu. Man lese: S. 78. wo es heißt, daß man

dem Feinde die Art Truppen entgegenstellen müsse, mit denen er angreift. „Die Kayserliche Armee er„fuhr dieses Anno 1762. nachdem die Preußen nicht „allein einen Pulck sogenannte Bosniaken oder Tür„ken von 2000 Pferden errichtet hatten, sondern auch „die Russen von den Kayserlichen abgegangen und zu „ihnen gestossen waren. Denn so unbeträchtlich auch „diese in Türken verkleidete Bauerbursche, gegen „die Kayserliche besonders in Betrachtung der Pferde „waren, so zogen leztere doch immer, wegen der „großen Anzahl der ersteren, den Kürzern.

Es ist sichtlich, daß in dieser halben Unhöflichkeit gegen die Preußen, eine ganze Unhöflichkeit, gegen die Oesterreicher liegt. Denn wer ist elender? der in einen Türken verkleidete Bauer oder der Soldat, der sich von diesen Bauern wegjagen läßt? — und die Menge — uns deucht diese Menge war nicht um einen Mann größer, da eben diese Bauern nebst dem Wernerschen Husarenregiment bey Reichenbach in einer geschlossenen Linie den ersten Angrif auf 80 Schwadronen Oesterreichische Reuterey thaten, und sie mit dieser ersten Attake ins Defilee von Peyle warfen.

Freylich ist der größte Theil der gemeinen Soldaten von Geburth, Bauer, und in diesem Fall ist ein Bauer so wie der andre, der Oesterreichische so wie der Preußische, Sächsische, Ungarische oder Rußische; aber wenn er unter die Zucht des Officiers kommt, wenn er in den Waffen geübt wird, und endlich mit dem umzugehen lernet, was ihm in aller Betrachtung im Kriege nützlich macht, so ist dieser Bauer ein Soldat, und weis dieser Soldat sein Pferd zu tummeln und seine Lanze geschickt zu gebrauchen, so ist er in dieser Betrachtung so gut als ein gebohrner Bosniacke, und wenn sein König ihm eine türkische

Klei-

Kleidung zu geben für gut findet, so macht ihn solche Kleidung weder zum bessern noch zum schlechtern Soldaten. Ein billiger österreichischer Officier wird mit solchen Ausfällen unzufrieden seyn. Der bescheidene Mann, der immer am besten weis, wie viel Achtung er sich selbst schuldig ist, dem setzt ein übelgerathenes Compliment mehr in Verlegenheit, als daß es ihm lieb ist. Die Animosität, die zwischen zwey Armeen im Kriege herrscht; ist freylich unvermeidlich, wird aber von vernünftigen Leuten beyder Partheyen, selbst im Kriege nicht gebilliget, vielweniger sollte man sie im vollem Frieden fortzupflanzen suchen, und am wenigsten sollten es Schriftsteller thun, da diese Partheylichkeit der Untersuchung der Wahrheit so oft hinderlich fällt.

Im Ganzen hat der Verf. ein sehr brauchbares Buch geliefert. Sind hin und wieder einige Fehler, so bringen wir mit aller Billigkeit das Gute dagegen in Abrechnungen, und finden, daß dieses jene bey weitem überwiegt. Aber sein Lager — dieses zu mehrern Evidenz hingezeichnete Resultat aller unter so mancherley Beschaffenheit zusammengetragenen Regeln des Verf. Was leistet es? Ganz brauchbare Sachen; Es ist ein gutes überdachtes Ganze, obgleich nicht von Einwendungen frey. Aber als ein allgemeines Resultat aller Regeln kan nie eine einzige Position angegeben werden, und hier hätte der V. mehr liefern müssen, um im Großen der Lagerkunst evidenter und gemeinnütziger zu werden. Besonders da er ein Lager gewählt, welches unter hundert und hundert Lägern kaum einmal vorkommt. Fräge aber jemand; was leistet es als Lager bey Buntzelwitz? so setzet er voraus, daß die Gegend so auf den Plan stehe, und so genau da stehe, so wie sie da wirklich in der Natur ist, und auf diese Frage müssen wir

unser

unser Urtheil zurück halten. Ob es diese oder jene Gegend ist, oder seyn soll und nicht ist, darüber enthalten wir uns Richter zu seyn.

N.

VII.

Ludewig Ferdinand Römers, Nachrichten von der Küste Guinea, mit einer Vorrede D. Erich Pontoppidan. Aus dem Dänischen übersetzt. Mit Kupfern. Kopenhagen und Leipzig. Bey J. C. Pelt, 1769. 304 Seiten in 8.

Der Verf. ist eine Zeitlang Oberkaufmann der dänischen Handlungsgesellschaft, auf der Küste Guinea gewesen, von da er 1744. zurückgekommen ist. Seine Berichte sind also ziemlich glaubwürdig, und enthalten auch viele wichtige Nachrichten von der Lage des Landes; von der Religion und den Sitten der Negern, und von der Handlung, die sowohl mit Sclaven, als auch mit Gold und Elfenbeine geführet wird, desgleichen von der Art, wie sowohl die Dänen als die Holländer und Engländer ihre dortige Besitzungen verwalten.

Die Nachrichten von dem unersättlichen Geize, dem Stolze, der Grausamkeit, der Giftmischerey, der Europäer, sonderlich der Holländer, können nicht ohne Abscheu gelesen werden, sonderlich aber haben uns die Nachrichten von dem unmenschlichen Sclavenhandel, beym Durchlesen dieses Buchs, mit dem größten Widerwillen erfüllet. Ungesittete Negern stehlen einander, ein Nachbar lauert dem andern auf, und verkauft seinen friedlichen Nachbar an die gesittet

seyn-

seynwollende Europäer, und diese verkaufen ihre schwarze Nebenmenschen um die härteste Arbeit in den Bergwerken, Zuckerplantagen u. s. w. auf Zeitlebens zu verrichten. Man muß sich für den gesitteten Theil des menschlichen Geschlechts schämen, daß man sich aus Eigennutz und Gewohnheit berechtiget glaubt, diesen schändlichen Handel als erlaubt anzusehen. Es ist kaum begreiflich, wie sich ein sonst menschliches Herz gegen gewisse Gegenstände abhärten könne. Auch unser V. untersucht S. 2. und folgl. ganz kalt: „Ob man mit Recht die Portugiesen „tadeln könne, daß sie nicht eben so wie die Spanier „in Amerika alle Einwohner der Länder, die sie in „Afrika und Amerika erobert, vertilget hätten.„ Er gestehet sehr kalt, daß ein solches Verfahren würde unchristlich gewesen seyn, doch vertheydigt er übrigens die Portugiesen dadurch, theils daß es wegen der unzulänglichen Waldungen nicht so leicht gewesen seyn möchte, die Afrikaner zu vertilgen, theils daß man sonst in den Goldbergwerken, wenn man auch welche gefunden hätte, keine Sklaven zur Arbeit in denselben würde gehabt haben. Sehr fein! Also blos darum sollte man unsern Nebenmenschen nicht umbringen, damit man sie zu einer beständigen elenden Arbeit verdamme und sie mit des V. Worten zu reden, „durch „giftige Dünste der Sterblichkeit zu entreißen.„

Noch mehr muß man sich über den ehrwürdigen Bischof Pontoppidan ärgern, der in der Vorrede zwar gestehet, „daß der Sclavenhandel zwar auf der „moralischen Seite betrachtet, auf mehr als einer „Seite bedenklich sey,„ (bedenklich, ist bey einer so unmenschlichen Sache, auch gerade das rechte Wort) aber dennoch zu Vertheydigung folgende „zwey wichtige Dinge erinnert:„

„1) Der

„1) Der Zustand der guineischen Negern ist in „ihrem Lande so jämmerlich, als möglich, indem sie „sich einander stehlen, verfolgen und gar ermorden, „daß also ein Neger, der nach Westindien in die „Sclaverey geführet wird, fast glücklicher scheint.„

„2) Diese Sclaven könnten auch eine bessere Kennt„niß von Christo und seinem Reiche erhalten, und „folglich in Christo frey werden, ob sie gleich Diener „der Menschen wären.„ Oder wie sich der Hochwürdige Mann kurz zuvor erkläret: „es würde der Vortheil „daß sie Christen würden, der Härte, womit man „gegen sie verfähret, das Gleichgewicht halten.„

Auf den ersten Punkt kann man fragen, wodurch sind denn die Negern so unmenschlich geworden? Die beste Antwort giebt Hr. Römer selbst, der S. 22. einen alten Neger redend einführet: „Ihr Blanken, habt „alles was Böse ist, bey uns eingeführet; hätten wir „wohl daran gedacht, einer den andern zu verkau„fen, wenn ihr nicht als Käufer zu uns gekommen „wäret? Die Begierde, die wir zu euren bezaubern„den Waaren und Brantwein haben, verursachte, „daß kein Bruder dem andern, kein Freund dem an„dern, ja kaum ein Vater seinem Sohne trauen „kann u. s. w.„ Also haben die Europäer die Negern, so elend, so leichtsinnig und gottlos gemacht, daß sie kein Bedenken tragen, sich unter einander zu verkaufen und aufzureiben, und nun wollen sie eben dieses Elend, das sie unter die Negern gebracht, zur Entschuldigung ihres schändlichen Handels anwenden! Sollte sich ein Bischoff wenigstens, nicht schämen, dergleichen Argumente zu brauchen.

Was den zweyten Punkt betrift, so kann er eben so wenig entschuldigen. Die erste Pflicht wäre, den Negern begreiflich zu machen, daß es wider die Pflicht eines Christen laufe, sich und andere zu verkaufen;

aber

aber einen Nebenmenschen in die härteste Sclaverey zu verdammen, ist unmenschlich, und wenn man ihm noch dazu zumuthet, seine Religion zu verlassen, um die Religion seiner Peiniger anzunehmen, und ihm dabey sagt, daß er dadurch in Christo frey werde, so benimmt man der Unmenschlichkeit des Verfahrens nichts. Ist es nicht wahrer Unsinn, zu sagen, daß, wenn man Sclaven zu Christen mache, man dadurch gegen die Härte, sie in die Sclaverey zu führen, das Gleichgewicht halte! Christus sagt: Ihr sollt nicht Böses thun, daß Gutes herauskomme. Wäre doch diese Lehre dem ehrwürdigen Bischoffe eingefallen!

Die geographischen Nachrichten, verdienen, mit den bisher bekannten verglichen zu werden, und der Hr. D. Büsching wird sie ohnfehlbar bey einer neuen Auflage seiner Erdbeschreibung nutzen können.

Die Nachrichten von der Handlung sind, wie schon gesagt, sehr wichtig, was der Verf. von Verbesserung derselben, und sonderlich S. 238. von der Nutzbarkeit dos Malos gentes sagt, verdienet die Aufmerksamkeit aller commercirenden Nationen.

Auch in Guinea hat sich eine glückliche Verbesserung des Handels gezeigt, seitdem das Monopolium der Afrikanischen Compagnie in Copenhagen aufgehoben, und der Handel allen Dänischen Unterthanen frey gegeben worden.

S. 220. Ist ein Beweis, wie sehr man sich irren kann, wenn man (wie es leider jetzo fast allenthalben Mode wird) nur die im Lande fabricirte Waaren verkaufen will, in der Meynung, daß sie eben so gut und besser wären, als andere. Dies kann seyn; aber wenn man nicht ganz genau weis, um welcher besonderer Eigenschaften willen eine Waare gekauft wird, so kann man aus unrecht verstandener Verbesserung

alles

alles verderben. Die Dänen hatten mit jedem Schiffe 1000. Schlaptücher, oder Stücken alte zerrissene Leinwand verschrieben, die $2\frac{1}{2}$ Elen lang und $1\frac{3}{4}$ breit seyn mußten; diesen kamen das Stück etwa 9. bis 10. ggr. zu stehen, und man verkaufte sie den Negern (mit einem christlichen Profit von mehr als 100 p.C.) für 1 Rthlr. Der Verfasser glaubte, es sey besser neue Leinwand aus Koppenhagen zu verschreiben, die etwa $2\frac{1}{2}$ ggr. kostete und sie in Stücken zu zerreissen, als aus Holland Lumpen zu verschreiben. Wie schön sahe dies Projekt nicht aus: „Wir behalten das Geld „im Lande und liefern für weniger Geld bessere „Waare!„ Es kamen viele 1000. Ellen an, aber zu unsers V. Bestürzung wollten die Negern die dänische starke Leinwand nicht, sondern holländische Lappen haben. Im Anfange konnte man dies nicht begreifen. Endlich entdeckte man, daß die Negerfrauen, wenn sie ihre Reinigung haben, solche Schlaptücher tragen müssen, sie hernach sogleich vergraben, und fest glauben, daß sie schwanger werden, sobald das Tuch an zu faulen fängt; nun war es natürlich, daß die alten Lumpen eher faulen, als die neue starke Leinwand, und also verlangten die Negern jene. Wären die Dänen eigensinnig gewesen, und hätten etwa die Holländische Schlaptücher durch ein Gesetz verbieten wollen, so hätten sie diesen Handelszweig verlohren, der den Holländern, ihren nächsten Nachbarn auf Guinea zugefallen wäre. In wie vielen Ländern werden nicht zum besten inländischer Fabricken, solche handelsverderbliche Verbote gemacht, und dadurch oft ein nie zu ersetzender Schaden verursachet.

Im übrigen wäre es sehr zu wünschen, daß Hr. R. sein Buch mit ein wenig mehr Ordnung und Deutlichkeit geschrieben hätte. Er kommt von einem aufs

ande-

andere, und wirft alles durcheinander. Dazu kommt, daß der Uebersetzer ein Erzstümper ist, denn seine Perioden haben sehr oft gar keinen Zusammenhang, und oft sind unrechte Nennfälle, Zeiten und Verbindungswörter gesetzt, so daß man oft nicht weis, was er recht sagen will. Ja sehr oft sagt er etwas ganz falsches: z. B. S. 3: „Es war den Portugiesen schwer „sich denen daselbst wohnenden Völkern zu unterwer„fen,„ wo es offenbar heissen muß, „sich die Völker „unterwürfig zu machen.„ Was das schlimmste endlich ist, so ist das Buch höchst nachläßig und fehlerhaft abgedruckt, wie denn S. 77. eine Zeile ganz untenstehet, die ganz oben hingehört. S. 67. und sonst mehr ist ganz wider den Verstand interpunktiret. S. 61. 63. 72. 98. 193. 207. 303. und an unzähligen andern Orten, sind Worte ausgelassen, oder falsch gesetzt. Man weis nicht ob man dies dem Uebersetzer, oder dem Buchdrucker schuld geben soll; aber das sonst so interessante Buch, wird dadurch sehr beschwerlich zu lesen, weil man sehr oft den Verstand nur errathen muß.

Gr.

VIII.

Freundschaftliche Unterredungen über die Wirkungen der Gnade. Drey Theile. Halle, im Verlag des Waisenhauses, 1769. 8. jeder von ohngefehr 10 Bogen.

Die beyden ersten Theile kamen schon im Jahr 1768. heraus. Unter diesem allgemeinen Titel hat man sie nun mit dem letzten, dritten Theile beysammen. Ausser Hrn. Spaldings Gedanken über den Werth der Gefühle im Christen-

thum ist neuerlich von dieser Materie nichts geschrieben worden, das so beträchtlich und lesenswürdig wäre, als diese Unterredungen. Der V. unter dem Namen Eusebius und Philaletes, sein Freund, besprechen sich darinn über die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes in der menschlichen Seele, deren Beschaffenheit, Entstehungsart, Mittelursachen, Fortgang, Dauer, Verschiedenheit, Werth, Nutzen, Folgen u. s. w., als Männer, die beyde nach der Wahrheit in dieser wichtigen Sache forschen, aber in ihren Vorstellungen und Urtheilen darüber nicht ganz einig sind. Die damit zusammenhängende Lehrsätze der Theologie von dem natürlichen Verderben des menschlichen Herzens, von der Bekehrung, dem Glauben an Christum, der Rechtfertigung, kommen dabey überall mit ins Gespräch. Hat je ein Schriftsteller die Art des Erfahrungschristenthums und die Bekehrungsmethode, die von einigen Lehrern als allgemein nothwendig und für die einzige wahre geltend gemacht werden will, von Hrn. Sp. und andern aber nicht dafür gehalten wird, so gut vertheydiget, als sie sich vertheydigen läßt: so hat es der V. dieser Unterredungen gethan. Man wird für ihn in mehr als einer Absicht eingenommen, da er mit einer unpartheyischen Wahrheitsliebe, mit einer sorgfältigen Beobachtung des menschlichen Herzens und eigenen Erfahrungen, viel Verstand, Weltkenntniß, Gelehrsamkeit und philosophischen Scharfsinn vereiniget. Dabey hat er eine edle männliche Schreibart, wie sie sich zu den abgehandelten Sachen schickt, daß man ihn mit Vergnügen liest, wenn man auch nicht in allem und jedem Stücke seiner Meynung seyn kann, sondern der gegenseitigen Parthey beyfallen muß.

Der V. gedenkt der Spaldingischen Schrift zwar namentlich an keiner einzigen Stelle, allein die

bey-

beyden ersten Unterredungen beziehen sich ganz auf dieses bekannte vortrefliche Buch. Philaletes hat dasselbe nicht blos gelesen, sondern so studirt, daß er es ganz auswendig weis, und wörtlich daraus mit seinem Freunde Eusebius über dessen Inhalt disputirt. Jener sucht ihn bey allen den von Hrn. Sp. klar erwiesenen Unrichtigkeiten, Misbräuchen, Trugschlüssen, falsch n Schriftauslegungen und der Gottseligkeit nachtheiligen Einbildungen, worauf manche Vertheydiger gewisser Gefühle im Christenthum und der dazu stimmenden Seelenführung in dem Geschäfte unserer Seeligkeit gerathen sind, fest zu halten. Eusebius giebt das alles, wo es offenbar ist, gerne zu; misbilligt was über die Gnadenwirkungen des heil. Geistes von manchen Leuten seiner Parthey übertriebenes und fanatisches behauptet worden, macht aber seine Einschränkungen; entschuldiget andere mit ihren dabey gehabten guten Absichten; legt ihren Behauptungen und Ausdrücken einen leidlichern und verständlichern Sinn bey, als sie selbst ihnen zu geben wußten; glaubt sein System im Grunde doch schriftmäßig zu finden und weis die Untersuchung völlig in die Wege zu lenken, daß es am Ende das Ansehn hat, als ob er gleichwohl der Wahrheit am nächsten gekommen sey.

Wir müssen die einzelnen Sachen selbst, worüber hier auf eine freundschaftliche und für polemische Schriftsteller so sehr nachahmungswürdige Weise gestritten wird, mit Stillschweigen übergehen, weil die nähere Anzeige davon uns in Weitläuftigkeiten und Erörterungen hineinziehen müßte. Indessen rathen wir jedem, dem der Inhalt dieser Unterredungen wichtig ist, und welchem Theologen insonderheit sollte er das wohl nicht seyn? dieselben mit aufmerksamer Prüfung zu lesen, da ihr scharfsinniger V. so viel ge-

gründete Anmerkungen, insonderheit auch für Prediger und Seelsorger macht; verweisen aber dabey zugleich unsere Leser auf die neueste dritte Auflage der Spaldingischen Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthum, welche, wie wir glauben sollten, dem Eusebius selbst völlige Genugthuung geben wird. Einige von deren Zusätzen sind augenscheinlich durch unsern Eusebius veranlasset worden, wie man bey der Vergleichung beyder Schriften sogleich siehet. Dieser hatte in den Unterredungen auf seines Gegners Gedanken hie und da ein falsches Licht fallen lassen. Hr. Spalding läßt sie in den Zusätzen in einer neuen hellleuchtenden Klarheit erscheinen, und sucht die Anstöße aus dem Wege zu räumen, welche Eusebius an seinem System noch gefunden und der Wahrheit für nachtheilig gehalten hatte. Wer beyde Schriften mit einander vergleicht, wird beyde Verfasser am besten verstehen, und das Uebergewicht der Gründe des einen vor dem andern am sichersten entscheiden können.

In der dritten Unterredung läßt Eusebius ausser seinem Freunde Philaletes noch einen dritten, Namens Crito, auftreten, einen pelagianisch und naturalistisch gesinnten, wofür er sich selbst angeben muß, dem hauptsächlich die Sachen in den Mund gelegt werden, welche dem Eusebius in des sel. Joh. Felix Heß Prüfung philosophischer und moralischer Predigten nicht gefallen haben, damit er seine Meynung darüber sagen könne. Die Wendungen, worinn von diesem in aller Absicht schätzbaren und in dem bescheidensten Vortrage abgefaßten Werkchen hier bisweilen gesprochen wird, verrathen etwas zu lebhafte Empfindungen von Unzufriedenheit mit dessen Verfasser, der gewiß kein Naturalist war, sondern seinem Eifer für das thätige Christenthum und die Erforschung der

schriftmäßigen Wahrheit in der Religion Jesu, ein rühmliches Ehrengedächtniß damit gestiftet hat. Wirklich hart aber wird am Schlusse der Unterredung Taylors Traktat von der Erbsünde beurtheilt. Der Verf. hat sich bey dessen Lesung öfters gewundert, daß nicht schon eine von den in Deutschland itzo so fruchtbaren socinianischen Federn sich daran gemacht hat, ihn in unserer Mutter-Sprache auftreten zu lassen. Gegenwärtig ist solches geschehen, obgleich von keinem Socinianer. Taylor und Eusebius sind freylich in ihren Principien zu weit auseinander, als daß sie zusammen kommen könnten. Aber Taylors vom Philaletes bemerkte Hochachtung für das Wort Gottes, woran man sich allein halten müsse, hätten wir doch in des Eusebius Stelle auch nicht so gerade zu für einen fromm scheinenden Ton erklärt, den man sich heutiges Tages nicht müsse blenden lassen, und noch weniger ihn mit solchen Predigern verglichen, die in ihren Anzugspredigten desto mehr Betheurungen auf den künftigen Gerichtstag machen können, je leichtsinniger sie oft dabey gewesen. Das heißt einen Schriftsteller an seinem moralischen Charakter angegriffen, der sich gar keines bösen Herzens verdächtig gemacht hat. Konnte Eusebius es nicht dabey bewenden lassen, daß er wirklich im kurzen sehr starke Einwendungen gegen Taylors Meynung vorbringt? — Uebrigens bezeugt der Rec, dem Eusebius, der kein Geistlicher, sondern ein Mann von weltlichem Stande ist, und den er wohl zu kennen begierig wäre, seine ausnehmende Hochachtung wegen dieser Unterredungen, und wünscht, daß nur diejenigen, deren Parthey er genommen hat, insgesammt so aufgeklärt denken und sich so rechtschaffen fühlen möchten, als Eusebius. Alsdenn würde in der evangelischen Kirche über die Wirkungen der

Gnade der Hauptsache nach wohl weiter kein Streit nöthig seyn, und die nach uns leben, würden sich über das Resultat seiner und der Spaldingischen Untersuchungen vermuthlich desto leichter vereinigen.

B.

IX.

Anfangsgründe der Hydrodynamik, welche von der Bewegung des Wassers besonders die praktischen Lehren enthalten. Abgefaßt von Abraham Gotthelf Kästner, Königl. Grosbritann. Hofrathe u. s. f. Der mathematischen Anfangsgründe vierter Theil; Zweyte Abtheilung. Göttingen im Verlag der Wittbe Vandenhoeck, 1769. in Oktav, 1 Alph. 16 Bogen Text, 5 Kupfertafeln.

So schätzbare einzelne Abhandlungen wir von der Bewegung des Wassers haben, so hat es uns doch noch an einem vollständigen Lehrbegriff gefehlt, worinn alles was uns von diesem Gegenstande bekannt ist, im Zusammenhang vorgetragen wäre. Ein anderer Mangel ist, daß die Schriften, so in dieses Fach gehören, entweder bloße Theorie und Rechnungen enthalten, die wohl noch gar von der Natur verkannt werden, wenigstens von denen, die Gebrauch davon machen sollten, nicht verstanden werden; oder daß sie blos das Handwerksmäßige anweisen, und theils gar keine, theils falsche Gründe ihrer Vorschriften angeben.

Der H. Hofr. hat diesen Mängeln auf eine glückliche Weise abgeholfen. Da unsre Kenntnisse von den

den Bewegungen des Wassers theils auf unmittelbaren Erfahrungen und Versuchen beruhen, theils durch Schlüsse aus ihnen hergeleitet werden; so hat er, zum Vortheil der Leser, um sie erst durch das leichtere zu gewinnen, mit jenen den Anfang gemacht. Hier konnte er alsbald die Anwendung einiger Lehren zeigen, und dadurch auch solche Leser anlocken, deren Absicht es eigentlich nicht ist, sich tiefsinnig zur Praxi vorzubereiten, weil es einigen zu schwer, andern zu unnütz vorkommt. Jene legen kleinmüthig und seufzend das Buch aus der Hand, auf dessen ersten Seiten sie schon ihre Gedanken mehr anstrengen müßten, als es ihnen möglich scheint; diese überschlagen getrost und mit stolzer Zufriedenheit über ihr praktisches Genie, alle theoretische Grübeleyen, und es ist ihnen sehr bequem, wenn sie dieselben gleich vorne im Buch beysammen finden. Diese Bequemlichkeit findet der aufs Handwerk ausgehende Leser bey gegenwärtigem Lehrbuche nicht; es verleitet ihn vielmehr, auch gegen seine Absicht, zum gründlichen Nachdenken, und ehe er sichs versieht, weiß er mehr von den Mühlrädern und Pumpen, als der Handwerksmann der sie macht.

Wir begnügen uns mit dieser einzigen Probe der Sorgfalt, die der berühmte H. V. auch bey diesem Werke auf den Vortrag gewendet hat. Mehrere Vorzüge haben wir bereits bey Recensirung der höhern Mechanick angeführet, die wir hier um so weniger wiederholen wollen, da sie jedem etwas aufmerksamen Leser, ohnedem in die Augen fallen werden.

Wir wollen vielmehr von dem Inhalte selbst einige Nachricht geben. Er theilt sich in drey Abschnitte. Der erste handelt vom Druck des stehenden und von der Geschwindigkeit des fliessenden Wassers, und macht die Anwendung dieser Lehren auf Gefässe und Flüsse. Der zweyte vom Stosse des Wassers, mit

Anwendung auf Wasserräder. Der dritte enthält theoretische Untersuchungen von der Geschwindigkeit des fliessenden Wassers. Die fernere Abtheilung eines jeden Abschnittes wollen wir nicht der Länge nach erzählen, sondern nur ihren Zusammenhang kurz vorstellen, und hier und dar eine Anmerkung einstreuen.

Der erste Abschnitt betrachtet zuerst den Druck des Wassers, auf die Wände seines Behältnisses, und wendet den allgemeinen Ausdruck, für jede Gestalt der Wand, auf einige Beyspiele an, wo sie ein Rechteck, ein rechtwinkelichtes, ein gleichschenkelichtes Dreyeck, ein halber Kreis, ein Quadrant u. s. f. wäre. (Die auf diesen Vortrag sich beziehende Figuren, sind nach den Regeln der Perspektive gezeichnet, wo rechte Winkel oft spitzig oder stumpf aussehen, und wagrechte Linien nicht immer mit der obern und untern Einfassungslinie der Kupfertafel parallel lauffen, auch Linien die sich auf dem Papier schneiden, im Gegenstand selbst sehr weit von einander liegen können. Bey Figuren die mit Schatten versehen sind, wäre diese Erinnerung eben nicht nöthig; aber hier kann sie ungeübten dienen, sich geschwinder die Sache recht vorzustellen.) Hernach wird bey diesen Druckungen zugleich die ganze Gestalt des Behältnisses in Betrachtung gezogen. Das senkrechte Prisma, die Pyramide in verschiedenen Lagen, ganz und abgekürzt, der Cylinder, ganze und abgekürzte Kegel, und Kugelabschnitte geben die Beyspiele davon. Diese Betrachtungen nehmen 17 Seiten ein, und enthalten alle Hydrostatische Wahrheiten, die im Belidor fünf Bogen anfüllen, und noch ausserdem die Berichtigung eines Irthums, den er begangen hat.

Die Lehre vom Druck des Wassers wird sofort auf Schutzbreter, Dämme und Röhren angewendet, und es wird untersucht, wie man die Festigkeit der Röh-

Röhren bestimmen, und wenn sie von verschiedenen Materien sind, vergleichen könne. Was für Schwürigkeiten sich bey dieser Untersuchung finden, kann man schon daraus abnehmen, daß Dan. Bernulli verschiedenes dabey voraussetzet, was selbst noch zweifelhaft ist, wenigstens mit Muschenbroecks sorgfältigen Versuchen nicht übereinstimmt; Euler aber einen Umstand dabey übersiehet, der zu der sonderbaren Folgerung Anlaß giebt; daß die Canonen der Gefahr zu zerbersten, an zween einander gegenüberstehenden Orten am meisten unterworfen sind, oder, wie es der H. Hofr. paraphrasirt: daß eine Canone der Gefahr zu zerbersten, an jeder Stelle ihres Umfanges am meisten unterworfen ist; denn jede Stelle hat ja eine gegenüberstehende! Wir wissen nicht ob wir die Sachen von der rechten Seite ansehen; wollen es aber doch wagen, unsre Gedanken davon hier herzusetzen. Der Eulerische Ausdruck scheinet uns nur soviel zu sagen, daß eine Canone eher Gefahr läufft, in zwey gleiche, als in zwey ungleiche Bogen zu zerbersten; daß zwo schwache Stellen die gegen einander überliegen, größere Gefahr bringen, als wenn sie eine andere Lage hätten. Denn am Ende dürfte es bey diesen Betrachtungen und Versuchen doch auf die Voraussetzung eines Fehlers der Röhre ankommen. Eine Röhre die völlig gleichförmig und gleichartig wäre, würde entweder gar nicht zerspringen, sondern sich nur ausdehnen; oder sie würde nicht in einem Punkte des Umfanges, sondern in allen zugleich zerspringen, und eine Bombe zu Streusand werden. Sobald man also in praktischen Absichten nach der Gewalt fragt, von der eine Röhre an einer gewissen bestimmten Stelle berstet; so setzt man, wie uns bedünkt, einen Fehler der Röhre an dieser Stelle voraus, weil sonst kein Grund wäre, nur nach einer ein-

zigen Stelle zu fragen. Eben dieses gilt auch bey zween Punkten, doch mit dem Unterschied, daß hier ausser der absoluten Schwäche dieser Stellen, auch noch ihre Lage in Betrachtung kommt; und daß man den Widerstand verschiedener Bogen, die zwischen gleich-schwachen Stellen liegen, mit einander vergleichen und etwa finden kann, daß sie der Gewalt immer weniger und weniger widerstehen können, je mehr sich die Bogen dieser oder jener Anzahl Grade nähern. Zeigte sich nun, daß zwey solche schwache Stellen, selbst in ihrer nachtheiligsten Lage, keine Gefahr brächten; so würde man, wo wir nicht irren, daraus schliessen können, daß die Canone an allen Stellen diesen Grad der Schwäche vertragen könne; und daraus liesse sich die mindeste Dicke, so man dem Metall geben kann, bestimmen. Nun folgen Erfahrungen zu Bestimmung der Gesetze, nach denen Wasser aus Gefässen fliesset; wie man seine Geschwindigkeit aus der Weite auf die es sprützt, berechnet; die Bemühungen eben diese Geschwindigkeit, aus der Wasserhöhe und aus der Menge des ausgelassenen Wassers zu finden. Wie diese Wassermenge, nach Maasgabe der Höhe, der Zeit, der Grösse und Gestalt der Oeffnung, des Weges, den sie dahin nimmt, verschieden ist. Polenis Versuche werden, als die Zuverläßigste und lehrreichste, ausführlich erzählet und zur Berechnung der Geschwindigkeit des Ausfliessens angewendet. Daß aus einer Röhre mehr Wasser heraus läufft, als durch das Loch, wo sie an das Gefäß gefügt ist, gelaufen seyn würde; ja daß durch längere Cylinder (bis sie zu lang werden) mehr läufft als aus kürzere, war wohl der merkwürdigste und am meisten unerwartete Erfolg dieser Versuche. Er hängt mit der bekanntern Verdünnung des Wasserstrahls, vor der Oeffnung, zusammen und läst sich dar-

daraus erklären. Dieser Umstand, nebst verschiedenen andern verursachet, daß die Versuche mit ausfliessendem Wasser nicht ganz genau mit dem Gesetz der fallenden Körper und der daher rührenden Geschwindigkeit übereinstimmen, sondern gemeiniglich eine viel kleinere Geschwindigkeit des Wassers anzeigen. Will man aber gleichwohl das Gesetz selbst oder ein anderes analogisches annehmen; so findet man hier die Formeln zu Berechnung der Wassermenge, die unter einer gegebenen Wasserhöhe, und durch eine gegebene Oeffnung läufft, und die Anwendung dieser Formeln auf Gefäße die sich ausleeren.

Doch ehe man nach diesen Formeln rechnet, hält es der Herr Hofrath für nützlich, noch einige Betrachtungen über diese Theorie und eine Vergleichung mit den Erfahrungen anzustellen. Es ist nemlich schwer einzusehen, wie man das parallele sinken der horizontalen Schichten, die man sich im Wasser gedenket, mit der Bewegung vereinigen soll, die wenigstens in den untern Schichten vorgehen müssen, damit ihre Theile sich zur Oeffnung lenken und da hinaus kommen können. Eine andere Schwürigkeit ist, daß die obere Schicht sich geschwinder bewegen müßte, als es das Gesetz vom Fall angiebt, wenn das Wasser unten so geschwind heraus lauffen soll, als es seiner Höhe zukommt. Ziehet etwa das untere Wasser, durch den Zusammenhang seiner Theile, das obere nach sich und beschleunigt dessen Bewegung? Das läßt sich schwer gedenken; vielmehr erklärt der H. V. die Sache so, daß in den ersten Augenblicken das Wasser würklich langsamer ausfließt als es seiner Höhe zukommt, und erst nach und nach diese Geschwindigkeit erreichet. Wie viel Zeit es dazu braucht, hänget von der Verhältniß zwischen der Oefnung des Ausflusses und der Weite des Gefäßes ab. Nach diesen Betrach-

trachtungen werden die Formeln, zur Probe, mit dem Erfolg einiger Versuche verglichen.

Das Wasser lauft mit einer gleichförmig verminderten Geschwindigkeit aus, so wie schwere Körper steigen. In der Zeit also, in welcher sich ein Gefäß ausleeret, würde noch einmal so viel ausgelaufen seyn, wenn man es immer voll erhalten hätte.

Bisher sind prismatische Gefäße vorausgesetzt worden; nun wird das Ausfliessen aus runden Gefäßen untersucht, die durch Umdrehung einer gegebenen krummen Linie entstanden sind; und dasjenige Gefäß bestimmt, in dem das Wasser gleichförmig sinket.

Vom Ausfluß durch lothrechte Oefnungen von beträchtiger Größe; und Anwendung der allgemeinen Formel auf ein Rechteck, auf dreyeckigte Oefnungen, auf geradlinigte überhaupt, auf krummlinigte, namentlich den Kreis, Halben- und Viertels-Kreis.

Da das Reiben des Wassers an den Rändern einen Abgang der ausfliessenden Menge verursachet; so würde die Untersuchung dieser Friktion einen beträchtigen praktischen Nutzen haben. Sie ist aber noch viel schwerer als bey festen Körpern.

Bey Bestimmung, wie hoch das Wasser vermöge seines Falles springet, müssen nachfolgende Ursachen der verminderten Würkung in Betrachtung gezogen werden. 1) Das Reiben. 2) Der Zusammenhang der herausspritzenden Theile mit denen, von welchen sie sich absondern müssen. 3) Die Erweiterung des Wasserstrahls, die daher rühret, daß die vorangehende Theile von den nachfolgenden eingeholt und auseinander getrieben werden. 4) Die Hinderniß so das wieder herabfallende Wasser dem aufsteigenden macht. 5) Der Widerstand der Luft. Noch zur Zeit beurtheilet man die Höhe eines Wasserstrahls am sicher-

sichersten aus der Erfahrung; der H. Hofr. hat zu dem Ende die Mariottische Versuche in eine Tafel gebracht, und die daraus gezogene Regeln untersucht.

Vom Lauf der Flüsse. Wenn man sich das Wasser vorher in einem Wasserbehälter gedenket, so kann man sich den ersten Queerschnitt, durch den Fluß, wie eine Oefnung vorstellen, durch welche das Wasser, wie aus einem Gefäße, in den geneigten Canal hinab fließt. Dieses verstattet eine Anwendung der vorhergehenden Betrachtungen. Aus der Geschwindigkeit im ersten Queerschnitt und dem Fall bis zu einem zweyten, bestimmet man die Geschwindigkeit und Wassermenge im letztern. Die Geschwindigkeit in der Oberfläche, kommt der Geschwindigkeit im Boden immer näher und näher, je weiter der Fluß mit einerley Neigung des Bettes fortgehet. Man pflegt die Geschwindigkeit entweder so zu berechnen, als ob sie sich allein nach der Wasserhöhe richtete, oder so, daß sie zum Theil auch durch den Fall erhalten wird. Letztere Vorstellung hält der H. Hofr. der Natur gemäßer, und schreibt es einem bloßen Zufall zu, wenn beyde einerley Resultate geben. Wenn der Wasserbehälter und der Canal einerley horizontalen Boden haben, so giebt die Formel den unerwarteten Satz, daß die Oberfläche gar keine Geschwindigkeit hat, und gleichwol von einem Ort zum andern kommt! ohngefähr auf eben die Art, wie jemand im Wagen stille sitzt und doch weiter kommt.

Die Donau ist bey ihrem Ausfluß etwa 15. Fuß tief und 500. Fuß breit und wegen ihres langen Laufes beynahe Horizontal. Nach des H. V. Formel schickt sie also in einer Minute beynahe 42. Millionen Cubicfüße Wasser ins Meer.

Hierauf folgen die vorzüglichsten praktischen Arten, die Geschwindigkeit der Flüsse zu messen. Zum

Bey-

Beyspiel: aus der Geschwindigkeit leichter Körper, die man auf dem Fluß schwimmen läßt; aus der schiefen Lage eines ins Wasser hängenden Pendels; aus der Höhe, zu welcher das Wasser in einer offenen Röhre getrieben wird. Bey dem letzten Werkzeug macht der H. V. wichtige Einwürfe gegen die Art, wie sich Belidor und andere dessen Gebrauch vorstellen, und zeigt, was für schwere Untersuchungen vorher gehen müssen, ehe man angeben kann, wie sich die Höhe des Wassers in der Röhre, mit der Geschwindigkeit, die es bis dahin getrieben hat, vergleichen lasse. Der Regulator, ein künstlich verengter Querschnitt im Fluße, ist gleichfalls ein Mittel, die Geschwindigkeit des natürlichen Querschnittes an dieser Stelle zu messen.

Nun folgen theoretische Untersuchnngen über die Höhe der Querschnitte; Betrachtungen über die Figur des Wassers, das zu einer horizontalen Oefnung, im Boden eines Gefäßes, frey heraus fället. Die Austheilung des Wassers aus horizontalen Canälen. Wie sich die Geschwindigkeit eines Flusses mit seiner Richtung ändert. Den Beschluß des ersten Abschnittes macht die Anwendung der Lehre von Zusammensetzung der Bewegung, auf vereinigte Flüsse.

Der zweyte Abschnitt handelt vom Stoße des Wassers, und wendet diese Lehre auf unterschlächtige Wasserräder an. Es scheinet anfänglich, man könne sich den Stoß des Wassers auf einen im Weg liegenden festen Körper, ganz leicht vorstellen. Allein, sobald man die Aenderung der Bewegung nach verrichtetem Stoß, und den Einfluß, den sie auf die nachfolgende Elemente hat, zugleich mit betrachten will; so finden sich unüberwindliche Schwürigkeiten. Deswegen setzt sie der H. V. vorerst auf die Seite.

Der

Der Satz, daß der senkrechte Stoß des Wassers auf eine gegebene Fläche, sich wie das Quadrat seiner Geschwindigkeit verhalte, wird hier gegen die Einwendungen des H. Pauton, kurz und überzeugend erwiesen. Versuche und Werkzeuge, um diesen Stoß mit Gewichten zu vergleichen. Hat man die Stärke eines Stoßes aus der Erfahrung festgesetzet; so kann man andere darnach berechnen. Allein da der Stoß sich ohne Zweifel nach der Geschwindigkeit richtet; so ist es natürlich auf die Gedanken zu gerathen, ob sich nicht eine Vergleichung zwischen dem Stoß und zwischen der Höhe (folglich auch dem Gewicht) einer Wassersäule finden lasse? Der H. V. untersucht und beurtheilet die zu dem Ende angestellte Versuche; und trägt alsdenn die Bernoullische und Eulerische Theorien vor. Beyde haben vorausgesetzet, daß sich der Begriff eines gekrümmten Canals auf diesen Gegenstand anwenden lasse. Der H. Hofr. erklärt diese Anwendung und zeigt, daß daraus der Lehrsatz folgt: daß der Stoß so viel beträgt, als das Gewicht eines Wasserprismatis, von eben der Basi, aber doppelt so hoch als die Höhe, welche der Geschwindigkeit gehöret. Eine andere Theorie vom Dan. Bernoulli giebt diese Höhe viermal, folglich den Stoß doppelt so groß an als jene; und Newton eben dieses mit andern Worten. H. d'Alembert giebt dem Prisma bald die einfache, bald die doppelte, der Geschwindigkeit gehörige, Höhe. Bey dieser Unsicherheit der bloßen Theorie werden neue Erfahrungen vorgeschlagen; und die von H. Krafft angeführet.

Von Betrachtung des senkrechten Stoßes gehet nun der H. V. zum schiefen und zeigt, wie man ihn mit dem Gewicht einer Wassersäule vergleichet. Er folgt dabey mehrentheils dem jüngern H. Euler, macht aber die Anmerkung, daß einige von dessen

Erinnerungen so beschaffen sind, daß sie leicht jemand von allen fernern Rechnungen nach solchen Grundsätzen abschrecken können. Andere Schriftsteller haben den schiefen Stoß wieder anders zu berechnen gelehret.

Nun folgt die Anwendung der Theorie auf die unterschlächtige Wasserräder. Hierbey wird eine, in Deutschland vermuthlich noch wenig bekannte Schrift des H. Peter Elvius gerühmet, und gewissermassen zum Grunde gelegt; aber die Beweise werden aus dem vorhergehenden analytischen Vortrage hergeleitet. Wir wollen einige Aufgaben anführen: Die Größe der gleichförmigen Würkung des Wasserstrahls auf eine gegebene Schauffel zu bestimmen; die Verhältniß der Geschwindigkeit des Wassers und Rades, wenn die Würkung am größten wird; Bestimmung der Last, mit welcher das Rad beschwehrt werden muß, daß die Würkung am größten wird; die allergrößte Würkung zu erhalten u. s. f. Zu letztern gehören folgende Umstände: Die Schauffeln groß genug zu machen; das Wasser senkrecht darauf zu leiten; den Stoß in der tiefsten Stelle aufzufangen; die Geschwindigkeit des Rades zu mäßigen. Vergleichung zwener Effekte von einerley Rad bey einerley Aufschlagwasser.

Untersuchung der gewöhnlichen Wasserräder, und Vorschläge zu Verbesserungen. Es kommen hier drey Arten Wasserräder in Betrachtung, 1) mit horizontalen Wellen, und mit Schauffeln in der Richtung des Halbmessers, auf die der Stoß senkrecht geleitet wird, 2) mit Schauffeln die schief gegen den Halbmesser stehen, wie die Windmühlenflügel, 3) mit vertikaler Axe und Schauffeln, die wie bey der zwoten Art stehen; die horizontale Muschelräder.

Die

Die oberschlächtige Räder gehen deswegen um, weil sie auf einer Seite vom Wasser beschwert werden. Sie treibt das Gewicht, die unterschlächtigen der Stoß des Wassers. Es kommt bey jenen darauf an, das statische Moment des in den Schauffeln enthaltenen Wasserringes zu finden.

Vom halboberschlächtigen Rad. Weitere Untersuchungen des Oberschlächtigen nach dem Elvius. Umständliche Betrachtungen über dessen Schauffeln. Z. B. Untersuchung ihrer Weite, Stellung, des Ortes, wo sie anfangen das Wasser auszugiessen u. s. f. der Schwungkraft die das Wasser bekommt, wenn das Rad schnell gehet; der Figur die es dadurch in der Schauffel annimmt; der Stelle wo es verschüttet zu werden anfängt; Wie langsam das Rad gehen müßte, daß mehr Wasser zuliesse, als die Schauffeln fassen können.

Ueber den Stoß auf runde Körper; und darauf gegründeter Beweiß einiger Methoden, die Geschwindigkeit der Flüsse zu messen.

Dritter Abschnitt. Bey den theoretischen Untersuchungen über die Geschwindigkeit des fliessenden Wassers hat der H. V. Joh. Bernoullis Hydraulik zum Grunde gelegt, und den Vortrag so eingerichtet, wie er zu leichterer Ueberzeugung und bequemern Rechnungen am geschicktesten schien. Bey den verschiedenen Geschwindigkeiten des Wassers im Gefäß und bey dem Ausfluß wird gezeigt, daß gar nichts ungereimtes darinn liege, sich diese Aenderung der Geschwindigkeit als plötzlich vorzustellen; denn, gesetzt auch, daß sie durch unmerkliche Stufen nach dem Gesetz der Stetigkeit geschähe, so ist es doch in Ansehung des Ausdruckes gleichgültig. Eben so, wie man sich die Geschwindigkeit eines Körpers so vorstellen kann, als ob sie durch einen Fall entstanden sey;

 sie

sie mag nun in der That daher, oder von einer andern Ursache entstanden seyn. Der Begriff eines Strudels wird dazu angewendet, die Vorstellung dieses Ueberganges, von einer Geschwindigkeit in die andere, zu erleichtern und sinnlich zu machen. Man setzt deswegen keinen Strudel würklich voraus, (so wenig als eine hohle Himmelskugel die sich täglich um die Erde drehet) sondern man sagt nur, daß bey der veränderten Geschwindigkeit des ausfliessenden Wassers, eine solche Kraft angewendet werden müsse, als wenn ein Strudel entstehen sollte.

Bisher hatte das Gefäß nur eine Oeffnung; nun bekommt es eine Röhre am Boden, die mit ihm einen beliebigen Winkel macht. Anfänglich wird die Formel auf blos träges Wasser eingerichtet; und alsdenn auf schweres Wasser angewendet.

Man setzt unter andern dabey voraus, daß es in Ansehung der Geschwindigkeit des Ausflusses, gleichgültig ist, ob der Druck von einer einzigen auf die oberste Fläche drückenden Kraft herrühret, oder von unzähligen Kräften der unzählichen Wassertheilchen, die sie durch Würkungen der Schwere erhalten.

Der H. Hofr. gestehet, daß ihm diese Voraussetzung nicht so überzeugend erwiesen, als der pythagorische Lehrsatz, aber doch sehr glaublich vorkommt. Und am Ende ist es ohnehin unmöglich, sich auf die Bewegung aller und jeder Wassertheilchen einzulassen.

Von Betrachtung der Gefäße, die nebst ihren Röhren immer voll erhalten werden, kommt der H. V. auf Gefäße mit Röhren die sich ausleeren; und wendet die erhaltene Formeln auf einige besondere Fälle an. Nemlich, auf Gefäße ohne Röhren, die sich durch eine Oeffnung ausleeren; auf enge Röhren an weiten Gefäßen; auf horizontale Röhren; auf zwo Röhren.

Von der Bewegung des Wassers durch Röhren von willkührlicher Gestalt. Die Linie in der sich die Schwerpunkte aller unendlich dünner wagrechter Wasserschichten befinden, heist die centrische Linie. Sie wird durch die Figur des Canals gegeben und kann in manchen Fällen gerade seyn. Nach ihr werden die Bewegungen des Wassers bestimmet.

Untersuchung des Druckes, den durchfliessendes Wasser auf die Seiten des Canals ausübet. Er ist nicht so stark als derjenige, so von stehendem Wasser herrühret. Man pflegt die Festigkeit der Röhren nach letzterm einzurichten. Druck auf eine Stelle eines horizontalen Canals bey unveränderlicher Geschwindigkeit. Wenn er sich trompetenförmig erweitert; so giebt die Formel des Druckes etwas verneintes. Dieses könnte leicht zu unrichtigen Vorstellungen verleiten. Der H. Hofr. erinnert deswegen, daß es keine Folge ist, wenn eine analytische Formel, bejaht, einen gewissen physischen Umstand anzeigt, daß sie deswegen, verneint, den entgegengesetzten bedeuten müsse. So schätzt man die Erwärmung von der Sonne nach dem Sinus ihrer Höhe; wenn sie unter dem Horizont ist, so wird diese Formel negativ; es wird aber niemand einfallen, daß sie alsdenn kalt mache. Bernoulli siehet gleichwol die Sache anders an, und glaubet daß der Druck, in obigen Untersuchungen, sich in ein Saugen verwandele, wenn die Formel verneinend wird. Er hat zu dem Ende einen Versuch angestellet, der dieses zu bestätigen scheint; allein der H. V. leitet dessen Erfolg, auf eine ganz natürliche Art, von den bekannten Eigenschaften des Hebers her, und glaubt, daß er eben deswegen unter der Luftpumpe nicht statt finden werde. Eben so läßt sich auch erklären, warum die Bewegung des Rauches in einem Camin verursachet, daß durch eine Oefnung in der

Wand desselben nicht nur der Rauch nicht heraus, sondern die äussere Luft hinein dringet.

Bey des H. d'Alemberts Erinnerungen gegen Joh. Bernoullis Theorie ist insonderheit unbegreiflich, wie das Wasser ohne eine andere Ursache seine Bewegung beschleunigen soll, als weil es in der Folge durch einen engen Weg gehen wird. Weis es denn dieses vorher? und sucht es etwa, die künftige Hindernisse, schon im Voraus, durch einen schleunigern Marsch einzubringen? Eine andere Erinnerung bürdet dem Bernoulli auf, daß er sich vorgestellet, das Wasser in der Röhre würke durch seine Schwere oben hinauf in den Strudel über ihm. Noch andere Erinnerungen treffen die Bernoullische Theorie eben so wenig; und H. d'Alembert übernimmt eine sehr unnöthige Mühe, zu zeigen, wie sich nach Bernoullis Grundsätzen von etwas Rechenschaft geben läßt, was Bernoulli nicht behauptet oder thut. Gegen H. d'Alemberts Theorie, sagt der H. Hofr. wäre leicht eben so viel Schwürigkeit zu machen, man dürfte nur sich eben so wenig Mühe geben sie recht zu verstehen. Ein Erfinder ist eben nicht verbunden, alle andere Schriften, von dem Gegenstand über den er nachdenken will, sorgfältig zu lesen; was man aber tadeln will, das sollte man doch recht kennen, wenn es auch gleich nicht eines Johann Bernoullis Namen für sich hätte.

H. Eulers Theorie der Druckwerke; sowol mit einem Stiefel, als mit zween gleichen und ähnlichen, die das Wasser in eine und dieselbe Röhre treiben. In Ansehung der Röhren leitet H. Euler folgende Regeln aus seiner Theorie: Man mache sie so weit als es sich thun läßt; und so kurz als möglich (man führe sie den nächsten Weg bis zu ihrem Ausguße). Vergleichung der vorhergehenden Eulerischen Theorie

mit

mit der Joh. Bernoullischen. Erstere ist allgemeiner vorgetragen; letztere liesse sich aber eben so allgemein anwenden.

Allgemeiner Begriff von des H. von Segner Hydraulischen Maschine. Es ist möglich daß H. v. Segner, aus Betrachtung der Cartesianischen Teufel, Anlaß zu dieser Maschine genommen hat; H. Prof. Kieß erzählt es wenigstens so. Er hatte diese Maschine, wie er selbst in s. Programma sagt, zum Gebrauch seiner physischen Vorlesungen machen lassen; und wie es scheint, ist er erst einige Jahre später auf die Gedanken gekommen, sie zu praktischem Gebrauch vorzuschlagen. Sie macht eine eigene Classe von Wasserrädern.

Zum Beschluß giebt der H. Hofr. noch Nachricht von einigen Schriftstellern, welche die Theorie vom Gleichgewichte und der Bewegung flüßiger Materien abgehandelt haben. Ganz allgemeine Formeln hat H. Euler in unterschiedlichen Abhandlungen gegeben. Er betrachtet nicht, wie andere, ganze Schichten auf einmal, sondern ein einziges Wassertheilchen, und untersuchet, was für Kräfte in dasselbe würken müssen, um daraus die Veränderungen seiner Bewegung herzuleiten. Der H. Hofr. urtheilet, daß es uns hier nicht zuerst an analytischen Kunstgriffen fehle, diese Gleichungen aufzulösen, sondern an physikalischen Kenntnissen, die bey den Rechnungen sicher zum Grunde gelegt werden könnten. Wenn man die Bewegung des Wassers in der größten Allgemeinheit betrachten will; so scheinen vielmal die würklichen Bewegungen und die Kräfte zugleich unbekannt zu seyn. Rechnungen aber setzen eines von beyden als bekannt voraus.

Ausserdem werden noch die Verdienste beyder Bernoulli Vater und Sohn, eines Segners, Alemberts,

Newtons und Mac Laurins kürzlich erzählet und beurtheilet.

H.

X.

Lottchen am Hofe, eine komische Oper in drey Acten, in die Musick gesetzt, von Johann Adam Hiller. Leipzig, gedruckt bey Bernhardt Christoph Breitkopf und Sohn, 1769. 1 Alphabet, in kleinem Querfolio.

Die Liebe auf dem Lande, eine komische Oper in drey Acten, in die Musick gesetzt von Johann Adam Hiller, Leipzig, 1769. von eben dem Drucke und Formate, 1 Alphabet 2 Bogen.

Eben den richtigen und naiven Ausdruck, eben die erfindungsvolle, leichte, fließende, nicht selten drollige Melodie, eben die regelmäßig verbundene und wohlgeführte Harmonie, welche uns, im Lisuart und Dariolette, so viel Vergnügen machten, treffen wir auch in diesen beyden komischen Opern an. Nur finden wir diesmal, da der Inhalt derselben von dem Inhalte des Lisuarts verschieden ist, keine ausführliche Arien, keine Arien mit Da Capo, mit öfterer Wiederholung des Textes, u. s. w.

Beyde diese komischen Opern sind, auch wie die erste, im Drucke nur für das Clavier ausgezogen. Doch sagt uns der V. im Vorberichte zu Lottchen am Hofe, daß er diesen Auszug etwas vollstimmiger einzurichten gesucht habe, und deswegen genöthiget gewesen sey, das Accompagnement des Ganzen öfters

sehr

sehr verändert vorzustellen, oder wohl gar wegzuwerfen. Indeß hoft er, und, wie wir sehen, mit Recht, daß man diesen Auszug so finden werde, daß man wenig oder nichts hinzuzuthun haben wird, um ihn, wenn man ihn nämlich für sich singen und spielen will, voller zu machen. Bey jeder dieser zwo Opern findet man auch eine eigene, dem Inhalte sehr angemessene Sinfonie, im Auszuge.

Da uns der Raum nicht erlaubt, diese Stücke ganz durchzugehen, so wollen wir von jeden nur etwas anzeigen: ohne jedoch irgend einem Theile derselben, den wir übergehen, und der eigenen Betrachtung überlegender und empfindender Musikfreunde überlassen; etwas von seinem Werthe abziehen zu wollen. Wir sind überzeugt, daß diese Opern, der Italiener und Franzosen besten Stücken in dieser Art, nirgends nachzusetzen sind: wenn wir nicht vielleicht gar bey vielen Stellen, noch ein mehrers erweisen könnten. So viel ist gewiß, daß ein Tondichter, dessen reiche Erfindungskraft immer von seiner sehr geläuterten Beurtheilung geführet und in Ordnung gehalten wird, gedoppelt schätzbar seyn muß.

Also, in Lottchen am Hofe, ist in der Arie S. 15. Nicht Schätze reizen mich rc. eine durch unschuldige Liebe gewürzte Zufriedenheit glücklich geschildert. Die darauf folgende Arie S. 16. O seht doch seht rc. ist fast gleiches Inhalt: so wie aber der poetische, also ist auch der musikalische Ausdruck, von dem vorigen sehr verschieden: aber nicht weniger richtig und schön. Der junge Bauer muß auch in einem etwas gesetztern Tone sich hören lassen, als seine Braut.

Die Arie des Fürsten Astolph S. 21. Stolz und Liebe quälen mich rc. ist, wie billig, ihrem Charakter nach, von den Gesängen der Bauern sehr verschieden. Ein gleiches bemerken wir an allen Arien des Astolph.

Fabriz, der Vertraute des Fürsten, hält zwischen beyden ein richtiges Mittel.

Der zweyte Abschnitt der Arie Lottchens: S. 23. Schon beym frühen Morgenroth, hätte dadurch rythmisch richtiger können gemacht werden, wenn der Einschnitt immer auf den Anfang, und nicht zuweilen auch auf die Mitte des Tacts gesetzt worden wäre. Dies würde leicht zu thun gewesen seyn. Die Frage: warum so eilends schon, ist hingegen desto glücklicher ausgedrückt.

Das Duett S. 32: Auf verlaß ꝛc. ist allerliebst. Die beyden eingeschobnen kleinen Stückchen Recitativ, drücken nicht nur den Sinn ungemein gut aus: sondern der Componist, ist auch dadurch der Schwierigkeit des allzusehr gegen die ersten zwo Zeilen veränderten Versmaßes, welches in Duetten der Musik gedoppelt unbequem ist, glücklich aus dem Wege gegangen. Die Vermischung trochaischer und jambischer Verse in Arien, thut überhaupt dem Componisten, bey manchen Gelegenheiten, viel Tort und Dampf an: ob sie ihm auch gleich, bey manchen andern Umständen fast gleichgültig seyn kann.

Alles folgende bis zum Ende des ersten Aufzugs, ist in Melodie sowohl als Ausdrucke recht schön. Besonders nimmt sich aus, das: Am Hofe, S. 34. und das Duett zwischen Gürge und Fabriz. S. 40.

Lottchens erste Arie im zweyten Aufzuge S. 47. Ha, ha, ha, ha, ist äusserst komisch. Wir merken aber bey dieser, und fast bey allen dergleichen ganz komischen Arien, an, und geben darüber unsern vollkommenen Beyfall, daß der V., ungeachtet aller musikalischen Züge, bey denen man schwerlich sich des Lachens enthalten kann, doch immer ein gewisses edles Wesen beybehält, welches niemals in niederträchtige Tiefe versinkt. Hierinn besonders möchten ihn viele

Aus-

Ausländer, eben sowohl als den Dichter dieser kom. Opern, zum Muster nehmen.

Die Arie des Fabriz S. 50. ahmt die Bewegungen mit dem Fächer sehr drollig nach.

Der Fürst seufzt S. 55. in einem Tone der sich von dem ganz komischen sehr unterscheidet.

Gürge zürnt S. 59. vollkommen im Tone eines Bauers.

Die Arie des Fürsten Astolph S. 67. vergebens kämpft mit wilden Wogen, der Schiffer rc. könnte manchem als ein abgebrauchtes italienisches Operngleichniß hier nicht am rechten Orte zu stehn scheinen. Ein anderer könnte dieser etwas stürmischen Arie, gegen so viele scherzende, und angenehme, hier der Abwechslung wegen, eine rechte gute Wirkung, zuschreiben. Wir wollen nicht entscheiden. So viel ist aber doch wahr, daß das, was bey dieser und manchen andern dergleichen Gelegenheiten in der Poesie abgebraucht scheint, dem Tondichter vielmehr Gelegenheit geben kann, in neuen Gedanken seine Erfindungskunst zu zeigen. Wenn also der der Musick nicht kundige Gelehrte, vielleicht manches abgebrauchte Operngleichniß verschreyt, wie wir denn dergleichen Verschreyungen schon oft gelesen haben: so weis es vielleicht der Musickkenner, nebst dem Componisten, dem Dichter Dank, daß hier vorzügliche Gelegenheit ist, manche besondere Erfindung anzubringen, und sich daran zu ergötzen. Freylich müssen es solche Gegenstände seyn, an denen der Componist wirklich seinem mahlerischen Geiste Ehre machen kann: und das abgebrauchte der Materie kann der Dichter doch immer durch eine und die andere neue Wendung aufstutzen. Der Sturm, der Schiffbruch rc. wie oft sind die nicht schon in Gemählden und Kupferstichen vorgestellet worden? Werden wir aber wohl die Augen wegwenden, wenn uns

wieder ein neues Bild dieses Inhalts vorgestellt wird? Wir verstehen diese Anmerkung so gut, und noch mehr, bey ernsthaften als bey komischen Opern.

Mehr können wir, um des Raums nicht zu misbrauchen, von dieser Oper nicht anführen.

In der Liebe auf dem Lande merken wir folgende Arien und Duette vorzüglich an:

Die Arie: wie wird mir bange! S. 10., ist schön. Das Allegro gegen das Ende der Arie, die vorher sehnend gieng, zeigt das zunehmende und lebhafter werdende Verlangen Hänschens, sehr nachdrücklich.

Das Duett: Unserm Glücke rc. drückt eine unschuldige Vergnügsamkeit sehr gut aus. Es steht S. 13.

Die Arie Hänschens: Der Strauß den ich hier binde rc. ist sehr zärtlich; nach dem Stande der vorgestellten Personen, s. S. 18.

Die kleine Romanze, welche in zwo besondern Melodien im Dur- und Moll abwechselt, ist sehr artig.

S. 22. die Arie: Der Gott der Herzen findet, welche Hänschen auf dem Schlosse gehöret hatte, und nun nachsingt, ist eine vollkommene Caricatur, der Bravur-Arien nach der neuesten Mode aus Wälschland.

Die Arie des Schössers S. 26. mahlt den eifersüchtigen grämischen Verdruß eines in gewissem Ansehen stehenden verliebten Gecken sehr gut. Sie fängt sich an: Wenn uns der Sturm die Felder verwüstet.

Ein Meisterstück des Ausdrucks zweener Affekten im Contrast, findet man im Duette zwischen Lieschen und dem Schösser S. 30.

Eben so glücklich ist der Ausdruck im Duett S. 38. in welchem der Schösser droht, und Hänschen ihn verspottet. Die einzige Note welche Hänschen im 2ten Abschnitte seinem Trarare vermittelst eines Quartensprungs zusetzt, da sie im ersten Absatze

nicht

nicht gewesen war, ist viel werth: und macht hier den, sonst in der Musick nicht leichten, Ausdruck der Moquerie sehr fühlbar.

Nicht weniger ausdrückend ist das Terzett. S. 41.

Daß die 2. Arien S. 44. und 46. in welchem Hänschen und Lieschen den Verlust ihres Lämmchens beklagen, in einerley Ton- und Tactart gesetzt sind, ist mit lobenswürdigem Vorbedachte geschehen. Die Melodie ist in beyden sehr unschuldig angenehm.

S. 48. wird ein unruhiges Suchen in der Arie: Ich suche, such auch du rc. glücklich ausgedrückt. Im zweyten Abschnitte, dessen Ausdruck ebenfalls schön ist, ist, wie es scheint die 8te im Texte befindliche Zeile mit gutem Vorbedacht, ausgelassen, und der Ausdruck des Klingelns mit dem Glöckgen aufs künftige versparet worden. Zwar wird nur in gedachter Zeile in Hofnung davon gesprochen, daß man das Lämmchen wieder klingeln hören würde: aber in komischer Musick geht es gar wohl an, daß man bisweilen das, was man hoft, als wirklich gegenwärtig ausdrückt. Doch die Art, wie der V. hier verfahren ist, gefällt uns deswegen besser, weil der Ausdruck des Klingelns nicht so reich seyn kann, daß man seiner nicht bald überdrüßig werden sollte.

Die Arie S. 54. drückt das steife Wesen des Schössers überaus gut aus. Auch der zweyte Abschnitt dieser Arie ist in seiner Art unverbesserlich.

Die Arie Gretchens S. 56. ist sehr drollig, und der darinn befindlich Climax sehr glücklich ausgedrückt.

Eben so drollig ist die Arie des vom Dache herab gefallenen Schössers S. 56. Er klagt und droht darinn.

Wie naiv ist nicht die Melodie in Lieschens Gesange S. 70?

Eben so ist auch die, in Hänschens und Lieschens Duette: S. 72. S. 78.

S. 78. im ersten Tacte hätten wir der ersten Sylbe des Wortes: darnach, lieber durch einen recht hohen, als durch einen so tiefen Ton, wie sie hier hat, den ihr so nöthigen Accent gegeben.

S. 79. in der Arie: Ich habe dich in Schutz genommen, zeigt sich das sonst immer so zärtliche Hänschen mit dem Zaunpfahle in der Hand, auch in der Musick mit vielem Nachdrucke, von der trotzigen Seite.

Das folgende Lied, worinn beyde Verliebte bey dem Grafen um Vergebung bitten, hat alle Eigenschaften die zu dieser demüthig und furchtsam bittenden Situation gehören.

Das Divertissement, welches den Schluß macht, widerspricht, an Güte der Musick, der ganzen Oper auf keine Weise.

Bm.

XI.

Catechetisches Handbuch zur Erleichterung des Unterrichts der Kinder in den Landschulen, herausgegeben von Fried. Eberhard Rambach, O. C. R. und Inspector zu Breslau. Breslau, verlegt von Joh. Ernst Meier, 1769. 8. 110 Seiten.

Kurzer Entwurf der christlichen Religion zum Unterricht der nachdenkenden Jugend, für eine Gesellschaft in Berlin ausgefertiget und zum weiteren gemeinnützigen Gebrauch dem Druck übergeben, von Friedr. Wilhelm Mascho, Rektor der Schule zu Bergedorf. Ham-

Hamburg, in Verlag von Christian Herolds Wittwe, 1770. 8. 112 Seiten.

Junge Kinder, schreibt Paulus, muß man die ersten Buchstaben des göttlichen Worts lehren, man muß ihnen Milch geben und nicht starke Speise. Eine Regel, welche von denen genau zu befolgen ist, die ein Lehrbüchlein zum Unterricht im Christenthum für die Jugend schreiben wollen. Ein solches Büchlein darf nur den Kern des seeligmachenden Christenthums enthalten, wie man ihn aus den vielfachen Schaalen und Hülsen, worein er in den gewöhnlichen Catechismen, Heilsordnungen, Lehrbüchern eingewickelt liegt, herausgenommen hat. Wer es machen will, muß sich gewissermassen ganz aus dem System der Gottesgelahrheit herausdenken, die jungen Leute ohne Umschweife nach den simpeln Anweisungen der Lehre Jesu den leichtesten und kürzesten Weg zur Religionserkenntniß führen, und bey jedem Schritt, den er mit ihnen thut, sich selbst fragen: Ist dies auch der unverzäunte, ebene Weg, den du mit ihnen gehst? wird dir die Jugend auch hier unaufgehalten folgen können? wird sie dies und das, was du hier sagst, auch fassen, verstehn, behalten? Wird dieses und jenes, das du sie lehrest, ihnen auch was helfen, wenn sie es wissen? Würde es ihnen nicht nützlicher seyn, wenn du das eine wegliessest, da es nicht zu den seeligmachenden Wahrheiten der christlichen Religion gehört, und ihnen dafür das andere desto bündiger einschärftest, was jeder Christ glauben und wonach er leben muß, wenn er glücklich werden will? Für jemanden der hierauf nicht genugsame Betrachtung nimmt, ist nichts leichter, als daß er unvermerkt die systematische Theologie in einem Auszuge liefert, da er doch einen Religionsunter-

unterricht für die christliche Jugend entwerfen wollte, und aus dem Kindercatechismus ein trocknes Kompendium der Dogmatick ausmacht.

So ist es Hrn. O. C. R. Rambach bey Verfertigung seines catechetischen Handbuches gegangen. Die mechanische Einrichtung desselben muß ihm unbeschreibliche Mühe gemacht haben. Aber untauglicher zu einem einfältigen, vernünftigen Religionsunterricht für die christliche Landjugend, kann unsers geringen Erachtens nicht leicht in der Welt etwas geschrieben seyn. Wie wenig ganz einfache Wahrheiten aus der Schrift braucht doch der gemeine Christ und besonders das Landvolk zu seiner Seeligkeit zu wissen; nur die, welche einen unmittelbaren Einfluß auf den Trost und die Besserung seines Herzens haben. Alles übrige kann er entbehren. Und Hr. R. hat doch hier auf eilf klein gedruckten Bogen zur Unterweisung der Landjugend, in Frag- und Antwort, unter XXXII Tabellen alles mögliche zusammendrucken lassen, was je in einem trockenen Auszuge der Dogmatick gestanden hat. Auch der Artickel vom Amte der Schlüssel, das der Pfarrer zum binden und lösen hat, ist nicht vergessen: die Worte davon lauten so:

XXX Tabel.

1, Von dem Amt der Schlüssel.

Dasselbe

I. ist eingesetzt worden 2, von dem Herrn Jesu Joh. 20. 22, 23.

II. ist anvertrauet,

insgemein, 3, der christlichen Kirche

insonderheit, 4, den berufenen Dienern Christi oder Pfarrherrn; Eph. 4. 11.

III. bestehet, 5, in der Gewalt, die Sünden zu erlassen, 6, durch

den

den Löß-Schlüssel des Evangelii, 7, welcher den Himmel aufschließet, 8, den busfertigen Sündern;
zu behalten, 9, durch
den Bind-Schlüssel des Gesetzes, 10, welcher den Himmel zuschließet, 11, den unbusfertigen Sündern u. s. w.

Durch diese Zahlen sind die Antworten bezeichnet, wie sie zu den gegenüberstehenden Fragen unter eben den Nummern passen. Da man von der Beichte und Absolution in der päbstliche Kirche diese Meynung hegte und Luther seine Begriffe davon nicht geändert hat, muß man sie denn den Kindern der Protestanten deswegen noch einprägen? Wundern darf man sich dabey nicht, warum das gemeine Volk unter den Lutheranern so gut, wie in der römischen Kirche, glaubt, es sey völlig in dem göttlichen Gerichte von seinen Sünden losgesprochen, nachdem der Pfarrherr im Beichtstuhl seinen Löse-Schlüssel gebraucht, ihm die Absolution ertheilt und den Himmel aufgeschlossen hat. Was es in der Jugend bey dem Schulmeister ohne Verstand gelernt hat, das glaubt es auch im Alter ohne Verstand, und die vernünftige Lehre Jesu muß sich zu den verderblichsten Ueberredungen misbrauchen lassen. Sieht man denn den Schaden, den die Religion dabey leidet, gar nicht ein? Und will man denn die Begriffe der Menschen in Glaubenssachen durchaus nicht der Wahrheit näher zu bringen suchen? Der Himmel verzeihe es denen, die die Jugend in so ungegründeten Meynungen erziehen lassen. Ein Mann, wie Hr. R., sollte doch die Stelle Joh. 20. 22, 23. wohl richtiger auslegen und wissen, was der Erlöser seinen Jüngern während ihres Apostelamts damit eigentlich für eine Kirchengewalt gegeben hat, welche sich, wenn wir kein wirkliches Pabstthum unter

ter uns haben wollen, wohl kein protestantischer Lehrer, er sey Bischof oder Dorfpfarrer, anmaßen kann. Warum sagt man der Jugend nicht lieber: Kinder, euer Pfarrer ist ein frommer und rechtschaffener Mann; (möchten es doch alle Pfarrern seyn!) er meynt es gut mit euch, er führt euch zur Gottesfurcht, denn was er euch sagt, das sagt er aus Gottes Worte. Der liebe Gott will haben, daß ihr das annehmen und euch darnach richten sollt. Und wenn ihr das thut so wird es euch wohl gehen, wo nicht so str... euch. Also liebt und ehrt euren Pfarrer und folgt ihm, denn es sind nicht Menschen, sondern Gottes Lehren, die er euch einschärft, so werdet ihrs gut haben. — Ohngefehr so etwas würde das Kind bald begreiffen, und ihn zu keinem Irthum verleiten, anstatt daß es nach des V. Lehrbuch wie ein Papagay darauf abgerichtet werden soll, ganz unverständliche Worte vom Schlüsselamte herzusagen, wodurch es in der Folge in den allergrößten Aberglauben hineingeführt wird.

Noch mehr. Floskeln aus der scholastischen Theologie, räzelhafte Antworten auf räzelhafte Fragen, deren Sinn das gute Kind, und wenn es noch so klug ist, nicht fassen kann, gehören doch wohl ohnstreitig in keinen katechetischen Unterricht. In dem Rambachschen Handbuche finden sich aber dergleichen unzählige. Z. B. S. 51. „31. Wie viel sind Stuffen der Erniedrigung Christi? Antw. 31. Fünf „Stuffen solcher Erniedrigung.„ (Man hat die Erniedrigung des Erlösers vor alten Zeiten ohne Grund auf Stuffen gebracht. Wir sehen gar nicht ein, wozu man das Gedächtniß der Kinder mit so leeren Worten anfüllt.) „32. Welches ist die erste Stuffe seiner „Erniedrigung? Antw. 32. Die Empfängniß und „Geburt Christi. 33. Warum ist Christus empfangen und gebohren worden? Antw. 33. Uns zu

„gut.

„gut. 34. Wie geschahe solches uns zu gut?
„Antw. 34. Damit durch seine unbefleckte Empfäng-
„niß und Geburt unsre sündliche Empfängniß und Ge-
„burt gereinigt und geheiligt würde.„ (Außer dem,
daß Jesus und seine Apostel niemals diesen Grund
von seiner Geburt angeben, so fragen wir einen jeden,
ob das Kind zu der Zeit, da es solches lernt, oder in
der Folge seines Lebens etwas verständliches dabey den-
ken könne?)

Die Hauptsache, worauf man bey dem Unterrichte
der Jugend im Christenthum zu sehen hat, besteht
doch wohl darinn, daß die Kinder nicht bloße Wörter
ins Gedächtniß fassen, sondern daß sie nach ihren Fä-
higkeiten verstehen und überzeugend einsehen lernen,
was sie von Gott und göttlichen Dingen zu glauben
und auszuüben haben. Aber diesen Zweck erlangt man
durch mehr als die Helfte von dem, was der V. ge-
lehrt wissen will, warlich nicht. Was soll sich das
Kind z. B. für eine Vorstellung davon machen, wenn
es gleich Anfangs S. 2. belehret wird „ein Christ
„heiße so viel als ein Gesalbter, weil er in der heil.
„Taufe mit dem heil. Geist zum geistlichen Priester
„und König gesalbt worden?„

Und die Methode des V., wie den Kindern alles
in den Kopf gebracht werden soll? O! die kann nicht
maschinenmäßiger gedacht werden. Mit dem aufge-
schlagenen Buche, wo auf der rechten Seite die Fra-
gen und auf der linken die Antworten unter überein-
stimmenden Nummern stehen, in der Hand, soll der
Schulmeister vor den Kindern, deren jedes auch sein
Büchlein hat, stehen, sie erst die linke Seite lesen las-
sen, ohne sich an die Zahlen zu kehren, dann die Fra-
gen in der vorgeschriebenen Ordnung an sie thun, und
sie immer auf die linke Seite sehen lassen, wo die
Zahl der Frage, welche auch vor der Antwort steht,

 ihnen

ihnen die Antwort gleich in den Mund legt. Er soll aber wohl zusehen, daß die Kinder genau so antworten, wie sie es vor Augen haben. Wenn das nicht ein lernendes Kind zur Puppe, die man am Drathe zieht, machen heißt, so weis ich nicht was Puppenspiel seyn soll. Durch die wiederhohlte Uebung werden der Schulmeister und das Kind etwas lernen, was Hr. R. gut fragen und gut antworten nennt. Wir dächten, es wäre leicht einzusehen, wenn der Schulmeister selbst so unwissend im Christenthum, und dabey von so blödem Verstande ist, daß er den Kindern keine einzige faßliche Frage vorlegen kann, ohne sie gedruckt vor sich zu haben, so muß er gar nicht Schulmeister seyn. Und wenn das Kind die gedruckten Antworten so lernen muß, daß es genau an jedes Wort gebunden ist, so verstummt es und weiß kein Wort zu sagen, sobald ein dritter kommt und über dieselbe Sache eine veränderte Frage thut, weil es blos Wörter gelernt hat und mit den Sachen ganz unbekannt geblieben ist.

Wir kommen zu Hrn. Maschos Entwurf der christlichen Religion, der freylich vor dem Rambachschen Handbuche einen Vorzug hat, auch für andere junge Leute als für die Landjugend gemacht ist. Allein er hat ebenfals Theologie und Christenthum, Dogmatik und Religion nicht genugsam von einander unterschieden. Die Gesellschaft in Berlin, welche einen kurzen, leichten und für jeden Christen brauchbaren Religionsunterricht der Jugend befördern wollte, hat Hrn. M. Entwurf so wenig als andere eingeschickte Aufsätze völlig zu diesem Zweck eingerichtet gefunden, daher sie sich genöthigt gesehen, demjenigen den Preis zuzuerkennen, der ihren Wunsch zwar nicht eigentlich durch ein wirkliches Lehrbüchlein befriediget, aber doch am besten gesagt hat, was eigentlich Religion sey,

inso-

insoweit sie sich von der wissenschaftlichen Theologie unterscheidet, und worin die Menschen unterrichtet werden müssen, wenn sie nicht Gottesgelehrte, sondern Christen werden wollen.' Hr. Mascho hat bey allen seinen theologischen Einsichten, die wir ihm gerne zugestehn, doch offenbar den Zweck seines Büchleins nicht genug vor Augen gehabt. Es ist eine wirkliche kleine Dogmatik, aber kein Religionsunterricht für eine christliche Jugend daraus geworden; denn wie vieles trägt er vor, das in dieser gar nicht hinein gehört. Wo er kurz hätte seyn können, da ist er weitläuftig, und wo er mehr hätte sagen sollen, da zieht er die Sachen ins enge. Der ungelehrte Christ hat nur wenig zu glauben, aber ungleich mehr zu thun. Und doch widmet der V. unter 134 §§ den Pflichten der Religion nur 15 davon. Die Wahrheit der Lehre Jesu und die Göttlichkeit der Offenbarung auf historische Beweisgründe, auf die erfüllten Weissagungen des alten Testaments, auf Wunderwerke u. s. w. zu bauen, das ist alles recht gut, für erwachsene und gelehrte Leute brauchbar, und der Theologe muß auch diese Argumente am rechten Orte zu nutzen wissen. Aber bey Kindern und gemeinen Christen sind sie schwerlich anzubringen. Denen zeige man, daß die Lehre Christi allen Menschen nützlich und gut sey, so wird man sie leichter zu der Ueberzeugung bringen, daß sie einen göttlichen Ursprung habe. Indessen Hr. M. führt seine Lehrlinge gleich anfangs in die Geschichte der Religion hinein — Der Jugend hat man auch nur das nöthigste von jeder Wahrheit kurz zu sagen. Das gar zu mannigfaltige bey der Unterweisung, zumal wenn es damit auf Subtilitäten hinausläuft, ermüdet sie und übersteigt ihre Fähigkeiten. Daher dünkt uns die Methode des V. sehr unbequem, aus den in großer Menge angeführten Schriftstellen

 über

über eine Sache, worunter er die evidentesten hätte aussuchen können, 8, 12, 16 bis 20 Sätze herauszuziehen und hinter einander zu stellen, von denen noch dazu der eine oft nichts mehr sagt, als der andere. Z. B. S. 33 und 34. von der Wahrhaftigkeit Gottes. Der zweyte Satz: „Alles, was Gott für wahr „bezeugt, ist wahr und gut und alles, was er als „falsch und böse vorstellt, ist falsch und böse,“ schließt doch wohl den 3ten, 7ten, 8ten und 11ten mit in sich. Wir müssen bekennen, daß wir nicht einsehen, wie und wozu ein junger Mensch sich das alles merken und behalten soll. Der V. hätte sich sehr viel Raum ersparen können, wenn er dergleichen Wiederhohlungen ganz identischer Sätze vermieden hätte. Ueberhaupt ist es ihm auch entfallen, dem Gedächtnisse der Jugend durch gewisse Abschnitte seines Buchs einige Hülfe zu geben, denn er hat deren nicht einen einzigen gemacht, sondern die Materien von Anfang bis zu Ende nach der Ordnung, wie sie in den systematischen Lehrbüchern gewöhnlich auf einander folgen, hinter einander abgehandelt.

Bey dem allen sprechen wir dem Mäschoischen Entwurf seine anderweitige Brauchbarkeit ganz und gar nicht ab, und räumen gerne ein, so leicht es sich sagen läßt, wie ein solches Lehrbuch eingerichtet seyn, was und wie es die Sachen vortragen müsse, so schwer ist die Ausführung davon, wenn man wirklich anfängt, Hand ans Werk zu legen. Daher darf es niemanden Wunder nehmen, wenn der erste Versuch dazu nicht gleich vollkommen gelingt.

B.

XII.

XII.

Thesauri dissertationum juridicarum selectissimarum in academiis belgicis habitarum. Vol. I. Tom. II. Bremae et Lipsiae, sumtibus Io. Henr. Crameri, 1769. 2 Alphabet in 4.

Die in diesem Theil befindliche Abhandlungen sind in fortlaufender Zahl folgende:

VIII. Gerardi *Schroederi*, Leyda Batavi dissertatio critico-juridica inaugur. ad L. II. π de Legibus Sctis &c. Marcian bringt hier zwey rednerische Umschreibungen vom Gesetze aus dem Demosthenes und Chrysippus bey, welche mit vieler Kenntniß der griechischen Litteratur erläutert werden. Gelehrt ist diese Abhandlung genug, aber nicht so nützlich wie die vorigen.

IX. Lucas *Tripp*, Drenthini dissertatio inauguralis juridica de parte ventris hereditaria ad L. III. π si pars heredit. petat. S. 29. Der Verfasser hat ein gutes Zutrauen zur Gothofredischen Ausgabe, weil er sie für die beste hält. Kaum sollten wir dieses Vorurtheil bey Holländern vermuthen, und demohngeachtet bemerket man es bey mehrern. — Statt ideo möchten wir eben nicht mit dem Verfasser utero (S. 34.) lesen: denn in den Florentinischen Pandecten kommt zwar oft D für T, weit seltener schon I für U vor, und daß das R ausgelassen worden, müßte durch einen bloßen Schreibfehler geschehen seyn. Sic quidlibet fit ex quolibet! — An dem Ausspruch: Sed et tergeminos senatores cinctos vidimus Horatios haben schon viele ihre kritische Erfindungskunst geübt, allein gewiß vergeblich

geübt. Warum sollen wir statt senatores *servatores*, statt cinctos *cunctos* oder gar *Cincios* setzen? Es konnten doch wohl drey Brüder zugleich Rathsherren seyn und cinctus paßt doch auf Leute, die zum Kampf bereit sind. — Die Fabeln von vielfältigen Geburten, so uns Paulus aufbürden will, werden noch von dem Verfasser mit einigen andern vermehrt. Ueberhaupt müssen wir von dieser Abhandlung sagen, daß sie eben nicht allzugroßes Kopfbrechen gekostet habe.

X. Theodori *Woertmanni* Trajectini disputatio juridica ad L. Vnic. π. si quis jus dic. non obtemp. praeside Iacobo Voorda. S. 55. Dieses Gesetz ist sehr umständlich und vielleicht hier und da zu schulmäßig erläutert worden. So wird z. E. magister von magis posse caeteris weitläuftig hergeleitet. — Im Anfang des Gesetzes heißt es: omnibus magistratibus *non tamen duumviris* secundum jus potestatis suae concessum est jurisdictionem suam defendere poenali judicio. Viele haben statt *non tamen* non tantum gesetzt. Da aber hierdurch der Sinn zum Nachtheil des vorhergehenden umgekehrt wird; so erklärt der Verfasser den ungeänderten Text auf diese Art. Die Duumviri konnten zwar ihre gefällte Urtheile vollstrecken, allein die Widerspänstige nicht selber bestrafen; sondern mußten sich dieshalb an den Statthalter wenden. — Mit Recht tritt der V. S. 68. denjenigen bey, welche die Vollstreckung des Urtheils für das extremum quod in jurisdictione est halten. Denn das beygefügte Exempel des Ulpians ist selbst daher genommen. Veluti, heißt es, si quis rem mobilem vindicari a se passus non est, sed duci eam vel ferri passus est (hier wird füglich eingeschoben: jus dicenti obtemperasse videtur;) caeterum si et

sequen-

sequentia recusavit tunc non obtemperasse videtur. Wenn nemlich die bewegliche Sache dem Kläger war zugesprochen worden; so gieng er hin, sie zu holen (ad vindicandum;) hinderte ihn der Verurtheilte daran; so nahmen sie die Gerichtsbediente weg. Nun heißt es, wer die Sache dem Sieger zwar selbst nicht gutwillig giebt, allein doch dieselbe ohne Widerstand von den Gerichtsbedienten wegtragen oder führen läßt, der widerstehet der letzten Handlung der Gerichtbarkeit nicht, wohl aber derjenige, welcher sich auch hier noch halsstarrig bezeigt. Der dritte Absatz des Gesetzes ist paradox, weil Labeo darinn behauptet, daß auch der Kläger gegen die Vollstreckung ungehorsam seyn könne. Vermuthlich setzt dies den Fall voraus, daß der Sieger, welcher die Sache schon erhalten, die ihm im Urtheil aufgelegte Kosten nicht erstatten und die deshalb von den Häschern ergriffene Pfänder nicht habe wollen wegführen lassen.

XI. Adolph *Vischer* Amstel. Bat. disput. jur. inaug. ad L. XXV. π de fideic. et mandat. S. 80. Zuerst nimmt der Verfasser eine Herstellung des Textes vor, und nachdem er mit dem Contius die Vorwörter ei und his umgewechselt hat; so liest er: magis esse ut his non subveniatur quoniam ei mandati actio non competit. Mit diesem Gesetz läßt sich die L. 16. π de minor., welche gleichfalls aus dem Ulpian und zwar aus eben dem eilften Buch ad edictum genommen ist, sehr natürlich verbinden und dadurch der Sinn der vorigen Stelle bestimmen. Er ist dieser: „wenn sich jemand für Unmündige oder solche Leute, die unter anderer Aufsicht stehen, ohne deren Vormund bey einem Contrakt, aus dem sie nicht reicher geworden sind, verbürgt: so wäre es überflüßig, diesen dargegen wieder in den vorigen Zustand zu setzen, weil die Gesetze einem solchen Bürgen ohne-

nebem keine Entschädigungsklage gegen die Unmündige geben.

XII. Ottonis *Arntzenii* Arenaco-Gelri dissertatio juridica inauguralis de milliario aureo ad L. CLIV. π de V. S. Traject. ad Rhenum. Der Verfasser hält nicht dafür, daß die goldene Meilensäule, so vermuthlich in der Mitte von Rom stund, aus wirklichem Gold gemacht gewesen sey, weil *aureus* und χρύσεος auch durch vergöldet übersetzt werden können. Misson fand auf dem appischen Weg eine marmorne Säule, worauf eine vergoldete Kugel lag, und diese soll das milliarium aureum seyn. — In dem dritten Abschnitt wird die Frage aufgeworfen, ob man die Meilen in Rom von dieser Säule, oder von den Enden oder Mauren der Stadt gezählt habe? Der Verfasser siehet die Säule für den Mittelpunkt an, aus welchem alle Entfernungen berechnet worden. Da ihm aber alsdann die gewöhnliche Lesart der L. 154. π de V. S. mille passus non a milliario urbis sed a continentibus aedificiis numerandi sunt entgegen stehet; so kehrt er diese mit dem Gothofred um und setzt non a continentibus aedificiis sed a milliario urbis &c. Diese Art zu verbessern wird aber nicht gut, wenn der V. gleich noch mehr Hermenevtische Schriften citirt hätte.

XIII. Wil. Corn. Tepell. Culemburgensis disput. jurid. inaug. ad L. 66. π de donat. inter vir. et ux. Traj. ad Rhen. S. 123. Aus diesen und anderen Stellen wird gelehrt, daß die feyerliche Heimführung der Braut (deductio in domum) wenigstens zu den Zeiten des Scaevolae kein nothwendiges Stück zur Ehe gewesen sey. Daher antwortet auch dieser am a. O. auf die Frage: ob eine vor der Heimführung geschehene Schenkung gültig sey? es komme

nicht

nicht auf diese Feyerlichkeit, sondern blos darauf an: ob damals schon die Ehe sey errichtet gewesen oder nicht.

XIV. Ioannes Leonardi *Wintgens* Duisburgensis dissertatio jur. in. de animalibus ferocibus qua vulgo iter fit non habendis ad L. 40. 41. 42. π de aedilit. edicto. Traj. ad Rhen. S. 145. Ueber diese Gesetze sind viele gute Anmerkungen beygebracht worden. Wider den Cujaz, Bertrand und Wil. Grot wird erinnert, daß die Ἀστυνόμοι und aediles in der That einerley waren. S. 152. Die *ducenti Solidi* in dem Edikt sind gewiß von dem Tribonian statt zwanzig tausend Sestertien gesetzt worden. Denn jene sind höchstens erst unter dem Alexander Severus aufgekommen. — Sonst kann diese Abhandlung noch als eine Hauptschrift in der Materie von den Aedilen angesehen werden.

XV. Dionys. Godefridi var den Kessel Daventnensis dissert. jurid. inaug. de usucapione partus et foetus rei furtivae S. 178. Diese Schrift giebt einen sehr vortheilhaften Begriff von den Einsichten des Verfassers, eines Mannes, der mit dem Scharfsinn auch eine gute Ordnung verbindet. Die Ausschweiffung, welche S. 189. auf die Usucapion pro herede gemacht wird, verdient alle Aufmerksamkeit des Lesers. Unter andern sagt der Verfasser: obgleich die Erbschaft als ein Ganzes betrachtet nach dem Quiritarischen Recht auf den Erben übergieng; so erlangte er doch an den einzelnen Sachen das Quiritarische Eigenthum nicht anders, als durch die Usucapion. — Es ist hier nicht Raum genug, die Gründe dieses Satzes genauer zu analysiren; sonst würde sich vielleicht manches dagegen erinnern lassen. — Der V. weis S. 198. nicht recht ob er dem Herrn der Mutter auch das Eigenthum über die Frucht im Leibe zueignen

eignen solle. Unseres Ermessens durfte er es ihm im eigentlichen Verstande absprechen, nur mußte er ihm das Recht andere von der Erwerbung des Jungen bey der Geburt auszuschliessen (jus in re jacente) lassen. Durch diese Bemerkung lassen sich alle Gesetze leicht erklären. In Ansehung der bekannten Regel: favorabilia extendenda sunt, sed odiosa restringenda tritt der V. Thomasiussen nicht ganz bey; sondern hegt folgende Gedanken davon. 1. Bey den Verträgen zwischen freyen Völkern findet sie keine Anwendung, wohl aber in den Geschäften der Unterthanen. 2. Favorabile heißt dasjenige, was einem oder vielen mehr Vortheil bringt, als andern Schaden, und so wird eine Sache umgekehrt, *odiosum*. Sollte dieser Satz bestimmt genug seyn, um ihn in einzelnen Fällen gebrauchen zu können? 3. Es giebt Sachen die weder unter die favorabilia noch odiosa gehören. Z. E. die Schenkung, welche dem einen eben so nützlich als dem andern schädlich ist. Allein sucht hier nicht der eine zu gewinnen, da der andere blos bemühet ist, die Verminderung seines Vermögens zu verhindern, und was sagt hiervon der Rechtsgelehrte? S. 214. Brancha behauptete, (Obs. c. XVIII. sq.) daß man nicht eben dieselbe Sache aus mehr, als einem singulären Titel besitzen könne. Der V. zeigt ihm die Möglichkeit in verschiedenen Beyspielen. Hier ist eins davon. Cajus schenkt dem Sempronius eine Sache, die einem fremden gehörte, liefert sie ihm aber bey seinem Lebzeiten nicht an den Donatarius aus; sein Erbe verkauft sie an eben den Sempronius, der folglich sich die Sache so wohl aus dem Kauf als aus der Schenkung anmassen kann.

XVI. *Fovo* Sytzes Reiding Frisii diss. jur. in. ad L. 19. π de ritu nuptiarum. Franequerae. Der Text ist sehr füglich in drey Theile abgesondert,

der

der erste enthält eine Verfügung des Legis Iuliae de maritandis ordinibus. Der zweyte die Verordnung vom Sever und Antonin und der dritte, eine Erklärung, daß auch das die Heurath verbieten heise, wenn man den Kindern keine anständige Gelegenheit sucht. Der Verfasser stimmt der Meynung des Heineccius bey, daß der Anfang des Gesetzes wirklich zur Lege Papia Poppaea gehört habe, und beweißt es sehr umständlich gegen Bynkershoeck, Nordkerk und anderer Einwürfe.

XVII. Engelberti de Man Noviomagio-Gelri dissert. jur. in. de thesauro ad L. 3. §. 3. π de adquir. vel amitt. possess. Zuerst kämpft der Verfasser in einem sehr munteren Styl mit dem Cujaz und Vinnius: ob in dem gedachten Gesetze von einem Schatze im eigentlichen Verstande, dessen Herrn man nicht weis, die Rede sey, und ob dieser durch die Occupation, oder durch die Accession erworben werde. Dem ersten stehen die Worte des Textes: *quia scit alienum esse* (thesaurum) sehr entgegen. Daher erklärt sie der Verfasser so: quia scit heterogeneum i. e. non ejusdem, sed diversi generis ac naturae esse thesaurum atque est fundus. Wir zweifeln sehr daran, ob sich jemand, der den Zusammenhang betrachtet, durch diese Auslegung wird überführen lassen. Im übrigen ist sehr viel schönes und gründliches über den L. 3. und die Natur des Besitzes gesagt worden.

E. *

XIII.

M. Carl Gottlob Leischings Archidiac. zu Langensalze Abhandlung von den natürlichen

Kräf-

Kräften des Menschen in Absicht der Religion und Tugend, gegen die Grundsätze des Herrn Roußeau. Langensalza, gedruckt bey J. P. Heergarts Witbe, 1769. 17 Bogen in 8.

Roußeau verdient es wohl, daß man seine besondere Ideen nicht allein widerlegt, sondern auch prüft, und das Gute davon behält. Es ist zwar wahr, wie der Verf. S. 4. erinnert; daß er manches mit großen Zurüstungen gesagt hat, als fände und sagte er etwas neues und unerhörtes, welches doch bekannt genung und nur anders aufgestutzt ist; daß ihn auch die Liebe zum seltsamen und die väterliche Zuneigung zu seinen eigenen Ideen auf ganz falsche Behauptungen gebracht hat: aber bey dem allen muß man doch gestehn, daß er nicht selten richtige Blicke auf die Natur des Menschen gethan, und dem Forscher nach Wahrheit Aussichten eröfnet hat, welche besser genutzt werden können, als er selbst sie genutzt hat. So dünkt uns, hat er auch in Absicht gegenwärtiger Materie auf die natürliche Kräfte des Menschen und auf ihre Anwendung aufmerksamer gemacht, und Anlaß gegeben, zwischen seinen Abweichungen und dem entgegen gesetzten System den richtigern Weg zu finden. H. Leisching bleibt zwar auch in Widerlegung der Roußeauischen Grundsätze seinem eigenen System getreu, aber er schreibt mit so ruhiger Ueberlegung und Mäßigung, und sein scharfsinniger Beobachtungsgeist führt den Leser auf solche theils neue, theils in ein helleres Licht gesetzte Bemerkungen, wodurch die Sache zur Entscheidung reifer, und zugleich klar wird, daß die natürlichen Kräfte des Menschen nicht in der Ausdehnung gut sind, als es Roußeau behauptet. Hätte der Verf. nicht zuweilen beredt seyn wollen, um den Leser zu gewinnen: so würde

würde er sich über manche Punkte noch bestimmter haben ausdrucken können.

Er sucht zweyerley in dieser Schrift zu beweisen: daß nämlich die natürlichen Kräfte des Menschen weder zur Religion, noch zur Tugend so gut und stark sind, als R. sie vorstellt. Aus dem, was er in dieser zwiefachen Absicht sagt, wollen wir einige lehrreiche Gedanken auszeichnen, welche den Geist des Verf. kenntlich machen, und zu weiterm Nachdenken veranlassen können.

Die Lehren der natürlichen Religion sind der Vernunft wohl gemäß, aber daraus folgt nicht, daß sie von ihr gefunden sind S. 14.; die klarsten Wahrheiten sind vielen Menschen unbegreiflich, weil sie nicht unterrichtet worden sind S. 16.; ohne übermenschlichen Unterricht hätte sich das menschliche Geschlecht kaum über den thierischen Instinkt erhoben S. 107. (Ueberhaupt hat die Vernunft einen sehr kleinen Zirkel, durch blos eigene Kräfte etwas zu erfinden: wo kein Unterricht ist, da ist die Vernunft des Menschen zum Erstaunen schwach; wer muß denn den ersten Unterricht haben geben können? Diese Frage verdient eine besondere und historische Untersuchung.) Philosophen unter Christen haben schon Unterricht über wahre Religionssätze aus der Offenbahrung; und was sie finden, sind Folgerungen und Schlüsse daraus. Man müßte ihre Vernunft bilden, ohne ihnen Begriffe aus der Offenbahrung beyzubringen; um zu sehn, was für ein System der natürlichen Religion sie herausbringen würden S. 25. 26. (Aber auch in diese Bildung würde der durch die Offenbahrung aufgeklärte Verstand des Bildenden vielen und unvermeidlichen Einfluß haben. Wie viel aber ohngefähr herausgebracht wird, das würde man sehen, wenn man die Systeme oder Meynungen der Deisten mit ein-

einander vergleichen, und das, worinn sie überein-
stimmen, sammlen wollte. Ein wichtiges Werk zur
Geschichte der menschlichen Vernunft! Viel haben sie
geläugnet, und selten einstimmig, vieles wahre und
falsche, beynahe nach Willkühr, aus Religionssätzen
ausgemerzt, etwas von dem, was das Christenthum
faßlicher und eindringender lehrt, behalten: aber was
denn gefunden? über welchen Religionspunkt die
Menschen erleuchtet?) — Die Bemühungen der
alten Weisen erfordern wohl noch ein preciseres Ur-
theil, als S. 48. f. angetroffen wird; und es wäre
ein Werk, das unserer Zeiten würdig ist, ihre Ideen
von Sittlichkeit und Religion richtig zu fassen, die
Quellen derselben historisch aufzusuchen, und aus al-
len ihren oft widersprechenden Sätzen ein Ganzes zu
machen: dann würde es recht treffend in die Augen
fallen, wie sehr ihre Verschiedenheit und Ungewißheit
den nachdenkenden in schwebende Zweifel und Verwir-
rung stürzen müsse und auch gestürzt habe S. 67. An
der Schilderung, welche der V. S. 86. f. von dem
Verderben und Elend der Menschen macht, finden
wir das auszusetzen; daß er die Schranken der mensch-
lichen Natur von ihrer Verdorbenheit nicht genung
unterscheidet, und sich die letztere, worauf es hier al-
lein ankömmt, nicht richtig gezeichnet hat. Ein Feh-
ler, der öfter begangen wird, und guten Gründen
viel von ihrem Gewicht nimmt. Wäre der Mensch
auch vollkommen gut, würde er denn deswegen von
dem Wesen der Dinge klare Begriffe haben, keine
Fehler im Schließen begehn, nicht irren und zweifeln,
nicht in vielen Dingen unwissend seyn u. s. w.; son-
dern die Herrlichkeit besitzen, welche ihm S. 237. bey-
gelegt wird? S. 141. wird richtig bemerkt, daß es
mit keinen Gründen bewiesen werden könne, daß auf
Buße nothwendig Vergebung erfolgen müsse: sonst
wäre

wäre es ja ungerecht, den sich bessernden Verbrecher zu bestrafen. Eben so findet man S. 144. f. sehr feine Gedanken, welche aber mehr angegeben als ausgeführt sind, ob sie gleich einer genauern Untersuchung recht werth sind; über die Verwöhnung der Menschen, ihrer natürlichen Erkenntniß zuwider zu handeln, durch welche der Trieb zu zweifeln erregt wird; über die abstrakte Art des Beweises und Vortrags der natürlichen Religion, wenn Ueberzeugung bewirkt werden soll u. s. w.

S. 173. f. kömmt er zur Beantwortung dessen, was R. von den natürlichen Kräften zum Guten sagt, wo er eine richtige Kenntniß des Menschen zeigt. Es ist wahr, sagt er S. 179. f. die sittliche Güte ist unserer Natur gemäß; sie ist die Gesundheit des Geistes: aber kann der Mensch nicht krank werden? (Ist er es nicht?) Wahr ist es; der Mensch ist zu großen und edlen Empfindungen fähig: aber sind sie herrschende Triebe in seiner Natur? Gehn sie vor aller Erziehung voraus, oder folgen sie derselben? Kostet es dem Menschen nicht Mühe und Anstrengung, ihren Eindrücken zu folgen? Ist diese mühsame Bestrebung nicht ein Beweis, daß in seiner Natur große Hindernisse sind; daß das Edle nicht das Uebergewicht hat? Ist nicht neben dem Edlen viel unedles, neben großen Tugenden, große Laster von Natur? Handelt der größte Haufe nicht wider diese Empfindungen, ob er sie gleich an andern, oder in der Betrachtung billiget? Müßten nicht die meisten Menschen vortreflich seyn, wenn diese Empfindungen natürliche Triebe des ganzen Geschlechts wären? (Misgeburten sollten nur wenige seyn.) Wir lesen, hören, sprechen gern von guten Empfindungen, und handeln doch nach entgegengesetzten S. 190. (lauter Erfahrungen) Rouß. dem wir Recht geben, daß da noch kein Gewissen

wissen statt finde, wo wir noch nichts verglichen haben, und unsre Verhältnisse noch nicht kennen S. 173; widerspricht sich hernach, wenn er sagt: die Vernunft hintergeht uns wohl, aber nicht das Gewissen. Denn hintergeht uns jene, so thut es auch dieses; weil es in seiner Wirksamkeit von Vernunft und Einsicht abhängt S. 187. Sehr wahr und nicht genung beherziget ist auch die Anmerkung S. 189: es ist nicht alles gut, was ich als gut empfinde: denn oft muß ich es bey genauerer Erwägung für böse erkennen. (Wollte man den Fällen nachspüren, wo dieses eintrift, so würde man zur richtigern Einsicht als bisher gelangen, in wie fern das moralische Gefühl ein sicheres Principium sey.)

Rouß. will zwar den Ursprung des Bösen auch erklären und meynt, daß die Sorge für die Erhaltung des Leibes die Seele erwecke, alles auf sich zu beziehen, und die Quelle der Leidenschaften, und durch sie der Laster werde. Dadurch verblendet, sagt er, irren wir; wir glauben dem Antriebe der Natur zu folgen, und widerstehn ihm S. 194. Gut! antwortet der V. S. 197. f. Aber, warum geschieht das so leicht, bey der Vernunft die wir gebrauchen können, bey dem angebohrnen Triebe zum Guten, bey dem Gewissen, das wir haben? „Die Vernunft hintergeht uns,„ sagt R. Aber wie denn? Entweder aus Schwachheit richtig zu schliessen, oder weil sie durch starke Begierden gehindert wird. In beyden Fällen sind wir elende moralische Wesen. „Das Gewissen aber betrügt uns nicht.„ Nicht? Warum hören es denn so wenige? „Ja, es kann betäubt werden.„ Seltsamer Mann! Wodurch wird es anders betäubt, als durch mächtigere entgegenstehende Triebe? So können es ja Vorurtheile, Leidenschaften u. s. w. zum Schweigen bringen. Wie ist denn also das Gewissen

oder

oder die Neigung zum Guten, ein überwiegender, herrschender Trieb? „Wir sind so gemacht von Gott, um das Verdienst des Sieges, und also die höchst mögliche Glückseligkeit für uns, zu erlangen.„ Aber wie traurig, daß die meisten, oder gar alle, im Kampfe unterliegen, warum machte uns doch Gott so schwach? „Wir würden leicht Herren über unsre Leidenschaften bleiben, wenn wir, ehe Gewohnheiten erlangt werden, unsern Geist mit Gegenständen zu beschäftigen wüßten, die er kennen muß, um die zu schätzen, welche er nicht kennt.„ (Etwas kann hierinn wohl eine sorgfältige Erziehung.) Aber haben die Sinne nicht schon vor der Erziehung das Herz betrogen, (betriegen sie es nicht nebenher?) und heften es auf ein eitles Bild der Glückseligkeit? Und würde das so leicht und allgemein geschehen, wenn unsre ersten Neigungen rechtmäßig (und zugleich herrschend) wären, wenn uns unsre innere Empfindung allemal (und entscheidend) sagte, was gut sey? Unter Christen, wo die erhabensten Begriffe von Gott, der Bestimmung des Menschen und der Tugend von der ersten Jugend an in die Seele gepflanzt werden, müßte die Wirkung davon sehr groß seyn, wie es doch nicht ist. S. 208. (Aber etwas liegt doch auch an der unrechten Art der Einpflanzung dieser Begriffe. Das getrauen wir uns nicht, mit dem Verf. zu sagen, daß der Mensch die Wahrheit, welche ihn erleuchten und bessern soll, hasse: nicht eher wenigstens thut er das, als bis er sich ganz für das Gegentheil entschieden hat. Dürfen wir überhaupt von beyderseitigen Gründen unsre Gedanken sagen, so scheinen uns beyde Theile die Gränzen, welche der Schöpfer unsrer Natur gesetzt hat, nicht genung vor Augen gehabt zu haben. Der eine bildet sich den Menschen, der von Natur gut wäre, in einer Herrlichkeit und Vollkommenheit

ab, welche bey aller natürlichen Güte, doch an dem Menschen, der hier auf die Erde gesetzt und noch ungeübt ist, nicht zu finden seyn würde: der andere hält jede Empfindung, die nicht grade zu und unmittelbar schädlich ist, für unverdorben: beyde vermischen auf verschiedene Weise die natürlichen und unverschuldeten Gebrechen mit den moralischen. Wenn erst eine tiefe und durch viel Beobachtungen bereicherte Untersuchung der natürlichen Anlage des Menschen und seines durch viele Schranken auf mancherley Art bestimmten Zustandes wird vorausgegangen seyn, wird man genauer und zuverläßiger über die Art und die Grade seiner Verdorbenheit philosophiren können.

Die Anmerkungen des V. über R. Plan einer negativen Erziehung, welche nicht Tugend einflößen, sondern den Lastern und bösen Gewohnheiten vorbeugen, nicht Wahrheit lehren, sondern vor Irthum bewahren soll, müssen wir auch noch berühren. Wahr ist es, daß dieser Plan grade das voraussetzt, was R. bestreitet; daß der Mensch nämlich leichter durch das Exempel des Bösen, als des Guten zur Nachahmung gereizt wird S. 218.: und der V. hat Recht zu fragen, wie mag das zugehen S. 221? warum kostet es so viel Mühe, Vorsicht und Fleiß, den Menschen vom Laster abzuhalten und gut zu machen, wenn uns unsre erste Neigungen am meisten zum Guten treiben S. 224.? wo sind die bösen Exempel alle hergekommen? wie hat sich der Same der Bosheit so allgemein ausbreiten können u. s. w. S. 227. 28.? Allein, ob wir schon glauben, daß man nicht wohl vor Irthum bewahren könne ohne auch Wahrheit zu lehren, noch den Lastern vorbeugen ohne auch Tugend einzuflößen: so können wir doch der Erziehung nicht so wenig Nutzen zuschreiben, als der Verf. thut; noch die wesentlichen Vortheile einer solchen negativen Erzie-

ziehung, von welcher R. richtiger gedacht als gesprochen haben mag, verkennen; wenn sie gehörig bestimmt, und mit Weißheit der positiven, dahin man endlich kommen muß, genähert wird. Hier ist aber der Ort nicht, umständlicher davon zu reden.

Sp.

XIV.

Untersuchung der Grundsätze der Staatswirthschaft oder Versuch über die Wissenschaft der innerlichen Politick in freyen Staaten, worinn vornemlich die Bevölkerung, der Ackerbau, die Handlung, die Indüstrie, Rechnungsmünze, Geld, Interessen, Circulation, Banken, Wechsel, öffentlicher Credit und Taxen, erwogen werden, von Herrn John Stevart, Baronet. ore trahit quodcumque potest, atque addit aceruo. Horat. Lib. I. Sat. In zween Bänden, aus dem Englischen übersetzt. 1. Band, Hamburg, im Verlage der typographischen Gesellschaft 1769. gedruckt mit Dieterich Anton Harmsens Schriften, 1769. gros 4. 665 S. 28 S. Vorrede; dann noch eine Zuschrift der typographischen Gesellschaft an die Schwedische Reichsstände, ein Verzeichniß der Subscribenten und ein Anhang von verschiedenen deutschen Nachrichten dieses Werk betreffend. Alles mit latein. Lettern.

Dieses Werk, welches in vielen deutschen Wochenblättern als ein Meisterstück in seiner Art lange verkündiget ist, verdienet nicht nur deswegen, sondern auch würklich wegen der Materie,

 die

die eine Mode-Lectüre ist, sowol als wegen der richtigen Denkungsart, die man gleich in der Vorrede bemerkt, eine aufmerksame Beurtheilung. Wir wollen aus derselben nicht voreilig urtheilen, ehe wir das Buch genau kennen. Aber wenn doch die Vorrede geschrieben ist, um dem Leser von der Situation des Verf. den rechten Begriff zu geben, so deucht uns derselbe nichts weniger, als, wie in einem andern Orte von ihm gesaget wird, für den Despotismus geschrieben zu haben. Sein Plan scheint uns die abstrakteste Demokratie zu seyn. Keine Landstädte, kein Luxus, keine Getraidausfuhr, keine Nationalschulden, keine Wechselbriefe, keine oder doch nur ganz geringe Auflagen. Am Schlusse der Vorrede sagt er: „Ein Volk, das von einem Staatsmanne „die Ausführung keiner andern Plane, als die von „Unsinn und Widersprüchen strotzen, zu erwarten „gewohnt ist, wird auch unter der Regierung des „Besten der Könige mißvergnügt bleiben.„

Sollte man hieraus nicht die Situation des V. vorläufig beurtheilen können? Dieser Band besteht aus 3. Büchern, die von der Bevölkerung und dem Ackerbau; von der Handlung und Indüstrie; von Geld und Münzen, handeln.

Wir wollen, um allem Scheine des Machtspruches auszuweichen, alle Kapitel des ersten Buches eines um das andere vor uns nehmen, den ganzen Proceß unserer Gedanken mittheilen, und uns damit zu der Beurtheilung der übrigen 2. Bücher legitimiren.

1. Buch. Einleitung. Der V. will kein System liefern, aber doch Grundsätze, und diese in Reyhen ordnen, woraus noch ein System werden kan, er will also für zweyerley Gattungen Leser sorgen, für systematische und unsystematische; dieses loben wir. Trockene Skelette sind ausser dem Katheder nur für weni-

wenige eben so trockene Liebhaber; und lauter flüßige zerstreute, nicht selten unnatürlich getrennte Gedanken gefallen nur Lesern von einem gewissen flüchtigen Geschmacke, für die überhaupt solche Schriften, wie diese ist, nicht sind. Aber unter der Gestalt detaschirter Betrachtungen immer einem Faden folgen, der alle Gedanken verbindet, das gefällt allgemein. Wir haben das Vertrauen zu dem V. daß wir dieses bey ihm finden werden.

1. Kap. von der Regierung des menschlichen Geschlechtes. Jede Operation der Regierung muß auf die Wohlfahrt des Volkes abzielen, die Einrichtung aber nach der Denkungsart des Volkes gemachet werden. (Das kan man zugeben; denn die Wohlfahrt des Volkes hält der V. selbst für ein Ding, wobey man sich sehr viel denken kann, für eine Grundmaxime, für kein Grundgesetz einer Regierung; aber daß die Gesellschaft, wie er hier voraussetzt, unter jeder Regierungsform glücklich genug leben könne, wenn nur diejenigen, die sie regieren, tugendhaft und gerecht sind, das kommt uns als etwas vor, wobey man nichts oder alles denken kann. Sollen es privat-Tugenden oder öffentliche Tugenden seyn, welche die Regenten haben sollen? In jenem Falle kann der Regente ein Engel seyn und das Volk doch seufzen. In dem andern Falle muß er den Geist, die Verhältnisse und Bedürfnisse seines Volkes kennen und es nach diesen Einsichten regieren, er mag im übrigen Privat-Tugenden besitzen oder nicht. In diesem letztern Verstande kann denn freylich ein jedes Volk in seiner Verfassung glücklich leben, aber nicht dasselbe Volk in jeder Verfassung, in jeder Regierungsform. Der Bürger der Demokratie, der Aristokratie und der Monarchie, ein jeder kann glücklich leben, wenn sie Regenten haben, welche die große Tugend und Ge-

rechtigkeit auszuüben verstehen; aber den Bürger der Demokratie unter die Monarchie zu versetzen, dieses mit einem ganzen Volke zu versuchen, das würde schwer halten, dem Volke seine neue Glückseligkeit vorzudemonstriren, gesetzt auch, daß der Monarch den Ruhm des gerechtesten und tugendhaftesten Regenten hätte. Der Mensch als Thier betrachtet, kann überall leben; aber dann müssen wir auch die Regenten eben so betrachten, dann brauchen wir auch keine Tugenden nicht, dann fällt auch der Begriff vom Glücke weg. Das was zuerst menschlicher Enthusiasmus für den Vorzug einer jeden Regierungsform war, das animalisirt sich, so zu sagen, nachgerade mit einer Reyhe von Zeugungen und so wird die Regierungsform eines Volkes Natur, die sich hernach ohne große Revolutionen nicht leicht umbilden läßt.)

II. Kap. von der Denkungsart eines Volkes. Hierunter rechnet der V. Moral, Regierung und Sitten und denkt von diesen Gegenständen sehr scharf und ordentlich, nähert sich dabey auch unserer Meynung, die wir so eben erst geäussert haben, daß die Umbildung einer Regierungsform keine leichte sondern eine Sache sey, die nur durch eine lange Folge von Jahren, durch allgemeine große Begebenheiten, durch geschickten Gebrauch der in solchen Fällen sich zeigenden Neigung des Volkes und denn auch durch sorgfältige unbemerkte Schritte der Vorbereitung, um die Denkungsart des Volkes vorerst zu lenken oder zu prüfen, möglich werden könne. III. und IV. Kap. von der Vermehrung des menschlichen Geschlechtes. Hier sagt der V. viel schönes und neues. Schon lange warteten wir darauf, daß einmal ein politischer Scribent aufstehen möchte, der die Mode-Sätze von der Bevölkerung auf ihren rechten Werth herabsetzte. Hier ist dieser Mann. Ein Land kann zu viel bevölkert

seyn;

seyn; Afrika würde meistens aussterben, sagt er, wenn seine Amerikanische Colonisten zurückgeschickt würden. Wir sind immer der Meynung gewesen und sind es noch, daß die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes nicht in einer ungeheuren Anzahl Menschen bestehe, daß in einem Staate, der nicht ganz militarisch ist, (da denn freylich die Bevölkerung anders betrachtet werden muß,) für seine Finanzen eine mäßige wohlgenährte Anzahl Einwohner besser seyn als eine unzählbare Menge, davon die meisten kümmerlich leben, und ein großer Theil zum arbeiten zu vornehm ist. Der V. redet zwar hier noch nicht von Arbeiten, sondern von den natürlichen Erzeugnissen des Landes, die es ohne Arbeit seinen Einwohnern gewähret; aber wir wollen auch unsere Leser damit nicht irre machen; es wird noch eine Gelegenheit seyn, eigentlicher davon zu reden. Das ganze IV Kap. hat uns nicht recht gefallen wollen, der V. holt zu weit aus und seine Beyspiele sind zu sehr gesucht. V. Kap. wie der Ackerbau die Bevölkerung vermehre. Auch den Satz können wir dem V. nicht verwilligen, daß die reichlichere Nahrung, als eine wirkende Ursache betrachtet, die Bevölkerung befördere. Der Ueberfluß ist der Zeugung vielmehr hinderlich; die Erfahrung lehret, daß arme, mittelmäßige und arbeitsame Leute die meiste Kinder haben. Daß aber ein reiches Land leichter bevölkert werden könne, als ein armes, das geben wir gerne zu. Ungarn, versteht sich der südliche Theil, ist für seine Einwohner viel zu reich. Was für eine Menge Produkten, welche die Natur meistens ungezwungen liefert, verderben alle Jahre? Aber dieser Ueberfluß von Produkten wirkt keine grössere Bevölkerung. Es ist kein Zweifel, daß Ungarn noch einmal, noch zweymal so stark und auch leicht bevölkert werden könnte, als es würklich ist, wenn die Einwohner weniger zu leben hätten,

und mehr arbeiten müßten. Ob aber das Ungarische menschliche Geschlecht, überhaupt genommen, damit gebessert seyn, ob die Regierung Vortheil davon haben, ob das Volk unter sich eben so ruhig oder noch ruhiger seyn würde, oder nicht? das sind Fragen, die uns zwar höchst wichtig vorkommen, aber ganz genau hieher nicht gehören, wo wir nur prüfen wollen, ob die vermehrte Produkten eines Landes eine wirkende Ursache der vermehrten Bevölkerung seyn können. Wir glauben, daß das reichste Land seine Bevölkerungsplane ohne fremde Kolonisten und Emigranten nicht erreichen werde, und hingegen das ärmste Land die fruchtbarsten Zeugemütter haben könne, deren Geschlechte sich entweder durch Manufakturen, oder durch Wanderungen in reichere Länder erhalten. Der V. würde vielleicht hier sagen: wenn Ungarn mehr Manufakturiers hätte; so würde dadurch die Consumtion größer, die Ackerleute müßten also mehr arbeiten, würden geschickter zur Zeugung und die Manufakturiers machten für sich schon einen großen Theil der Bevölkerung aus; denn das nimmt er selbst an, daß der Mangel der Consumtion auch bey dem Ueberflusse der Produkten bey trägen Einwohnern die Bevölkerung hindere. Aber daraus folgt immer noch nicht, daß der Ackerbau selbst die Bevölkerung würke, wenn auch gleich die Consumtion der Produkten vestgestellt wäre; denn es zieht alsdenn dieses Geschäfte zwar mehr Leute an sich, aber es erzeugt die Leute nicht, sondern ein jedes anderes Geschäfte, eine jede Manufaktur, würde dasselbe thun. Holland ist bevölkert genug; aber es ist es nicht durch den Ackerbau; es würde Hungers sterben, wenn seine jetzige Einwohner davon leben sollten. Und wie viele Länder giebt es sonst noch in Europa, die sehr bevölkert sind, sehr wenig Brod bauen und doch Brods die Fülle haben. Der Ackerbau ist freylich

lich ein Mittel, viele Speisen für die Menschen und das Vieh zu gewinnen; aber sie sind keine schlechterdings nothwendige Speisen. Wir kennen ja deutsche Provinzen, wo die Einwohner nichts als große Bohnen, graue Erbsen, die fast ohne Cultur zu nächst an ihren Häusern aufwachsen und Speck essen, deren übriger Reichthum in ihrer fetten Viehweide bestehet. Und überdem will der Ackerbau auch seinen innerlichen Beruf haben; manches Land ist viel zu kalt, zu mager, zu steinig, zu bergig, als daß es die Cultur verdiente, auch wohl zu fett; nachdem einmal die Handlung die Europäische Nationen mit einander verschwistert hat, warum soll ein von Natur unfruchtbares Land Getraide und nicht lieber Holz tragen? da indessen dieses magere oder sandige Land von Künstlern und Fabrikanten volkreich seyn kann, die Geld genug verdienen, um ihr Brod aus den Kornländern zu kaufen, und gewiß wohlfeiler als es ihnen zu stehen kommen würde, wenn sie es ihren Mitbürgern allein abkaufen müßten.

VI. Kap. Wie die Bedürfnisse der Menschen ihre Vermehrung befördern. Den Luxus erklärt der V. als einen Aufwand, für Dinge, die zur nothwendigen Leibesnahrung zwar entbehrlich sind, aber doch nicht zur Wollust und Ausschweifung gehören, wiewol er diese Einschränkung hier als ein politischer Scribent nicht einmal genau genommen wissen will. Unter den vermehrten Erdprodukten werden die Empfindungen der Bedürfnisse des Luxus bey den Einwohnern entstehen, die vorerst das Geld oder ein Handelsäquivalent einführen, die Begierde nach demselben erregen und dann den Luxus noch mehr erweitern, oder, sich noch mehrere Bedürfnisse einbilden werden.

Hier denkt der V. wieder sehr leserlich; aber wozu doch immer die ganze Spekulation, ob das Ey eher als die Henne, oder das Geld eher als der Luxus gewesen?

wesen? Die Erdprodukten allein, auch selbst der Wein, machen den Einwohner nicht zum Luxus geneigt und wenn sie es auch thäten, so braucht er dazu kein Geld. Der Bauer kann sich immer gütlich thun und wenn er an seine Herrschaft die Abgaben nicht mit Gelde, sondern, wie in vielen Ländern geschieht, mit Naturalien bezahlen muß, das ganze Jahr hindurch ohne Geld fertig werden. Sein Fleisch, sein Gemüse, sein Brod, sein Bier, sein Brandwein, an einigen Orten auch sein Wein, sein Linnen, seine Kleider, sind seine eigene Produkten. Sein Salz, den Arbeitslohn des Schmids, des Sattlers, bezahlt er mit Korn und statt Geldes nimmt er die Kreide. Uns kommt es viel natürlicher vor, wenn ja etwas gesagt seyn soll, daß die auswärtige Handlung ärmerer aber eben deswegen fleißigerer Nationen und unsere Begierde nach allem was neu ist, den Luxus erst eingeführt habe, woraus hernach auch die Begierde zur Handlung bey den reichern Völkern und sofort das Geld und die Indüstrie entstanden sind. Unsere deutsche Schmelzmanufakturen, unsre Nürnberger Waaren haben den Indianern gefallen, ehe sie noch den Gebrauch des Geldes kannten.

Und fremde Produkten, die wenigstens in dem Dorfe oder in der Gegend nicht zu Hause sind, müssen es seyn, die den deutschen Bauren reitzen sollen, um deren Erlangung sich Mühe zu geben. Zucker, Kaffee, Käse, Lacken, bunte Zeuge für das weibliche Geschlecht, Galonen, Spitzen auf die Mütze, das muß alles fremde seyn und weit herkommen, dazu braucht er zwar Geld: aber der Jude giebt sie ihm auch ohne Geld gegen Früchte. Vielleicht denkt und handelt der englische Bauer eben so. Das VII. Cap. ist eine Ausschweifung von den Wirkungen der Sklaverey auf die Vermehrung und Geschäfte der Menschen; womit der V. gerne beweisen möchte; daß unter zwey

gleich

gleich fruchtbaren, gleich volkreichen Staaten derjenige, dessen Land durch Sklaven angebauet würde, vor dem andern, dessen Land durch freye Leute angebauet wird, zur Kriegeszeit einen großen Vorzug habe, weil die freyen Leute, für welche die Sklaven arbeiten, in den Krieg ziehen können, ohne daß der Ackerbau darüber Leute verlöhre; dahingegen die freyen Ackerleute, wenn sie in den Krieg ziehen, den Ackerbau von Arbeitern entblössen. Von Sparta kann man jenes gelten lassen, aber man wird auch sich dabey erinnern, daß ein Spartaner, nicht so viel brauchte als ein heutiger Europäer.

In den nördlichen Provinzen von Deutschland und Europa, wo noch starke Züge der Sklaverey, die Leibeigenschaft, der Meyerstand, übrig sind, hat man leider Erfahrungen genug, wie wenig die Sklaverey bevölkere, und wie wenig der Ackerbau dabey gewinne. Wenn zur Kriegeszeit in einem solchen Lande Rekruten ausgehoben werden; So können dieses keine andere als Ackerleute seyn, die übrigen sind schon zu vornehm; da leidet dann der Ackerbau mehr als in einem freyen Staate, weil in den sklavischen Provinzen der Ackerbau ohnedem zu schwach besetzet ist, wie hingegen in einem freyen Staate überhaupt die Bevölkerung größer ist, mithin wenn auch zur Kriegeszeit dem Ackerbau ein Theil seiner Leute entzogen wird, so ist es zwar allemal ein wichtiger Verlust; aber er ist doch nicht so merklich als in dem andern Staate, kann auch leichter wieder ersetzet werden. Es ist einmal eine Wahrheit, die fast gar keine Ausnahme leidet, daß die Knechtschaft sich auf keine Weise mit der Indüstrie weder im Ackerbau noch in den Manufakturen vertrage und wenn auch irgend ein Knecht Indüstrie besitzt, so thut er es gewiß aus Hofnung seine Freyheit damit zu erlangen, das heist

um sich ein eigenthümlich Vermögen zu erwerben, auch wohl damit auszuwandern.

Im VIII. Kap. Von der zum Ackerbau und andern Nahrungsgeschäften nöthigen Anzahl Einwohner eines Landes prüft der V. verschiedene. Calculs von den Classen der Einwohner in Engelland, ihrer Consumtion und dem Ueberflusse der Produkten, entscheidet aber nichts, sondern bildet zuletzt einige allgemeine Sätze, die er damit beschließt, daß, „je stärker in einem Lande der Ackerbau getrieben werde, desto mehr es bewohnt und desto geringer die Anzahl der freyen Arbeiter in Ansehung der andern Bedürfnisse des Staats sey; je mehr aber Wiesen- und Viehweide in einem Lande wären, desto weniger es bewohnt und desto größer die Anzahl der freyen Gewerbe daselbst sey.„

Wenn der V. diesen Satz aus seinem Vaterlande nemlich aus Schottland abgezogen hat; so können wir es in so ferne dabey lassen, aber denn ist er doch nicht mehr allgemein und das ist es, was wir dagegen zu erinnern haben. Der V. will überall auch andere Europäische Staaten, die er auf seinen Reisen gesehen hat, seinen Sätzen unterwerfen; aber dazu sind sie zu enge. Ist Holland, welches doch offenbar mehr Viehweide als Getraide hat, zu wenig bewohnt, oder ist die große Anzahl der freyen Gewerbe keine Bewohnung? Die Stadt Augsburg hat keinen Fusbreit Ackerland und ist doch voll Nahrung und Volks. Die Stadt Nürnberg hat Land, aber magern unfruchtbaren Getraidboden: die Einwohner des platten Landes machen ihn zwar fruchtbar durch den Unflat der Einwohner in den Städten, aber sie bauen doch nicht Getraide genug für die große Menge des Volkes in- und ausser der Stadt, die von Künstlern und Manufakturiers wimmelt. Der Ackerbau ist hier

hier keine wirkende Ursache der großen Volkmenge, sondern eine Folge der Bevölkerung, welche sich durch die auswärtige Zufuhr der Lebensmittel doch immer würde erhalten haben, wenn gleich der Landmann seinen Ackerbau nicht verbessert hätte und er würde ihn sogar nicht so weit haben bringen können, wenn er nicht vorerst die Excrementen der Manufakturiers zu Besserung des Erdreichs zu nutzen gewußt hätte. Ein Vortheil, vor welchem dem Engelländer grauet.

IX. Kap. Von der Vertheilung der Einwohner in Meyerhöfe, Dörfer, Flecken, kleine und große Städte. Die Ursachen hievon sucht der V. allein im Handel und in den Manufakturen. Fast möchten wir ihn hier an seine Regul erinnern, die er sich selbsten in der Vorrede vorschreibt, die Sachen nicht zu sehr von einer Seite zu betrachten. Die Handlung mag freylich den größten Städten ihre Größe gegeben haben, aber ihr erstes Daseyn nicht. Mauern und Wälle waren die Charakteren der großen und kleinen Städte, die für die Handlung sehr unnöthig gewesen seyn würden. Die öffentliche Sicherheit des Lebens vor innerlich und äusserlichen Feinden war wenigstens in Deutschland die wahrscheinlichere erste Ursache von der Entstehung der Städte und der Dörfer, denn obschon die Dörfer keine Mauern haben, so sind doch die nahe zusammen wohnende Einwohner durch diese ihre Nähe geschickter, sich gegen ihre Feinde zu vertheydigen, als wenn sie einzeln und zerstreut wohnten. Daß in der Folge die Städte auch Gelegenheit gegeben haben mögen, nach Schätzen zu trachten, die hinter den Mauern in Sicherheit gebracht werden konnten, und daß auf diese Art die Handlung insonderheit in den Städten sich ausgebreitet und diese vergrößert, auch wohl ein und andere angelegt habe, das ist ein Folgesatz, den man

so

so deucht uns, zugeben kann, ohne jenen zu läugnen. Der Landmann ist freylich an seine Ländereyen gebunden und kann nicht ein oder zwey Stund weit davon seine Wohnung aufschlagen; aber es ist nicht nothwendig, daß ein jeder Bauer wie in Westphalen und gewissermaßen auch in England ganz allein wohne. Bequemer und nützlicher für den Ackerbau ist es zwar, daß der Bauer in der Mitte seiner Ländereyen wohne; aber weil dieses doch sonsten fast nirgends gefunden wird; so müssen die Dörfer, in denen keine Manufacturen sind, einen andern Ursprung als die Handlung gehabt haben, nemlich die allgemeine Sicherheit vor Räubern und Wölfen oder, wenn wir lieber wollen, die natürliche Geselligkeit des menschlichen Geschlechtes. Was haben wir in Deutschland für eine Menge Landstädte, die sich blos vom Ackerbau nähren, und mit denen die wenige Krämer und Künstler die darinn wohnen, kein Verhältniß haben; Sie sind mehr für eingemauerte Dörfer als Städte anzusehen. Diese haben durch den Ackerbau, wenn schon die Wälder um sie herum in jüngern Jahren meistens ausgeradet, mithin der Ackerbau gewiß nicht vernachlässiget, sondern immer höher getrieben worden, an der Bevölkerung nicht zugenommen; wenn auch in jüngern Jahren eine oder andere Familie ihr Haus in 2 Theile getheilet und zwey Wohnungen für zwey Familien daraus gemacht hat, so macht dieses doch in Ansehung ganzer Meyerhöfe, die dagegen völlig in Abgang gekommen sind und noch täglich vergehen, wenn die Güter unter die übrigen Nachbarn in einzelen Stücken verkauft und die Wohnungen niedergerissen werden, keine Vermehrung des Volkes aus. Es ist fast keine Gegend, keine kleine Stadt, kein Dorf in Deutschland, welche nicht gegen die Zeiten vor dem verwüstenden deutschen Kriege ganze Dör-

fer,

ser, ganze Reihen von Häusern und einzele Höfe vermissen. Der Ackerbau, den die Einwohner indessen bis zur Vollkommenheit getrieben, hat ihnen diesen Verlust noch nicht ersetzt und sie wünschen auch den Ersatz nicht mehr. Daß aber die Handlung solche kleine Städte mehr als der Ackerbau bevölkern könne, das kann man an den kleinen alten Landstädten, die vormals zum Hanseatischen Bunde mit gehörten, oder eine große Handelsmesse wie z. E. Nördlingen in Schwaben, hatten, deutlich genug sehen. Alle obere Stockwerke der alten Häuser sind zu Wohnungen eingerichtet und stehen jetzt leer; und doch haben die Städte für ihren Feldbau noch Einwohner genug: und wir finden nicht, daß eine kleine Landstadt, deren Einwohner lauter Ackerleute oder auch Winzer sind, für den Landbau unbequemer sey als ein Dorf, wie dieser V. doch überhaupt dafür hält. X. Kap. von den Folgen, welche aus den verschiedenen Wohnplätzen der zwo Hauptclassen des Volkes (nemlich Ackerleute und Nichtackerleute) entstehen. Dieses Cap. ist sehr fruchtbar und gründlich. Die Europäische Staatskunst hat seit der Entdeckung der beyden Indien, in den südlichen Provinzen von Europa und in England eine ganz neue und weitläuftigere Gestalt angenommen und, da vorher alles auf Lehenspflichten und Erbzinnßen ankam, wurde jetzt dieses Feudalsystem ganz abgeschaft und in ein Commerz- und Taxensystem verwandelt: daß London und Paris durch ihre Größe dem Staate schädlich sind, das will der V. nicht schlechterdings zugeben, und die kostbare Art zu leben sieht er als einen Vortheil des Landes an; der gemeine Mann kann in London und Paris so wohlfeil als in einer jeden andern Stadt leben, wenn er sich mit Rind- und Hammelfleisch, mit Bier und Brod behelfen will. Große Städte sind auch Ursache,

daß

daß große Landstrassen angelegt werden, die zugleich zu Beförderung des Ackerbaues gereichen; Frankreich und seine große Landstrassen sollen davon ein Beyspiel seyn. (Aber sollten die großen Landstrassen in Frankreich würklich dem Ackerbau aufhelfen; warum ist er noch so weit zurück? Die Strassen, die dem eigentlichen Ackerbau dienen, sind nicht die großen, sondern die kleinen Strassen, die von einem Dorfe zum andern und an die Hauptstrassen hinführen; diese sind in Frankreich noch in schlechten Stande. Doch bleibt die Wahrheit allemal feste, daß gute Hauptstrassen mit zu den ersten Ursachen von dem Aufnehmen eines blühenden Staates gehören.)

Das XI. Kap. von der Eintheilung der Einwohner in Classen und von der Beschäftigung und Vermehrung derselben, ist voll neuer und vortreflicher Gedanken.

Hagestolzen sind dem Staate als Hagestolzen nützlicher als wenn sie heyratheten; der Adel soll Adel bleiben und die Tapferkeit zu Vertheidigung des Vaterlandes fortpflanzen und nicht Kaufmännschaft treiben, noch mit den niedrigen Ständen des Volkes sich vermischen; die Stände sollen zwar in Ansehung der Gewerbe von einander so viel möglich abhängig gemachet werden, aber aus verschiedenen Classen sollen sie nicht durch einander heyrathen; (vermuthlich um die Indüstrie, die in jeder Classe gleichsam ihre angebohrne Consistenz und concentrirte Kraft hat, durch die Vermischung nicht zu verdünnen, wozu ein übelverstandener Stolz insgemein das meiste beyträgt,) der Staat soll zum wenigsten solche Heyrathen nicht befördern; unglückliche und unvermögliche gebrechliche Menschen sind eine Last für den Staat, aber Moral und Christenthum fodern besondere Zufluchtsörter für sie von dem Staate. Ehe die alte Einwohner genug

be-

beschäftigt sind, so wenig ihrer auch wären, muß man nicht auf die Vermehrung derselben denken. Die genaue Anzahl der würklich vorhandenen Einwohner nach ihren verschiedenen Classen der Gewerbe und Beschäftigungen sowol in Absicht auf den Gewinn eines jeden als auch ihres mehr oder weniger zu ihrer Fortpflanzung bequemen Zustandes, von Zeit zu Zeit zu wissen, das muß immer vorausgehen, wenn der Staat den Einwohnern den rechten Grad der Beschäftigung geben und sie bey der Industrie erhalten oder dazu anführen will.

Man kann diese Betrachtungen nicht lesen ohne ihre Richtigkeit zu fühlen; Nur kommt uns die allzugenaue Notiz der Regierung von der Classenmäßigen Anzahl der Einwohner etwas zu gekünstelt und unpraktisch vor; es gehörten eigene Bedienungen hiezu, die allemal bey einem freydenkenden Volke Aufsehen erwecken, die Sache selbst aber doch nicht ausmachen würden, weil hier nicht blos von Vertheilung der Beschäftigung, sondern auch von den Gegenständen derselben die Frage ist, welche die Regierung erst in ihre Gewalt bekommen muß. Wenn die Beschäftigung nur blos im Landbau bestehen soll; so ist der Gedanke sehr richtig, daß hierin zu viel geschehen kann, wenn man mehr Leute herbeyzieht, als Land für sie da ist; Aber sobald wir die Geschäfte in Fabriken und Manufakturen suchen, so haben die Einwohner einer Meile platten Landes bey einer einzigen Fabrik in einer einzigen Strasse der Stadt genugsamen Platz; dieses lehret die Erfahrung. Doch wir müssen nicht vergessen, daß unser V. hier noch immer von Völkern rede, die sich von der Erde nähren, die sie bewohnen; in dem XII. Kap. von der nöthigen Verbindung der Theorie und Praxis um die Bevölkerung zu befördern, erklärt er sich selbst darüber, daß er bisher

sich vornemlich nur an diejenige Sätze gehalten habe, welche bey Societäten, wo noch die erste Einfalt der Sitten herrscht, zu allen Zeiten wirksam befunden werden; jetzt aber müsse diese Materie unter verworrenern Umständen untersuchet werden, die sich auf die neuern Sitten der Menschen beziehen, die selbst der geschickteste Staatsmann nicht ändern kann, wo Handlung, Industrie, Luxus, Credit, Taxen und Schulden eingeführet sind; denn in alles dieses haben sich die feinsten Nationen Europens eingelassen. Diese Dinge stellen zusammen eine Art Kette vor, deren Glieder sich nicht nur von Natur magnetisch anziehen, sondern noch überdies in einer Folge von Revolutionen dreyer Jahrhunderte mit der Denkungsart der Nationen so veste zusammen genietet sind, daß sie, allem Ansehen nach, unauflöslich ist.

Ueber Entwürfe, die alte Simplicität wieder einzuführen, lacht er also, mit einer bescheidenen Mine, und giebt der Bevölkerung in unsern Tagen die Einschränkung, die wir schon bey dem III. Kap. gebilliget haben, da er die Ursache mehr in dem engen Raume oder in dem magern Boden gesuchet hat. Hier macht er den Unterschied, daß nur die Zeugungen vermöglicher Eltern würklich bevölkern, deswegen die Ehen in den niedersten Classen, nach Maasgebung richtiger Tabellen, wo es irgend thunlich, auf eine gewisse Zahl eingeschränket, oder, wo es nicht thunlich, die Verpflegung der armen Kinder durch Anlegung genugsamer Hospitäler von dem Staate übernommen werden sollte.

Wir sind auch hier seiner Meynung und erinnern uns dabey auf mehr als eine deutsche Provinz, wo das, was er wegen eines Verbots an die Dorf-Priester als einen gewagten Einfall, vorträgt, ein würkliches Gesetz ist, daß kein Dorf-Priester ein neues

Ehe-

Ehepaar aufbieten oder trauen darf, das nicht vorher bey den Gerichten den Beweis seines Vermögens geführet hat, welches wenigstens allemal so gros seyn muß, daß die Braut, wenn sie einmal Wittwe werden sollte, nothdürftig davon leben könnte, ohne dem Staate zur Last zu fallen; so viel Vermögen ist indessen insgemein hinlänglich drey, vier Kinder so lange zu ernähren, bis sie zu dem Gewerbe des Vaters selbst, so wenig es auch sey, helfen, folglich den größten Theil ihres Unterhaltes verdienen können. Doch aber gewisse Stände in eine gewisse Anzahl Ehen einzuschliessen, das kömmt uns zu gekünstelt vor, würde auch sehr unnatürlich seyn.

Unter jener Vorsicht in Ansehung des Vermögens würde es vielmehr vortheilhaft seyn, eine Anzahl von Ehen in gewissen Ständen unter der Hand vestzustellen, die nie unerreicht bleiben, aber immer überschritten werden dürfte; denn die fruchtbaren Ehen lassen sich nicht, wie die Matrosen, erpressen, noch weit weniger aber lassen sich durch das Verbot der Ehen die Zeugungen verhindern.

Hospitäler sind indessen allemal eine herrliche Anstalt in jeder Regierungsform; nur müßte wenigstens bey den Deutschen dafür gesorget werden, daß Nahme und Anstalt nichts schimpfliches haben; denn die Armuth ist an sich schon bitter. Wenn nun die Mittel sie zu erleichtern eben so bitter sind; so wird für den Staat eine Hauptabsicht dabey verfehlt. So lange der gemeine Handwerksmann bey seiner Armuth sich noch des Betteln und des Allmosens schämt; so ist er noch ein fleißiger Arbeiter, denn es giebt immer noch vermöglichere Glieder der niedern Stände, die es entweder durch Erbschaft, durch Sparsamkeit, meistens aber durch unfruchtbare Ehen geworden sind, vor denen er sich schämt; eine Vermischung die zu

Erhaltung einer industriosen Eyfersucht dem Staate sehr gut und kein Gebrechen ist.

Schon die Namen: Hospital, Armenhaus, Fündelhaus, sind zu verächtlich und zu demüthigend: Accouchir-Schulen, Real-Schulen, wären vielleicht erträglichere Namen; aber bey jenen müßten allezeit ehrbare Bade-Mütter seyn und kein unordentlicher Zulauf von Accouchir-Schülern gelitten, auch uneheliche Mütter müßten abgesondert und insonderheit dafür gesorget werden, daß auch vermögliche aus Liebe für das Vaterland in solchen Accouchir-Hospitälern ihre Wochen hielten, wozu die Frauen aus den höhern Ständen, die insgemein feiner denken und weniger Vorurtheile haben, am ersten zu bewegen seyn würden; und bey den Realschulen müßten nicht weniger immer Kinder vermöglicher Eltern mit untermischet seyn und alles müßte den Namen der Kostgänger haben und diejenige, welche die Befreyung genößen, müßten sie nur in der Stille genießen, ohne daß einer von dem andern es wüßte, wenigstens nicht öffentlich wüßte; aber die Erziehung in den Realschulen müßte eine Fortsetzung der Accouchir-Anstalten seyn, sie müßte von der kleinsten Kindheit anfangen. Verbindet man damit die Vertheydigung des Staats, zu welcher in Deutschland ein jeder kleiner und großer Staat, wenn er auch von innerlichen Feinden nichts zu befürchten hat, doch gegen äusserliche, die seine Nachbarn angreifen, nach den Regeln der Gesellschaft, immer gerüstet seyn muß; so könnte man dem Werbungsgeschäfte die angenehmste und nützlichste Gestalt dabey geben. Der Soldat muß in einem wohlgeordneten Staat ein Handwerk treiben können, das er im Kriege, weit mehr im Frieden nutzen kann. Die Erfahrung lehrt, daß ein müßiger Soldat feiger ist als ein arbeitsamer; also was der

Staat

Staat nach einem hinlänglichen Ueberschlage nicht zu seinen Werkstätten gebraucht, daß sey fürerst dem Regimente bestimmt, der Pursch bleibe aber in den Realschulen und lerne sein Handwerk bis die Zeit kommt, da er tüchtig ist, Soldat zu seyn. Das würde alsdenn erst tüchtige und tapfere Soldaten geben, die den Fürsten und den Staat für Vater und Mutter halten müßten. Dieses vorausgesetzt, würden alle Einschränkungen des Ehestandes, so weit die Fonds der öffentlichen Anstalten giengen, ohne Absicht auf das Vermögen der Eheleute, folglich auch der Unterschied zwischen Zeugung und Vermehrung wegfallen. In dem kleinsten Staate würde die Werbung, gegen welche die Landstände öfters so viel zu erinnern haben, die größte Wohlthat seyn, die der Fürst seinem Lande erweisen könnte, und zu dankbarer Vertheydigung des Vaterlandes die Waffen zu führen, würde einem jeden Säugling eine natürliche brennende Begierde eingeflößet werden.

Das XIII. Kap. soll die Nothwendigkeit richtiger Tabellen für jede Classe beweisen, immer noch, um daraus den rechten Grad zu erlernen, wie weit die Ehen eingeschränkt werden sollten.

Weder die Tabellen noch die Einschränkung wollen uns ganz gefallen. So genaue Tabellen, die richtiger und genauer sind, als diejenige, die Halley gebrauchet, sind vielleicht in Engelland so wenig möglich als in Deutschland. Man müßte ein eigenes Tabellenvolk annehmen, welches von Jugend auf in der Kunst und Aufmerksamkeit höchstgenaue und richtige Tabellen zu machen unterrichtet werden müßte. Von solchen Sachen kann man nur urtheilen, wenn man die Arbeiten selbst kennen gelernt hat. Man nehme nur die Tabellen einer großen Armee und wage es für allezeit, sich auf ihre ganz genaue Richtigkeit

zu verlassen. Beurlaubte für Anwesende, Todte für Lebendige genug. Wer soll dieses hindern, wenn der Capitain seine Listen so übergiebt; vielleicht der Furier, der die Tabelle macht? Zu jedem Regimente würde ein eigener Tabellen-Stab und zu jeder Armee ein General-Stab erfodert werden und der Sache wäre doch nicht geholfen. Wollte man erst noch Neben-Claßificationen dabey anbringen, z. E. welcher Soldat ein guter Wirth, ein guter Zeuge-Väter, krank oder gesund sey; Wie wollte das möglich seyn? der Furier und der Regiments-Quartiermeister wären ihres Lebens nicht sicher; und dieses alles bey einem auf den Wink zum Gehorsam abgerichteten Heer, das sich so oft man will, in Reihen und Glieder stellen muß, um sich zählen und examiniren zu lassen; wie unendlich beschwerlicher müßte dieses alles seyn bey einer bürgerlichen Gesellschaft, bey Einwohnern der Städte, bey Bauern, wenn sie nicht leibeigen sind, die sich nicht in Parade stellen, die von keinem Unterofficier visitirt werden, die sich nicht prügeln lassen.

Tabellen sind immer gut in einem Lande, um generale Reflexionen darüber zu machen, und dazu sind diejenige, die aus den Contributions-Accise und Taxen-Register unvermerkt gezogen werden, immer hinlänglich; aber ganz genaue Bestimmungen darauf zu gründen und zu detailliren, das betriegt gewiß; wir glauben auch, daß die Mortalitäts-Berechnungen bey den Tontinen eben diesen Fehler haben; nur ist er für den Staat erträglicher, weil die Einrichtung doch immer so gemacht werden kann, daß der Fond keinen Schaden dabey empfindet, wenn auch die Interessenten in spätern Zeiten etwan dabey leiden; (wiewohl der Verf. der Interets de la France mal-entendus nicht ganz unrecht haben mag, wenn er

da-

dafür hält, daß die vielen Tontinen und Wittwen-Gesellschaften den ordentlichen Ehen, mithin auch einer wahren Bevölkerung hinderlich wären.)

Wenn in einem Lande dafür gesorgt ist, daß keine Ehen erlaubet oder geduldet werden, die nicht ein gewisses Vermögen zu besitzen, beweisen können; das ist alles, was man thun kann; die Einschränkung macht sich alsdenn selbst ohne Tabelle; die Beobachtung des V. daß die meisten Todesfälle in einem zu viel bevölkerten Lande aus Mangel der Nahrungs- und Arzneymittel oder Aderlässen in Entzündungs-krankheiten sich ereigneten, halten wir für unrichtig. Man braucht keine Tabellen, um sich davon zu überzeugen, ein jeder merke nur auf seinen Sprengel, in dem er lebt, und vergleiche damit den unverwerflichsten Schriftsteller dieses Feldes, den patriotischen Tissot, so wird man finden, daß die meisten Kinder eines Volkes nicht aus den untersten und armen, sondern aus den mittlern und obern Classen nicht aus Mangel, sondern aus Ueberfluß der Lebensmittel, die darzu meistens unnatürlich sind, und dann auch an der Medicin sterben, daß hingegen die Gesundheit und Stärke des Menschen nur in der Mäßigkeit, die man sich wohl hüten muß, nicht für Mangel zu halten, und in der Einschränkung des Aderlassens, in ihrem wahren Elemente sey. In den meisten Kirchen ist eingeführt, daß die ganz armen Leichen umsonst müssen bestattet werden; man sehe einmal zu, wie gar wenig deren in einem Jahre gegen die große Anzahl der übrigen seyn werden, und doch werden immer die wenigsten darunter Hunger gestorben seyn.

Das XIV. Kap. wie der Ackerbau und die Bevölkerung übertrieben werden können, ist gegen Herrn Wallace geschrieben, mit vielem Scharfsinn

 und

und mit einer hinreissenden Deutlichkeit. Eigentlich redet der V. hier alleine von dem Ackerbau und der durch diesen entstehenden Bevölkerung. Aber auch hier finden wir zu viel Spekulation möglicher Fälle, die zu leichte über die Art und Weise der Möglichkeit und was indessen im gemeinen Leben würklich geschiehet, hinweghüpft. Ein Landmann, der so wenig Land hat, daß er sich und die Seinigen kaum nothdürftig davon ernähren kann, ohne zur Wohlfahrt der ganzen Gesellschaft, zum Besten des Staats etwas beyzutragen, ist ein unnützer Einwohner, ein Produkt einer falschen Bevölkerung; so philosophirt der V. Wir glauben aber, er thue diesen ehrlichen Leuten zu viel. Man muß selbst die Wirthschaft des geringen Landmanns kennen, wenn man diesen Gedanken praktisch vortragen will. Es ist nicht möglich, daß ein geringer Mann, wenn er auch sechs Kinder zu ernähren hätte, die ganze Jahrszeit zubringen könne, um von seinem Lande sich und den Seinigen den nothdürftigen Unterhalt zu gewinnen, wenn auch das Land der Größe nach, völlig dazu hinreichend wäre. Wenn sein Korn gesäet, seine Düngung untergebracht und seine Sommerfrucht bestellet ist, so ist der übrige Theil des Jahres sein; diesen müßte er mit Schlafen zubringen, dann wäre er erst ein unnützer Einwohner. Zwey Drittheile des Jahres kann er wenigstens für das Beste des Staats anwenden. Er wird also entweder in seinem Hause ein leichtes freyes Gewerbe treiben, viele sind auch würklich zünftige Handwerksleute dabey, oder er wird einem reichern mehr mit Land begüterten Nachbarn an seinem Felde um den Lohn arbeiten helfen, in dessen Ermangelung diesem sonst vielleicht manches Stück Land ungebaut liegen bleiben würde. Kann man also einen solchen geringen Mann wohl mit Recht für ein

Pro-

Produkt einer bösen Zeugung, einer falschen Bevölkerung ansehen? Sollte er nicht vielmehr ein sehr nützliches Glied des gemeinen Wesens seyn, dem vielleicht das kleine Stück Land, wovon er lebt, ganz öde liegen geblieben seyn würde, wenn er dem reichern Landmann unverheyrathet als Knecht gedient und gewiß eben so viel Brod von seinem Vorrath verzehrt hätte, als er nun sich selbst bauet; dieses Brod, welches er sich selbst bauet, ist eigentlich dem größern Landwirth erspart, daß er es ausführen oder sonst zum Besten der Gesellschaft verkehren kann. Der Gedanke, daß für den geringen Mann zum Besten des Staates der Pachtmäßige Besitz der kleinen Ländereyen besser sey als der eigenthümliche ist in Deutschland ganz unbrauchbar und vielleicht würde er es auch in Engelland seyn. Eigenthum ist und bleibt immer der stärkste und dauerhafteste Trieb zur Industrie bey dem Ackerbau. Wie viele Provinzen von Oberdeutschland sind blos dadurch cultivirt und bevölkert, daß die großen Pächte aufgehoben und in kleine eigenthümliche Stücke zerschlagen, dabey aber auch die Leibeigenschaft aufgehoben worden. Wie sehr sollte dieses noch vielen niederdeutschen Ländern zu ihrer Bereicherung, zur Cultur des Landes, zur Bevölkerung und überhaupt zu ihrer wahren innerlichen und äußerlichen Stärke helfen, wenn die Regenten und der Adel sich entschliessen könnten, den größten Theil ihrer Domänen und Ritter-Güter in kleine eigenthümliche Stücken und Haushaltungen zu zerschlagen, diese an gemeine Leute zu verkaufen, dabey aber Leibeigenschaft, Meyerstand, Frohndienste und alle Arten der Knechtschaft aufzuheben, hingegen sich dafür hinlängliche jährliche Geldabgaben, Taxen und die Oberherrlichkeit auszubedingen. Sie würden finden, daß ihre Einkünfte sich dadurch ansehnlich

sich verbessern und der Verlust der Knechtschaft durch die Freyheit sich zweyfach ersetze.

Wenn der Vortheil des pachtmäßigen Besitzes, wie der V. glaubt, darinn bestehen soll, daß ein solcher kleiner Pachter nicht auf immer an sein Land gebunden folglich im Stande ist, nach einiger Zeit einem andern Artickel der Industrie, den er für vortheilhafter findet, nachzulaufen und zu dem Ende seine alte Wohnung ungehindert zu verändern: so glauben wir vielmehr, daß dieses kein Vortheil, sondern ein Gebrechen eines Landes sey, wenn die einzele Einwohner manchfältige Gewerbe und nicht jeder ein einziges treibt, insonderheit aber der Bauer, der, wenn er einmal sitzt, und von Jugend auf dabey gewesen ist, kein Bürger werden sollte, muß Bauer bleiben; er muß aber auch die Freyheit haben — dieses steckt zwar schon unter dem Begriffe des Eigenthums — sein Gut nach seinem Gutfinden zu verkaufen und sich ein besseres dafür, wenn er sich etwan unterdessen das Vermögen dazu erworben hätte, anzukaufen.

Von den kleinen Städten in Deutschland will der V. bemerket haben, daß sie meistens übertrieben bevölkert wären, welches er aus dem elenden Zustande schließt, den er darinn angetroffen hat. Wir wissen zwar nicht, mit was für einem Maaßstabe er dieses Elend ausgemessen haben mag; aber was es auch für einer gewesen sey; so ist der elende Zustand in den kleinen Städten Deutschlands nimmer so allgemein, daß man überhaupt sagen könnte, sie wären elender als die Residenzen oder großen Städte. Die Stadt mag so klein seyn als sie will; so sitzen wenigstens ein paar Bürger darinn, bey denen sich gleichsam der Reichthum des ganzen Städtgens versammelt und dieses sind öfters Leute, die von aussen eben dieselbe arme Figur annehmen, mithin einem Reisenden verbor-

sorgen bleiben; von diesen wenigen die auch wohl das meiste dem gemeinen Fond beysteuern, hängen die übrigen alle ab; sie haben indessen zu leben, ob sie schon kein baar Geld und keinen Ueberfluß haben. Ein reisender Beobachter hat sich überhaupt in Acht zu nehmen, den guten oder schlechten Zustand der Einwohner einer Gegend oder Stadt in Deutschland nicht blos nach dem Aeusserlichen zu beurtheilen; der oberdeutsche Bauer ist in seinem Aeusserlichen sehr simpel und ohne Glanz; aber ein solcher Bauer, der eine ganze Hufe besitzet, würde doch in manchen Provinzen von Niederdeutschland einen Junker vorstellen; und so findet man hingegen in vielen Städten von Niederdeutschland die Stände der Einwohner dem äusserlichen nach so übel gemischt, daß ein Fremder die Weiber der Becker, der Bräuer, von den Frauen der obrigkeitlichen Personen in keinem Stücke der Kleidung unterscheiden kann; aber man würde sich irren, wenn man hieraus auf den Wohlstand der Stadt schliessen wollte. Sehr oft ist es ein Zeichen der Armuth; der gemeine Mann verschwendet seinen wenigen Vorrath, den er aus der Erde oder mit einem geringen Gewerbe verdient, für ausländische Waaren des Kleiderprachts, opfert seiner Bequemlichkeit sein baares Geld auf, und wenn auch einige Privatleute dabey ein Vermögen sammlen, so sind nach Proportion der Größe die Städte im Ganzen doch arm. Es ist indessen nicht zu läugnen, daß manche kleine Städte, wenn sie zu sehr mit Abgaben beschwert werden, einem Fremden traurig genug vorkommen können; aber es ist keine Folge einer übertriebenen Bevölkerung: die Städte würden noch trauriger seyn, wenn sie weniger Einwohner hätten. Von Armen angebettelt zu werden, das geschieht in kleinen deutschen Städten seltener als in den Großen, und doch bewei-

sen

sen die Bettler die Armuth der Stadt nicht. Sind sie gesund, so ist es ein Fehler der Policey und ein Mangel der Industrie, also mehr ein Zeichen einer zu schwachen als zu starken Bevölkerung; denn wo viel gesunde Bettler sind, da muß es Leute geben, von deren Mildthätigkeit sie sich leichter als von der Arbeit nähren können: wäre aber mehr Volk in der Stadt, so würde jene Freygebigkeit zu wenig seyn, folglich müßten sie alle aus Noth arbeiten oder nach Arbeit in andre Länder ausreisen. Sind aber die Bettler krank und gebrechlich: so liegt auch hierin nicht das Elend einer Stadt. In Deutschland ist kein Städtgen, kein Flecken, worin nicht eine Art von Spital oder Kranken-Haus wäre. Es ist wieder ein Fehler der Policey, wenn sie nicht dahin gebracht werden: denn wenn die fremden Kranken davon abgesondert werden, so wird die wahre Anzahl derer, die das Städtgen zu unterhalten hat, gewiß geringe seyn, und das, was die angebettelte Reisende einzelen Personen geben, erleichtert dem gemeinen Wesen einer Stadt an der Unterhaltungslast ihrer Armen nicht das geringste.

Fast verlieren wir uns zu weit in die Betrachtung dieses Kapitels; aber die Sache verdient es; wir wollten damit unsere Gedanken vortragen, wie ferne wir glauben, daß der Ackerbau und die Bevölkerung nicht übertrieben werden können; denn daß sie übertrieben werden können, das haben wir oben schon bey dem III. und IV. Kap. gerne zugegeben; aber die Modificationen dieser Uebertreibung, so wie sie in gegenwärtigen Kapitel angegeben sind, halten wir nicht für die Fälle. Ein Land, welches mehr von Manufakturen und vom Handel als vom Ackerbau lebt, hat keine Schranken der Bevölkerung als den Raum zu Wohnplätzen, die Bevölkerung müßte aber sehr gros und das Land sehr klein seyn, wenn man

diese

diese Gränze finden wollte, denn man kann auch in die Luft hinaufbauen; aber ein Land, welches nur vom Ackerbau, der Viehzucht und einigen wenigen Manufaktur-Artikeln lebt, keine eigene Handlung hat, sondern seine Manufakturen und Produkten nur durch benachbarte auswärtige Kaufleute absetzen kann, leidet allemal Schaden, wenn es mehr Volk hat, als es ernähren kann und zu Bearbeitung der Manufakturen nöthig sind, auch die Manufaktur selbst verliert öfters ihren Werth und ihre Güte darüber, wenn sie zu stark bevölkert und der Unterricht allzugemein gemachet wird; ein gewisses Regulativ, wie viel jedes neues Ehepaar wenigstens an Vermögen zusammen bringen muß, wird indessen ein sicheres Mittel seyn, eine schädliche Bevölkerung abzuhalten.

Noch stößt uns ein Satz auf, mit welchem der V. dieses Cap. beschließt, der die Prüfung unserer Leser verdient. Er behauptet, daß, wenn das Lebensziel der Menschen auf 46. Jahr gesetzt wäre, die Sterblichkeit sich nur um $\frac{1}{10}$ vermehren, dieses $\frac{1}{10}$ aber vermittelst einer viel größeren Zeugungskraft der Menschen, wenn es ihnen alsdenn desto weniger an Lebensmitteln fehlen würde, durch die mehrere Geburten, reichlich ersetzt werden müßte, er schließt hieraus, daß Krankheiten (plötzliche und starke Contagionen ausgenommen) nicht entvölkern.

Wir sind der Meynung, daß, wenn man auch die Proportion von $\frac{1}{10}$ annehmen wollte, obschon in dieser politischen Rechenkunst sich noch nichts allgemeines sicher bestimmen lässet, doch die Welt bey einem so kurzen Lebensziel in einer sehr großen Gefahr einer gänzlichen Entvölkerung stünde; denn wir sehen nicht, wem die durch die Fortschaffung der über 46jährigen Menschen ersparte Lebensmittel und dadurch vermehrte Zeugungskräfte zu guten kommen sollen;

vielleicht den unfruchtbaren Ehen, den Hagestolzen, den Spröden, den Tontinen-Wittwen? Diese alle sind es nicht, denen es an Nahrungsmitteln fehlt. Auch die Natur verändert ihren Typus der menschlichen Fruchtbarkeit nicht; die über 46jährige Mannspersonen würden zwar ihre Zeugungskräfte meistens behalten; aber die 46jährige Frauenspersonen würden hier durchfallen. Nun ist aber, bey dem angenommenen Calcul zu bleiben, alles was unter 46 Jahren ist, 9 mal mehr der Sterblichkeit unterworfen, als was über 46 Jahr ist, folglich würden von diesem $\frac{1}{10}$, welches den unter 46jährigen 9zehenteln zuwachsen sollte, wieder $\frac{9}{10}$ sterblicher werden als sie vorher gewesen sind. Wenn also itzt eine Krankheit, die nach des V. Meynung der Bevölkerung nicht schaden könnte, 90. unter 46 Jahren und 10. über 46 Jahre weggenommen hätte, so würden alsdenn von beyden Seiten 90. fallen, weil die über 46jährigen nun 9 mal sterblicher geworden wären. Nimmt man hingegen an, daß eine Krankheit oder ein Krieg den besten Kern der jungen Mannschaft eines Landes verderbet hätte; und es leben nur noch die über 46jährige; so können diese die Bevölkerung mit den jungen Frauen natürlicher Weise wieder herstellen. Also glauben wir immer, daß Krankheiten, die doch allemal unnatürlich sind, noch mehr aber ein kürzeres Lebensziel für die Bevölkerung viel gefährlicher seyn mögen, als der V. uns hier berechnen will.

Im XV. Kap. vom Zustande der Bevölkerung und des Ackerbaues in Grosbritannien, hat er es mit dem Doktor Brackenridge zu thun, der den jährlichen Zuwachs von ganz Grosbritannien auf 8250. wehrhafte Personen rechnet, dabey aber angiebt, daß von 1690. an bis 1756. dieser Zuwachs alle Jahr verlohren gegangen sey und zwar durch die Colonien, durch

durch Krieg und durch die Handlung in der See. Der D. calculirt hieraus auf ganz Europa, daß immer auf eine Million Menschen 1000. alle Jahr Zugang gerechnet werden könnten, mithin so oft tausend Mann im Kriege umkommen, allemal der Zugang von einer Million Menschen auf 1. Jahr verlohren sey; die Ausfuhr des Getraids aus Engelland siehe er auch nicht für eine Folge des verbesserten Ackerbaues, sondern des Volkmangels an, und die Ursachen dieses Volkmangels sucht er jetzt theils in dem zur Mode gewordenen Ehelosen Stande, theils in den Kriegen, theils in dem Genusse starker Getränke. Aber unser V. nimmt keine von diesen Ursachen an; er glaubt, daß der Krieg meistens zur Fortpflanzung untüchtige Männer getroffen habe, die tüchtigen aber gleich durch andere (vermuthlich, weil doch die Frauenspersonen am Leben geblieben sind,) wieder vertreten worden, und daß der Tod nicht immer die fruchtbarsten ergreiffe, und wenn es auch wäre, es doch der Bevölkerung nichts schade, weil es einer Heerde Schaafe nie an Lämmern fehle, wenn gleich ihre Widder todt geschlagen werden, und die Taubenzucht nur desto besser gedeyhe, wenn man die alten Täuber tödte (das ist noch ein Corollarium von dem 46jährigen Lebensziel). Die wahre Ursache des Volkmangels in Engelland sucht er in dem Mangel der Nahrungsmittel und sieht also die Getraid-Ausführung nicht wie der D. Brakenridge für eine Folge, sondern für eine wirkende Ursache des Volkmangels an, weil das Volk wegen der Theurung des Getraids die Ausfuhr geschehen lassen muß.

Wir müssen diese beyde streitende Theile dem Urtheil ihrer Nation überlassen; aber sonderbar kommt uns doch vor, daß die französische von Natur gegen die englische gewiß ärmere Nation mehr im

Stan-

Stande seyn soll, theures Korn zu kaufen als die Englische. Nachdem die Lebensmittel steigen, darnach steigt auch der Verdienst der Arbeiter und der Werth der Manufakturen und je theurer in einer Stadt die Lebensmittel sind, welches nur für den Fremden allezeit am beschwerlichsten ist, je mehr können die niedern Stände der Einwohner erwerben, die immer doch Vortheile genug an der Hand haben, ihre eigene Erfordernisse sich unter dem Preise anzuschaffen; und insgemein, wir sagen nicht schlechterdings, sind wohlfeile Lebensmittel ein Zeichen eines unbelebten geldarmen Landes; diese Erfahrungen kann man in Deutschland machen.

In dem XVI. Kap. legt sich der V. die Frage vor: Warum sind einige Länder so sehr volkreich in Vergleichung gegen andere, die es natürlicherweise eben sowol seyn könnten? und sucht die Ursachen blos in der verschiedenen Denkungsart der Regierungen und des Volks. Und hier sind wir auch völlig seiner Meynung; man kann in Deutschland Beyspiele genug, besonders in den meisten geistlichen Staaten (denn viele haben auch schon den Schlüssel glücklich gefunden) sehen, um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen.

Intoleranz, überhäufte Termine der Bettelorden, Versäumniß der Hälfte vom Jahr mit gottesdienstlichen Gebräuchen und Feyertägen, Ungefälligkeit gegen Fremde, elende Erziehung der Jugend, Barbarey in der Gelehrsamkeit, mit Herrschsucht der Kapitul und Landstände und Widerspruch gegen allgemeine Landsverbesserungs-Anstalten sobald es ihrer Jagd- oder Triftgerechtigkeit nur im geringsten zu nahe zu gehen scheint, lauter Umstände, die der Industrie gerade entgegen stehen, sind Ursachen der ge-

rin-

ringern Bevölkerung; denn nur Industrie bevölkert stark, nicht die Zeugung an sich selbst.

In dem XVII. Kap. soll die Art bestimmet werden, wie ein Volk Mangel oder Ueberfluß verspüre? wobey der V. viele neue Gedanken wagt, davon wir nur das Resultat, welches eben so neu ist, anzeigen wollen, daß das beste Kornland in der Welt, wofern daselbst die Sclaverey nicht eingeführt ist, nicht so viel Früchte trägt, daß davon ein Drittel Menschen mehr, als seine eigene Einwohner ausmachen, ihren vollen Unterhalt, wie in den Jahren des Ueberflusses, bekommen könnten.

Daß ein Land ordentlicherweise mit genauer Noth Korn genug für seine Einwohner hervorbringe und also ein Drittel der Ernde schon ein seltner Vorrath sey, das glauben wir selbst als eine Wahrheit, die für allgemein gelten kann; aber daß dieses Verhältniß sich verbessern würde, wenn die Sclaverey eingeführt würde, diese Vermuthung halten wir für falsch. Wir berufen uns hier auf das, was wir oben bey dem VII. Kap. schon von der Sclaverey gesagt haben; überdem aber und wenn der V. wie es scheint hier eigentlich darauf zielt, daß die Sclaven sich weniger als die freyen Bürger bevölkern dürfen, so glauben wir doch eben deswegen, weil der Ackerbau dadurch immer weniger Subjekten bekommt, daß auch schon von dieser Seite die Industrie, die ohnedem der Sclaverey unnatürlich ist, bey dem Ackerbau leide, folglich geringere Ernden erfolgen, mithin auch weniger Vorrath erübriget werden könne.

Ueberhaupt deucht uns, der V. lasse von einem an sich sehr schönen Gedanken der überflüßigen Bevölkerung sich verführen, ihn zu mißbrauchen.

In dem XVIII. Kap. von den Ursachen und Folgen davon, daß ein Land voll bevölkert ist, lenkt

der V. wieder ein, von dem was er oben im V. Kap. behauptet hat, nemlich daß der Ackerbau die Bevölkerung wirke. Hier wendet er den Satz halb um und halb läßt er ihn, aber mit so viel Bedingungen und Ausnahmen, daß man fast den ganzen Satz darüber unter den Händen verliert. Die Folgen einer vollen Bevölkerung sollen diese seyn, daß ein Theil der Lebensmittel von aussen durch die Handlung gegen Manufakturen hereingebracht, und damit die Bevölkerung noch vollzähliger gemacht, oder, wenn die nächsten Nachbarn einen gleichen Bevölkerungsplan haben und unsere Manufakturen entbehren können, zwar der weitere Anwachs der Bevölkerung aufhören und diese sich nur auf das Verhältniß mit dem Ertrag der Landesprodukten zurücke ziehen, die Handlung aber deswegen nicht aufhören werde, vielmehr blühender werden und vermittelst der Reichthümer den Volkmangel, der dem Staate zur Zeit des Kriegs am empfindlichsten fallen dürfte, durch Subsidien und Besoldung fremder Truppen ersetzen könne. (Wenn man mit Subsidien alleine Krieg führen und die eigene Truppen dabey ersparen könnte; so wäre der Gedanke unvergleichlich, man könnte auch, welches noch philosophischer und dabey cameralischer wäre, selbst von einem andern Staate wieder Subsidien nehmen, wenn es gewiß wäre, daß es niemalen zum Bruch kommen werde; aber in unsern Tagen ist dieses noch zu unmilitarisch gedacht.)

Bey Bestimmung des Begriffs von einer vollen Bevölkerung gebraucht der V. noch eine artige Erläuterung die wir uns nicht enthalten können, abzuschreiben. „Gewöhnte sich das englische Volk mehr „Brod- und Mehlspeisen zu genießen und dagegen „nicht so viel Fleisch zu essen, es würde sich gewiß „stärker vermehren und manch schönes Grasland in

„Acker-

„Ackerfeld verwandelt werden. Gewöhnten sich die „Franzosen ab, so viel Brod, die Holländer so viel „Fische, die Flämminger so viel Gartengewächse und „die Deutschen so viel Sauerkraut zu essen und hiel„ten sich, wie der Engelländer nur ans Ochsen„Schwein- und Hammelfleisch, die Anzahl ihrer Ein„wohner würde bald abnehmen, wenn sie auch gleich „die Verbesserung des Ackerbaues aufs höchste trie„ben„ — Die Beobachtungen sind richtig; ob aber die Folgen bey den Engelländern eben so richtig sind, daran zweifeln wir aus physischen Gründen; ein jedes Clima schreibt durch eine Art von natürlichen Gesetzen, welche durch Erfahrungen von Jahrhunderten sich bewähret haben, seinen Bewohnern ihre eigene Lebensmittel vor. Vielleicht würde die englische Seemacht am meisten darunter leiden, wenn das Schiffsvolk weniger Fleisch zu essen haben sollte, wiewol dieser V. eigentlich nicht für die Schiffart seiner Nation zu seyn scheint. Indessen kann man doch nicht sagen, daß das Clima die Species vorschreibe. Sauerkraut ist immer bey dem deutschen Landmann fast in allen Provinzen eine beliebte Speise; aber seitdem die Grundbirnen, Erdäpfel, Kartuffeln, Geschmack gefunden haben, ist die Consumtion dieser Frucht ungleich stärker als diejenige von Sauerkraut, ohne daß man von dieser Veränderung seit dem letzten verwüstenden Kriege eine sehr große Abnahme der Bevölkerung spüren könnte, die man doch immer mit mehrern Rechte in dem Kriege als in den Kartuffeln suchen dürfte.

Das XIX. Kap. enthält über die Frage: Ist die Einführung der Maschinen in den Manufakturen dem Staate nachtheilig oder der Bevölkerung hinderlich? Lauter bekannte von Franzosen und Deutschen lange gesagte Gedanken, wobey uns das Ende

am besten gefallen hat, wo der V. alle Speculationen dieser Art selbst für bloße Produkten der Denkungs- oder Einbildungskräfte erklärt, die man so lange auf die Seite legen muß, bis die Erfahrungen oder Vorbereitungen zu den Erfahrungen vorausgegangen seyn werden, weil bey der unendlichen Mannigfaltigkeit der in der politischen Wirthschaft vorkommenden Umstände die Folgen so unendlich verschieden seyn können, daß die aufgeklärteste Vernunft sie nicht à priori bestimmen kann.

Das XX. Cap. bestehet aus vermischten Anmerkungen über den Ackerbau und die Bevölkerung, die dazu bestimmt sind, manches aus den erstern Kapiteln zu erläutern, zu erweitern auch einzuschränken, wobey die Anmerkungen über einen französischen Schriftsteller, den Verfasser des Ami de l'homme, eine angenehme Episode ausmachen.

Aber wo unser V. mit seinem Machiavellisten spricht, da giebt er ihm zu viel Blösse, doch vielleicht mit Fleiß oder aus Gefälligkeit für seinen Satz von der überflüßigen Bevölkerung. Er giebt dem Machiavellisten zu, daß die Einschränkung der Volkmenge dem Staate nützlich sey, widerräth sie aber nur blos insoferne, aus Mitleid, wenn dadurch Menschen ausser Brod gesetzt werden, die es auf andere Art nicht mehr verdienen können. Der V. weis doch wohl, daß man mit Machiavells Schülern nicht aus der Theologie disputiren kann; an einem andern Orte Cap. XII. S. 75. hat er ja selbst sich schon auf den Fall verwahrt, wenn seine Sätze nicht allezeit mit den liebenswürdigen Systemen der alten Simplicität, der Tugend und der Rechtschaffenheit oder der Möglichkeit ihrer Ausführung harmoniren sollten.

Daß der Staat nichts dabey verliere, wenn viele einzele Landgüter in eines zusammengeschmolzen werden,

den, wie der V. immer noch aus denselben Grundsätzen der überflüßigen Bevölkerung hier behauptet, das wird ihm kein deutscher Staatsmann verwilligen, wenigstens kein Bayer, kein Schwabe, kein Franke. Der Bauer, der 2. Güter zusammenkauft, muß dem Staate alle 8. oder 10. Jahre auch wohl alle Jahre einen Geld-Abtrag thun für den Verlust der Mannschaft, die der Bauer durch seinen Kauf des zweyten Gutes vertrieben hat und diesen Abtrag muß er so vielmal thun, so viel er solche Güter hat.

Dieses geht so weit, daß, wenn an den Gränzen der Länder der Einwohner des einen Landes ein Guth in dem andern Lande dazu kauft, er der Obrigkeit des Landes, in welchem er nicht Bürger ist, denselben Abtrag thun muß, als wenn er die zwey Güter in einem Lande besäße.

Das XXI. Cap. beschliest dieses Buch und enthält eine Wiederholung des wesentlichen Innhalts der vorgängigen Kapitel, nicht in einem trockenen Register mäßigen, sondern in einem so unterhaltenden Tone, daß es scheint, als wenn man überall ein neues Süjet vor sich hätte und unvermerkt ist man durch die ganze Lektüre auf den Grundriß des Buches zurückgeführt.

Und auf diese Weise sind wir denn zu dem zweyten und dritten Buche fortgegangen. Wir finden überall Hume und Montesquieu, bald mehr, bald weniger doch keine Wahrheit so schön, so überzeugend sie auch vorgetragen ist, die nicht noch unerledigte Zweifel sowol in der allgemeinen Anwendung auf Europäische Staaten als in Vergleichung mit der Englischen oder andern einzelen Nationen wider sich hätte. Wir würden eine Nachlese von vielen Bogen drucken lassen können, wenn wir alles mittheilen wollten, was wir bey jedem einzelen Kapitel insonderheit in der Beziehung auf Deutschland gedacht und wegen der Wich-

tigkeit des Gegenstandes zu unserm eigenen Vergnügen uns angemerket haben. Wir haben ohnedem schon die Gränzen des Raums für unsere Bibliothek überschritten; aber Unvollkommenheiten, wie diese sind, die der V. selbst so oft für unvermeidlich erklärt, kann ein kleinerer Schriftsteller als dieser ist, nicht einmal begehen; sie gereichen ihm zur Ehre und zur Erhebung seines Süjets. Das zweyte Buch enthält besonders brauchbare Sachen auch für die deutsche Regierungskunst; aber sie müßten erst in einen andern Zusammenhang gestellt, in die Collisionen und Factums mehr eingepasset, oder ganz ohne Zusammenhang als einzele Maximen ausgesuchet werden; das dritte Buch ist fast blos für Engelland und hat Vorschläge zu Verbesserung des Brittischen Münzwesens fast zum einzigen Gegenstande; es ist aber diese Materie damit nicht erschöpft, sondern sie soll in dem folgenden Bande fortgesetzet und ausgeführet werden. Inzwischen ist doch alles, was darin gesagt ist, für einen jeden Politiker sehr lehrreich; zwar auch sehr doktrinalisch und allzuüberladen, mit einfachen Ideen und Folgesätzen, daß man öfters da, wo der Verf. glaubt seinen Leser nun an den rechten Standort hingeführt und ihm alles falsche Licht genommen zu haben, gerad auf das Gegentheil seiner Definition zu verfallen, die Versuchung bekommt; so kann es einem z. B. bey den Rechnungs-Münzen gehen, welche der Verf. für eine Erfindung der Kaufmannschaft angiebt, die auch ohne Gold oder Silber bestehen könnte, indem er sich dabey auf den Amsterdamer Banco-Cours beruft, dabey man aber gleich auf die alten Banco-Species von Amsterdam sich erinnert, wenn sie schon nicht mehr cursiren, und also ganz natürlich darauf verfällt, daß allemal erst eine reelle Münze vorher gegangen seyn muß, die

der

der Rechnungs-Münze den ersten Werth und meistens auch den Nahmen gegeben habe; demohngeachtet aber haben alle diese Betrachtungen so viel Schmuck aus der Brittischen Historie und dem Technischen des Münzwesens, daß man bey der ersten Durchlesung sich für alles erklären muß, was er sagt, man bekommt die Definitionen ein, ohne zu wissen, wie einem dabey geschiehet.

Ueberhaupt von dem ganzen Buche aus diesem ersten Bande zu urtheilen, muß man allerdings den Verlegern danksagen, daß sie den deutschen Staatsmännern und Freunden dieser Wissenschaft, ein Werk, des englischen republikanischen Geistes, das sie in der Urkunde aus Mangel der Gelegenheit oder der Sprachkänntniß nicht gelesen haben würden, in einer Uebersetzung, die dem Autor derselben eben so viel Ehre macht, als die Schönheit der Ausgabe dem Verlage, in die Hände liefern; Ein ausgeführtes Werk, von welcher Art wir in Deutschland noch keines haben, obwohl fast über jeden Gegenstand einzele kleine theils auch gut geschriebene Schriften vorhanden sind. Ein Werk, das allen, die Montesquieu und Hume lesen können, schlechterdings unentbehrlich ist. Es ist eine ganz eigene Methode, die dieser V. gewählt hat, ein Ton, der allen öffentlichen Lehrern zum Muster ihres akademischen Vortrages dienen sollte, um daraus zu lernen, wie weit man in Digreßionen seinen Hauptsatz zu gelegener Zeit verlassen, wo man wieder einlenken und die Ausschweifungen verlassen, das gesagte auf eine angenehme Weise wieder sagen und noch einmal sagen, seine Gegner mit Bescheidenheit widerlegen und doch über die trockenste Sätze keinen gemeinen sondern wahren aber sparsamen Witz verstreuen müsse; zum schriftlichen Vortrage glauben wir eben deswegen, daß er fast zu überladen sey, we-

nigstens die vielen Complimenten und Vorbereitungen, die der V. überall anbringt, damit seine Leser ihm die öftern Wiederholungen und Zurückführungen nicht übel nehmen sollen, schicken sich unsers Erachtens ungleich besser für einen mündlichen Docenten als für einen Schriftsteller. Der Mann ist so voll von seiner Materie, daß man schon im Anfang fast aus jedem Kapitel überall den ganzen Plan erblicken kann, und, wenn man glaubt, man wolle ein solches Kapitel auch darnach in der Combination beurtheilen, so findet man in dem folgenden, daß er erst eine einzige Linie seines Planes ausgezogen und das übrige nur habe durch sein Papier durchschimmern lassen.

Jezt noch etwas von den angehängten Nachschriften der Verleger: der V. Baronet Steuart versichert, daß er sich in der deutschen Staatswirthschaft so vest gesezt habe, daß er im Stande sey, viele Zweifel, die gegen seine Theorie gemacht werden möchten, gründlich zu heben. Die Verleger ersuchen also ihre Leser des Herrn Stewarts Abhandlung von den Grundsäzen der Münzwissenschaft, die in Tübingen bey Cotta 1761. in 8. deutsch herausgekommen, nachzusehen und ihn mit ihrer Widerlegung zu beehren; Er will, wie sie sagen, nicht allein seinen Irrthum aufrichtig gestehen, sondern auch die Gründe des Irrthums entdecken. Sie bitten dann ferner die Hirten der Völker und ihre Gehülfen, die sich mehr um die Weide und Wartung ihrer Schaafe als um die Schaafschur bekümmern (sollte das würklich ein guter Hirte seyn, der nicht dafür sorget, daß seine Schaafe zu rechter Zeit geschoren werden, und daß sie gute und reine Wolle tragen?) wie auch alle andere Weltbürger und Freunde der Menschen, diesen Stewartschen Begriff der Staatswirthschaft aufs genauste und beste zu berichtigen. Sie wollen alles einlaufende Wichtige an

ihn

ihn selbst einschicken und aus dergleichen Materialien einen dritten Band für Deutschland liefern. Sie können, sagen sie, leider! bis jetzo ihren freywilligen Mitarbeitern grosse äusserliche Belohnungen nicht mit sonderlicher Wahrscheinlichkeit versprechen, es könne aber doch geschehen, wenn vielleicht unsere Grossen wahre und gesundere Begriffe in der Staatswirthschaft durch ihre Bemühungen erhalten sollten u. s. w.

Wir haben nichts dabey zu sagen, als daß wir glauben, unsere deutsche Staatsgelehrte, die nicht uneigennützig Lust haben, über diese Materie zu schreiben, werden durch diese Lockung aus dem künftigen Jahrhundert sich schwerlich dazu reitzen lassen. Zuletzt ist von einem ungenannten ein Preis von 20 Dukaten auf die beste Erklärung der beyden Ueberschriften an den Tempeln zu Delphi und zu Delos angebothen; es soll damit die abstrakte Philosophie gestürzet und dagegen eine sinnlichere Art aus Empfindungen zu philosophiren und die pythagorische Zahlenbegriffe mit dabey zum Grunde zu nehmen eingeführet werden. Die Abhandlungen müssen deutsch lateinisch oder französisch und in mathematischer Methode, mit Algeber versetzt, geschrieben seyn und Michaelis 1770. eingesendet werden; doch diesesmal sollen die Arbeiter noch mit der Algeber verschont bleiben. Da die sinnliche Philosophie jezt Mode ist; so möchte es wohl an Mitarbeitern nicht fehlen, ob sie aber die mathematische Schreibart, die zur Ehre der menschlichen sanften Empfindungen in unsern Tagen bey philosophischen Materien einmal abgeschaft ist, wieder lernen oder gar die Algeber studieren werden, das wissen wir nicht.

C.

XV.

Sir James Stewart, Baronets, Untersuchung der Grundsätze von der Staatswirthschaft als ein Versuch über die Wissenschaft von der innerlichen Politick der freyen Nationen, aus dem Englischen übersetzt. Mit Churfürstl. Sächs. gnäd. Freyheit. Tübingen, bey Joh. Georg Cotta, 1769. gr. 8. 208 S.

Dieses ist ein Nachdruck der eben angezeigten zu Hamburg in 4. herausgekommenen Uebersetzung und zwar der Anfang davon, der das erste Buch enthält, dem die übrigen künftig nachfolgen sollen.

Die ersten 6. oder 7 Kapitel scheinen eigene Uebersetzung zu seyn, alles übrige aber ist Nachdruck; womit man jedoch in Ansehung der Richtigkeit des Drucks, Sauberkeit der Schrift auch des Pappiers zufrieden seyn kann, welches bey manchem, der an die freylich zierlichere aber auch ungleich theurere hamburgische Ausgabe soviel Geld gewendet hat, eine Reue erwecken möchte.

Kr.

XVI.

XVI.

Lehrbegriff der gesamten Mathematick, aufgesetzt von Wencesl. Joh. Gust. Karsten, der dritte Theil; die statischen Wissenschaften nebst den ersten Gründen der Mechanick, Greifswald, Röse 1769. 485. Octavseiten, 8. Kupfert. der vierte Theil; die Mechanick der festen Körper, 527. Octavs. 5 Kupfert.

Herr K. setzt hier sein Vorhaben fort, eine Abhandlung der mathematischen Wissenschaften zu liefern, die etwas ausführlicher als ein kurzer Begriff zu Vorlesungen ist, ohne daß man dabey die Vollständigkeit eines Systems zu erwarten habe. In diesen mechanischen Theilen folgt Hr. K. in dem Vortrage der Gründe meistens dem Kästnerischen Handbuche, bringt aber fernere Erläuterungen und Anwendungen bey. So handelt er im dritten Theile, 142-153. §. weitläuftig vom Keile, dessen Vermögen er nach des sel. Bärmanns zu Wittenberg gehaltener Disputation de cuneo berechnen lehrt und die vielfältigen Untersuchungen anderer dabey erzählt. Vom 152 §. der aus einem Versehn nach dem nur angeführten 153; noch einmal vorkömmt, bis zum 156sten wird die mittlere Kraft bestimmt, die aus drey Kräften entsteht, deren Richtungen nicht in einer Ebene liegen. Von der Schraube sucht Hr. K. 169 §. die gewöhnlich angenommene Verhältniß zwischen Kraft und Last zu erweisen, gesteht aber, daß diese Theorie aus vielen Ursachen mit der Erfahrung nicht zusammentreffen könne. Im XI. Abschn. 178 u. f. §. von der Festigkeit und Federkraft der Körper

zeigt

zeigt er aus Muschenbröcks u. a. Untersuchungen, was für Gewalt Körper zu zerbrechen, nöthig ist; v. Büffons noch mehr ins Große gehende Versuche, die sich aus den Pariser Memoiren, im Hamburgischen Magazin übersetzt befinden, sind hier nicht beygebracht. Daß sich von der Friction wohl nicht allgemeine Gesetze geben lassen, sondern daß es dabey auf die Materien ankömmt, die sich aneinander reiben, wird 216 §. mit Grunde besonders aus Muschenbröcks Versuche geschlossen. Das schwere indianische Holz Guajac genannt 220 §. hat sonst einen sehr bekannten deutschen Nahmen von der Krankheit, wider die es gebraucht wird. Den Druck des Wassers auf die lothrechte Seitenwand seines prismatischen Gefässes, bestimmt Hr. K. Hydrostat. 12 §. so daß er die Wand in eine Menge gleicher Querstreife theilt, für den Druck auf jeden Querstreife ein paar Gränzen findet, zwischen welche derselbe fallen muß, und daraus die Gränzen bestimmt, zwischen die der Druck auf die ganze Wand fallen muß. Diese Gränzen rücken immer näher und näher zusammen, je mehr Querstreife und je kleiner sie werden, und geben für eine unzähliche Menge Querstreife die bekannte Bestimmung. Herr K. war zu diesem Verfahren genöthigt, weil er noch nichts von der Rechnung des Unendlichen gesagt hat, er mußte also hier diese Untersuchung so anstellen, wie sie selbst mit dienlich ist, auf die Rechnung des Unendlichen zu führen, durch welche freylich alles viel kürzer gefunden wird. Von hydrostatischen Abwägungen sowohl mit dem Wagbalken, als mit Sohlwagen, Bierproben u. d. g. handelt Herr K. umständlich. Was man sonst Aeromatrie nennet, heißt Herr K. Aerostatick. Von den Luftpumpen beschreibt er nur die Holländische mit liegenden Cylinder. Die erheblichste Verbesserung bey den neuen, soll nach

Aero-

Aerostat. 26 §. seyn, daß zween stehende Cylinder, die wechselsweise arbeiten, statt des einfachen liegenden angebracht sind. Aber bey Smeatons Luftpumpe ist nur ein Cylinder; der eigentliche Unterschied besteht in den Ventilen, die statt des Hahns gebraucht werden. Von der Art Höhen mit dem Barometer zu messen, werden 76 u. f. §. gute Nachrichten ertheilt. Den Schluß des dritten Theils macht die Mechanick, unter welchem Nahmen Herr K. hier die Bewegung der Punkte vorträgt. Die Lehren von der veränderten Bewegung, findet Herr K. ohngefähr auf eben so eine Art wie vorhin, den Druck des Wassers auf die Seitenwand; und rechtfertigt sich deswegen Mech. 38 §. zulänglich, weil die Redensarten von Unendlichen uneigentliche sind, von denen man darthun muß, daß man berechtiget ist, sie zu brauchen, wenn sich Anfänger nicht daran stossen sollen. Herr K. hätte noch beyfügen können, daß sich selbst die Gründe der Rechnung des Unendlichen bequem aus Betrachtungen über veränderliche Bewegungen herleiten lassen, wie Mac Laurin gethan hat. Herr K. hat Mech. 51 u. f. §. auch den Satz, auf welchem der Uebergang aus der Statick in die Mechanick beruht, umständlicher darzuthun gesucht, daß sich bey zwo beschleunigenden Kräften, die Geschwindigkeiten, die sie in gleichen Zeiten erzeugen, verhalten, wie die Gewichte, die von ihren Wirkungen, in gleichen Massen entstehen. Er fängt von dem Falle an, wenn die eine beschleunigende Kraft noch einmal so viel Geschwindigkeit als die andere erzeugt, und weiset, daß alsdenn von ihr auch noch einmal so starker Druck entsteht als von der andern, so geht er weiter zu andern Verhältnissen der Geschwindigkeiten fort, und erinnert, daß er hiebey das Verfahren nachgeahmet habe, das in den Kästnerischen Anfangsgründen ist gebraucht worden,

die

die Lehre vom Hebel zu erweisen. Es ist eine kleine historische Unrichtigkeit Mech. 66. §. daß Galiläus vermittelst Kugeln, die auf schiefen Ebenen herabrollten, gefunden habe, der freye Fall in einer Secunde betrage 15, 625 Rhein. Fuß. Galiläus versicherte sich durch solche Versuche nur, daß sich die Zeiten wie die Quadratwurzeln der Höhen verhalten. (discorsi intorno a due nuove Scienze p. 175 ed. Elzeu. 1638.) Zu der genauen Abmessung der Zeit, fehlte es dem Galiläus noch an Hülfsmitteln; er gab selbst die Länge des Secundengrades dem Castelli nicht vollkommen richtig an; (Kästners Hydrodynamick 92 §.) erst Hugen hat die Höhe des Falls in einer Secunde, so wie man sie jetzt annimmt, genau bestimmt. (Horol. oscill. P. IV. prop. 25.)

Im vierten Theile wird die Mechanick der festen Körper weiter ausgeführt. Herr K. ist genöthiget, die Lehren der Analysis, wie er sie nach und nach braucht, beyzubringen, z. E. 81 u. f. §. wie man die Natur krummer Linien aus Gleichungen zwischen Abscissen und Ordinaten erkennet; die ersten Gründe der Rechnung des Unendlichen 101 u. f. §. Es ist wahr, daß dieser Vortrag den Vortheil hat, sogleich die Anwendung der Analysis zu zeigen und dadurch zu ihrer Erlernung zu reizen. Dem Recensenten kömmt es indessen vor, als würde ein Lehrling, der nicht schon an den theoretischen Untersuchungen bey dem gewöhnlichen Vortrage der Analysis Vergnügen findet, sie schwerlich der Mechanick wegen in gehöriger Vollkommenheit lernen. Vielleicht wäre es dienlicher, dem Anfänger nur anzuzeigen, wie viel brauchbare Lehren, ohne Analysis nicht können gefaßt oder wenigstens gefunden werden, dieses wird ihn reizen, die Analysis im Zusammenhange zu lernen, wenn er dazu Geist hat, und wenn er keinen Geist dazu hat,

so

so wird es ihn hier vielleicht mehr verwirren und abschrecken, wenn ihm der mechanische Unterricht plötzlich unterbrochen wird, ihm ganz andere Sachen, die seine völlige Aufmerksamkeit erfodern vorzutragen. Doch dieses sind nur des Recensenten zufällige Gedanken; Herr K. kann für seine Methode in der That selbst die Geschichte von der Erweiterung der Analysis anführen, denn sehr viel Kunstgriffe, besonders in der Rechnung des Unendlichen sind dadurch entdecket worden, daß man sie zu mechanischen Aufgaben nöthig hatte. Ohngefähr eben so sind die Lehren von den Kugelschnitten und die sphärische Trigonometrie, ja selbst die ebene, auf Veranlassung der Astronomie erfunden worden. Man trägt sie aber doch jetzt weit von der Astronomie abgesondert vor, und erwartet von dem Lehrlinge, daß er glaubt, diese Sätze haben einen Gebrauch. Die vornehmsten Untersuchungen dieses Theils, betreffen die freye Bewegung, wenn gleichförmig oder ungleichförmig beschleunigende Kräfte wirken, die Schwungbewegung, sowol bloßer Punkte, als Körper von gegebener Gestalt und Größe, freye Bewegung fester Körper die sich zugleich drehen, die Gesetze des Stosses, das Maaß der Kräfte, den Widerstand, die Ueberwucht, die Friction, das Allgemeine der Theorie vom Maschinenwesen, Maschinen, die durch Menschen und Thiere bewegt werden, Beschreibung eines Kornmühlganges, und Berechnung einer Hand- und Roßmühle. Hr. K. hat sich hiebey durchgängig der neuesten und besten Schriften bedient. Einige darunter würden, wegen der Art wie sie herausgekommen sind, nicht so bekannt werden, als sie es verdienen, dergleichen sind Disputationen. Z. E. Hr. v. Segner de adfrictu Solidorum in motu constitutorum, andere befinden sich in Sammlungen von

Aka-

Akademien der Wissenschaften, wie unterschiedene Aufsätze H. Eulers; Es ist also sehr nützlich, daß Hr. K. durch geschickte Auszüge daraus, so viel brauchbare Lehren in eine Verbindung bringt, in der sie nun ein Anfänger mit Ersparung vieler Zeit, sich leicht bekannt machen kann, und zugleich ihre Anwendung sieht.

M.

XVII.

Die Handlung von Holland, durch den Verfasser der Vortheile der Völker durch die Handlung. Frankf. und Leipzig, im Verlag der Buchhändler-Gesellschaft, 1770. 1 Alph. 19 Bogen in gr. 8. (aus dem französischen übersetzt.)

Dem Recensenten war es keine sonderliche Empfehlung für dieses Buch, daß es von dem Verfasser der Vortheile der Völker in der Handlung herrührte. Er vermuthete wenigstens viel Unordnung, viel Ausschweiffungen, und auch das zuweit getriebene Vorurtheil gegen die englische Nation in dieser Schrift wieder zu finden, welche ihn in der Lesung jenes Buches bey dem vielen guten und belehrenden, welches es enthält, oft unwillig gemacht hatten. Allein er fand hier ein anders, und der Verfasser thut überhaupt dem bestimmten und eingeschränktem Inhalt dieses Buchs weit besser ein Genüge. Er hat Recht, wenn er in der Vorrede sagt, daß es bisher an einer richtigen und getreuen Abschilderung der Handlung Hollands gefehlt habe, und wenn er weder

des

des Huet memoires sur le Commerce des Hollandois noch des Ricard Negoce d'Amsterdam dafür gelten lassen will. Wir setzen hinzu, daß es uns eben daran in Ansehung der mehresten handelnden Nationen in Europa fehle, ausser der Englischen, von welcher sich mehr als ein Werk anführen läßt. Und so lange entbehren wir auch noch der Materialien zu einer allgemeinen vollständigen Handlungsgeschichte. Doch ein jeder Schritt, den wir in diesem oder jenem Fach der Gelehrsamkeit weiter geführt werden, dünkt uns reiner Gewinn zu seyn.

Das Buch, welches im Original drey Bändchen, wie sie der französische Leser gerne hat, ausmacht, hat in der Uebersetzung keine andere Abtheilung, als der Kapitel, nach deren Ordnung wir unsre Anmerkungen einander folgen lassen wollen. Das erste handelt von der Holländischen Handlung, oder vielmehr von deren Geschichte überhaupt, und sagt wenig neues oder nicht sehr bekanntes. Die Wiederholungen scheinen dem Verf. eben alsdenn am natürlichsten zu seyn, wenn er sich am kürzesten fassen will, aber vielleicht alsdenn, wenn er etwas auf die Engländer zu sagen hat. S. 28 und 30. müssen wir fast mit einerley Worten lesen, daß England zu viel Vortheile für seine Contrebande in Westindien durch seine neuen Besitzungen in Florida, Campeche und Honduras gewonnen hat. Hier erwähnt er nun freylich der Holländischen Contrebande über St. Eustache und Curassau. Dies ist aber nur das einzigemal, und nun setzt er hinzu, „daß der Staat diese niemals für seine Handlung erkannt, daß er sie vielmehr seinen Kaufleuten „mit Ernst hätte untersagen sollen, und daß sie die „Engländer ziemlich ganz und gar zu Grunde gerichtet haben.„ Hat denn der Staat von England jene Contrebande jemals für seinen Handel erkannt? Hat

er ihn seinen Colonien nach dem letzten Frieden etwann untersagen sollen? Hat er ihn nicht wirklich ernstlich untersagt, und sollte es wahr seyn, daß die Holländische Contrebande der Englischen dort Platz gemacht hätte? Wir finden indessen eben hier schon manche Unrichtigkeit. Die sieben nun vereinigten Provinzen waren gewiß vor der Empörung so armseelig nicht, als sie der Verf. S. 3. angiebt. Wo kamen sonst die Kräfte gleich in den ersten Jahren her, mit welchen sie sich den Spaniern entgegensetzten. Alle Schriftsteller der damaligen Zeit beschreiben uns Amsterdam als einen großen Handelsort, dem nichts fehlte, als daß es Antwerpen zu nahe hatte. Von der Erfindung des Compasses sagt er sehr falsch S. 5, daß die Richtung des Magnets gegen Mitternacht um das Ende des 13ten Jahrhunderts erfunden worden. Diese kannte man schon im 12 Jahrhundert, und die Chineser wußten sie schon lange vorher. Gioia, ein Einwohner von Amalfi im Neapolitanischen, erfand nicht diese, sondern nur den bequemern Gebrauch der auf einer Spitze sich drehenden Magnet-Nadel, da man vielleicht bis dahin es nur entweder an dem freyhängenden Magnet, oder an einer auf einem Stück Kork im Wasser treibenden Magnet-Nadel, welche die Chineser noch bis jetzt beybehalten, versucht haben mochte. Das Wappen der Stadt Amalfi, ein Compaß, ist das beste Document dafür, daß ihr ehemaliger Bürger den Compaß selbst schon erfunden habe. Es ist also bloßes Geschwätz, wenn er hinzusetzt; „Nicht eher als gegen das Ende des „funfzehenden Jahrhunderts kam die Zeit, da man „von dem Seecompasse einen richtigen Gebrauch „machte, und versichert war, daß die Richtung der „Magnetnadel allezeit unverändert gegen Mitternacht ist.„ Der Kunst der Schiffahrt fehlte damals

mals ausser dem Compasse noch zu vieles, als daß man sogleich nach Erfindung des Compasses mit demselben die weiten Reisen hätte wagen können, welche man nach zweyhundert Jahren endlich wagen konnte. Indessen ward doch schon im Anfang des 15ten Jahrhundertes Madera entdeckt. In dem zweyten Kapitel handelt er die Geschichte der Ostindischen Compagnie sehr gut ab. Der Leser thut wohl, neben demselben des Barons von Imhof Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand derselben, die dem Werke angehängt sind, zu lesen und sogleich damit zusammen zu halten. Sie sind ein wichtiges Stück, um den jetzigen Zustand der Compagnie kennen zu lernen, der freylich nicht so blühend mehr ist, als er ehemals war, und welchen zu verbessern dieser Mann bey seiner Anwesenheit in Europa im J. 1741. eine Menge Vorschläge that. Der V. gesteht S. 74. seine Unwissenheit, ob diese Vorschläge den Erfolg gehabt haben, den man sich davon versprechen können. Dem Recensenten ist glaubwürdig bekannt, daß man vieles davon zur Ausführung zu bringen versucht habe, aber ohne sonderlichen Erfolg. Gegen das Ende des Kapitels redet er weitläuftig von den noch möglichen Entdeckungen zum Vortheil der Compagnie im Süden von Africa und Asia. Daß die Australländer für den Verfasser viel reitzendes haben, wissen schon die Leser des Interet des Nations. Er sagt auch hier viel scheinendes für den halbwissenden, aber auch viel verwerfliches. Es ärgert ihn noch S. 106. daß Lozier und Bouvet in der bekannten Reise, auf welcher sie im J. 1739. das Cap de la Circoncision entdeckten, von ihrer Unternehmung sobald abgelassen haben, da sie am 1sten Januar, einem Tage der dort, (denn es war der 54ste Grad S. Br.) eben so warm hätte seyn sollen, als bey uns der erste

Julius, vor vielem Eise nicht ans Land kommen konnten. Er hält die Hindernisse, welche diese ehrlichen Leute zurücktrieben, noch für solche, die ganz wohl vermieden oder überstiegen werden könnten, will auch noch der Gesellschaft rathen, sich zu ihrer Schiffahrt irgend einen Hafen zwischen Afrika und Asia in den Australländern suchen zu lassen. Wenn er doch auch gesagt hätte, wozu derselben ein solcher Hafen, der so ganz aus dem Wege ihrer Schiffahrt liegt, nützen könnte. Hier ist in der That viel wildes Gewäsche, das wir aus einem so guten Buche lieber wegwünschten. Von der Ostindischen Cattundruckerey macht er S. 48. zu viel Rühmens. Es ist wenigstens grundfalsch, daß die Europäer es bis jetzt nicht zu eben der Festigkeit der Farben, hätten bringen können. Ihm muß diese Manufaktur sehr wenig bekannt seyn, sonst würde er wissen, daß eben dadurch die Europäischen Druckereyen den Vorzug mehr und mehr vor den Ostindischen gewinnen, weil sie mehr Farben, als jene, fest machen können. Das dritte Hauptstück von der Westindischen Compagnie ist kurz, aber sehr belehrend. Diese Compagnie ist nur ein Schatten von dem, was sie bald nach ihrem Anfange war. Ihr Wohlstand war auf den Krieg gegründet. Aber sie bewies bald, als sie sich durch den Krieg in den Besitz Brasiliens gesetzt hatte, eines Landes, das als Colonie genutzt werden sollte, den nachher immer mehr bestättigten Erfahrungssatz, daß keine Colonie unter einer Handlungs-Compagnie fortkomme. Dieser Satz steht in keinem Widerspruch mit dem, was wir in dem 4ten Hauptstück von der Societät von Surinam lesen, sondern findet hier vielmehr S. 136. ff. seine Bestättigung. Wenn er aber S. 134. die weitere Verbreitung dieser Colonie noch über 30. französische Meilen Landeinwärts, wo schon

viele

viele Plantagen wieder verlassen sind, für so leichte ansieht, so irrt er sich gewiß, und sein Exempel von Martinique und Guadaloupe paßt nicht hieher, weil theils hier keine Distanzen von 30. Meilen von der See statt haben, theils den Colonisten auf Inseln ihre Negers nicht so viele Sorge machen, als denen auf festem Lande. In dem 5ten Kap. sind seine Nachrichten von dem Zustande und der Geschichte des Wallfischfangs zwar unvollständig und leiden aus andern Schriften z. E. aus des Nickols oder Dangeuil Remarques sur les avantages &c. und aus den Remarques sur plusieurs branches de Commerce susceptibles d'accroissement beträchtliche Zusätze. Er hätte doch wenigstens auch ein Wort von dem Robbenschlagen, oder von dem Fange der Seehunde sagen mögen, welchen die Hamburger in Gang gebracht, und die Holländer nun auch nachgeahmt haben. Doch stellt er den Punkt S. 154. ins rechte Licht, aus was für Gründen die Holländer diese so mißliche Fischerey mit einem bessern Erfolg, als andre Nationen, noch immer fortsetzen können. Was er in dem sechsten Kap. von dem jetzigen Zustande des Heringsfangs sagt, leidet einen starken Abgang, wenn wir dem 29sten Stück des Kaufmanns Glauben zustellen, dessen Zeugniß uns doch hier glaubwürdiger scheint, weil er mit einem genaueren Detail die Berechnung auf eine Million Gulden (unser Verf. sagt zwo Millionen) macht, da der Gewinn sonst auf 21. Millionen von denen, die ihn am niedrigsten anschlagen, gerechnet wurde. Ueberhaupt läßt sich indessen aus diesen beyden Kapiteln genugsam lernen, daß der Wallfisch- und der Heringsfang nur bey einer großen Oekonomie betrieben werden könne, und ganz der Privat-Industrie überlassen werden müsse, aber bey einer großen von Compagnien gemachten Anlage nie-

 mals

mals Ausbeute geben könne. Im 7ten Kap. beschreibt er den Zustand der Holländischen Manufakturen sehr aufrichtig, aber in einzelen kleinen Umständen nicht mit derjenigen Richtigkeit und Vollständigkeit der Anmerkungen, welche zu beobachten ihm leicht gewesen seyn müßte. S. 170. redet er von den Europäischen Cattundruckereyen ganz anders, als er S. 48. gethan hätte. S. 171. sagt er vieles von den Porcellanfabricken, und insonderheit von der zu Weesp neuangelegten Holländischen. Er hätte aber den Nutzen derselben nicht so groß machen mögen. Der Aufnahme dieser Fabricken wird immer im Wege stehen, daß ihre Waare keine Abnutzung durch den Gebrauch hat, und um so viel mehr geschont wird, je kostbarer sie ist. Eine jede Manufaktur, die für den Mund oder für die Kleidung der Menschen arbeitet, ist ihnen daher weit vorzuziehen. Von den Oelmühlen der Holländer hätte er S. 175. mehr sagen mögen. Die Holländische Industrie behält noch immer in dieser Manufaktur wie auch in dem von S. 176. an sehr richtig beurtheilten Schiffsbau einen bewundernswürdigen Vorsprung selbst vor denen Nationen, von denen sie die Materialien zu beyden mit großen Kosten abholt. Wie der ohnehin fast veraltete Bericht eines Daniel Bräms von dem Zustande der Geschäfte der Ostindischen Compagnie zu diesem Kapitel kömmt, sehen wir nicht ein. Das 8te Kapitel von der Handlung nach Norden und in die Ostsee, ist eines von den besten im ganzen Buche. Hier hat er es insonderheit mit den Engländern zu thun, und setzt den Nachtheil, welchen deren Navigationsakte seit dem Jahre 1651. der Holländischen Handlung insbesondere in der Ostsee, zugefügt hat, in ein richtiges Licht. Es sind aber gewiß keine leeren Vorurtheile, wenn ein Holländer über die Maasregeln, welche

Eng-

England zur Hebung seiner Handlung nimmt, so sehr eifersüchtig ist. Der Schaden davon ist für Holland zu groß und zu empfindlich geworden. Wie wir es aber verstehen sollen, wenn er S. 246. die Leibeigenschaft in Pohlen nicht als ein Hinderniß der Handlung und des Fabrickfleisses sondern für ein bloßes Vorurtheil ausgiebt, wissen wir nicht. Im 9ten Cap. redet er von der Handlung auf der Elbe, Weser, Ems, Rhein und Maas. Er sieht Hamburg mit Recht als die Nebenbuhlerinn von Amsterdam an. Aber desto kürzer bricht er auch davon ab. Bey näherer Erkundigung würde er gewiß die Behauptung zurück nehmen, daß Hamburg den Holländern gar wenige Mittel übrig lasse, eine sehr nützliche Handlung mit ihr zu treiben. Die große Zahl Schifsladungen, welche zwischen Holland und Hamburg jährlich gehen, und das lebhafte Wechselgeschäfte zeigen ein anders. Er hätte wenigstens etwas von dem Vortheile sagen sollen, den Holland davon hat, daß Hamburg seinen Gewinn aus der Spanischen Handlung fast ganz durch den Wechsel auf Holland ziehen muß, auch in der Rußischen Handlung blos über Holland wechseln kann. Allein so sind unsre neue Handlungspoliticker. Sie finden eine starke Concurrenz zwischen zwo handelnden Nationen. Dies ist ihnen genug, um den Handel der einen als durchaus schädlich für den andern anzusehen, und alles dennoch bestehende für beyde Nationen nützliche Gewerbe zu übersehen. Ja noch mehr, sie bilden sich wohl gar eine Concurrenz ein, wo keine ist, und sehen eine durch die Natur selbst festgesetzte Abhängigkeit des einen Handels von dem andern für eine so schädliche Concurrenz an, der man alle Hindernisse entgegensetzen müsse. Die Holländische Handlung den Rhein hinauf, beschreibt er sehr gut. Sie ist ausser dem Wein- und Holzhandel ein

L 4 blos-

bloßer Commißions-Handel. Dieser Handel wird Holland wohl allemal am gewissesten eigen verbleiben, und der Verf. hat Recht, wenn er gegen das Ende des Kapitels zeigt, daß eine jede Macht, die den natürlichen Gang dieser Handlung stöhren wollte, wenig Vortheil davon haben würde, wenn es gleich Holland empfindlich schadete. In dem 10. Kapitel giebt er bey Gelegenheit des Handels mit den österreichischen Niederlanden eine lehrreiche Nachricht von dem Diamanten-Handel zwischen Amsterdam und Antwerpen. Von der Brittischen Handlung bleibt ihm in ihren jetzigen Umständen wenig zu sagen übrig. Desto wichtiger aber ist ihm in dem 12ten Kap. die Handlung mit Frankreich. Er hat sehr wahrscheinlich Recht, wenn er den Belauf der aus Frankreich von Holland gezogenen Waaren jetzt doppelt so hoch ansetzt, als der Holländische Abgesandte Boreel im J. 1659. that, der ihn auf 31. Millionen Livres damaligen Geldes anschlug. Das dreyzehnte Kap. handelt von der Handlung mit Spanien. Hier beschäftigt ihn hauptsächlich die Contrebande der Engländer auf das spanische Amerika. Seine Nachrichten und Anmerkungen darüber sind belehrend, weil man doch nichts bessers davon haben kann. Denn überhaupt ist dem Verfasser einer Handlungsgeschichte nichts schwerer, als von dem Gange und Belauf der Contrebande zuverläßige Nachrichten zu sammlen, welche doch in der Handlungsgeschichte einen wichtigen Punkt ausmacht. Daß der Verf. entweder kein Kaufmann sey, oder etwas darinn suche, nicht Kaufmännisch sich auszudrücken, bemerken wir insonderheit S. 285. wo er mit vielen Umschreibungen und noch dazu unrichtig die Groß-Avantur-Handlung von Cadix auf Neuspanien beschreibt. Man muß der Handlungswissenschaft ihre Terminologie lassen, die in ihr eben

den

den Nutzen hat, wie in andern Wissenschaften. Das 14te Kap. von Portugall ist das kürzeste. Dies sollte es nicht seyn. Er hätte, da er so viel von der Contrebande auf Amerika sonst schreibt, doch wenigstens der so starken Contrebande von Peru auf Buenos-Ayres, auf Nuova Colonia und so weiter nach Brasilien erwähnen sollen. Oder war sie etwan deswegen seiner Aufmerksamkeit nicht werth, weil sie keine englische Contrebande ist. Bey Italien ist die Concurrenz der Italiäner mit den Holländern in dem levantischen Handel ein wichtiger Punkt, der noch besser ins Licht hätte gesetzt werden können, als der V. es in dem 16ten Kap. thut. Auch giebt er den französischen Anordnungen über den levantischen Handel ein zu uneingeschränktes Lob. Eine kleine Schrift Questions sur le Commerce du Levant die im J. 1755. erschien, hätten ihn belehren können, daß viel schädlicher Handlungszwang in denselben ist, und aus den schon angeführten Remarques sur plusieurs branches de Commerce Chap. 13. würde er gesehen haben, daß die französische Tuchhandlung dorthin nicht, wie er S. 308. versichern will, seit dem Zeitpunkt jener Anordnungen bis an das Jahr 1750. so anhaltend gestiegen sey, sondern daß sie seit 1738. sich nur kaum auf dem alten Fuß erhalten haben. Er hätte auch nicht des Vortheils vergessen sollen, den Holland von dem Frachtfahren seiner Schiffe für französische Rechnung nach der Levante zieht. Im 17ten Kap. giebt er von der Amsterdammer Bank und insonderheit von dem Grunde ihres Agio zwar richtige, aber doch für jeden Leser unvollständige Begriffe, der nicht aus andern Schriften, z. E. aus Krusens Contoristen von dem Verfahren der Bank in Ausstellung ihrer Recepisse unterrichtet ist. Er läßt auch den Leser ganz im Dunkeln über die feine Klugheit, mit welcher

die Bank der Proportion in dem Werthe des Goldes und des Silbers, den sie im Marktpreise haben, folgt, da er ihn vielmehr S. 315. in dem Glauben läßt, als ob die Bank den Ducaten immer zu einem gesetzten Werth in Banco rechnete. Ueberhaupt hätte sich dieses wichtige Kapitel weit vollständiger und belehrender ausarbeiten lassen. Wir merken aber dem Verfasser auch hier an, daß das Detail, in welches man nothwendig hineingehen muß, wenn man von so verwickelten Handlungsgeschäften deutliche Ideen geben will, ihm zu viel Mühe macht. Wenn es aufs raisonniren ankömmt, so läuft ihm die Feder viel besser. Die Leihbanken in Holland scheinen ihm mit Recht ihren Zweck nicht zu erfüllen, weil der Staat dabey finanziren will. Das 18te Kap. von der Fracht- Bank- Commißions- und Assecuranz-Handlung ist sehr gut, nur in Ansehung der letztern zu kurz. Hollands Vortheile aus dem Wechsel auf Cadix und auf Rußland sind auch hier ganz vergessen. Das 19te, welches Anmerkungen über den Fortgang und die Aufnahme der Handlung, insbesondre der Holländischen enthält, ist sehr wahr und sehr pragmatisch. Er hat unstreitig Recht, wenn er S. 335. behauptet, „daß der glückliche Fortgang des Europäischen Fleißes, dem unermüdeten Fleiße der Holländer so wol in den Frabricken, als in der Handlung vieles zu danken habe.„ Die ganze Handlungsgeschichte bezeugt diesen Vortheil derer Staaten, welche die Oeconomie-Handlung betrieben haben, wenn sie sich auch noch so sehr dadurch bereicherten. Man bringe es, wenn es möglich, dahin, daß denen Staaten, welche jetzt noch durch diese Handlung blühen, diese ganz genommen wird, wie sie ihnen genommen werden kann, wenn ein jeder Staat alle Handlung durch sich allein treiben will, die er treiben kann,

kann, so wird gewiß die Epoche da seyn, da Fleiß und Gewerbe in Europa auf die Hälfte herunterkommen werden. Das 20ste Kapitel von den Geldgeschäften mit den Staatsscheinen andrer Nationen, zeigt sehr richtig die Vortheile, die Holland davon hat, daß es dieses Geld ungeachtet der entgegenstehenden Befehle nicht alles im Lande behalten hat, sondern nun bey Fremden nutzt. Aber die Sache bekömmt eine ganz andre Seite, wenn solche Vorfälle kommen, da der fremde schuldige Staat auf einmal die Bezahlung seiner schuldigen Zinsen aufhebt. Hier hätte von dem fingirten Stockshandel, der zumal in Kriegszeiten eben so stark und eben so betrüglich in Holland, als in England, getrieben wird, wol etwas gesagt werden mögen. Seine Anmerkungen von den Folgen des Luxus für den innern Wohlstand eines Staats, unterstützt er mit einem sehr wol gewählten Exempel aus Kämpfers Beschreibung von dem Wohlstande Japans, den es ohne auswärtige Handlung blos seinem sich auf den Luxus gründenden innern Gewerbe zu danken hat. Schade, daß wir Europäer nicht einen jeden Handlungspolitiker seine Lehrjahre in Japan halten lassen dürfen. Sind Kämpfers Nachrichten wahr und nicht übertrieben, so haben wir an diesem Staat das Original, von welchem uns Stewart (B. 2. Kap. 22-25.) mit vieler Mühe und Raisonnement das Ideal entworfen hat. Das 22ste Kap. von den Gesetzen, welche die Handlung betreffen und von etlichen kaufmännischen Gebräuchen hat ungemein viel Gutes, zur Belehrung eines jeden Kaufmanns, der sich in eine Handlungs-Unternehmung auf Holland einläßt. Er redet S. 386. ff. von dem Prämien-Handel. (Hier heißt er Verkauf auf Willkühr, a option) Allein er scheint uns auch hier nicht der Sache nahe genug gewesen

zu seyn: sonst würde er angemerkt haben, daß bey diesem Handel nur selten eine wahre Absicht zu kaufen oder zu verkaufen, zum Grunde liegt. Er ist vielmehr ein wahres Hazardspiel, insonderheit in Ansehung der Englischen Papiere. Er wird aber so lebhaft getrieben, daß es der Mühe werth gewesen wäre, etwas mehr davon zu sagen. Er ist sehr aufrichtig in Beschreibung der in Holland so hoch getriebenen Weinverfälschung. Wir sehen aber gar nicht ein, wie die Einschränkung des Weinhandels, daß er von Großirern nicht im kleinen verkauft werden darf, (S. 385.) den Grund davon enthalten könne. Denn diese Schmiererey ist auch an solchen Orten nur gar zu stark, wo diese Einschränkung nicht Statt hat. Eben so aufrichtig beschreibt er die Mängel der Holländischen Procedur bey Bankerotten, insonderheit in der sogenannten Budel-Kammer, Chambre des fonds desolés, S. 426 lesen wir, daß es in Amsterdam eine förmliche Assecuranz-Casse über die im Zoll gemachten Unterschleif gebe, welche sogar einen Rechtsgelehrten öffentlich zu ihrem Beystande besolde. In dem 23sten Kapitel vom Feldbaue hat er hauptsächlich das noch zu wenig angebauete Holländische Brabant zum Augenmerk, von welchem es freylich gewiß genug ist, daß der Boden desselben so schlecht genutzt wird, als er in den Provinzen selbst. Das 24ste und letzte Kapitel zeigt den nachtheiligen Einfluß der in Holland freylich zu hoch getriebenen Auflagen auf die Gewerbe, und insonderheit auf die Manufakturen Hollands, welche größtentheils nur nothdürftig von dem Absatze im Lande bestehen. Er zeigt insonderheit die Schädlichkeit der Abgaben von den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, bey welchen man freylich nimmer erwarten darf, daß die Manufakturen des Landes ohne gezwungene Masregeln sich erhalten,

wenig-

wenigstens nie, daß sie ihren Absatz auf den Fremden ausdehnen können. Holland hat bisher keine dergleichen Masregeln erwählt, die für seine übrige Handlung, wie der Verf. an mehr, als einem Orte richtig anmerkt, zu gefährlich waren. Es hat sich lieber begnügt, das, was es durch seine eigene Manufakturen nicht von Hause aus verdienen kann, durch fremde Manufaktur-Waaren, von denen es einen Vorrath für alle Nationen bey sich sammelt, durch seinen Oeconomie-Handel zu verdienen. Die neueren Zeitungs-Nachrichten verkündigen uns, daß die Regierung von den Manufakturisten im Lande aufs neue angegangen wird, daß sie ihre Handlungs-Politik in Ansehung dieses Punkts verändern solle. Man wird sehen, ob sie ihnen nachgeben, und was der Erfolg davon seyn werde. In dem Anhange ist auch der Tarif vom Jahr 1725 mit allen seitdem beliebten Veränderungen befindlich.

Die Uebersetzung ist zwar so viel wir anmerken können, getreu genug, aber gewiß nicht von einem Mann, der von der Handlung selbst Kenntnisse hätte, sonst hätte er manches nicht umschrieben, was der Kaufmann unter einem Worte besser kennt, oder das Wort aus der kaufmännischen Terminologie beygefügt. Z. E. S. 312. hätte er für Abzug zweymal lieber Discont setzen mögen. Er hätte, so oft er die Schiffahrt in den Häfen herum umschreibend setzt, das französische Wort Cabotage beyfügen mögen. England und die Engländer sind ihm Engelland und Engelländer, und manche geographischen Nahmen übersetzt er zum Verdruß des Lesers, der nun den Ort auf keiner Charte wird finden können. S. 30. macht er aus der Insel Providence eine Insel der Vorsehung. Die Küste von Juda, oder, wie es andre schreiben,

Fida

Ida heißt vielleicht nur durch einen Druckfehler S. 28. Inida.

3.

XVIII.

D. Jo. August. Phil. Geßner, der Röm. Kayserl. Akademie der Naturforscher Mitglied, und der Reichsstadt Nördlingen ordentl. Physikus. Sammlung von Beobachtungen aus der Arzneygelahrheit. Nördlingen, gedruckt und verlegt von C. G. Beck, 1769. 18 Bogen in 8.

Diese Sammlung will Hr. G. als einen Anfang einer größern angesehen haben, wobey er die Schwäbischen Aerzte zu Mitarbeitern einladet. Daher wir auch bey einigen Exemplaren den Titel Schwaben zur Arzneygelahrheit und Naturkunde, erster Band, vorgedruckt gefunden haben. Die gegenwärtigen Wahrnehmungen sind praktisch, und haben Hrn. G. zum Verfasser. Die medicinische Theorie soll aber hinkünftig, eben so wenig als die Naturkunde ausgeschlossen seyn. Nicht blos seltene und an das Wunderbare gränzende Fälle, sondern auch gemeine Krankheiten, welche durch die Scharfsichtigkeit des Beobachters merkwürdig werden, nicht blos solche, welche von einem glücklichen Erfolg begleitet worden, sondern auch mißlich abgelaufene Uebel, nicht weniger physiologische Beobachtungen, die mehr für den Naturkündiger als Philosophen gehören, werden hier eine Stelle erhalten. Die Beyträge zur Naturgeschichte werden besonders sich auf Schwäbische Produkte einschränken, und die mit ihr

so sehr verwandte Chemie, Physik und Haushaltungskunst auch nicht vom Plane getrennt werden. Weil gute Hypothesen oft zur Wahrheit leiten: so wird diesen auch der Platz nicht ganz versagt. Nächst den Originalstücken werden auch Recensionen und Auszüge aus schwäbischen Schriften und Beyträge zur Geschichte der Arzneygelahrheit und Naturkunde statt finden.

Woferne wir von dieser ersten Sammlung auf die folgenden schliessen können: so müssen wir gestehen, daß sie sehr lehrreich und erheblich werden wird, und wir müßten zu sehr von dem Inhalt hingerissen werden, wofern wir nicht zugleich den feinen und lebhaften Ausdruck, worin er eingekleidet ist, und der jederzeit den praktischen Schriften einen großen Werth giebt, rühmen sollten. Bisweilen wird unser V. zu oratorisch, welcher Stil ihm doch natürlich scheinet, und daher weniger befürchten läßt, daß die Schärfe der Beobachtungen dadurch gelitten hätte. Nur mit Ausnahme des ersten Abschnitts, worin eine epidemische Ruhr, die in Nördlingen 1766. geherrscht hat, beschrieben wird, hat Hr. G. lauter einzelne Fälle, bald einen bald mehrere von einerley Krankheit, vorgetragen, und zwar dergestalt, daß er zuvörderst ausführliche Krankengeschichten liefert, und dieselben beurtheilet, und darauf ins Allgemeine sich einläßt. Vielleicht würde man mit einigen mechanischen Erklärungen weniger zufrieden seyn, wofern man des H. V. Liebe zur Erfahrung nicht zugleich erkannte.

Die Ruhr kam plötzlich ohne vorhergegangene Anzeigen eines Fiebers, oder eines widernatürlichen Zustandes des Magens oder Zwölffingerdarms. Diejenigen waren am schlechtesten daran, welche bey sehr häufigen Stuhlgängen und einen entweder völlig

man-

mangelnden oder sehr geringem Abgange des Bluts keine Schmerzen bemerkten, denn sie starben bey einer starken Kälte der Glieder nach zwey, drey oder fünf Tagen. Nach Verschiedenheit der Zufälle theilt der Hr. V. seine Patienten in drey Ordnungen. Die Abschilderung des Uebels ist nur kurz, die Beobachtungen über dasselbe überhaupt aber um so viel ausführlicher. Wider Tissots Erklärung (oder mit andern Worten wider die gewöhnliche Meynung) erinnert er, daß das heftige Reissen im Leibe und der starke Stuhlzwang nicht beständig sey, sondern nur eine besondere Gattung der Ruhr ausmachen. Hr. G. nennt die Schriften, in denen der, obgleich seltenen unschmerzhaften Dysenterien gedacht wird, und glaubt, daß die scharfe Materie die Nerven betäubet hätte; daher auch der Mohnsaft nichts fruchten wollte. Der Brechweinstein that sonst durch die erweckte Erschütterung eine gute Wirkung; die Rhabarber leistete aber weit weniger als Laxiertränke aus Oehl, Salz und Manna. Bey einem starken Reissen, nebst häufigen Stuhlgängen war der Mohnsaft vortreflich. In der tödlichen Ruhr waren Chamillen und die Fieberrinde ohne Nutzen. Was der Hr. V. von den meteorologischen Beobachtungen in Ansehung der Ruhr urtheilt, scheint uns bey den mehresten Krankheiten zu gelten, daß nemlich wenig Aufklärung von der Entstehungsart der Krankheit daraus zu nehmen sey.

Hr. G. gedenkt, unter mehrern Fällen der Schwindsucht, einer von ihm geheilten von selbst entstandenen, bey der sich das Geschwür auswärts zog und geöfnet wurde. Von dem eingespritzten Decoct wurde ein Theil ausgehustet, wie der Geschmack u. s. w. zeigte. Der ganze Fall ist selten. Er merkt an, daß die mehresten Lungengeschwüre auf der Fläche der Lunge sind. Um so viel mehr Ursache hat man die Oefnung

der

der Brust vorzunehmen, welche, wenn sie nicht gleich das innere Geschwür gerade trift, doch als ein künstliches Geschwür sehr zuträglich ist. Die Flamme eines bey dem Kranken vor die Wunde gehaltenen Lichts, erlitte nicht die geringste Bewegung. Für die balsamischen Mittel führt er das Wort, ob er gleich weis, daß sie hitzig sind. Von dem Nutzen der Fieberrinde in der Schwindsucht urtheilt er nicht vortheilhaft. Fein ist auch die Bemerkung, daß die beschwerliche Lage nicht jederzeit die Seite, woselbst sich das Geschwür findet, andeute. Seine Kranken husteten bey der Lage auf der kranken. Bey einem jungen Menschen, der ein Drucken über die Herzgrube hatte, gieng daselbst durch die Haut ein zäher und bisweilen mit zarten Blutstriemen vermischter Schleim ab, und zuletzt erzeugten sich daselbst lange Haare. Aus der Geschwulst der Hand oder des Fußes hat er bisweilen die angegriffene Seite der Lungen beurtheilen können.

Von der schwarzen Krankheit lieset man hier eine ausführliche Geschichte: Es gieng bey starkem Leibreissen eine Menge schwarzen nicht stinkenden Unraths ab. Zuletzt erzeugte sich eine harte unbewegliche Geschwulst in den Weichen, die sich doch zertheilen ließ. Das Schierlingsextrakt zeigte sich hier besonders würksam. In Ansehung der Consistenz, des Geruchs und Geschmacks der Materie findet er nach seinen Beobachtungen Verschiedenheiten. Als charakteristische Zeichen giebt er die schwarze Entledigung durch den Mund oder mit dem Stuhlgang, die Kälte der Glieder mit kaltem Schweiße, die Ohnmachten und den schwachen verborgenen Aderschlag an. Mehrentheils sind Schmerzen und Bangigkeiten in Begleitung.

Bey Gelegenheit einer Peripneumonie, erinnert Hr. G. mit Grunde, daß der weiche Puls kein be-

ständiger und wesentlicher Zufall der Lungenentzündung sey und führt andre Gewährsmänner an. Das Ammoniakgummi preiset er zur Beförderung der Coction sehr. Die trockene Peripneumonie hält er für sich weniger gefährlich als die feuchte. Auch bey gelinde scheinenden Lungenentzündungen hat er einen schlimmen Erfolg gesehen.

Hierauf wird der Sommerseitenstich beschrieben, auf Veranlassung eines, ihm vorgekommenen Falls, in welchem keine Vereinigung von dem Charakter der Sommerkrankheiten sich befunden. Nach der Kälte des Jahrs 1766. sahe man auch auf dem Blute ganz gesunder Leute eine Speckhaut, die also kein Zeichen einer Localentzündung seyn kann. Wir übergehen andere nützliche Betrachtungen über diese Cruste.

Ein heftiger Rheumatismus, der ohne Fieber, obgleich mit vorhergehenden Frost, in verschiedenen Absätzen und bey einem guten Anschein wieder kam, machte dem Hrn. V. viel zu schaffen, bis endlich ein kritischer Harn denselben endigte. Das Extrakt der Aronswurz aus gleichen Theilen von Wurzeln und Blättern mit Wein gemacht, oder aus den Blättern allein, welches doch mehr reizet, wird zur Beförderung des Auswurfs in Brustkrankheiten sehr gerühmt. Den Mohnsaft findet er nach der Aderlasse bey heftigen aber abnehmenden Schmerzen, wenn das Fieber nicht sehr beträchtlich und nach schon besagter Ausleerung, sehr nützlich. Langwierige rheumatische Schmerzen, haben sich bisweilen durch einen chronischen Friesel geendigt, ein hitziger aber endigte sich durch eine Nesselsucht. In dem Harn älterer Personen, die mit langwierigen Rheumatismen behaftet gewesen, hat Hr. G. bisweilen durchs Vergrösserungsglas irregulaire und zum Theil rautenförmige Cry-

stal-

stallen entdeckt, die in der Luft in ein kalkähnliches Wesen zerfielen.

Eine nach den Pocken sich erzeugende Drüsengeschwulst an dem Ohr, verlohr sich nach dem Auswurf eines schwärzlichen und in Wasser zu Boden sinkenden Schleims aus der Lunge, welcher ferner keine Folgen hatte.

Von einer periodischen Krankheit, welche durch die Ordnung der Zufälle merkwürdig wird, handelt der 8te Abschnitt. Sie fieng sich mit einem fehlerhaften Gesicht an, worauf eine unausstehliche Empfindung eines Kriechens von Insekten oder Spannung in der Nase und hernach in der Oberlippe, im Zahnfleische, an den Zähnen, der Spitze der Zunge, in den Gaumen, und darauf zu einzelnen Theilen der Arme, alles in Zwischenraumen und in Zeit von einer guten Viertelstunde, erfolgte. Damit vereinigte sich ein Eckel, der doch nicht in ein Erbrechen ausartete, und der ganze Auftritt schloß sich mit einem heftigen Kopfwehe. Der Hr. V. leitet das Uebel von einer Unreinigkeit der Gedärme her, die durch die Sympathie der Nerven die Zufälle erweckt hat.

Auf dem Harn eines jungen Menschen sahe Hr. G. ein Fett schwimmen, das sich auch häufig an dem Nachtgeschirr ansetzte; es geschahe dies ohne merkliche Hitze — Ein anderer, der mit einem Herzwehe geplagt war, brach eine Menge Fett ohne Hitze und Auszehrung aus.

Durch ein von einer Rose entstandenes Ohrengeschwür verlohr ein junger Mann abwechselnd sein Gesicht, welcher Zufall, nebst den andern aber durch die Beförderung der Eyterung überwunden wurde.

Wir unterlassen eine genaue Zergliederung der Abhandlung von einem Feuermahl an dem Auge eines Kindes, von einem Scharlachausschlag ohne Fieber

und von dem Veitstanz. Von der Tollheit lieset man auch 2. Fälle, einen bey einer Wöchnerin, und den andern bey einer Landfrau, bey der die Starkeyischen Polychrestpillen Hülfe schaften.

In einer Krampfcolik war der Mohnsaft sehr kräftig. Weil die Oefnung dadurch aber noch mehr verhindert wurde, so gab Hr. G. den Bilsenkrautsaft (Hyoscyamus) zu 3. Gran, wodurch die Hämorrhoiden zum Fluß kamen.

Das Extrakt des Eisenhütleins, (Napellus) erwies sich zu ½ Gran dreymal täglich gegeben, in einem hartnäckigen Gliederreissen wirksam, und eben dies geschahe bey einer hysterischen Jungfer. Sonst hat der Hr. B., obgleich zu 6. Gran gebraucht, nicht damit ausgerichtet.

Mit gutem Erfolg verordnete er einem epileptischen Knaben die Pomeranzenblätter im Aufguß.

In einem epidemischen Kinderhusten, der dem Keichhusten am nächsten kam, leisteten nach vergeblich versuchten Brechmitteln, Pillen aus Biesam und Tobacksextrakt Hülfe.

Der Schierling ist, wie man leicht denken kann, auch nicht unversucht geblieben. Schädlich hat er ihn nicht gefunden, auch nicht schlechterdings unwirksam. Man lieset hier 12. Versuche davon, die den Nutzen des Extrakts in Drüsenerhärtungen, Geschwülsten der Gelenke, und andern Geschwülsten und in einer bösartigen Krätze bestätigen.

In einem paar Fällen, sahe er eine Entzündung der Hand sich in eine Abschälung der Haut endigen. Zur Linderung der Schmerzen legte er nützlich den Magneten an. Besonders merkwürdig scheint uns der letzte Fall von einem Menschen, der zu Eitersammlungen sehr geneigt war, bey dem diese Disposition aber durch das Schierlingsextrakt abnahm.

Wie

Wie schickt sich das zur Besorgniß der Feinde des Schierlings, daß der Schierling eben durch die starke eyterbefördernde Kraft schädlich wäre?

Pl.

XIX.

Neue Briefe über Gegenstände der geistlichen Wissenschaften und der theologischen Literatur von Sebastian Friedrich Trescho, Diaconus zu Mohrungen in Preussen. Zweyter Theil. Danzig und Leipzig, bey Daniel Ludwig Wedel, 1769. In fortlaufender Seitenzahl mit dem ersten Theil, 18 Bogen in 8.

Sollte es nicht viel besser seyn, in kritischen Schriften blos das neue und nützliche der herauskommenden Bücher kurz darzulegen, als sich mit den Fehlern und Mängeln ihrer Verfasser zu beschäftigen? Selten werden diese überzeugt, noch seltener gebessert, und das Publicum verliehrt dabey. Bleibt man aber blos bey dem neuen und nützlichen stehen, worauf es im Reiche der Wahrheit allein ankömmt; so dient jenes zur Prüfung und Berichtigung, dieses zum Gebrauch der denkenden Leser. Freylich wird man dann nach mühsamen Durchlesen vieler Schriften wenig zu sagen wissen, aber das wenige wird mehr Vortheil stiften, als tausend tadelnde Verweise, welche man mit Recht oder Unrecht dem unwilligen Verfasser giebt. Nach dieser Regel wollen wir wenigstens die vor uns liegende Briefe behandeln.

Herr Trescho ist durch die über ihn ergangene Beurtheilungen nicht ganz ungebessert geblieben; aber bey aller angenommenen Mäßigung regiert doch noch ein polemischer Geist, und die Absicht, wider manche Lehrsätze neuerer Schriftsteller zu kämpfen, seine Feder; eine Absicht, welche zwar an sich nicht tadelhaft ist, ihn aber den Vorsatz zu widerlegen, mit zur Untersuchung bringt; und bey solchem Vorsatz werden die Rechte der Disputierkunst immer genauer beobachtet, als die Rechte der Wahrheit. Ueberdem kann oder will er das, was er zu prüfen unternimmt, nicht genung überdenken; oder er maßt sich auch voll Zuversicht in solchen Dingen ein Urtheil an, über welche man erst von tiefern Gottesgelehrten, welche sie in einem hellern und größern Lichte erblicken, nähere Anleitung hoffen darf: daher er mit einer ihm eigenen, vielleicht aus Lebhaftigkeit des Geistes, Selbstzufriedenheit und Mangel des bescheidenen Zweifels, entspringenden Flüchtigkeit, wahres und halbwahres untereinander mischt, bald richtig bald schielend auf seine vorhabende Materie hinsieht, und starke sowohl als unvermögende Beweisgründe mit gleichem Muthe ins Feld stellt. Vermöge dieses Charakters seines Geistes hat er auch wohl die Briefform gewählt, welche alles ohne Unterschied auszuschütten erlaubt; aber er scheint es nicht zu fühlen, daß grade diese solute Form einen solchen Charakter noch mehr verdirbt. Wir haben es oft bedauert, daß der Mann seine Gedanken nicht einige Zeit bey sich reifen lassen kann, und das Publicum dadurch um die Früchte seines Geistes bringt, welche man nach einer zweyten und dritten Prüfung von ihm erwarten könnte. Diese seine schriftstellerische Lage hat uns zu dem Gedanken veranlaßt, nur bey dem, was uns wenigstens an ihm neu und reif und brauchbar zu seyn scheint, stehn zu bleiben. Im

Im 13ten Briefe legt er gute, wiewohl nicht unbekannte Gründe dar, warum der Gottesgelehrte auch solche Schriften lesen müsse, welche man für irrig und gefährlich hält. Verschiedene derselben sind uns in des Verf. Munde merkwürdig, weil sie von seiner tolerantern Denkungsart und reifern Einsicht, wie sehr die Wahrheit auf dornichten Wegen und unter Verirrungen gesucht werden müsse, Zeugniß ablegen. Im 15ten Briefe sucht er für den Lehrer gemeiner Christen Hülfsmittel auf, ihnen im Vortrage verständlicher zu werden; welche aus der Erfahrung hergenommen, und nach richtiger Prüfung angegeben sind. Ueber diesen für die Religion so wichtigen Punkt, sollten mehrere, wie er S. 366. sagt, ihre Erfahrungen zusammen tragen, um eine regelvolle (zweckmäßige) Methode des Unterrichts darauf zu erbauen. Einer ist der Sache nicht gewachsen. Besonders muß man nicht bey der Oberfläche stehn bleiben, sondern den Geist des Menschen studiert, und es oft versucht haben, von welcher Seite man ihm die Wahrheit darstellen könne, um sie ihm faßlich und angelegentlich zu machen; wie man die Sprache bilden, auf welche Grundsätze man sich vornemlich stützen, und auf welchem Wege man den sichersten Eingang ins Herz suchen müsse. Die meisten Regeln des Verf. sind richtig und brauchbar, obgleich nicht hinlänglich. Man muß durch den Umgang zu erfahren suchen, wie weit der Zuhörer den Vortrag verstehe oder nicht. (Und das kann der Kenner des Menschen nicht blos durch theologischen Umgang und angestellte Prüfungen, sondern auch aus Bemerkungen über die Art und Weise schliessen, wie die Menschen in bürgerlichen Angelegenheiten etwas richtig oder unrichtig zu fassen pflegen.) Man muß die Jugend wohl bearbeiten. Man muß die Termino-

logie (theologische sowol, als philosophische) auf
Kanzel vermeiden: doch glaubt er S. 350. alle t
logische Wörter und Vorstellungsarten könnten n
vermieden werden; sonst würde man dem Zuh
Religionswahrheiten entziehen. (Aber sind sie i
denn Religionswahrheiten, wenn sie ihm unverstä
lich sind, vielleicht nur durch öfteres Einprägen das G
dächtniß beschweren, und den Geist durch den all
großen und nicht genung erhellten Umfang der E
kenntniß verwirren?) Man muß die bildlichen Au
drücke der Bibel beybehalten, aber sie oft und richt
erklären; denn das biblische Bild macht alsdenn au
seinen bildlichen Eindruck. (Die Hauptsache ist di
daß die Autorität der Bibel dann mit dem Vortra
wirksam ist, und sie auch auf diese Art allein für g
meine Leser verständlich und erbaulich werden kann.
Zu Beweisen muß man diejenigen wählen, die au
fühlbarern Kenntnissen geleitet werden können. (Hi
Rhodus. Welches sind diese fühlbarern Kenntnisse.
Keine andere, als natürliche, allen gemeine, Triebe
der Seele, vernunftmäßige und sittliche Maximen,
welche alle Menschen in ihrem Denken und Entschlies-
sen leiten: diese muß man kennen, auf diese müssen
die Beweise zurückgeführt werden.) Bey allem, was
Rührung angeht, muß man das Gewissen treffen.
(Wie trift man das Gewissen des gemeinen Mannes?
Das ist eine schwere Frage.) Man muß gleich zur
Sache gehn und dabey bleiben; kurze Perioden ma-
chen, kurz predigen, und lieber im letzten Theil der Rede
Erklärung und Beweis wiederholen. Man muß häu-
fig durch Gleichnisse und Exempel erläutern, welche
auch von niedrigen Gegenständen hergenommen sind;
(sie können von dem, der die Würde seiner Materie
empfindet, doch edel und anständig vorgetragen wer-
den. Aber viele Leute wissen den edeln und ernsten Vor-

trag

trag, vom spielend schönen und glänzenden nicht zu unterscheiden. Jesus ist uns hierinn ein Muster.)

Wider die neuern armseligen Versuche, aus einem Ratzeberger die Reformatoren und mit ihnen die Reformation zu verkleinern, ist im 16. Briefe viel richtiges gesagt: obgleich gegen solche Leute aufzutreten, welche ohne Grundsätze denken und sprechen, kaum der Mühe werth ist; und schamroth können sie nicht werden. — Ueber den Werth der Sittenlehre Mosis, oder richtiger, über die Gültigkeit des Sittengesetzes Mosis unter den Christen, würden wir uns nicht getrauen, ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Noch weniger glauben wir, daß H. Tręscho die Frage im 18. Br. entschieden habe. Er sowol, als die er sich zu Gegnern wählt, scheinen uns über die Gränzen der Wahrheit hinauszugehen, wie es durch den Geist des Widerspruchs zu geschehen pflegt. Es kömmt hier sowol auf richtige Kenntniß des Sinnes der heil. Schrift, als auf ruhige und sehr studierte Abwägung der stuffenweisen Aufklärung der menschlichen Erkenntniß an. Der Zweck des Sittengesetzes Mosis war allerdings die moralische Besserung: ob aber der Umfang und die Form desselben für alle Zeiten und Völker seyn sollte, oder nur nach dem Zustande des Israelitischen Volks abgemessen war; ob die Gründe der Verbindlichkeit dazu aus der besondern Haushaltung Gottes unter den Juden, oder aus der höhern Bestimmung des Menschen hergenommen sind: das ist eine andere Frage. Viele Gründe finden nicht mehr statt; das materielle des Decalogus bleibt zwar ewig wahr, denn es ist durch die Natur bewährt und ins Christenthum aufgenommen: aber sein eingeschränkter Umfang und seine Bewegungsgründe, und seine ganze gesetzliche Form passen sich nicht auf die Christen; welche mehrere und größere

 Pflich-

Pflichten auf sich haben, wirklich im Evangelio dazu angewiesen werden, und erhabnere und kräftigere Bewegungsgründe dazu erhalten. Von dem Maaße der Einsicht einiger wenigen im A. T. kann man nicht auf den Zweck und Tenor des ganzen Gesetzes den Schluß machen; so wenig man aus dem Erkenntnißmaaße vollkomnerer Christen den Zweck des Evangelii im allgemeinen bestimmen kann. Sollte übrigens auch die Meynung, welche der V. bestreitet, irrig seyn; so verdient sie kein Aufheben, als ob Gefahr vorhanden sey, noch darf sie, als anderweitigen Lehrsätzen des Christenthums nachtheilig, vorgestellt werden: denn sie zielt offenbar auf die mehrere Werthschätzung der geistlichen Beschaffenheit unsrer bessern Religion.

Wenn er sich im 19. Br. über die allzufertige Anschuldigung der Schwärmerey beklagt, schwärmt er selbst unter unbestimmten Begriffen umher. Freylich ist Schwärmerey, als eine Empfindung, wenn sie aus anschauenden Gefühl des Werths einer Sache entsteht, natürlich und wirklich schön, und von gewissen starken Empfindungen der Religion ist sie unzertrennlich; bey dem großen Haufen der Christen ist sie, als Erkenntniß, d. i. als eine sinnlich gefaßte Vorstellung geistlicher Dinge bey dessen Unwissenheit und schwachen Denkungsart, ganz unvermeidlich. Wer wollte jene nicht werth schätzen, und diese dulden? Aber wenn jemand aus seinen Empfindungen, oder gar aus seiner verworrenen Denkungsart Lehrsätze zieht, und dogmatisch schwärmt, soll man dagegen keine Erinnerungen machen, und Schaden in der Christenheit verhüten? Weis denn der Verf. nicht, daß dogmatisirende Schwärmer das Licht des Evangelii verfinstern, und den Weg zum Aberglauben bahnen? Und den muß man eben so ernstlich abwehren

als

als den Unglauben; er thut in der Christenheit noch allgemeinern Schaden. — Ueber die Befestigung der Engel im Guten, worüber der V. im 22. Br. mit unnöthiger Weitläuftigkeit spricht, hätten wir nichts weiter zu sagen gewußt; als daß es eine grundlose Hypothese der Theologen sey, sich dieselbe als eine unmittelbare Wirkung Gottes in den Engeln vorzustellen, welche ihnen nach einer ausgestandenen Prüfung, das Sündigen unmöglich gemacht: denn Befestigung im Guten kann nur aus anhaltenden freyen Uebungen in dem, was gut ist, und nach vielfältig überwundenen Versuchungen, erfolgen.

Die wiederholte und verdächtigmachende Klagen des Verf. daß einige neuere Kunstrichter sich gegen das Wiederkäuen des alten und bereits bekannten erklären, verdienen eine Anmerkung. Kein vernünftiger wird wohl etwas tadeln, weil es alt und bekannt ist, aber den Schriftsteller darf er doch wohl tadeln, der es sich untersteht, das Publicum belehren zu wollen, und doch nichts weiter sagt, als was es schon aus andern Büchern weis und wissen kann. Wozu nützet sein Buch? Es ist ja ein unbrauchbarer Hausrath, den seine Eitelkeit nur geltend machen will. Durch solche aufgewärmte, oft mit schlechten Brühen versehene Gerichte werden diejenigen, welche man schon vorräthig hat, und die nicht selten besser und nahrhafter sind, verdrängt. Warum soll denn einerley Sache in vierfachem Format schwarz auf weiß gedruckt werden? An statt ein Buch zu schreiben, dürfte der Verf. nur sagen: da und dort steht es geschrieben, was ich schreiben möchte, wenn es noch nicht geschrieben wäre; weil ich es diesen Zeiten für nützlich halte. Der Prediger kann und muß seinen Zuhörern alte Wahrheiten vortragen und wiederholen; denn sie sind ihnen neu, und sollen ihnen immer vor Augen seyn.

Aber der Schriftsteller will das Publikum belehren: wenn es nun schon anderweitig belehrt ist, so betriegt er es um die kostbare Zeit; und wenn es aus ältern Schriften eben so gut belehrt werden kann, so betriegt er es ums Geld, versündigt sich an dem Ruhm der Vorfahren, und was noch ärger ist, an dem Geiste seiner Zeitgenossen, welcher durch die mannigfaltige Form des Widersagens, und durch die ungeheure Menge der dadurch veranlaßten Schriften zerstreuet, verwirret und an genauerer Untersuchung und Erkenntniß der Wahrheit verhindert wird. Es würde weniger seichte Erkenntniß bey Gelehrten und Ungelehrten seyn, wenn nicht so viele, welche selbst nicht untersuchen können, auf Kosten der Vorfahren Lehrer des menschlichen Geschlechts seyn wollten: und solche Sünde sollte man zum allgemeinen Besten nicht rügen? Wer nicht neue Wahrheiten vorträgt, oder sie nicht in einem neuen Lichte oder faßlicher darstellt, sie nicht mit neuen und stärkern Beweisen unterstützt, oder mit vermehrter Kraft geltend und wirksam macht; der hat keinen innern Beruf zum Schriftsteller.

R.

XX.

Anfangsgründe der Analysis endlicher Größen, zum Gebrauch der Königl. Preußischen Artillerie. Von G. F. Tempelhoff, Königlich Preuß. Lieutenant bey dem Feld-Artilleriecorps. Berlin, bey Arnold Wever, 1769. 8. 1 Alph. 19 Bogen Text, 4 Kupfertafeln.

Wir

Wir sind fast überzeugt, daß gegenwärtige Anfangsgründe vieles beytragen werden, den Geschmack an wahren mathematischen Kenntnissen, auch bey unsern deutschen Kriegspersonen, jemehr und mehr auszubreiten. Nicht deswegen, weil sie gründlich, deutlich, ausführlich, durch viele wohlgewählte Beyspiele erläutert sind (denn diese Vorzüge werden andere Leser eben so wohl anreitzen;) sondern weil ihr Verfasser selbst eine verdiente Kriegsperson ist, und sie ausdrücklich für Personen von seinen Stand abgefasset, und deren Fähigkeiten und Absichten gemäß eingerichtet hat. Wir sind geneigt, immer einiges Mißtrauen gegen dasjenige zu haben, was uns Männer von einer verschiedenen Lebensart, als nothwendig oder nützlich zu unsern Geschäften anpreisen. Wir halten es entweder für Kunstgriffe, ihre Wissenschaften und Beschäftigungen in Ansehen zu setzen; oder wir zweiflen daran, ob sie mit den unsrigen genugsam bekannt sind, um uns Hülfsmittel dazu an die Hand zu geben. Wie sollte uns ein Buch, daß mit lauter a + x zu thun hat, etwas helfen, gewisser zu schiessen? Finden wir doch in den Kupfern nichts als krumme Linien und keine einzige Canone und sein Verfasser hat wohl nie eine Laffette gezeichnet, oder einen Richtkeil in der Hand gehabt. Oder: Wie kann der vom Kriegshandwerk sprechen, er ist ja Professor! wie kann er Recepte schreiben, er ist ja ein Poet? Nun freylich, die er als Poet schreibt, möchten wir selbst nicht gerne einnehmen; so wenig als wir uns bey den Artillerieübungen eines blossen Analysten, der eben vom Calculiren herkommt, in der Nähe befinden möchten. Und eben deswegen, weil wir nicht alles Mißtrauen in diesem Falle für tadelnswerth halten, billigen wir auch das günstige Vorurtheil

theil und gegründete Zutrauen in dem gegenseitigen, und sind überzeugt, daß Militärpersonen den Einfluß einer so abstrakten Wissenschaft auf ihr Metie weit eher glauben, und sie zu erlernen Lust bekommen, wenn sie von einem Tempelhof angepriesen und gelehret wird. Derjenige Artilleriedienst hat gewiß große Vorzüge, bey dem es solche Verfasser giebt, und Personen auf deren Verlangen und zu deren Gebrauch sich solche Lehrbücher schreiben lassen.

Es ist in eilf Abschnitte getheilt, von deren Inhalt wir nun einige Nachricht geben wollen. Ueberhaupt ist der Vortrag so eingerichtet, daß gemeiniglich zuerst Aufgaben vorgetragen, und aus derselben Auflösung die allgemeinen Regeln und Kunstgriffe angewiesen werden.

Der erste Abschnitt handelt von der Addition und Subtraktion. Es werden insonderheit die Begriffe des positiven und negativen dadurch sehr wohl erläutert, daß verschiedene Gelegenheiten angeführet werden, bey denen sie theils nothwendig statt finden, theils mit Vortheil zu gebrauchen sind. Zugleich wird der Anfang zur Lehre von den Gleichungen, von Versetzung der Glieder und von der Absonderung des Unbekannten gemacht; in so ferne es durch Addition und Subtraktion geschehen kann.

Der zweyte Abschnitt trägt die Multiplikation und Division vor. Und da der H. V. den wahren Sinn dieser Operationen selbst, und die Bedeutung der daher entstehenden Größen in Absicht auf + und −, aus dem Begriff der Verhältnisse herleitet; so war es nöthig von dieser zuerst zu handeln. Und es geschieht so, daß zugleich die ersten Gründe von den Dignitäten und Wurzeln vorgetragen werden; um auch mit ihnen die einfachen Rechnungsarten vorzunehmen. Bey Bestimmung der Fälle, wo die Pro-

dukte

dukte und Quoten bejahend oder verneinend werden, vermissen wir immer noch solche Beweise, die dem Anfänger angemessen wären. Daß es uns dabey verstattet ist, die Einheit bejahend anzunehmen, fällt ihm gewiß schwerer zu begreifen, als die ganze Sache uns ohne Beweis zu glauben. Aber freylich darf man sich nicht immer nach der Bereitwilligkeit der lernenden richten; sonst dürften uns manche das Beweisen überhaupt schenken. Die Division ist hier umständlicher vorgetragen und mit bessern Hülfsmitteln erleichtert worden, als gemeiniglich geschieht.

Der dritte Abschnitt enthält die einfachen arithmetischen Aufgaben. Hierbey werden drey Methoden angegeben, wie man verfährt, wenn mehrere unbekannte Großen in der Aufgabe vorkommen. Die erste, gewöhnliche, verwickelt uns, wie der H. V. versichert, gemeiniglich dergestalt in den Calcul, daß einem beynahe alle Gedult vergehen möchte. Die zwote giebt das, was man suchet, mit mehrerer Bequemlichkeit. Die dritte, die aus den Eigenschaften der Proportionen hergeleitet ist, zeigt was eigentlich algebraische Auflösungen sind. Die Beyspiele gehen bis auf sechs unbekandte Größen. Zum Beschluß aber wird das Verfahren auf eine allgemeine Art erkläret, die Gleichung mag so viele unbekannte Größen enthalten als sie will. Zugleich wird auch die bequeme Art angegeben, die Coefficienten in den nach und nach entstandenen Gleichungen, zu bezeichnen.

Im vierten Abschnitt werden die einfache geometrische Anfgaben besonders abgehandelt. Wir finden die Erinnerung sehr wohl angebracht, daß man hierbey nicht allezeit gleich seine Zuflucht zum Calcul nehmen soll; die geometrische Auflösungen bahnen in unzähligen Fällen den Weg, die algebraischen mit desto besserem Fortgang zu unternehmen. Zu Beyspie-

spielen sind vornemlich einige schöne Aufgaben aus der Trigonometrie genommen.

Der fünfte Abschnitt handelt von den Gleichungen, die nicht mehr einfach aber doch reine sind. Die Beyspiele sind ebenfalls aus dem trigonometrischen Calcul genommen.

Der sechste Abschnitt von den Gleichungen vom zweyten Grad und denen, so auf diese Form gebracht werden können. Es werden zugleich die geometrische Constructionen angewiesen, die den Nutzen haben, daß sie so zu sagen die Natur dieser Gleichungen vor Augen legen. Auch hier wird, bey Gelegenheit eines Beyspieles, eine Methode unbekandte Größen zu eliminiren, sehr deutlich und auf eine allgemeine Art angewiesen. Eben so auch das Verfahren, wenn man untersuchen will, ob eine gegebene Gleichung eine vollständige Potenz einer andern Gleichung ist, oder durch einen Zusatz dazu gemacht werden kann. Die unmögliche Größen, welche schon vorher erklärt und vom mathematischen Nichts sorgfältig unterschieden wurden, werden nun, so wie die imaginären, umständlich erwogen, und ihre Bezeichnungs-Art wird erkläret.

Der siebende Abschnitt von den Gleichungen. Diese hat der H. V. wie er selbst in der Vorrede erwehnet, auf eine bequemere Art abzuhandeln gesucht, als gemeiniglich geschiehet. Die Methode, ihre Natur durch die Multiplication zu erklären, hat ihm niemals gefallen. Es ist freylich schwehr zu sagen, warum es eben nöthig ist, sich ein Nichts als das Produkt von so und so viel andern Nichtsen zu gedenken; da es eben so gut das Produkt von einem einzigen Nichts und recht sehr vielem Etwas seyn kann. Anderer Schwürigkeiten nicht zu gedenken, die der Hr. Hofrath Kästner in der neuen Auflage seiner

Anfangs-

Anfangsgründe der Analysis, auf eine glückliche Art gehoben, oder vielmehr durch seine Methode vermieden hat. Unser H. V. hat andere Grundsätze aufgesuchet; die besonders die Ursache anzeigen, warum in jeder Gleichung so viele Wurzeln seyn müssen, als die höchste Potenz der unbekannten Größe durch ihren Exponenten angiebt. Er trägt eine Aufgabe vor, wo eine gewisse Anzahl unbekannter Größen vorkommen; und sie ist so beschaffen, daß man die Werthe dieser unbekannten Größen durch lauter Gleichungen bekömmt, die einander völlig ähnlich sind. Hier wird nun erinnert, daß man im Grunde nur eine einzige Gleichung zu schreiben brauchte, wenn man anfänglich nicht jede unbekannte Größe durch einen besondern Buchstaben, sondern eine wie die andere durch x ausgedruckt hätte. In diesem Fall ist aber offenbar, daß dieses x in der allgemeinen Gleichung nicht einerley Werth haben kann, sondern so viele Werthe haben muß, als unbekannte Größen bey der Aufgabe damit bezeichnet wurden. Dieses wird genug seyn, von der bey Erklärung der Gleichungswurzeln gebrauchten Methode einigen Begriff zu geben. Um ein Binomium zu einer verlangten Dignität zu erheben, werden zwo Methoden erkläret; davon die eine sich besser zu ganzen und die andern zu gebrochenen Exponenten schicket. Wie die Bedeutung der Wurzeln einer Gleichung mit der Folge der Zeichen zusammenhängt, wird hier ausführlich erkläret; und dabey bedient sich der H. V. gleichwol der gewöhnlichen, vorhin getadelten Vorstellungsart, daß die verschiedene Werthe der Wurzel durch Multiplication in die Gleichung kommen. Doch vielleicht würde es schwer seyn, hier einen bequemern Weg vorzuschlagen.

Von Verwandlungen der Gleichungen, und den Vortheilen die manchmal daraus entstehen. Von

den Gränzen der Wurzeln. Der H. V. erinnert, daß die gewöhnliche Methode nicht ohne einige Einschränkung gebraucht werden müsse. Man findet nemlich öfters Gränzen, zwischen denen doch nichts liegt: in dem Fall nemlich, wenn die Wurzeln imaginär sind. Und da kann man von den gefundenen Gränzen nur so viel sagen, daß die würkliche Wurzeln zwischen ihnen liegen würden, wenn die Gleichung dergleichen hätte. Die bisher bekannte Methoden, in einer gegebenen Gleichung die Anzahl der unmöglichen Wurzeln sogleich durch gewisse Kennzeichen zu bestimmen, gehen nur auf besondere Fälle.

Von Bestimmung der Wurzel durch Näherung. Vom Newtonischen Lehrsatze, auf was für Art die Summen von den Dignitäten der Wurzeln, in den Coefficienten der Glieder einer Gleichung stecken, hat der H. V. einen deutlichern Beweis zu geben gesucht, als er in den meisten andern Büchern gefunden hat.

Achter Abschnitt, vom trigonometrischen Calcul, und einigen Gleichungen die sich dadurch auflösen lassen. Z. B. wie Gleichungen vom vierten, fünften und höhern Graden, durch die Theilung des Winkels in eben so viele Theile, aufgelöset werden; wobey sich aber der H. V. nicht lange aufhält, um auf nützlichere Dinge zu kommen, nemlich auf einige der geometrischen Aufgaben, die H. Lambert in seinen Beyträgen bekannt gemacht hat. Sie sind schön; und es ist eben deswegen schade, daß die Auflösung zum Theil so mühsam ist. Kommt man ihnen mit einigen neuen Datis zu Hülfe; so werden sie zwar leichter, verändern aber ihre Natur, und verliehren einen Theil ihrer Schönheiten.

Neunter Abschnitt von den unbestimmten Aufgaben. Die Art wie der H. V. durch die Betrachtung unbestimmter Aufgaben und der Gleichungen für ihre

Auflö-

Auflösung, seine Leser unvermerkt auf den Begriff und Gebrauch der krummen Linien namentlich der Kegelschnitte leitet, hat uns sehr wohl gefallen. Der Anfänger siehet hier ohne Schwürigkeit ein, was es heisse, die Natur einer krummen Linie durch eine Gleichung erklären, und umgekehrt, algebraische Gleichungen sich unter krummen Linien vorstellen. Führen verschiedene Aufgaben auf die nemliche krumme Linie; so zeigt dieses, daß sie alle die Eigenschaften besitze, die man bey den Aufgaben als Bedingungen annahm; und daß man bey Gelegenheit solcher Aufgaben auf die Entdeckung dieser Eigenschaften hat kommen können. Alles dieses ist einleuchtender und lehrreicher, als wenn man von einer krummen Linie, diese oder jene Eigenschaft, ohne weitern Anlaß dazu, behauptet, und nachher erst beweiset.

Zehnter Abschnitt, von den Funktionen und ihrer Verwandlung. Anfänglich wird die Methode gelehrt, die entwickelte Funktionen, so die Form ganzer algebraischer Größen haben, in einfache Faktoren aufzulösen; ferner, gebrochene Funktionen entweder in zwo andere zu zerfällen, oder in unendliche Reihen zu verwandeln. Die Lehre von Umkehrung der Reihen ist, wegen ihrer Wichtigkeit umständlich vorgetragen. Bey einem Beyspiel davon, sind die Coefficienten bis auf den achten bestimmt worden; um das Gesetz, nach welchem sie von einander abhängen, und die Bequemlichkeit der Methode, die der H. V. dazu angiebt, desto besser zu übersehen.

Eilfter Abschnitt von der geometrischen Construktion der Funktionen. Es wird erinnert, daß man hierbey den geraden Linien und nach ihnen den Zirkelbögen, wegen der Leichtigkeit sie zu beschreiben, den Vorzug vor andern geometrischen Größen gegeben habe. Alsdenn wird auf eine allgemeine Art gezeigt,

 wie

wie sich durch gerade Linien, die man auf eine gewisse Art an krummen ziehet, die Funktion einer veränderlichen Größe ausdrucken lasse, so daß die krumme Linie gleichsam eine sinnliche Abbildung von der Natur der Funktion ist. Nun erinnert aber der H. V., daß die Gestalt dieser krummen Linien nicht von der Beschaffenheit der Funktion allein abhänget, sondern zugleich von der Art, wie man die Lage der Grundlinie, des Punktes, wo die Abscissen anfangen sollen, und des Winkels der Ordinaten, bestimmet. Es kann also auch einerley Linie verschiedene Funktionen ausdrücken, und man kann nicht sogleich, aus der Verschiedenheit der letztern, auf die Verschiedenheit der erstern schliessen. Alles dieses wird durch Beyspiele erläutert.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen schreitet der H. V. zur geometrischen Construirung verschiedener Funktionen selbst. Die Aufgabe wird zuerst in ihrer größten Allgemeinheit vorgetragen, nemlich die Punkte aller Linien, die in der allgemeinen Gleichung (im Ausdruck der Funktion durch eine unendliche Reihe mit positiven Exponenten) enthalten sind, blos durch Hülfe des Zirkels und der geraden Linien zu bestimmen. Nachher wird eben dieses für die Reihen mit negativen Exponenten angewiesen; ferner für die Reihen, so die Form eines Bruches oder auch einer Potenz haben.

H.

XXI.

Johann Gottlieb Töllners, der heiligen Schrift Doktors, und der Gottesgelehrsamkeit und Weltweisheit öffentlichen Lehrers auf der

der Universität zu Frankfurt an der Oder, kurze vermischte Aufsätze. Zweyten Bandes, erste Sammlung. Frankfurt an der Oder, bey Anton Gottfried Braun, 1769.

Diese Sammlung enthält zehen Abhandlungen, die fast durchgehends eines merkwürdigen und interessanten Inhalts sind. Gleich die erste Abhandlung über die Frage: ob die Lehre von der Dreyeinigkeit eine Grundlehre sey, ist wichtig und die Entscheidung derselben kann in die Streitigkeiten über diese Lehre einigen Einfluß haben. Würde diese Frage von allen Gottesgelehrten so entschieden, wie von unserm Verfasser, so würden hoffentlich die gegenwärtigen oder noch zukünftigen Streitigkeiten über die Dreyeinigkeit und die dahin einschlagenden Lehren nicht mit der gewöhnlichen Hitze und Bitterkeit, sondern mit anständigen Ernste und gelassener Wahrheitsliebe geführet werden. Denn für eine Grundlehre von der ersten Wichtigkeit hält der V. diese Lehre nicht. Sie gehöret seiner Meynung nach, nicht zu den Wahrheiten der Heilsordnung, und man kann, ohne ein Trinitarier zu seyn, Buße, Glauben und gute Werke haben. Auch ein Sabellianer und sogenannter Patripaßianer kann die vollkommne und unendliche Genugthuung Christi glauben, denn es ist unserm Verfasser gar nichts widersprechendes oder widersinniges, daß Gott, der in Christo war, ihm zur Leistung einer vollkommnen Genugthuung geholfen, und so die Welt mit ihm selber versöhnt habe. Und so spricht er den Sabellianer von einem Grundirrthum frey, obgleich nicht so völlig den Arianer, am wenigsten aber den Socinianer. Indessen behauptet er doch, daß wenn gleich die Dreyeinigkeitslehre nicht als eine Wahrheit der Heilsordnung anzusehen sey, sie dennoch

in einer andern Absicht und aus einem andern Grunde für eine zur Seeligkeit unentbehrliche Lehre zu halten sey. Sie ist nemlich, seiner Meynung nach, eine Lehre, ohne welche die Schrift nicht verstanden, noch für einen von Gott eingegebenen Unterricht vernünftiger Weise kann erkannt und angewandt werden. Und da nun einem jeden Christen eine vernünftige Gewißheit von der Göttlichkeit der heil. Schrift und das Vermögen, solche mit Verstand zu lesen, und zur Erbauung anzuwenden, zur Seeligkeit nothwendig ist, so ist, insofern dieses letztere nur durch jene Lehre möglich wird, dieselbe allerdings eine Grundlehre, oder wie es unser V. vermöge einer genauen Distinction ausdrückt, eine Wahrheit zur Heilsordnung. Gegen diese Vorstellung der Sache sind uns einige Zweifel eingefallen. Zuerst scheinet es uns, daß dasjenige, was der V. zum vernünftigen Verstande der h. Schrift und zur erbaulichen Anwendung derselben aus der Dreyeinigkeitslehre für nöthig hält, dieses nemlich: „daß der in der Schrift vorkommende Vater, Sohn „und heiliger Geist, jeglicher zu dem einigem höchsten „Wesen gehöre, und in demselben angetroffen werde, „daß daher ein jeder der wahre Gott sey, ohne ein „besondrer Gott zu seyn, und daß ein jeder derselben „zu dem Werk unsrer Seeligkeit etwas besonders ge„than habe„ den Irrthum der Sabellianer nicht ausschliesset, auch da es bis auf den einzigen sehr dunkeln Ausdruck Wesen nichts weiter sagt, als ein jeder in der Schrift findet, wenn er lieset, daß nur ein einiger Gott ist, und daß dennoch Vater, Sohn und heiliger Geist Gott genannt werden, kaum für eine erklärende Formel zu halten sey. Allein weiter, wenn die Dreyeinigkeitslehre darum zur Seeligkeit unentbehrlich seyn soll, weil sie eine solche die Schrift erklärende und öfnende Formel ist: so muß sie der einzige

zige Schlüssel seyn, der uns die Schrift öfnet, und so muß es sonst keine Formeln geben, wodurch sich ein Bibelleser über die geheimnißvollen Stellen eine ihm genugthuende, und für ihn das göttliche Ansehen der Schrift sichernde Erklärung geben kann. Dieß ist eine Thatsache, die sich nicht durch Vernunftschlüsse, ob eine solche Erklärung möglich sey, sondern durch die Erfahrung, ob sie wirklich sey, entscheiden läßt. Und fragen wir die Erfahrung, so sagt sie uns, daß es unter den Arianern und sogar unter den Socinianern nicht nur Leser, sondern auch Ausleger der Schrift gegeben, die sehr vernünftig und voll von ehrerbietiger Hochachtung für die von ihnen als göttlich verehrte Schrift gewesen. Newton, Clarke, Locke, Whitby, der am Ende seines Lebens, die sonst von ihm eyfrig vertheydigte Gottheit Christi wiederrief, sind Gelehrte, denen man eine vernünftige Gewißheit von der Göttlichkeit der Schrift und ein Vermögen, solche mit Verstand zu lesen, und zur Erbauung anzuwenden, unmöglich absprechen kann. Und alle diese wußten sich die Stellen die der V. ohne die Lehre von der Dreyeinigkeit für unerklärlich und widersinnig hält, ohne dieselbe, vermittelst eines ganz andern Schlüssels, so zu entziefern, daß sie sich bey dem herausgebrachten Sinne völlig beruhigten. Ob dieser ihr Schlüssel der wahre gewesen, davon ist hier gar die Rede nicht, genug, wenn sie nur bey Anwendung desselben nicht verhindert wurden, die Schrift als einen göttlichen Unterricht zu lesen und zu nutzen. Was den gemeinen Bibelleser anbetrift, so wird demselben die Lehre von der Dreyeinigkeit, zur Erklärung der dahin gehörigen Schriftstellen wenig helfen können, weil ihm diese Lehre nach der gegebnen Formel völlig eben so dunkel, wo nicht noch dunkler seyn wird, als sie ihm in den eignen Worten der Schrift, die ihm dadurch

geöfnet werden soll, immer seyn kann. Ohnedem wird ein solcher ohne diese erklärende Formel die Schwierigkeit kaum gewahr werden, anstatt daß er durch dieselbe recht darauf gewiesen und aufmerksam gemacht wird, und nach dem eignem Geständniß des Verfassers, wofern diese Formel nicht etwas sabellianisch abgefaßt wird, zum Tritheismus verleitet wird.

Im dritten Aufsatze erörtert der V. die Frage: ob Gott wahre Erkenntniß um ihr selbstwillen wolle? Er bestimmt dieselbe genauer so: ob Gott auch wahre Erkenntniß unter den Umständen und in den Menschen wolle, da nicht verlangt werden kann, daß sie Handlung hervorbringe, und ob wir daher dem Wohlgefallen Gottes schuldig sind, auch unter diesen Umständen und bey solchen Menschen für wahre Erkenntniß zu sorgen und zu eyfern? Gott will, (so antwortet der V. unsrer Meynung nach, ganz richtig) keine wahre Erkenntniß, ohne die damit zusammenhangende gute Handlungen. Er kann keine wahre Erkenntniß ohne diese wollen, und daher will er in allen den Fällen, wo solche nicht erhalten werden kann, weder wahre noch falsche Erkenntniß, sondern gar keine Erkenntniß. Es ist entweder unsre Pflicht, so fährt er weiter fort, für eine gewisse Erkenntniß gar nicht zu sorgen, oder allemal unsre Pflicht, für Wahrheit in derselben zu sorgen, denn Gott will nur entweder wahre Erkenntniß oder gar keine Erkenntniß. Er gestehet es selbst, und die Erfahrung lehret es, daß ein Mensch nicht nur in solchen Umständen seyn kann, wo er eine wahre Erkenntniß überall nicht nutzen kann, sondern daß er auch mancher innerlichen und äusserlichen Behinderungen halben eine wahre Erkenntniß gar nicht erlangen kann. Folglich müßte in solchen Fällen für gar keine Erkenntniß von dieser Art bey einem solchen

Men-

Menschen gesorgt werden. Dieß scheinet zu weit getrieben, zu unbestimmt gesagt und zu Mißdeutungen Anlaß zu geben. Auch besorgen wir, daß es mit demjenigen, was der Verf. in dem ersten Aufsatze von der dem gemeinen Bibelleser mitzutheilenden Dreyeinigkeitslehre, gesagt hatte, nicht wohl bestehen könne, da er selbst gestand, daß der größte Theil dieser Leute diese Lehre auf einen Tritheismus deute, und nicht vermögend sey, eine wahre und richtige Erkenntniß davon zu erlangen.

Die fünfte Abhandlung von der Dunkelheit der biblischen Weissagungen enthält in der Kürze alles was man zur Entschuldigung und Rechtfertigung dieser Dunkelheit zwar wahres aber unhinlängliches gesagt hat, nebst dem wahren Vertheydigungsgrunde derselben. Dieser ist, daß eine deutlichere und umständlichere Abfassung der Weissagungen gar mannigfaltige und erhebliche Unbequemlichkeiten theils bey denen, welche sie erfüllen, theils bey denen, welche sie erwarten und bewahren sollten, würden veranlaßt haben; insonderheit aber, daß dadurch der scheinbare Verdacht gegen das Alter der Weissagungen, und der Argwohn von einer geschehenen Unterschiebung derselben, würde begünstigt und gegründet worden seyn. Wir würden zu dieser Absicht noch hinzusetzen, daß, da die Weissagungen größtentheils, zunächst das Werk einer göttlich erregten Einbildungskraft sind, wobey vielleicht das natürliche Ahndungsvermögen der Seele nur ausserordentlich erhöhet ward, es schicklich und zur Erhaltung der nöthigen Wahrscheinlichkeit sehr zuträglich war; daß sie, um den Charakter solcher Gemählde der Phantasey nicht ganz zu verleugnen, etwas von der Dunkelheit, anscheinenden Verwirrung, Lebhaftigkeit und Unbestimmtheit derselben an sich tragen mußten, insoweit wenigstens als ohne

Nachtheil ihres eigentlichen Endzwecks geschehen konnte. So würde man, wenn eine Weissagung in einem Traumgesichte überliefert wäre, natürlicher Weise erwarten, daß dieselbe die allgemeinen Merkmale der Träume an sich tragen und andern natürlichen Träumen ähnlich seyn müsse. Es würde anstößig und verdächtig scheinen, wenn ein vorgegebner Traum völlig so ordentlich, zusammenhangend, deutlich und genau, wie eine eigentliche Geschichte die Begebenheiten vorstellte. Hingegen würde selbst die in Träumen gewöhnliche lebhafte Mahlerey, die anscheinenden Unmöglichkeiten, Abweichungen von der Natur und dem Leben, die von den Träumenden nicht beachtet worden u. d. g. wodurch die Vorstellung an Deutlichkeit und Präcision verliehren muß, es sehr wahrscheinlich und glaublich machen, daß die Weissagung wirklich durch ein Traumgesicht mitgetheilet worden. Und vielleicht giebt dieser Umstand einen für sich bestehenden Beweis ab, für die Wahrheit und Göttlichkeit der in der Bibel aufgezeichneten prophetischen Träume.

Ob zur moralischen Güte Religion nothwendig sey, und warum sie dazu nothwendig sey? diese so oft aufgeworfene, oft schlecht und fast allezeit unhinlänglich beantwortete Frage, wird in dem siebenten Aufsatze erörtert. Der V. bejahet dieselbe aus dem Grunde, weil moralische Güte ohne Religion, nicht Glückseeligkeit gewähret. Man siehet, daß dieser Beweis folgende zwey Sätze, daß moralische Güte glücklich machen müsse, wofern sie etwas werth seyn soll, oder daß sie nur darum, weil sie dem Menschen, die seiner Natur nach mögliche Glückseligkeit verschaft, moralische Güte sey und werde; und ferner, daß moralische Güte ohne Religion nicht glücklicher mache, hingegen religiöse Tugend glücklich mache, als wahr

vor-

voraussetzet. Beyde Sätze finden wir genau auseinander gesetzt, richtig bewiesen und gegen die möglichen Einwendungen gesichert: der V. zeiget sehr gut, wie seichte ihr Gebäude diejenigen Philosophen aufführen, welche einen gewissen innern Werth, eigenthümliche Schönheit und Reize der Tugend und ein sich darauf beziehendes ursprüngliches Wohlgefallen an derselben zum Grunde ihrer Tugendlehre legen. In der That rühret diese Theorie lediglich daher, daß man in der Untersuchung auf dem halben Wege stehen bleibt und die Analysis nicht weit genug verfolget, deren Fortsetzung uns ungezweifelt zu dem letzten Endzweck oder dem höchsten Gute des Menschen führet, und allen menschlichen Dingen und also auch den moralischen Handlungen nur nach ihrem schicklichen oder unschicklichen Verhältniß zu diesem letzten Zweck ihren Werth oder Unwerth bestimmet. Den zweyten Satz gründet der Verf. auf drey Erfahrungen. Es sind diese erstlich, daß die guten Folgen, welche mit den guten Handlungen natürlich verknüpft seyn sollen, unzähligemal verhindert werden, daß wir also mit den guten Handlungen unsre Glückseligkeit schlecht besorgen, wenn und insofern wir mit denselben weiter nichts als diejenigen Güter zum Endzweck haben, welche mit denselben natürlich zusammenhängen, weil wir diese Güte ohne Unterlaß nicht erlangen. Eine zweyte Erfahrung lehret, daß anstatt des Guten, welches mit den guten Handlungen verknüpft seyn sollte, in unzähligen Fällen, Verdruß und Uebel nach denselben erfolget. Nach einer dritten Erfahrung endlich irren wir ohne Unterlaß in Ansehung unsrer Handlungen und thun wirklich böse Handlungen, bey dem redlichsten Willen, guten Handlungen zu thun. Moralische Güte, ohne Religion, ist also keine Quelle der Glückseligkeit, denn hiezu ist es nicht genug, daß

sie

sie uns nur dann und wann Vergnügen und Gutes gewähret, sondern sie muß uns in einen fortgehenden Genuß des Guten versetzen. Aber moralische Güte mit und aus Religion macht selig, weil sie dem Menschen ein fortgehendes Vergnügen aus allen seinen guten Handlungen, auch aus denen die bey einem redlichen Willen und irrendem Gewissen fehlschlagen, bereitet, dies Vergnügen nemlich, zum Wohlgefallen Gottes gehandelt, diese Beruhigung, seine Pflicht erfüllt zu haben, den Trost eines guten Gewissens. Auf den erwiesenen Hauptsatz bauet der V. diese wichtige Wahrheit; daß Gott moralische Güte mit und aus der Religion wollen müsse, und daß er sie nicht um seinetwillen, sondern um des Menschen willen, mit und aus derselben wolle. Noch diese Folgerung müssen wir mit den Worten des V. hersetzen. „Derjenige, sagt er, irret unausbleiblich, der nicht in der „Religion alles auf die moralische Güte hinführet, „welche mit derselben befördert werden muß. Ein „jeder Lehrbegriff von der Religion, in welchem nicht „alles seine gute und klare Beziehung auf gute Handlungen hat, ist ohnfehlbar ein Gott misfälliger Lehrbegriff von derselben. Und je mehr und klarer alles in einem Lehrbegriff auf Tugend und Rechtschaffenheit zielt, desto vollkommner ist er.„ So rühmlich, unsrer Einsicht nach, der Religion und dem Christenthum dieser Ausspruch ist, und so natürlich er aus dem Hauptsatze dieser Abhandlung fliesset, so wenig wird derselbe, wie wir besorgen, nach dem Geschmack derjenigen Gottesgelehrten seyn, denen die Wörter Tugend und Rechtschaffenheit so anstößig sind, oder derer, die so viel gelehrte Kunst verschwenden, um zwischen dem Glauben der gerecht und seelig machen soll, und den guten Werken eine recht große und nur durch eine ähnliche gelehrte Kunst auszufüllende

lende Kluft zu befestigen. Doch diese Männer werden durch die Urtheile des V. die er in dem achten Aufsatze über einige Mängel des Systems, wodurch die Freude an der Religion verhindert und Misvergnügen an Gott veranlaßt wird, mit edler Freymüthigkeit vorträgt, wahrscheinlicher Weise noch mehr geärgert werden.

Wir bemerken noch, daß in dieser Sammlung nicht wie in den vorhergehenden, metaphysische Abhandlungen vorkommen. Der V. hat dieselbe, wie er in der Vorrede anzeiget, um ihrer wenigen Liebhaber willen, aus dieser Sammlung ausgeschlossen. Wir können insofern diesen Entschluß nicht misbilligen, indessen wünschen wir doch, daß der V. den metaphysischen Untersuchungen, denen er gewiß gewachsen ist, und denen er durch seinen faßlichen Vortrag mehrere Aufnahme verschaffen könnte, nicht ganz entsagen möchte. Insonderheit aber wünschen wir, daß es ihm gefallen möchte, die Kunstwörter und Wahrheiten der Metaphysick aus der gemeinen Sprache und der Philosophie der gesunden Vernunft herauszuheben, und wenn er sie in ihrer größten Allgemeinheit und Verbindung unter einander vorgestellt, sich alsdann von dieser Höhe wieder herabzulassen, und diese aus Unwissenheit ihres Nutzens verachtete Wahrheiten durch eine schickliche Anwendung auf andre Wissenschaften, insonderheit auf die Gottesgelahrheit, fruchtbar und wichtig zu machen. Dadurch würde er einen beträchtlichen Beytrag zu einem der nüzlichsten und wünschenswürdigsten Werke, zu einem philosophischen Wörterbuche liefern, und wie wir es ihm zutrauen, die Metaphysick den Layen ehrwürdig und vielleicht beliebt machen.

In Ansehung der Schreibart, die viel gefällige Leichtigkeit hat, aber ohne Zweifel noch mehr gefallen würde, wenn der V. in der Wahl und Abänderung

des

sie uns nur dann und wa ... ältiger wäre, gewähret, sondern sie m ... brauchte, Genuß des Guten vers ... die scho mit und aus Religion ... Sa schen ein fortgehend ... e guten Handlungen ... redlichen Willen ... bereitet, dies V ... Gottes gehab ... oft erfüllt zu h ... at, den D Auf den er ... herauszuconstruire. tige Wa ... sucht wird, ist freylich ein aus der ... s aber nicht auf Kosten der eigen- um se ... tfügung einer Sprache zu suchen ist, mit ... dem Wohlklange und allezeit der Deut- mü ... auß aufgeopfert werden.

Kl.

XXII.

Histoire de l'Acad. R. des Sciences et des belles lettres, An. 1762. Berlin 1769. Haude und Spener 530 Quarts. 10 Kupfertafeln.

Physische Classe.

I. Herr Gleditsch erzählt ein paar besondere Bemerkungen an Fröschen, die in dem Zustande der Betäubung gestöhrt worden, in dem sie sonst den Winter zubringen. Die gewöhnlichen Wasserfrösche liegen den Winter über auf den Boden der Flüsse u. dgl. oft auch nur im Schlamme, ohne äuserliche merkliche Bewegung, und ihre innerlichen Bewegungen müssen auch ungemein schwach seyn. Die erste Erfahrung von einem Frosche, der im

… gegebenes Gefäß füllt, die
… rechnen kann; Drittens
… n Reichthum der Sohlen
… Werkzeugen, der man
… den Veränderungen,
… ht; Sechstens von
… als des Küchen-
… für den Natur-
… nomen wichtig.
… chromatischen
… ne physische
… der Erd-
… Gebür-
… irgend-
… Regen-
… nimmt

… im Winter wie…
… rten des H…
… st dasel…
… lasb…

… ge.
… t gestorb-
… im Winter aus
zweyte Erfahrung ist …
strenger Kälte, Frösche …
aufhohlen, deren er drey zu sei…
Zweene davon, waren alte Männ…
vorstehenden Carunkeln an den groß…
Vorderfüße kenntlich. Hr. Gl. that sie …
mit Wasser und erweckte sie nach und nach d…
Wärme eines Zimmers, so daß selbst die Männ…
zu dem Weibchen zu kommen suchten; ein Männche…
starb vor des Jänners Ende, das andre umarmte
das Weibchen den 30. Jänner, acht Tage darauf
fand er beyde noch in der Umarmung todt. So ist
es ihm bey mehr dergleichen Versuchen allemal ge-
gangen, deren er unterschiedene beschreibt. II. Herr
Lambert giebt Erfahrungen über das Gewicht des
Salzes und die eigne Schwere gesalzener Wasser.
Dieser Aufsatz hat unterschiedliche Abtheilungen:
1) das Gewicht des Salzes mit seinem Maaße ver-
glichen. Hr. L. nimmt als bekannt an, daß sich die
eignen Schweren vom Wasser und Salz, wie
1000: 2148 verhalten, oder Salz ohngefähr 2 1/7
so schwer als Wasser ist. Ein gewisses Maas also
mit Salze gefüllt, müßte ein Gewicht von Salz ent-
halten, das 2 1/7 so schwer wäre, als das Gewicht
Was-

Wasser, das eben dieses Maas ausfüllt, wenn das Salz den Raum durchaus dicht ausfüllte; wie es etwa thun könnte, wenn seine Körner lauter Würfel wären. Wegen ihrer unordentlichen Gestalt aber lassen sie Zwischenräume, das untere Salz wird von dem obern in einem höhern Maaße zusammengedruckt u. s. w. Ueber solche Umstände hat Hr. L. mit einigen Arten von Salze Versuche angestellt. Er bediente sich eines cylindrischen Gefäsgens, das 16 Pariser Linien im Durchmesser hatte, und 22. hoch war. Es hielt 856 Gran Wasser und sollte also mit Salze dicht erfüllt, 1839 Gran halten. Von sechserley Salzen, die Hr. L. nur mit Buchstaben unterscheidet, gieng von jedem ein ander Gewicht in dieses Gefäße, und zwar auch von einerley Salze ganz ein anderes Gewicht, wenn es nicht zusammengedruckt war, und ein anders, wenn es so stark als möglich, zusammengedruckt war. Z. E. von F, nicht zusammengedruckt 512 Gr.; zusammengedruckt 850; das letzte war das größte Gewicht von Salz, das in dieses Gefäß gieng; und doch mußten die Zwischenräume in ihm noch mehr als die Hälfte betragen. Von nicht zusammengedruckten war das geringste Gewicht 463, das größte 634; diese Gewichte verhalten sich wie 8 : 11. und wenn man also Salz nach dem Maaße kauft, kann man glauben 11 Pf. zu bekommen, wenn man in der That nur 8 erhält. Bey zusammengedrucktem Salze kann diese Ungewißheit sich von 9 : 11 erstrecken. Also ist es allemal sicherer, Salz nach dem Gewichte zu kaufen, denn ob es gleich auch durch Anfeuchten könnte schwerer gemacht werden, so würde doch niemand Salz kaufen, da zu 9 Pf. Salz 2 Pf. Wasser geschüttet wären, um 11 Pf. zu machen. Zweytens giebt Hr. L. hier aus eigenen Versuchen Vorschriften, wie man durch Abwägung einer Menge

Salz-

Salzsohle, die z. E. ein gegebenes Gefäß füllt, die Menge des Salzes in ihr berechnen kann; Drittens handelt er von den Arten, den Reichthum der Sohlen zu schätzen; Viertens von den Werkzeugen, der man sich dazu bedient; Fünftens von den Veränderungen, welche die Wärme hiebey verursacht; Sechstens von Auflösungen einiger andern Salze, als des Küchensalzes. Die ganze Abhandlung ist für den Naturforscher lehrreich, und für den Oekonomen wichtig. III. Herr Beguelin betrachtet die achromatischen Prismata. IV. Herr Sulzer giebt eine physische Muthmassung über einige Veränderungen der Erdfläche. Sie besteht darinnen, daß zwischen Gebürgen große Seen enthalten gewesen, die einmal irgendwo durchgebrochen, wodurch auf die niedrigen Gegenden, Sachen von den Gebürgen herabgeschwemmt worden. Hr. S. unterstützt diesen Gedanken mit unterschiedenen scharfsinnigen Bemerkungen und zieht Folgerungen daraus, welches alles sich besser in seinem angenehmen Vortrage als in einem Auszuge lesen läßt. V. Herr v. Castillon theilt ein paar von andern erhaltene Nachrichten von weissen Negern mit, die er mit mehrern Berichten von dergleichen Geschöpfen vergleicht. VI. Derselbe beschreibt eine sonderbare Gefrierung destillirten Wassers. In der Mitte war ein dichter Eiskern entstanden, oben von einem größern Durchmesser als unten, daß er die Gestalt einer Keule hatte; von ihm giengen Faden Luft Reihenweise rings herum aus, die mit Luftkügelchen untermischt waren. Blos gekochtes Wasser hat diese Erscheinung nicht dargestellt. Aber in dem Destillirten ist sie von neuen entstanden, als Hr. v. C. es in einer Stube aufthauen und an einem andern Orte, als wo es das erstemal gefroren war, wieder gefrieren lassen. Dieses destillirte Wasser hatte er

vom Herrn Marggraf erhalten. Er hat selbst welches destillirt und es stellte im Hauptpunkte eben die Gefrierung dar; nur hatte das frisch destillirte Wasser beträchtliche Fäden und Kügelchen; die Fäden schienen aus einer Axe auszugehen, bey den ältern aus einem Mittelpunkte; der Kern war bey den ältern viel größer. Hr. C. bringt diese Begebenheit zu erklären, unterschiedene Abmessungen und Abwägungen, destillirten, gekochten Wassers u. d. g. bey, die an sich unterrichtend sind, wenn sie auch diese Sache noch nicht in vollkommnes Licht setzen. Wie er denn, noch einige Versuche, die er vor hatte, anzustellen, ist gehindert worden.

Mathematische Classe.

I. Hr. L. Euler, über die Schwierigkeiten die man findet, Objektivgläser die keine Undeutlichkeit verursachen, zu verfertigen. Da die Oberfläche eines Glases allemal kleine Höhlungen hat, und das Schleifen nur die hervorragenden Theilchen der Oberfläche in die gehörige Gestalt bringen kann, so glaubt Hr. E. das Licht, welches in die Höhlungen falle, werde darinnen unordentlich gebrochen, und verursache Undeutlichkeit; diese würde vermieden, wenn die Höhlungen nicht mit polirt, sondern matt gelassen würden, welches aber den Glasschleifern mehr Mühe machte, und erfoderte, daß sie mit der Hand, nicht auf der Maschine polirten. Nächst diesen sucht Hr. E. noch, wie weit man, von den Verhältnissen welche er sonst bey solchen Gläsern vorgeschrieben hat, abweichen dürfe, daß die Undeutlichkeit doch noch erträglich bleibt. II. Eben ders. von den Spiegelteleskopen und den Mitteln solche vollkommener zu machen. Daß man durch Spiegelteleskope so wenig übersieht, kömmt nach H. E. Gedanken nicht von den

Spie-

Spiegeln her; sondern von der Anordnung der Ocularglåser. Er schlägt zur Verbesserung drey Ocularglåser vor. III. Derselbe, über eine andere Einrichtung der Spiegelteleskope. Der kleine Spiegel, ist erhaben (Cassegrain hatte dergleichen angegeben) und es sind vier Augenglåser. IV. Ders. über die Undeutlichkeit, welche die unterschiedene Brechbarkeit der Strahlen, bey dioptrischen Werkzeugen verursacht. V. Derselbe über die Dollondischen Fernröhre, und den Grund auf dem sie beruhen. Hr. E. sucht zu zeigen, daß seine Theorie von der Brechung durch unterschiedene Mittel, durch H. Dollonds Erfindung nicht widerlegt werde. Er glaubt, die vornehmste Ursache von der Vortreflichkeit der Dollondischen Fernröhre, sey, daß die Undeutlichkeit, welche die Gestalt und Oeffnung der Gläser verursacht, durch die glückliche Verbindung der beyden Stücke, aus denen das Objektiv besteht, gehoben werde, und wenn D. diese beyden Stücke, aus einerley Glasart machte, und dabey eben die Stellung der Augengläser behielte, so würden solche Fernröhre so gut seyn, als die, wo das Objektiv aus zweyerley Arten Glas besteht. VI. Ders. über die Vorzüge solcher Objektivgläser, die aus zwey einfachen Gläsern zusammengesetzt sind. Er nimmt beyde Gläser von einerley Glasart an, und sucht wie sie müssen gebildet seyn, damit bey der Zusammenfügung die Undeutlichkeit gehoben wird, welche sonst bey großer Oeffnung des Glases, aus der Kugelgestalt desselben entsteht. Auf die unterschiedene Brechbarkeit der Farbenstrahlen giebt er hier nicht acht. VII. Ders. über die Wirkungen des Reibens beym Gleichgewichte. Er stellt sich ein Seil um eine Welle unterschiedenemal gewunden vor, und sucht wie vermittelst des Reibens das so entsteht, ein Theil der Last am Seile, schon

 selbst

selbst erhalten wird. (Joh. Bernoulli hat dieses zum Gebrauche anzuwenden gesucht, s. le Cabestan delivré des inconveniens. O. Io. Bern. T. 4. N. 172.
VIII, IX; Zweene Aufsätze H. J. Alb. Eulers über die Brechung in flüßigen Materien. Hr. E. hat nach der Methode die sein Vater im XII. B. der Abh. gelehrt hat, die Brechung des Lichtes, das aus Luft kömmt, in unterschiedenen flüßigen Materien untersucht. Die Methode besteht darinnen, die flüßigen Materien in den hohlen Raum zwischen zwey Gläsern von gegebenen Gestalten zu bringen, und die Brennweite, die diese Zusammensetzung hat, zu messen. Er hat sich zweyer Paare solcher Gläser bedient, die Brechungen, die beyde Paare für einerley Materien geben, stimmen nicht allemal überein, weil kleine, fast unvermeidliche Fehler bey diesem Verfahren beträchtliche Aenderungen in den Brechungen machen können, die man daraus herleitet. Also braucht Hr. E. seine Versuche nicht, die Brechung in den flüßigen Materien, deren er sich bedient hat, selbst zu bestimmen, er leitet aber doch daraus Folgerungen her, die wenigstens zeigen, in welchen flüßigen Materien das Licht mehr oder weniger gebrochen wird. Z. E. Regenwasser, und destillirtes Wasser, brechen das Licht gleich stark. (Diese beyden Wasser haben überhaupt viel übereinstimmendes, weil Regenwasser von der Natur destillirt ist.) Jede andere flüßige Materie bricht das Licht stärker, und vermuthlich jede andere durchsichtige Materie. Das ist doch merkwürdig, das es in Absicht auf die Brechung zwischen destillirten Wasser und Luft kein Mittel giebt. Brunnenwasser steht in der Brechung zunächst beym Regenwasser, vermuthlich aber giebt jedes Brunnenwasser eine andere Brechung. Die Gränzen, zwischen denen die Verhältnisse der Sinusse des Nei-

gungs-

gangswinkels und des gebrochnen Winkels enthalten sind, mögen 1, 336 : 1 und 1, 337 : A seyn. Brennende Geister (Hr. E. nennt sie liqueurs fortes, Aquafort ist nicht darunter, damit er keine Versuche angestellt hat.) haben zu Gränzen der Verhältnisse ihrer Brechung 1, 34 oder 1, 37 : 1. Thee, ändert in der Brechung des Wassers sehr wenig; Salze machen die Brechung größer, Urinsalz und Vitriol am wenigsten, Kochsalz und Salmiak am meisten. Die Gränzen sind 1, 34 und 1, 35 : 1; ein Theil Salz war in zwölf Theilen Wasser aufgelöst. Destillirter Weineßig und Auflösung von arabischen Gummi, brechen ohngefähr so stark als ordentlicher Franzwein, und Eyweiß so stark als rektificirter Weingeist. Saturirtes Alcali Minerale so stark, als starker Brantewein, saurer Salpetergeist und Ol. Tart. p. d. fallen zwischen die brennenden Geister und die Oele; die Oele nähern sich in der Brechung dem Glase, besonders Terpentinöl, das unter allen Materien, deren sich Hr. E. bedient hat, am meisten bricht, wie 1, 4750 : 1 beym ersten Paare Gläser, wie 1, 4660 : 1 beym zweyten. X. Ein dritter Aufsatz Hrn. E. über diesen Gegenstand. Aus andern Versuchen von der Brechung flüßiger Materien, die ihm bey Verfertigung jener Aufsätze noch unbekannt waren, verbessert er die algebraischen Größen, auf die sich seine Rechnungen gründen. (Eine Methode, die Brechung flüßiger Materien zu finden, sollte wohl zu ihrer Brauchbarkeit nicht erfodern, daß man die Brechung flüßiger Materien annimmt, die andere schon gefunden haben. Denn wenn die Methode, deren sich diese andere bedient haben, zuverläßig ist, so braucht man keine neue, als etwa der Bequemlichkeit wegen, und diese Bequemlichkeit fällt hier deswegen weg, weil eben H. L. Eulers Methode, so scharfe Bestimmungen der

Größen, die bey ihr als bekannt angenommen werden, voraussetzt, die man, aus der Maschine allein, der man sich hiebey bedient, nicht herleiten kann, sondern zu dieser Absicht Versuche die diese Maschine giebt, mit anderer Versuche vergleichen muß. Wenn nun der andern ihre Versuche nicht richtig sind? Oder wenn Haneckshees Terpentinöl mit H. J. A. E. seinem nicht völlig einerley gewesen ist? H. L. E. ist in der Theorie sehr sinnreich, aber der Verstand des Geometers scheint bey ihr Foderungen zu machen, die des Künstlers Hand, und des Experimentators Auge nicht wohl erfüllen kann. Uebrigens hat Huygens schon, im Anfange seiner Dioptrik, die Methode gelehrt, die Brechung flüßiger Materien dadurch zu messen, daß man ein Gefäß von bekannter Gestalt damit ausfüllt, und die Brennweite mäße. Er verlangt aber auch dadurch diese Brechung nur ohngefähr zu lernen. XI. H. E. vierter Aufsatz enthält ferner Versuche über die Brechung flüßiger Materien; XII. Der fünfte betrachtet die Veränderung, welche die Wärme in der Brechung macht. Er ließ ein einfaches Objektivglas die Wärme kochenden Wassers erhalten, und maß sogleich, nachdem er es aus dem Wasser genommen hatte, dessen Brennweite; Sie war 16. rhein. Zoll; aber 16¼ als das Glas kalt war. Die Höhlung des einen Paares Gläser, damit vorerwähnte Versuche angestellt waren, mit kochenden Wasser gefüllt, war die Brennweite 45. rhein. Zoll, aber 41, 44. Zoll als das Wasser kalt war. Die Wärme der Luft war bey diesen Versuche, den 23. Aug. 1761; zu Mittag, 34. reaumurische Grade. Nach Veranlassung dieser, und ähnlicher Versuche, sucht Hr. E. algebraische Vergleichungen zwischen den Veränderungen der Wärme, und der brechenden Kraft, die Anwendung derselben aber erfoderte noch mehr Versuche.

suche. XII. H. Beguelin stellt praktische Untersuchungen über die Abweichung der gebrochnen Strahlen und die Verbesserung der Fernröhre an. Er sucht Formeln, die für die Künstler brauchbarer wären, als die Untersuchungen grosser Geometern, die theils für Künstler zu weitläuftig sind, theils selbst ihrer Allgemeinheit wegen, ihren Erfinder nur in den Stand setzen, gleichsam tappend brauchbare Abmessungen aus ihnen herzuleiten.

Philosophische Classe.

I. Hr. Beguelin von der Ewigkeit der Welt. Er zeigt, daß die Welt ihrer Zufälligkeit ohngeachtet, von Ewigkeit könnte erschaffen seyn, und daß diese blos philosophische Frage mit der Religion nichts zu thun habe. (Wolf hat dieses vorlängst gezeigt.) II. Hr. v. Beausobre über die Träume. III. Hr. Lambert über die Methode der Integralrechnung. Er sucht die Integrale in Classen zu bringen. Da die allgemeine Abtheilung in algebraische und transcendentische ist, so zeigt er ferner, was für Classen die algebraischen haben können. Jedes Differential, das sich algebraisch integriren läßt, muß aus Differentiirung irgend einer algebraischen Funktion entstehen. Hr. L. geht also die Classen der algebraischen Funktionen durch, und zeigt, wie von jeder das Differential aussehen muß. Er sucht alsdenn auch die vornehmsten Classen der Differentialformeln anzugäben, deren Integrale transcendentisch sind. Diese Methode würde in den Stand setzen ein Verzeichniß der Integralformeln zu machen. Wie kommt dieser Aufsatz unter die speculative Philosophie. Hr. L. wäre allerdings im Stande über die Integralrechnung Betrachtungen anzustellen, die auch den Philosophen nicht nur dem Mathematickverständigen, wichtig wären, aber das war hier seine Absicht nicht.

des Ausdrucks noch etwas sorgfältiger wäre, und gewisse Lieblingswörter seltener gebrauchte, müssen wir insonderheit eine Anmerkung, die schon bey der Recension des ersten Stücks dieser Sammlung gemacht worden, wiederholen. Sie betrift die gar zu harten Participialconstruktionen, woran sich der V. gewöhnt hat, da er sich kein Bedenken macht, zwey Vorwörter aneinander zu setzen. Dies klingt nicht allein fremde, sondern verursacht oft eine solche Undeutlichkeit, daß man Mühe hat, den Verstand aus der verschlungnen Periode herauszuconstruiren. Die Kürze, die hiedurch gesucht wird, ist freylich ein Verdienst der Rede, das aber nicht auf Kosten der eigenthümlichen Wortfügung einer Sprache zu suchen ist, und das oft dem Wohlklange und allezeit der Deutlichkeit muß aufgeopfert werden.

Kl.

XXII.

Histoire de l'Acad. R. des Sciences et des belles lettres, An. 1762. Berlin 1769. Haude und Spener 530 Quarts. 10 Kupfertafeln.

Physische Classe.

I. Herr Gleditsch erzählt ein paar besondere Bemerkungen an Fröschen, die in dem Zustande der Betäubung gestöhrt worden, in dem sie sonst den Winter zubringen. Die gewöhnlichen Wasserfrösche liegen den Winter über auf den Boden der Flüsse u. dgl. oft auch nur im Schlamme, ohne äuserliche merkliche Bewegung, und ihre innerlichen Bewegungen müssen auch ungemein schwach seyn. Die erste Erfahrung von einem Frosche, der im

im Winter wieder aufgelebt ist, hat Hr. Gl. in dem Garten des Herrn v. Zieten schon um 1737 gehabt. Er hielt daselbst ausländische Pflanzen im Winter in einem Glashause in Mist und Gerberlohe. Im December und Jänner, nahm man darinne einen Frosch wahr, der sich von kleinen Insekten nährte, welche die Pflanzen beschädigten. Vermuthlich hatte ihn die Wärme in dem Glashause erweckt, er ist nachgehends weggekommen, ohne daß man weis wohin, vielleicht gestorben, wie solchen Thieren wiederfährt, die im Winter aus ihrer Ruhe gestöhrt werden. Die zweyte Erfahrung ist folgende: Herr Gl. ließ bey strenger Kälte, Frösche vom Boden der Spree heraufhohlen, deren er drey zu seinen Versuchen wählte. Zweene davon, waren alte Männchen, an den hervorstehenden Carunkeln an den großen Zähen der Vorderfüße kenntlich. Hr. Gl. that sie in Gläser mit Wasser und erweckte sie nach und nach durch die Wärme eines Zimmers, so daß selbst die Männchen zu dem Weibchen zu kommen suchten; ein Männchen starb vor des Jänners Ende, das andre umarmte das Weibchen den 30. Jänner, acht Tage darauf fand er beyde noch in der Umarmung todt. So ist es ihm bey mehr dergleichen Versuchen allemal gegangen, deren er unterschiedene beschreibt. II. Herr Lambert giebt Erfahrungen über das Gewicht des Salzes und die eigne Schwere gesalzener Wasser. Dieser Aufsatz hat unterschiedliche Abtheilungen: 1) das Gewicht des Salzes mit seinem Maaße verglichen. Hr. L. nimmt als bekannt an, daß sich die eignen Schweren vom Wasser und Salz, wie 1000: 2148 verhalten, oder Salz ohngefähr $2\frac{1}{7}$ so schwer als Wasser ist. Ein gewisses Maas also mit Salze gefüllt, müßte ein Gewicht von Salz enthalten, das $2\frac{1}{7}$ so schwer wäre, als das Gewicht

Was-

Wasser, das eben dieses Maas ausfüllt, wenn das Salz den Raum durchaus dicht ausfüllte; wie es etwa thun könnte, wenn seine Körner lauter Würfel wären. Wegen ihrer unordentlichen Gestalt aber lassen sie Zwischenräume, das untere Salz wird von dem obern in einem höhern Maaße zusammengedruckt u. s. w. Ueber solche Umstände hat Hr. L. mit einigen Arten von Salze Versuche angestellt. Er bediente sich eines cylindrischen Gefäsgens, das 16 Pariser Linien im Durchmesser hatte, und 22. hoch war. Es hielt 856 Gran Wasser und sollte also mit Salze dicht erfüllt, 1839 Gran halten. Von sechserley Salzen, die Hr. L. nur mit Buchstaben unterscheidet, gieng von jedem ein ander Gewicht in dieses Gefäße, und zwar auch von einerley Salze ganz ein anderes Gewicht, wenn es nicht zusammengedruckt war, und ein anders, wenn es so stark als möglich, zusammengedruckt war. Z. E. von F, nicht zusammengedruckt 512 Gr.; zusammengedruckt 850; das letzte war das größte Gewicht von Salz, das in dieses Gefäß gieng; und doch mußten die Zwischenräume in ihm noch mehr als die Hälfte betragen. Von nicht zusammengedruckten war das geringste Gewicht 463, das größte 634; diese Gewichte verhalten sich wie 8 : 11. und wenn man also Salz nach dem Maaße kauft, kann man glauben 11 Pf. zu bekommen, wenn man in der That nur 8 erhält. Bey zusammengedrucktem Salze kann diese Ungewißheit sich von 9 : 11 erstrecken. Also ist es allemal sicherer, Salz nach dem Gewichte zu kaufen, denn ob es gleich auch durch Anfeuchten könnte schwerer gemacht werden, so würde doch niemand Salz kaufen, da zu 9 Pf. Salz 2 Pf. Wasser geschüttet wären, um 11 Pf. zu machen. Zweytens giebt Hr. L. hier aus eigenen Versuchen Vorschriften, wie man durch Abwägung einer Menge

Salz-

Salzsohle, die z. E. ein gegebenes Gefäß füllt, die Menge des Salzes in ihr berechnen kann; Drittens handelt er von den Arten, den Reichthum der Sohlen zu schätzen; Viertens von den Werkzeugen, der man sich dazu bedient; Fünftens von den Veränderungen, welche die Wärme hiebey verursacht; Sechstens von Auflösungen einiger andern Salze, als des Küchensalzes. Die ganze Abhandlung ist für den Naturforscher lehrreich, und für den Oekonomen wichtig. III. Herr Beguelin betrachtet die achromatischen Prismata. IV. Herr Sulzer giebt eine physische Muthmassung über einige Veränderungen der Erdfläche. Sie besteht darinnen, daß zwischen Gebürgen große Seen enthalten gewesen, die einmal irgendwo durchgebrochen, wodurch auf die niedrigen Gegenden, Sachen von den Gebürgen herabgeschwemmt worden. Hr. S. unterstützt diesen Gedanken mit unterschiedenen scharfsinnigen Bemerkungen und zieht Folgerungen daraus, welches alles sich besser in seinem angenehmen Vortrage als in einem Auszuge lesen läßt. V. Herr v. Castillon theilt ein paar von andern erhaltene Nachrichten von weissen Negern mit, die er mit mehrern Berichten von dergleichen Geschöpfen vergleicht. VI. Derselbe beschreibt eine sonderbare Gefrierung destillirten Wassers. In der Mitte war ein dichter Eiskern entstanden, oben von einem größern Durchmesser als unten, daß er die Gestalt einer Keule hatte; von ihm giengen Faden Luft Reihenweise rings herum aus, die mit Luftkügelchen untermischt waren. Blos gekochtes Wasser hat diese Erscheinung nicht dargestellt. Aber in dem Destillirten ist sie von neuen entstanden, als Hr. v. C. es in einer Stube aufthauen und an einem andern Orte, als wo es das erstemal gefroren war, wieder gefrieren lassen. Dieses destillirte Wasser hatte er

vom Herrn Marggraf erhalten. Er hat selbst welches destillirt und es stellte im Hauptpunkte eben die Gefrierung dar; nur hatte das frisch destillirte Wasser beträchtliche Fäden und Kügelchen; die Fäden schienen aus einer Axe auszugehen, bey den ältern aus einem Mittelpunkte; der Kern war bey den ältern viel größer. Hr. C. bringt diese Begebenheit zu erklären, unterschiedene Abmessungen und Abwägungen, destillirten, gekochten Wassers u. d. g. bey, die an sich unterrichtend sind, wenn sie auch diese Sache noch nicht in vollkommnes Licht setzen. Wie er denn, noch einige Versuche, die er vor hatte, anzustellen, ist gehindert worden.

Mathematische Classe.

I. Hr. L. Euler, über die Schwierigkeiten die man findet, Objektivgläser die keine Undeutlichkeit verursachen, zu verfertigen. Da die Oberfläche eines Glases allemal kleine Höhlungen hat, und das Schleifen nur die hervorragenden Theilchen der Oberfläche in die gehörige Gestalt bringen kann, so glaubt Hr. E. das Licht, welches in die Höhlungen falle, werde darinnen unordentlich gebrochen, und verursache Undeutlichkeit; diese würde vermieden, wenn die Höhlungen nicht mit polirt, sondern matt gelassen würden, welches aber den Glasschleifern mehr Mühe machte, und erfoderte, daß sie mit der Hand, nicht auf der Maschine polirten. Nächst diesen sucht Hr. E. noch, wie weit man, von den Verhältnissen welche er sonst bey solchen Gläsern vorgeschrieben hat, abweichen dürfe, daß die Undeutlichkeit doch noch erträglich bleibt. II. Eben ders. von den Spiegelteleskopen und den Mitteln solche vollkommener zu machen. Daß man durch Spiegelteleskope so wenig übersieht, kömmt nach H. E. Gedanken nicht von den

Spie-

Spiegeln hat; sondern von der Anordnung der Oculargläser. Er schlägt zur Verbesserung drey Oculargläser vor. III. Derselbe, über eine andere Einrichtung der Spiegelteleskope. Der kleine Spiegel, ist erhaben (Cassegrain hatte dergleichen angegeben) und es sind vier Augengläser. IV. Ders. über die Undeutlichkeit, welche die unterschiedene Brechbarkeit der Strahlen, bey dioptrischen Werkzeugen verursacht. V. Derselbe über die Dollondischen Fernröhre, und den Grund auf dem sie beruhen. Hr. E. sucht zu zeigen, daß seine Theorie von der Brechung durch unterschiedene Mittel, durch H. Dollonds Erfindung nicht widerlegt werde. Er glaubt, die vornehmste Ursache von der Vortreflichkeit der Dollondischen Fernröhre, sey, daß die Undeutlichkeit, welche die Gestalt und Oeffnung der Gläser verursacht, durch die glückliche Verbindung der beyden Stücke, aus denen das Objektiv besteht, gehoben werde, und wenn D. diese beyden Stücke, aus einerley Glasart machte, und dabey eben die Stellung der Augengläser behielte, so würden solche Fernröhre so gut seyn, als die, wo das Objektiv aus zweyerley Arten Glas besteht. VI. Ders. über die Vorzüge solcher Objektivgläser, die aus zwey einfachen Gläsern zusammengesetzt sind. Er nimmt beyde Gläser von einerley Glasart an, und sucht wie sie müssen gebildet seyn, damit bey der Zusammenfügung die Undeutlichkeit gehoben wird, welche sonst bey großer Oeffnung des Glases, aus der Kugelgestalt desselben entsteht. Auf die unterschiedene Brechbarkeit der Farbenstrahlen giebt er hier nicht acht. VII. Ders. über die Wirkungen des Reibens beym Gleichgewichte. Er stellt sich ein Seil um eine Welle unterschiedenemal gewunden vor, und sucht wie vermittelst des Reibens das so entsteht, ein Theil der Last am Seile, schon

 selbst

selbst erhalten wird. (Joh. Bernoulli hat dieses zum Gebrauche anzuwenden gesucht, s. le Cabestan delivré des inconveniens. O. Io. Bern. T. 4. N. 172. VIII, IX; Zweene Aufsätze H. J. Alb. Eulers über die Brechung in flüßigen Materien. Hr. E. hat nach der Methode die sein Vater im XII. B. der Abh. gelehrt hat, die Brechung des Lichtes, das aus Luft kömmt, in unterschiedenen flüßigen Materien untersucht. Die Methode besteht darinnen, die flüßigen Materien in den hohlen Raum zwischen zwey Gläsern von gegebenen Gestalten zu bringen, und die Brennweite, die diese Zusammensetzung hat, zu messen. Er hat sich zweyer Paare solcher Gläser bedient, die Brechungen, die beyde Paare für einerley Materien geben, stimmen nicht allemal überein, weil kleine, fast unvermeidliche Fehler bey diesem Verfahren betrachtliche Aenderungen in den Brechungen machen können, die man daraus herleitet. Also braucht Hr. E. seine Versuche nicht, die Brechung in den flüßigen Materien, deren er sich bedient hat, selbst zu bestimmen, er leitet aber doch daraus Folgerungen her, die wenigstens zeigen, in welchen flüßigen Materien das Licht mehr oder weniger gebrochen wird. Z. E. Regenwasser, und destillirtes Wasser, brechen das Licht gleich stark. (Diese beyden Wasser haben überhaupt viel übereinstimmendes, weil Regenwasser von der Natur destillirt ist.) Jede andere flüßige Materie bricht das Licht stärker, und vermuthlich jede andere durchsichtige Materie. Das ist doch merkwürdig, das es in Absicht auf die Brechung zwischen destillirten Wasser und Luft kein Mittel giebt. Brunnenwasser steht in der Brechung zunächst beym Regenwasser, vermuthlich aber giebt jedes Brunnenwasser eine andere Brechung. Die Gränzen, zwischen denen die Verhältnisse der Sinusse des Nei-

gungs-

gangswinkels und des gebrochnen Winkels enthalten sind, mögen 1, 336 : 1 und 1, 337 : A seyn. Brennende Geister (Hr. E. nennt sie liqueurs fortes, Aquafort ist nicht darunter, damit er keine Versuche angestellt hat.) haben zu Gränzen der Verhältnisse ihrer Brechung 1, 34 oder 1, 37 : 1. Thee, ändert in der Brechung des Wassers sehr wenig; Salze machen die Brechung größer, Urinsalz und Vitriol am wenigsten, Kochsalz und Salmiak am meisten. Die Gränzen sind 1, 34 und 1, 35 : 1; ein Theil Salz war in zwölf Theilen Wasser aufgelößt. Destillirter Weineßig und Auflösung von arabischen Gummi, brechen ohngefähr so stark als ordentlicher Franzwein, und Eyweiß so stark als rektificirter Weingeist. Saturirtes Alcali Minerale so stark, als starker Brantewein, saurer Salpetergeist und Ol. Tart. p. d. fallen zwischen die brennenden Geister und die Oele; die Oele nähern sich in der Brechung dem Glase, besonders Terpentinöl, das unter allen Materien, deren sich Hr. E. bedient hat, am meisten bricht, wie 1, 4750 : 1 beym ersten Paare Gläser, wie 1, 4660 : 1 beym zweyten. X. Ein dritter Aufsatz Hrn. E. über diesen Gegenstand. Aus andern Versuchen von der Brechung flüßiger Materien, die ihm bey Verfertigung jener Aufsätze noch unbekannt waren, verbessert er die algebraischen Größen, auf die sich seine Rechnungen gründen. (Eine Methode, die Brechung flüßiger Materien zu finden, sollte wohl zu ihrer Brauchbarkeit nicht erfodern, daß man die Brechung flüßiger Materien annimmt, die andere schon gefunden haben. Denn wenn die Methode, deren sich diese andere bedient haben, zuverläßig ist, so braucht man keine neue, als etwa der Bequemlichkeit wegen, und diese Bequemlichkeit fällt hier deswegen weg, weil eben H. L. Eulers Methode, so scharfe Bestimmungen der

Größen, die bey ihr als bekannt angenommen werden, voraussetzt, die man, aus der Maschine allein, der man sich hiebey bedient, nicht herleiten kann, sondern zu dieser Absicht Versuche die diese Maschine giebt, mit anderer Versuche vergleichen muß. Wenn nun der andern ihre Versuche nicht richtig sind? Oder wenn Haneckshees Terpentinöl mit H. J. A. E. seinem nicht völlig einerley gewesen ist? H. L. E. ist in der Theorie sehr sinnreich, aber der Verstand des Geometers scheint bey ihr Foderungen zu machen, die des Künstlers Hand, und des Experimentators Auge nicht wohl erfüllen kann. Uebrigens hat Huygens schon, im Anfange seiner Dioptrik, die Methode gelehrt, die Brechung flüßiger Materien dadurch zu messen, daß man ein Gefäß von bekannter Gestalt damit ausfüllt, und die Brennweite mäße. Er verlangt aber auch dadurch diese Brechung nur ohngefähr zu lernen. XI. H. E. vierter Aufsatz enthält ferner Versuche über die Brechung flüßiger Materien; XII. Der fünfte betrachtet die Veränderung, welche die Wärme in der Brechung macht. Er ließ ein einfaches Objektivglas die Wärme kochenden Wassers erhalten, und mas sogleich, nachdem er es aus dem Wasser genommen hatte, dessen Brennweite; Sie war 16. rhein. Zoll; aber 16¼ als das Glas kalt war. Die Höhlung des einen Paares Gläser, damit vorerwähnte Versuche angestellt waren, mit kochenden Wasser gefüllt, war die Brennweite 45. rhein. Zoll, aber 41, 44. Zoll als das Wasser kalt war. Die Wärme der Luft war bey diesen Versuche, den 23. Aug. 1761; zu Mittag, 34. reaumurische Grade. Nach Veranlassung dieser, und ähnlicher Versuche, sucht Hr. E. algebraische Vergleichungen zwischen den Veränderungen der Wärme, und der brechenden Kraft, die Anwendung derselben aber erfoderte noch mehr Versuche.

suche. XII. H. Beguelin stellt praktische Untersuchungen, über die Abweichung der gebrochnen Strahlen und die Verbesserung der Fernröhre an. Er sucht Formeln, die für die Künstler brauchbarer wären, als die Untersuchungen grosser Geometern, die theils für Künstler zu weitläuftig sind, theils selbst ihrer Allgemeinheit wegen, ihren Erfinder nur in den Stand setzen, gleichsam tappend brauchbare Abmessungen aus ihnen herzuleiten.

Philosophische Classe.

I. Hr. Beguelin von der Ewigkeit der Welt. Er zeigt, daß die Welt ihrer Zufälligkeit ohngeachtet, von Ewigkeit könnte erschaffen seyn, und daß diese blos philosophische Frage mit der Religion nichts zu thun habe. (Wolf hat dieses vorlängst gezeigt.) II. Hr. v. Beausobre über die Träume. III. Hr. Lambert über die Methode der Integralrechnung. Er sucht die Integrale in Classen zu bringen. Da die allgemeine Abtheilung in algebraische und transcendentische ist, so zeigt er ferner, was für Classen die algebraischen haben können. Jedes Differential, das sich algebraisch integriren läßt, muß aus Differentiirung irgend einer algebraischen Funktion entstehen. Hr. L. geht also die Classen der algebraischen Funktionen durch, und zeigt, wie von jeder das Differential aussehen muß. Er sucht alsdenn auch die vornehmsten Classen der Differentialformeln anzugeben, deren Integrale transcendentisch sind. Diese Methode würde in den Stand setzen ein Verzeichniß der Integralformeln zu machen. Wie kommt dieser Aufsatz unter die speculative Philosophie. Hr. L. wäre allerdings im Stande über die Integralrechnung Betrachtungen anzustellen, die auch den Philosophen nicht nur den Mathematickverständigen, wichtig wären, aber das war hier seine Absicht nicht.

Schöne Wissenschaften.

I. Hr. v. Francheville über die Geburt Clovis des I. Hr. v. Fr. glaubt weder daß Clovis Vater Chilperich seiner Ausschweifungen wegen von den Franken verjagt worden, (die freylich damals müßten eyfersüchtiger gewesen seyn, als jetzo die Franzosen sind,) noch was ferner von ihm, und der Thüringischen Königin erzählt wird. Alle Schriftsteller haben dies nur dem Gregor von Tours nachgesagt. Unter andern Umständen die diese Erzählung verdächtig machen, fällt gleich in die Augen, daß der Thüringische König Basinus oder Bisinus genannt wird und seine Gemahlin Basina heissen soll. Für seine Tochter möchte sich dieser Name eher schicken. Das muthmaßte Hr. v. Fr. und fand es nachgehends in einer alten Chronik, deren Glaubwürdigkeit er zu zeigen sucht. Clovis stammt also aus einer untadelhaften Ehe Chilperichs mit dieser Prinzeßin. II. Lobschrift auf den H. Maj. Humbert. III. Auf den Hn. Lieut. Jacobi.

M.

XXIII.

Die große Lehre vom Gewissen, in so fern sie die Gesetze der Religion und die Gesetze der Staaten verbindet. Leipzig, bey Johann Friedrich Junius, 1769. 470 Seiten in 8.

Ein großer Titel, ein großes Buch und wirklich auch eine große Materie! Aber die Ausführung sucht man im ganzen Werke vergeblich. Wer hier belehrt zu werden meynt, wie sehr die Gewissenhaftigkeit auch das bürgerliche Wohl in Sicherheit stelle, die Zwecke des gemeinen Wesens befördre,

Treue

Treue und Gehorsam gegen die Obrigkeit befestige, und der verborgnen Unredlichkeit ein Ziel setze; wie behutsam also und durch welche Mittel die Gewissenhaftigkeit der Menschen bewahrt, wie vorsichtig sie gebraucht werden sollte; wie sorgfältig man dem entgegen gehen müsse; was die zarte Empfindung des Gewissens stumpf machen oder schwächen kann, wie wenig aber doch darauf geachtet werde: wer über diese und ähnliche wichtige Fragen hier Entscheidung sucht, der betriegt sich. Die kurze Vorstellung S. 293. ff. von der Natur des Gehorsams gegen die Obrigkeit, welchen das Christenthum fordert, die überdem noch wohl einer genauern Bestimmung bedürfte, macht es nicht aus: und die Vorschläge am Ende des Buchs, wie der Staat die Gewissenhaftigkeit, oder welches der V. damit für einerley hält, das thätige Christenthum belohnen solle, sind so seltsam, daß wir nicht begreiffen, wie sie einem Manne, der sonst Nachdenken zeigt, in den Sinn haben kommen können. Aber es scheint jezt Mode zu werden, den Büchern eine Beziehung auf den Staat, zum Zeichen ihrer Wichtigkeit, wenigstens an die Stirn zu prägen; so wie es Mode wird, der Kayserin von Rußland Bücher zur Beurtheilung zu übergeben, welche sie weder lesen noch beurtheilen wird.

Womit hat es denn nun aber der Verf. eigentlich zu thun? Er will zeigen, worinn die Gewissenhaftigkeit bestehe, wie man gewissenhaft werden, und daß man es nur durch die christliche Religion, oder vielmehr durch die Vorstellung welche er von derselben macht, werden könne. Um diesem Beweise Kraft zu geben, entwickelt er in der ersten Hälfte des Buchs sehr umständlich, was das Gewissen sey; und stellt zugleich tiefsinnige Untersuchungen über das Wesen

der menschlichen Seele, der Freyheit und der Moralität an.

Ueberhaupt ist es schwer, diesen Beweis und die ganze Arbeit des Verf. recht zu fassen und zu beurtheilen. Einige Ideen sind durch eignes Nachdenken herausgebracht, andere haben nur das eigne, daß sie in neue Worte geprägt sind; einige sind sehr richtig aus dem Anschauen der Sache selbst herausgezogen, andere eben so wichtige aber ganz vernachläßiget; jezt bleibt der Verf. seinen Grundsätzen getreu, dann macht er wieder solche Anwendungen, welche nicht damit bestehn können; zu einer Zeit ist er scharfsinniger Philosoph, zur andern Zeit nähert er sich dem Fanatismus; bald liefert er uns von der Seele und von ihrem moralischen Verhalten besonders, sehr zuverläßige Beobachtungen, und zieht Regeln daraus, welche des gründlichsten Moralisten würdig sind, und ein andermal hat er sie selbst wieder so sehr vergessen, daß er die unmittelbarsten Folgerungen daraus verwirft. Eben so ungleich ist er auch im Styl: von der abstraktesten Sprache steigt er zur höchsten Deklamation, und von dieser sinkt er wieder in die schwerfälligste Trockenheit hinab. Wir wissen uns dieses sonderbare Phänomen nicht anders zu erklären; als daß das vorgefaßte große Zutrauen zu seinem theologischen System allen Gedanken nur auf das Ziel seines Beweises Richtung gegeben; und die große Begierde den Menschen es darzuthun, daß sie nur durch eine unmittelbare Wirkung Gottes (ohne Vermittelung des Worts und der darinn enthaltenen Vorstellungen) gewissenhaft oder rechtschaffen fromm werden können, S. 392. f. ihn an seinem philosophischen Scharfsinn zum Verräther gemacht habe.

Da der Verf. selbst S. 384. seine Leser auffordert, die bemerkte Unrichtigkeit seiner Begriffe oder Schlußfolge

folge zu zeigen, so wollen wir hier einen kleinen Beytrag dazu thun: sein Scharfsinn und die Wichtigkeit der Materie verdienen es beyde. Das Wesen der Seele setzt er in der denkenden Kraft; Verstand und Wille sind nur verschiedene Bestimmungen und Richtungen der denkenden Kraft S. 25. Gut. Aber was sind denn nun die sinnlichen Empfindungen, und die Leidenschaften und Begierden, welche aus ihnen entspringen, und die der Verf. immer unter dem Namen der Sinnlichkeit begreift? Ob er gleich so häufig davon spricht, so sehr sich dawider erklärt, und seine ganze Lehre der Gewissenhaftigkeit auf ihre Vertilgung abzielen läßt; so sagt er doch nirgends, was sie sey, und ob und wie sie mit der Seele in Gemeinschaft stehe. Nach seiner Art sie zubehandeln, muß man glauben: er rechne sie nicht mit zur Seele, und sehe sie als den Stoff des Bösen an, der ganz fortgeschaft werden müsse. Und dies ist eine Quelle seiner folgenden Fehlschlüsse. Die sinnlichen Empfindungen gehören ja auch zum Wesen der einfachen denkenden Kraft unserer Seele; sie sollen nicht ausgerottet, nicht überhaupt unterdrückt, sondern von richtiger Einsicht geleitet werden. Hier schließt und philosophirt also der V. über die Natur, die er sonst so gut zu kennen scheint, hinaus. Er gesteht zwar S. 238., daß unsre Seele im sterblichen Leibe ohne Sinnlichkeit nicht seyn könne; man lernt aber doch nicht von ihm was sie denn eigentlich sey: und das Gericht, welches die Seele über ihren heftigsten Tumult nach seiner Vorschrift halten soll, ist im Grunde eine leere Idee, und der Natur so wenig gemäß, daß auch die gebesserteste Seele dazu nicht fähig ist. Unsre größte moralische Kunst ist, den Tumult der Leidenschaften zu verhüten, aber „diesen Tumult vor Gericht zu ziehen, den Sinnen das Schreyen zu verbieten, und sie an-

zu-

zühalten, daß sie ihre Wünsche der richtenden Vernunft gelassen und bescheiden vortragen sollen, — und bis zur Publikation ihres Urtheils wartend schweigen.„ — Das ist wahrhaftig ein ganz unnachahmliches Meisterstück.

„Die Seele ist frey, sagt der V. ferner S. 38., wenn sie der Bestimmung des Willens folgen kann, ohne weder von innen durch den Einfluß der Sinnlichkeit, noch von aussen durch den Zusammenhang der Welt gehindert zu werden.„ Welche transscendentale Freyheit! Grade unsre Freyheit ist durch den Zusammenhang der Welt, und den natürlichen Einfluß der Sinnlichkeit vom Schöpfer selbst in gewisse Gränzen eingeschlossen worden; und weil diese bey verschiedenen Menschen verschieden gesetzt sind, ist es eben so schwer, den Begriff der menschlichen Freyheit genau zu bestimmen. Was also der Verf. auf seinen zu erhabenen Begriff der Freyheit bauet, kann auf den Menschen nicht passen. So frey z. E. ist der Mensch nicht verpflichtet zu seyn, noch ist es seine Schuld immer, wenn er es nicht ist S. 51.: wie verschuldet müßten denn unsre armen Kinder, und alle unwissende und einfältige seyn.

Wie wenig muß der V. auf die Menschen herabgesehn haben, wie sie sind, wenn er es in seiner metaphysischen Erhabenheit so leicht für jeden Menschen findet; zu wissen, ob eine moralische Handlung seiner Einrichtung, Bestimmung und Verhältnissen gemäß sey oder nicht; daß alles Böse in seinem Begriff einen Widerspruch habe, ein wesentlich Nichts, nur durch Zufälligkeiten gewissermaßen ein Etwas sey; wenn er glaubt, daß jeder Mensch aus der Betrachtung der ganzen Welt die unwiderstehliche Ueberzeugung habe, das Böse sey die Quelle alles Unglücks; daß keine denkende Seele den Begriff von Gott verfehle,

fehle, aus welchem die allgemeinen Gesetze unmittelbar folgen, nach welchen das Recht oder Unrecht in allen einzelnen Fällen durch nähere Bestimmung derselben entschieden wird; und daß alles in der Welt die Ordnung und das Recht mit solcher Klahrheit prediget, welche das körperliche Licht weit übertrift. S. 63. f. Nach diesen Voraussetzungen ist es freylich auch leicht, das Gewissen als die Richtung des wesentlichen Bewußtseyns der Seele auf die Erkenntniß der gesamten göttlichen Einrichtungen und auf ihre innere Freyheit bey ihren moralischen Handlungen, zu erklären. Aber wo wir ein solch Gewissen in der Welt suchen sollen, das wissen wir nicht; da wir im menschlichen Geschlechte nach den verschiedenen Graden der Erkenntniß auch verschiedene Grade des Gewissens vom gröbsten Unbewußtseyn der göttlichen Einrichtungen bis zur zärtlichsten Prüfung derselben antreffen. Wir begreifen auch nicht, wenn dem Menschen dieß Bewußtseyn wesentlich ist, wie er verderbt seyn und so verderbt werden könne, daß er auch nicht einmal durch dasselbe wieder zurechtgebracht werden kann. Wozu sollte dann auch wohl eine Offenbarung nützen? Doch der Verf. hat hernach, da er es mit dem großen Verderben und der gänzlichen Ohnmacht des Menschen zum Guten zu thun hat, alle diese wesentliche Eigenschaften der Seele vergessen: freylich waren sie auch nur in seiner Idee, nicht in der Natur; so wie wir fürchten, die folgenden Vorstellungen von dem Unvermögen des Menschen sind auch mehr in seiner Idee, als in der Natur.

Wie sehr der Verf. seine Voraussetzungen vergesse, mögen ein paar Exempel lehren. Eben der Mann, der S. 63. jedem Menschen die unwiderstehliche Ueberzeugung beylegt, daß das Böse die Quelle alles Un-

glücks

glücks sey u. s. w. behauptet wieder S. 132, daß die Bemühung der verurtheilenden Erkenntniß gegen die lebhafte Lust zu einer bösen That vergeblich sey: die Ueberzeugung muß also wohl nicht unwiderstehlich gewesen seyn. S. 209. sagt er; daß wir lauter natürliche Neigungen haben, die von der Uebung unsrer Pflicht abgewandt sind: und in eben dem Athem S. 232. wieder; daß eine Seele, die einmal auf ihre Pflicht aufmerksam ist, bald finden müsse, daß es zu Erfüllung des Gesetzes nöthig sey, keine andere als die Stimme des Gewissens zu hören, welches einmal das Gesetz als göttlich erkannt hat, und von seinem wahren Inhalt und Umfang belehrt ist. In diesem Ton des Widerspruchs geht das Buch fort; wie es nur immer bey einem Verfasser seyn kann, der bald ohne Anschauen der Natur ins transscendentale hinphilosophirt, bald wieder die Natur durchs Vergrößerungsglas betrachtet.

Bey dem allen macht der Verf. wieder sehr gute Beobachtungen über die Seele, giebt manche brauchbare moralische Regel, die er aber selbst nicht hinlänglich brauchbar achten will, und veranlaßt prüfende Leser durch manche eingestreute zu weiterm Nachdenken. Hierbey sich etwas zu verweilen, kann lehrreicher seyn, als die Widersprüche seines Systems zu bemerken.

Mit Grunde wird S. 130. f. der Kampf in der Seele, wenn man eine böse That zum erstenmal begeht; der Entschluß, sich Anfangs nur die lebhafte Vorstellung davon gefallen zu lassen; der Wunsch seine Neigungen befriedigen zu können, ohne daß man sündigen dürfte u. s. w. als Kennzeichen von der Kraft des Gewissens angegeben, (wiewohl dieß nur von einem aufgeklärten zu verstehn ist.) S. 168. f. wird sehr richtig bemerkt; daß der Zwang desto mehr widrige

drige Eindrücke mache, je mehr Scharfsinnigkeit und Einsicht vorhanden sey, die gezwungen werden soll; diese Widrigkeit verhindre alle nöthige Ueberlegung zur Ausführung der verlangten That, und reitze vielmehr die Aufmerksamkeit zu Ablehnung derselben; sie ersticke alle Lust und alle Anstrengung des Gemüths; sie bewirke höchstens nur das mechanische der That, wenn sie durchaus gethan werden muß; und mache die gezwungene Seele zur eigentlichen Vollbringung moralischer Handlungen stumpf und verdrossen. S. 217. finden wir einen Satz, der zur Grundregel aller unsrer Religionsuntersuchungen dienen sollte, ob ihn wohl der V. selbst dazu zu brauchen vergessen hat: „Gott hat sich bey der Bekanntmachung seines Willens auf die fernere Ueberlegung bezogen, die wir als vernünftige Menschen anstellen sollen.„ Ein Satz, dessen richtige Anwendung manchen theologischen Lehrsätzen eine andre Gestalt geben würde.

Am lehrreichsten ist uns das, was der V. S. 183. f. von der Gewissenhaftigkeit sagt; denn ob er gleich den gewissenhaften und redlich fromen oder tugendhaften mit einander zu verwechseln scheint, so hat er doch von der vernünftigen Methode, das Herz zu bessern und im Guten zu üben, so viel richtiges gesagt, als man selten beysammen findet, und in gewöhnlichen Sittenlehren auch vergeblich sucht. Schade ist es, daß er es nicht durch Beyspiele erläutert hat; und unbegreiflich, daß er es hernach so widersprechend anwendet. Was uns das wichtigste und reifste zu seyn scheint, wollen wir hier zusammen fassen. Zur Gewissenhaftigkeit rechnet er erstlich, eine lehrbegierige Gemüthsart die Gesetze vom Recht und Unrecht zu erkennen, (welche uns doch mehr eine Folge der Gewissenhaftigkeit zu seyn scheint; doch das thut nichts.) Kraft dieser Lehrbegierde wendet der Mensch alle Aufmerksamkeit auf die Gesetze und Pflichten über-

überhaupt und was jedes erkannte Gesetz eigentlich von ihm fordere: er sucht den Umfang jeder Art der Pflichten auf; denn die Natur seines Verstandes verbindet ihn dazu, die Achtung gegen seine Pflicht macht es nothwendig, und die Art, wie seine moralische Kräfte wirken, kann ihm nicht gleichgültig seyn, weil auch die kleinste Wirkung ihre Folgen auf die Verbesserung oder Verwöhnung seiner Fertigkeiten und Neigungen hat, welche im Bösen (und im Guten) ganz unmerklich zunehmen: kraft eben dieser Lehrbegierde sucht er auch die Art und Weise auf, wie er es machen müsse, die erkannten Gesetze zu erfüllen.

Und wie muß er es machen? er muß keine andere als die Stimme des Gewissens hören, welches einmal das Gesetz erkannt hat. Er muß ungesäumt anfangen, daß zu thun, was das Gewissen fordert; diese edle Art der Eilfertigkeit im Gehorsam ist einer von den Hauptvortheilen, seine Pflicht zu erfüllen: denn so entgeht er am besten dem Widerspruch sinnlicher Begierden; ist die Sache einmal angefangen, so setzt er sie leichter fort, läßt er hingegen seine Ueberzeugung unkräftig werden, so gewöhnt er sich leicht zur Gleichgültigkeit gegen die einmal unwirksam gebliebenen Gründe; jeder Anfang ist endlich schon ein Theil der Pflicht, dessen Vollbringung Freude macht, und Muth giebt, das Ganze nicht für zu schwer zu halten. Er muß ferner treu seyn, d. i. den kleinen Theil seiner Pflicht, den er jedesmal vorhat, mit der Freude vollbringen, die man spürt, wenn durch einzelne kleine Handlungen endlich eine große Sache vollbracht wird. Diese Treue äussert sich, wenn man jeden kleinen Schritt zum Guten um des Zwecks willen für werth hält; gleich thut, was man thun kann; nicht leicht eine gute That um der Hindernisse willen für unmöglich hält, sondern mit eben der Begierde es

oft

oft versucht, und Fleiß und Arbeitsamkeit und Anstrengung vermehrt, als man in zeitlichen Dingen seinen Zweck zu erreichen strebt; wenn man sich da keine Collisionen erdichtet, wo keine sind, sondern eigentlich nur sinnliche Neigungen mit der Pflicht collidiren; in eigentlichen Collisionen aber die Misdeutung der Gesetze zu heben, und ihre gegenwärtige Anwendung zu berichtigen strebt; (hier ist das Ex. S. 269. unglücklich gewählt, denn beyde Gesetze collidiren nicht, sondern folgen in der Ausübung auf einander:) wenn man endlich weder Nebenabsichten hegt; noch unter dem Vorwande des Mangels der Kräfte sich der Ausübung der Tugend entzieht, welche doch die Kräfte vermehrt; noch sich ohne angewandte Mühe zur vollständigsten Uebung derselben tüchtig hält; noch sich an der ersten Hitze begnügen läßt; sondern unermüdet anhält: damit nicht die Klagen über viele und vergebliche Mühe, nach der Wahrheit Bekenntnisse seyn mögen, daß man wirklich wenig Fleiß und Mühe angewandt habe u. s. w.

Das zweyte Stück der Gewissenhaftigkeit nennt er die frölicheWilligkeit (allegresse) das geflissentlich zu üben, was der Verstand für recht erkannt hat, S. 338. f. und hier glauben wir, veranlaßt der Verf. zu genauerer Untersuchung. Er meynt; in moralischen Dingen finde sich eine Lücke in der Seele zwischen der allerdeutlichsten Erkenntniß und der Ausübung derselben. In blos natürlichen Dingen thun wir das gleich, was wir überzeugend für gut erkennen: aber in moralischen Dingen niemals. (Niemals? nur nicht immer.) Woher rührt es, daß auf die Erkenntniß des Guten nicht die Entschließung dazu und auf die Entschließung nicht die Ausführung der guten That folgt? Es fehlt, antwortet man, an deutlicher Erkenntniß. Aber viele handeln bey der deutlichsten

Erkenntniß der Tugend doch nicht recht: und gegentheils ist der Einfältige oft sehr treu in Ausübung des Guten, ohne es deutlich zu kennen; und der Unschuldige übt die Tugend besser und sicherer aus, als der, der sie mit völliger Deutlichkeit erkennt: der leztere besonders kennt die Reizungen des Bösen nicht; weis die Gründe nicht, die es verurtheilen; ist ans Gute gewöhnt, und des Bösen ungewohnt, und die Begierde es zu begehn, befremdet ihn ganz ungemein S. 312. 313. — Oder vielleicht fehlt es an Vorstellung hinlänglicher Bewegungsgründen. Aber viele sind ja in dem Fall; wo es heißt: video meliora proboque &c. ja oft mischt sich mitten unter die lebhafteste Vorstellung der Bewegungsgründe ein Gedanke auf das entgegengesetzte Böse, der wohl gar die Oberhand behält: wir setzen hinzu; der Einfältige stellt sich weder so viele noch so wichtige Bewegungsgründe vor, als der Scharfsinnige, und handelt doch oft verhälnißmäßig rechtschaffener: der Unschuldige kennet die abrathenden Bewegungsgründe gar nicht: ja wir wissen nicht ob wir uns irren, wenn wir zu bemerken glauben; daß Tugend, die zur Fertigkeit geworden ist, so wie jede andere Gewohnheit der Seele, auch ohne Anschauen der Bewegungsgründe, und ohne deutliche Erinnerung derselben, ihre Wirkungen äußert; es wird einem zur Gewohnheit gut zu seyn, und wer es noch nicht gewohnt ist, sondern erst Bewegungsgründe gegen Bewegungsgründe in den Streit führen soll, wird schwerlich immer eben so gut seyn. — Oder vielleicht kömmt es darauf an, daß die Affekten durch die Vorstellung der Bewegungsgründe erregt werden müssen. Aber bey den vorhergehenden Exempeln trift das nicht ein: sehr wahr ist es auch, was der V. S. 343 sagt; es giebt bis zum Erstaunen Exempel, wie weit das von der dringen-

den

den Nothwendigkeit, seine Pflicht zu thun, gerührte Herz bis zur Ausübung des Gegentheils derselben verfallen kann. — Und das kann auch nicht anders seyn: erregte Affekten bewirken starke aber überhingehende Entschliessungen, einzelne, hervorstechende, glänzende Thaten; aber tugendhaft und rechtgesinnt wird man nicht durch Aufwallungen, noch in ein paar heissen Augenblicken, sondern durch eine daurende Richtung der Seele, durch fortgesetzte, gleiche Entschliessungen auf einen Zweck. Weder die deutliche Erkenntniß, noch die Vorstellung der Bewegungsgründe, noch ihr kräftiger Eindruck auf die Affekten, scheinen also eine allgemeine Kraft zur Besserung des Menschen zu haben. Es ist hier eine Lücke, welche es werth wäre, von Kennern der Seele ausgefüllt zu werden. Wie füllt sie nun der V. aus?

Durch die fröliche Willigkeit das erkannte Gute zu thun; d. i. wie er es S. 353 erklärt, durch die schnelle Thätigkeit des Willens, sich mit einer Art des Vergnügens zu dem zu entschliessen, was die Ueberlegung erfordert. Wir fürchten, die Lücke ist nicht um ein Haarbreit ausgefüllt; er zeigt uns wohl das Resultat von der Kraft, die wir suchen, aber nicht die Kraft selbst. Aus der Beschreibung, die er uns davon macht, wie diese fröliche Willigkeit zum Guten thätig mache, können wir uns gar nicht herausfinden. Der Leser mag es mit uns versuchen. Die fröliche Willigkeit, sagt er S. 354, hängt eigentlich blos von der Erkenntniß ab; sie wird ein höherer Grad der Freyheit, nicht allein, weil sie die Wirkungen der eigentlich geistlichen Seelenkraft in sich vereiniget, sondern auch in das Sinnliche, d. i. in das Bewußtseyn der Verbindung der Seele mit dem Körper, übergeht; (ins Sinnliche, das der Verf. als das Principium aller Widrigkeit gegen die Tugend ansieht?

sieht? und wie geht sie denn darin über?) sie gewöhnt Einbildung, Gedächtniß und Empfindung, daß die Thätigkeit, die zum Guten nöthig ist, sich überall verbreitet, und die gesamte Sinnlichkeit an dem, was mehr auf geistliche Art anmuthig ist, mit Freuden Theil nimmt S. 356; das Vergnügen der Seele über den Schritt, den das Gewissen für recht erkennt, breitet sich in der Einbildung und Empfindung aus; die Sinnlichkeit nimmt an der Uebereinstimmung aller Richtungen der Kraft des Geistes Theil; alsdann lebt die unsterbliche Seele, zwar die Sinnlichkeit ist hierbey nicht so lebendig, aber sie nimmt doch nach einiger Gewöhnung an dem reinern Leben des Geistes in ihrer Art lieblichen Antheil; S. 357-60 — Wir gestehn aufrichtig, daß wir hievon gar nichts verstehn. — Gleich darauf sagt er: die Wirkung der frölichen Willigkeit bestehe in der lebendigen Erkenntniß, und in dem Fleiße der Thätigkeit. Wozu denn also jene große Redensarten, warum bleibt er nicht bey bekannten und verständlichen? Und kann denn wohl die lebendige Erkenntniß die Folge der Willigkeit seyn, ist es nicht diese vielmehr von jener; und ist der Fleiß nicht auch seiner Seits eine Folge der Ueberlegung und Entschließung? Hier wird es uns der Verf. erlauben, ihn zu verlassen, wir wagen uns nicht weiter in das Labyrinth hinein, wohin er von hier aus seinen Weg fortsetzt, ob er gleich noch hie und da auf gute und nüchterne Anmerkungen geräth. Wir wollen nun mit einer philosophischen Muthmaßung über die Lücke, die er wahrgenommen hat, schließen.

Aus den vorhergehenden Instanzen erhellet, daß weder die Deutlichkeit der Erkenntniß noch die Vorstellung der Bewegungsgründe das allgemeine Mittel sey, feste Entschließungen zum Guten bey dem Menschen,

schen zu bewirken. Ja, sagt man, die Erkenntniß muß lebendig seyn: aber bedeutet dieser figürliche Ausdruck etwas anders, als die Kraft Entschliessungen zu bewirken? Wodurch bekömmt sie diese Kraft? dieß ist der Knoten, der aufgelößt werden soll. Nicht immer durch die Deutlichkeit, noch durch die Stärke, noch durch die Richtigkeit, noch durch die Menge der Bewegungsgründe, welche sie vorstellt; denn wir bemerken oft gute Entschließungen, wo wir diese Mittel nicht wahrnehmen; und finden sie ein andermal nicht, wo doch alle diese Mittel vorhanden sind. Man hat, wie mich dünkt, Entschließung und Neigung nicht sattsam von einander unterschieden. Die Neigung ist eine fortgesetzte, daurende Entschließung, ohne welche keine Besserung noch Tugend statt haben kann; aber die Entschließung ist nur ein einzelner Actus des Willens, welcher auch nur eine einzelne Handlung bewirkt: und sie kann bald oder im Augenblick durch eine entgegengesetzte Entschließung aufgehoben werden, daß die Handlung gar nicht, sondern eine entgegengesetzte erfolgt. Die anschauende Erkenntniß der Bewegungsgründe ist zwar allezeit lebendig, d. i. sie wirkt Entschließung oder wenigstens eine Bewegung des Willens sich zu entschließen; aber dieß Anschauen kann schnell durch ein anderes Anschauen geschwächt oder verdunkelt, die Richtigkeit der Erkenntniß bezweifelt, entgegenstehende Bewegungsgründe in grosser Klarheit erblickt werden u. s. w. und so unterbleibt die Entschließung so wohl als die daraus folgende That. Die Hauptsache aber ist, daß mehrentheils Neigungen vorhanden sind, welche die Entschließung überwiegen. Und wie entstehen denn diese Neigungen? Ich stelle mir die Sache so vor.

Jede anschauende Erkenntniß des Guten oder Bösen läßt in der Seele einen gewissen Eindruck von

sich zurück, gewisse Züge des dargestellten Gegenstandes, nebst dem Gefallen oder Mißfallen, das sie bewirken können und dem dunkeln Bewußtseyn der dadurch erweckten Entschliessung: kurz, es wird aus den zurückgebliebenen Resten derselben eine Empfindung. Jedes neue Anschauen eben desselben guten oder bösen Gegenstandes vermehrt die Maße dieser Empfindung, und je mehr die Seele dazu sammlet, desto überwiegender wird die Empfindung und bewirkt entweder Neigung oder Abneigung zum Gegenstande, d. i. eine daurende und gegen einzelne Vorstellungen immer stärkere Entschliessung, den Gegenstand zu wollen oder nicht zu wollen. Daher will der Mensch oft, ohne daß er sich der Bewegungsgründe seines Wollens deutlich bewußt seyn kann; die oft wiederholte Entschliessung zu einer und eben derselben Sache macht sie ihm vorzüglich gegenwärtig, d. i. er wird daran gewöhnt; er thut das Gute oder Böse, ohne daß er von den Gründen, warum er es thue, deutliche Rechenschaft geben könnte. Es verhält sich damit eben so, als mit dem Urtheil des Menschen. Aus öfterer Betrachtung jeder Sache bleibt ein gewisses Bild in der Seele zurück, worauf sie alle ihre neuerlangte Kenntnisse bezieht: aus oft bemerkten Uebereinstimmungen oder Verschiedenheiten mit demselben erhält sie eine gewisse Richtung, gleich, ohne Bewußtseyn der Gründe, das was ihr dargestellt wird, für wahr oder falsch zu halten. Dieß macht zusammengenommen den innern Sinn, den natürlichen Menschenverstand aus, so wie jenes im Willen die herrschende Neigung, der Hang heißen könnte. So schwer es nun hält, den innern Sinn zu bestreiten, und die Menschen zu vermögen, das für falsch zu erkennen, was sie nach der ganzen Maße ihrer Vorstellungen für wahr halten, oder umgekehrt, wie man

es

es am Aberglauben, Vorurtheilen u. s. w. ganz deutlich wahrnimmt; eben so schwer ist es auch, den Willen zu beugen, wenn er durch die Maße seiner Empfindungen anders bestimmt ist. Daraus liesse es sich erklären, warum die deutlichste und rührendste Vorstellung der Bewegungsgründe oft ohne Wirkung bleibt, oder Entschließungen hervorbringt, die sich schnell wieder verlieren; warum man auch ohne diese deutliche Erkenntniß standhaft etwas wollen, warum Gutes oder Böses zur Gewohnheit werden; warum einzelne anschauende Vorstellungen des Guten zwar einzelne gute Thaten, aber keinen tugendhaften Sinn erzeugen können.

Sollten diese Muthmaßungen Grund haben, so würden sich verschiedene praktische Folgen daraus herleiten lassen, wovon ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur einige anführen will. So wenig die innere Ueberzeugung durch eine einzelne, noch so richtige Demonstration bewirkt wird; so wenig wird auch die innere Besserung durch eine einzelne, noch so richtige und deutliche Vorstellung der Bewegungsgründe bewirkt. Die Besserung des Gemüths geschieht nur nach und nach, eben so wie die Aufklärung des Verstandes. Ein oft wiederholtes Anschauen der Bewegungsgründe, eine öftere Entgegenstellung der guten und bösen Folgen seiner Handlungen, eine wiederholte Beziehung der Sache auf sich selbst, eine öftere Anregung der Furcht, Hofnung, Freude u. s. w. vor oder nach der Ausübung einer That, vermehrt die Summe der Empfindung endlich so sehr; daß sie bey jedesmaliger Wiederkehr gleicher oder ähnlicher Handlungen die Seele überwiegend bestimmt und eine allgemeine Richtung verursacht, dies zu wollen und jenes zu verabscheuen. Haben schon entgegenstehende Neigungen die Oberhand; so kann die Entschließung

zum Guten nicht eher fest und daurend werden, bis die Summe der Empfindungen, wodurch sie bewirkt werden soll, so groß ist, daß sie die entgegenstehende verdunkelt und schwächt: bis auf diesen Zeitpunkt schwebt der Mensch zwischen dem Guten und Bösen hin und her, je nachdem grade der eine oder der andere Theil der Empfindungen klarer oder dunkler ist. Man kann tugendhaft seyn, ohne sich seiner Bewegungsgründe deutlich bewußt zu seyn; ja, wenn man erst tugendhaft geworden ist, handelt man ohne dieß Bewußtseyn; man wird es gewohnt gut zu seyn. Die Gewöhnung zum Guten durch öfteres Reizen des Wohlgefallens der Seele daran, durch einzelne treffende Züge der guten Handlung, durch erleichterte Uebung derselben, durch Erfahrung ihrer angenehmen Folgen u. s. w. ist wirksamer aufs Herz, als die deutliche Vorstellung der Bewegungsgründe: Kinder und das gemeine Volk können nur auf jene, nicht auf diese Art zur Tugend erzogen werden. Bey solchen gut gewöhnten können hernach deutliche Vorstellungen von kräftiger Wirkung seyn; bey Verwöhnten helfen sie wenig oder nichts. Die Besserung des Gemüths geht nach dem Maaß der Verwöhnung, und nach der Summe und Maaße der Empfindungen, welche entgegenstehende Neigungen verursachen, schneller oder langsamer von statten; sie muß in qualitate und quantitate bey jedem Subjekt anders seyn; und augenblickliche Besserung ist der Natur der Seele nicht gemäß. — Genung für diesmal. Philosophen, denen die Kenntniß der Seele und besonders der moralischen Seite derselben wichtig ist, würden sich um die Berichtigung dieser und verschiedener anderer davon abhangenden Sätze verdient machen, manchen Irrthümern vorbeugen und den schädlichen Einfluß mancher falschen Methoden, die Menschen tugendhaft

zu machen; abwehren können, wenn sie diese Untersuchung recht ins Licht setzten. Daß der Mensch gut sey und gut werde, ist eine so wichtige Sache: und doch ist die Frage noch nie recht ernstlich untersucht worden; wie geht es zu, daß der Mensch gut wird?

R.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Sammlung auserlesener Predigten über die Sonn- und Festtäglichen Evangelien des ganzen Jahrs von den berühmtesten Canzelrednern der Deutschen. Nördlingen, bey K. G. Bock, 1769. 7 Alph. 8 Bogen, in 4.

Erbauungsbücher, Hauspostillen verdienen keine Verachtung: darinn hat der Sammler Recht. Aber man setze hinzu, solche Erbauungsbücher die mit Fleiße, mit Beurtheilung und Erfahrung abgefasset, und für einen gewissen bestimmten Haufen von Lesern nach einem übereinstimmenden Zwecke eingerichtet sind. Für wen mag diese Postille wohl gesammlet seyn? Ein Gemengsel bald aus Mosheim, Jerusalem, Cramer u. dergl. dazwischen aus Rambach, Götze und dergl. Himmelweit verschiedne Töne, auch verschiedne Grundsätze der Sittenlehre. Dem gemeinen Manne kann dies unmöglich dienen. Und Leute, die mit Verstande lesen, auch junge Prediger werden ja lieber für dasselbige Geld sich eine übereinstimmende Sammlung eines solchen geistl. Redners kaufen, der eines jeden Denkungsart und Geschmacke am meisten angemessen ist. Dazu sind nicht einmal die besten Predigten eines jeden Redners gewählet. Durch solche schlechte Erbauungsbücher wird nur die Veranstaltung beßrer und zweckmäßiger verhindert.

Jm.

Lettres sur les Disputes de Religion. Traduites de l'Allemand de Monsieur *I. I. Spalding*, Premier Conseiller &c. par d. S. chez I. H. Cramer, à Bremen, 1769. gr. 8. 54 Seiten.

Herr Spalding hatte im Jahr 1755. Richtige Vorstellungen der deistischen Grundsätze in zwoen Unterredungen zwischen einem Zweifler und einem Deisten, aus dem englischen übersetzt, und dieser Uebersetzung drey Briefe, den Streit über die Religion betreffend, angehängt, ohne dem Publikum seinen Namen zu nennen. Er zeigte darinn nach der ihm eigenen reifen und scharfsinnigen Beurtheilung aller Sachen, wie wenig das Christenthum im Grunde von den Zweifeln und Einwendungen solcher Ungläubigen zu besorgen habe, die die Wahrheit in der Religion nicht aufrichtig lieben und suchen, weil sie sie nicht als die höchste Angelegenheit des menschlichen Herzens ansehen, sondern sie mit einer innerlichen Empörung gegen dieselbe bestreiten; wie ganz wohl ein überzeugter Christ bey den ausgebreiteten Feindseligkeiten gegen die Religion Jesu sich zufrieden geben könne, da der unmoralische Charakter unserer mehresten Freygeister, und die unphilosophische Art, mit welcher die Witzlinge darunter das Christenthum verlachen, so sichtbar sey; und endlich welche Methode die Religion zu vertheydigen und die Ungläubigen zu widerlegen, wohl die vortheilhafteste seyn würde. Der V. war mit Grunde nicht für das ewige Gefechte mit den Feinden des Christenthums in unzähligen Schriften und öffentlichen Vorträgen, die gemeiniglich nur allgemeine Klagen und Anzüglichkeiten enthalten; nicht für die monotonische Einförmigkeit alltäglicher Spöttereyen und Satyren auf die Freygeister, ob er gleich gestand, daß die Materie hier so reich an Lächerlichkeiten als anderswo wäre; sondern für eine gründliche und ernsthafte Prüfung besonderer Zweifel gegen das Christenthum von Männern, die Geist und Kenntnisse dazu haben, und zwar auf eine solche Art, die das Herz interessirt, so daß die Empfindung eines jeden ehrlichen Gewissens zu dem ganzen Plan der christlichen Religion ja sagen müsse.

Diese Briefe, welche noch eben so lesenswerth sind, als sie es bey ihrer ersten Originalausgabe waren, liefert nun der Uebersetzer im französischen, um sie denen, die kein deutsch

deutsch verstehn, in die Hände zu bringen. Die Uebersezung ist ganz getreu, aber zu voll von Germanismen, als daß ein Leser, der die französische Sprache mit einiger Feinheit und Richtigkeit schreibt, wird sonderlich mit ihr zufrieden seyn können. Indessen giebt Hr. v. S. alle gemachte Sprachfehler gerne der Kritick Preis und ist zufrieden, wenn diese lehrreichen Briefe nur von aufrichtigen Verehrern des Christenthums, die des deutschen unkundig sind, gelesen werden. Der V. hat ohnfehlbar von dieser Uebersetzung vor ihrem Abdrucke nichts gewußt, sonst hätte er ihn wahrscheinlicher Weise wohl verbeten, da freylich dieses und jenes in den Briefen auf das Jahr 1769. und 70. nicht mehr so vollkommen paßt, als es auf das 1755ste zutraf, und Hr. Spalding sich ohnfehlbar über manchen Punkt etwas anders würde erklärt haben, wenn er itzo die Briefe hätte schreiben sollen. Indessen ist es recht gut, daß der Uebersetzer wenigstens die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieselben wieder rege gemacht hat; aber noch glücklicher würde dessen Einfall gewesen seyn, wenn der V. etwa dadurch veranlaßt würde, diese Briefe umzuformen, ihren interessanten Inhalt weiter auszuführen und uns über den gegenwärtigen Zustand der Religion und den sie betreffenden fortwährenden Streit seine Gedanken zu eröfnen. Einen Mann wie er, der seit funfzehn Jahren gewiß viel wichtige Bemerkungen und Erfahrungen dazu wird gesammelt haben, wünschten wir am liebsten einmal darüber urtheilen zu hören.

Predigten über epistolische und einige andere Texte von einem Diener des göttlichen Wortes. Wismar und Bützow, bey Joh. Andr. Berger und Jacob Bödner, 1769. 8. 284 Seiten.

Der Raum verstattet uns nicht, uns lange bey diesen Predigten aufzuhalten, sonst könnten wir unsern Lesern viel gutes davon sagen; doch wollen wir den wichtigen Inhalt einer jeden Predigt nach der Ordnung hersetzen. Der Sieg der Bekenner Jesu über die Feinde ihrer Seeligkeit — Wenn Gott seine Kinder demüthiget, so macht er sie groß — Die Schädlichkeit der Weltliebe — Die Vortheile eines guten Gewissens — Der Haß wider die Sünde — Das Gebet ein grosses Hülfsmittel in Bekümmer-

wernissen — Der sündliche Zorn gegen den Nächsten — Die Absichten Gottes bey dem Aufschube seiner Gerichte über die Sünder — Das rechte Andenken an die Wohlthaten Gottes, eine Rathspredigt über 1 B. der Könige S. 56 = 58. — Der Ruhm der Jünger Jesu von seinem Kreutze — Der Verstand und das Herz christlicher Leser werden in diesen Vorträgen Nahrung finden. Der V. sagt ohne Weitschweifigkeit was zur Sache gehört; seine Vorstellungen hängen gut zusammen, sie sind klar und faßlich, und sein Ausdruck ist den Sachen angemessen. Besonders müssen wir von ihm rühmen, daß er die ausgesuchtesten, passendsten Schriftstellen gehörigen Orts zum Beweise der Wahrheit einzuschalten weis, welches allemal den besten Eindruck auf die Zuhörer macht.

Christliche Predigten von Jacob Elias Troschel, evangel. luther. Prediger an der Sebastianskirche in Berlin. Züllichau, in der Waysenhaus und Fromannischen Handlung, 1769. 8. 332 Seiten.

Sollte der Tittel christliche Predigten nicht eine Nachahmung des Herrn D. Ernesti seyn? Doch dem sey, wie ihm wolle, wenn der V. nicht bisweilen zu gelehrt und ein andermal zu schöngeisterisch predigte, sondern sich mehr zu den Fähigkeiten seines Auditoriums herabliesse, so würden seine Predigten allen Beyfall verdienen, denn seine Kenntnisse und Kanzelgaben sind beyde gut. Vielleicht hat er in seiner Gemeine größtentheils im Denken geübte Zuhörer aus der gelehrten und grossen Welt, nach deren Einsichten und Geschmack er sich richtet. Das wäre etwas, denn wenn die dergleichen Sachen, als ihnen in der Xten Predigt, von der Ankunft des Sohnes Gottes in die Welt, S. 222. bis 227. in 10 Sätzen vorphilosophirt werden, verstehen; wenn die solche Vorstellungen, als wir z. B. S. 20. lesen, wo es heißt: „Jene „öffentlichen Vermummungen, die Deckmantel einer frechen Bosheit — jene bunte Gesellschaften listiger und „gewinnsüchtiger Buhlerinnen, wo der thörigte Jüngling, (und giebts nicht auch graue Jünglinge?) wie ein „Schmetterling von einer halb verwelkten gemahlten „Blume zur andern hinflattert„ nach ihrem Geschmack für die Kanzel schicklich finden und dem Redner beyfallen,

der

der sich auch, da witzig ausdrücken kann; wenn die den Scharfsinn des Predigers bewundern, der ihnen, wie hier S. 324. über jenes Manna und jene Wasserquellende Felsen für Israel in der Wüste, den Aufschluß zu geben weis, „wie das alles eine geistliche Bedeutung derjenigen Heils„güter gehabt habe, die sonderlich im heiligen Abendmahl „von Christo uns mitgetheilt werden„ und vielleicht durch dergleichen typische mystische Auslegungen der Schrift erbaut seyn wollen: so möchte es einem Censor, der daran was auszusetzen fände, vielleicht übel genommen werden. Bey dem allen würden wir aber doch dem V., der viel Anlagen zum guten Prediger hat, einen simplern Vortrag anrathen, denn von der Kanzel will wirklich der verständigste Theil der Christen so wenig eine gelehrte, als schön ausgeschmückte Rede hören. Die einfältige christliche Wahrheit, ohne theosophische Gelahrheit und ohne Rednerblumen, aus überzeugenden Gründen an den Verstand und das Gewissen der Zuhörer gelegt, erbaut doch den Gelehrten und Ungelehrten, den Hofmann und den Bürger am meisten.

Ernst Gottlieb Woltersdorf, weil. evangel. Pred. in Bunzlau ꝛc. Predigten, welche ehemals von dem Verfasser einzeln herausgegeben und nun nach dem Verlangen vieler Freunde in eine Sammlung gebracht worden. Jena, 1769. 8. 572 Seiten.

Wenn Jesum predigen ausschliessungsweise so viel heißt als Jesu Namen in einer Predigt hundertmal nennen, so viel als von seiner Person, von seinen äusserlichen Umständen, Handlungen, Leiden auf der Welt u. s. w. unter allerley Bildern auf eine für die Sinnlichkeit und Phantasie der Menschen bewegliche Art zu dem Volke reden, so hat es der sel. V. vorzüglich daran nicht fehlen lassen. Die Gabe dazu war ihm besonders eigen, und er übte sie auch in allen seinen schriftlichen und mündlichen Vorträgen. Diese Predigten sind ebenfalls Beweise davon. Vielleicht fand er und seine Gemeine diese Methode das Evangelium zu predigen unter allen für die lehrreichste und rührendste. Und da die Arten der Kanzelvorträge nach Verschiedenheit der Zuhörer verschieden seyn müssen, wer kann die Woltersdorfische tadeln, sobald die Vorstel-

lungen sich nur auf genaue biblische Wahrheit gründen, einen gesunden Verstand haben, und der Zweck aller christlichen Vorträge wirklich bey den Menschen erreicht wird, daß sie dadurch zu Gott geführt, fromm und rechtschaffen gesinnt werden. Aber wie leicht ist es, daß man in der guten Meynung Jesu Lehre und Wohlthaten dem einfältigen durch sinnliche Vorstellungen recht kräftig ans Herz zu legen, auf allerhand phantasirende Tändeleyen fällt und mit unter viel wirklich widersinniges sagt. Dergleichen entfuhr wohl dem sel. W. in einer Neujahrspredigt S. 53, wenn er seine Zuhörer so anredet: „Theureste „Freunde in unserm süßen Menschenfreunde! Es ist sehr „zu vermuthen, daß diejenigen, welche die seligen Festtage der Geburt Christi im Glauben gefeyert haben, „noch itzt bey seinem Kripplein sitzen. Ja wo er gebohren ist, da wünschen sie zu sterben.„ Also in Bethlehem wollten die Bunzlauischen Christen sterben? Und das konnte Hr. W. vermuthen? „Mir wenigstens ist so zu Muthe, „als hörte ich noch itzt den großen Lobgesang, den die Engel sungen?„ Was doch die Phantasie manchen Menschen nicht alles kann hören, sehen und fühlen lassen! — Und wenn er in einer Charfreytagspredigt, den Wunsch des Eliesers, Gott möchte aus Barmherzigkeit gegen seinen Herrn Abraham, ihn unter den Töchtern der Stadt Nahor, welche zum Wasserschöpfen hinaus zum Brunnen kommen würden, die Dirne finden lassen, die er seinem Diener Isaac bescheert hätte, 1 Mos. 24, 12. 13. 14, folgendermaßen parodirt„ Herr, du „Gott meines Herrn Jesu Christi! begegne mir heute und „thue Barmherzigkeit an meinem Herrn Jesu Christo — „Siehe ich stehe hier vor deinem Volk! und die Leute dieser Stadt sind hergekommen, Wasser zu schöpfen, Wasser des Lebens. Wenn nun meine Seele da ist, zu der „ich spreche: Neige dein Herz und laß dich retten! und „sie sprechen wird: Ja, ich will mich retten lassen! daß sie „die sey, die du deinem Sohne bescheret habest; und ich „daraus erkenne, daß du Barmherzigkeit an meinem „Herrn gethan hast„ — Sollte man nicht glauben, der V. habe sich eingebildet, oder habe das Volk bereden wollen, daß Jesus wirklich in dem Augenblick noch am Kreuze hienge und große Pein litte, und zu seiner Hülfe eine Menschenseele, wie Isaac zu seinem Wohl eine Braut, nöthig habe? Manchmal sind des V. Vorstellungen in der That rüh-

rührend und voll Nachdruck. Ein andermal aber borgt er seine Ausdrücke aus dem Munde des Pöbels z. B. S. 136. „Solche gewaltige Dinge hat der Sohn Gottes „für mich gethan — Und ich Schandwurm wollte nicht „einmal seinem Erbarmen stille halten? ich wollte so die„bisch mit meiner Seele handeln und sie verkaufen — „sie dem Teufel in den Rachen stecken?„ u. d. g. Am Schlusse der letzten Rede muß den sel. Mann wohl ein unbedachtsamer Eyfer übernommen haben. „Wer nun noch, „sagt er, der Sünde dienen will — der verdient, daß „alle Wetter über ihn zusammenschlagen und du (o Gott) „auf ihn regnen lassest Blitz, Feuer und Schwefel. Denn „einen solchen Ueberschwang der Liebe verachten, das ist „allzu boshaft.„ Aber Gott kann auch den boshaften auf andere Gedanken bringen, hierum müssen wir ihn bitten. Uns fiel dabey das Wort des sanftmüthigen Erlösers ein, welches er zu dem Jacobus und Johannes sagte, als diese wollten Feuer vom Himmel fallen und die Samariter verzehren lassen, daß sie Jesu die Herberge versagt hatten.

Mathäus Henry praktische Erklärung der Psalmen Davids. Zweyter Theil, mit einer Vorrede von der gewissen und zuverläßigen Erfüllung der Hauptweissagungen des Alten Test., herausgegeben von Friedr. Eberhard Rambach, O. C. R. ꝛc. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1769. gr. 8. 703 Seiten und 3 B. Vorr.

Was hat Hr. R. nicht schon übersetzt, und was wird er nicht noch übersetzen lassen! Ungenügsam am Burkitt, liefert er uns nun auch den Henry in unserer Muttersprache, einen Exegeten, der in seinem Vaterlande so wenig in Betrachtung kommt, als er von Deutschen alten und neuen Schriftauslegern weit übertroffen wird, und der zufrieden ist, wenn das, was er in dieser oder jener Stelle findet, ihm Gelegenheit giebt, auf seine Art was erbauliches zu sagen, und etwas von Christo anzubringen. Auch im 70sten Psalm z. B. soll uns „der Geist Gottes „einen Wink gegeben haben, daß eine höhere Person rede „als der König David, daß dieser auch da Christum vor„gebildet, und unter dem, was ihm begegnet, mit sol„chen

„chen Worten gebetet habe, als Gott vorher gewußt, daß „der Meßias in der Stunde der Noth beten würde.„ Und woher weis der V. das? Man höre seine Gründe. „Es ist merkwürdig, sagt er, daß dieser Psalm mit gar „weniger Veränderung aus den letzten Versen des 40sten „Psalms genommen worden. Da nun aus Hebr. 10, 5. „offenbar ist, daß dieser 40ste Psalm von Christo handele, „so giebt uns das zu einer neuen Betrachtung Gelegen„heit.„ Und diese Betrachtung kann man erbaulich machen. Ganz recht, aber fließt sie deshalb natürlich aus dem Texte? Henrys Erbaulichkeiten, so alltäglich seine loci communes auch sind, lassen sich allenfalls noch lesen, wenn sie einen gesunden Verstand haben. Aber wenn er in seinen Anspielungen auf alttestamentische Geschichte so sinnreich zu werden sucht, als S. 689. gegen das Ende des 91sten Psalms, mit welchem dieser Theil schließet, wo es heißt: „Diese Ueberzeugung (daß nemlich Gott unsern Tod zu einem wichtigen Zwecke gebrauchen wolle) wird „auch einen blutigen Tod zu einem sichern Uebergange nach „Canaan, durchs rothe Meer machen. Die Werkzeuge, „die vom Satan aufgeboten werden, ihre Hände mit un„schuldigem Blute zu beflecken, werden in den Augen eines „solchen Christen lauter Bileams seyn, die zwar fluchen „sollen, aber das Volk des Herrn segnen müssen. Er hält „diesen Tag für die Hochzeit des Lammes, und brauchet „daher keinen Aufschub, wenn ihm die Pferde zur Abho„lung entgegen gesendet werden, sie mögen nun blaß oder „roth seyn, wenn er nur durch sie zu Christo hingebracht „wird„ — alsdann muß man sich beklagen, daß die Ue„bersetzungssucht, wir können es nicht anders nennen, den Hrn. R. verleitet, solcher Homileten noch mehr übers Meer herzuholen, deren wir genug in Deutschland haben. Da unter uns durch die Bemühungen eines Ernesti, Michaelis und ihres gleichen die biblische Exegetick eine bessere Gestalt zu bekommen anfängt, so halten wir den Nachtheil, der durch dergleichen übersetzte praktische oder nicht praktische Schrifterklärungen bey jungen Gottesgelehrten angerichtet wird, für überwiegend größer, als den Vortheil, der dem gemeinen ungelehrten Bibelleser dadurch zuwachsen soll, welcher allenfalls den guten Johann Arndt über die Psalter, oder Langens Licht und Recht lesen, und eben das darinn finden kann, was Henry sagt. Müssen sich nicht die Engelländer in ihren Journalen über unsre ger-

man theologie bisweilen lustig machen, wenn wir solche Schriftausleger von ihrer Nation bey uns übersetzen?

Ab.

Erste Sammlung einiger Predigten von D. Wilhelm Abraham Teller Königl. Preuß. O.C.R. 2c. Helmstädt, auf Kosten und zum Besten des dasigen Fürstl. Waysenhauses, 1769. gr. 8. 381 Seiten.

Predigten von G. J. Zollikofer. Pred. der evangel. ref. Gemeinde zu Leipzig. Leipzig, bey Weidemanns Erben und Reich, 1769. gr. 8. 526 Seiten.

Es ist ein Vergnügen gute Predigten von verschiedenen Verfassern mit einander zu vergleichen und das unterscheidende darinn zu bemerken. Beyde, Hr. T. und Hr. Z. predigen keine Theologie sondern christliche Religion, und reden zu ihren Gemeinden als Männer, die die Schrift verstehn und dabey die menschlichen Herzen und Sitten genau beobachtet haben. In der Art zu lehren folgt ein jeder seinem Genie, seinen eigenthümlichen Gaben, die derselbige eine gute Geist unter mancherley Abänderungen verleihet. Hr. Teller hat viel originales. Er fasset seinen Text oftmal aus einem Augepunkt, aus dem ihn nicht ein jeder würde angesehen haben. Seine Vorträge haben gar kein philosophisches Ansehn, sie sind vielmehr ganz popular, aber dem ohnerachtet präcise und voll Nachdruck. Mit weiser Sparsamkeit beobachtet der Mann ein gewisses Maas in demjenigen, was er dem Zuhörer vorzustellen hat, und sagt ihm mit einer emphatischen Kürze nur so viel von jeder Sache, als selbst der gemeinste Christ auf einmal überdenken und auf sich anwenden kann. Diese Anwendung erleichtert er dadurch ungemein, daß er immer concret zu den Leuten spricht und gleich die Wahrheit an einzelnen Fällen aus dem menschlichen Leben anschauend macht. Dabey fehlt es seiner natürlichen leichten Schreibart nicht an Zierlichkeit.

Hr. Zollikofer macht schon in den Sachen und Worten mehr Aufwand. Sein Styl ist gerade nicht blühender, aber doch mehr rednerisch als der Tellersche, obgleich männlich, wie sichs für die Würde der Kanzel schickt.

Seine Vorträge gründen sich, wie Hrn. T. seine, auf genaue Vernunft- und schriftmäßige Wahrheit, und wirken bey dem Leser oder Zuhörer die bündigste Ueberzeugung vom Beyfall des Herzens begleitet. Sie sind ausführlichere, mit philosophischer Genauigkeit und durch alle Theile wohl ausgearbeitete Abhandlungen, aber mehr abgezogen und nicht so concret als jene. Gegen das Ende der Predigt bey der Application schränken sich beyde, vielleicht weil die Vorträge durchgehends praktisch sind, mehr ein, als wir bisweilen gewünscht hätten. Wir zweifeln nicht, daß beyde Sammlungen schon so viel Leser gefunden haben und noch finden werden, als sie verdienen. Wir begnügen uns den Inhalt jeder einzelnen Predigt hieher zu setzen.

Die Tellerschen sind folgenden Inhalts. 1. Die würdige Theilnehmung an der Ernde eines Jahrs. 2. Von der Offenbarung der Herrlichkeit Gottes in einem christlichen Hausstande. 3. Von der göttlichen Vorherbestimmung unserer irrdischen Zukunft. 4. Wider die unchristlichen Streithändel vor weltlichen Gerichten. 5. Von dem Ruhm der Gewissenhaftigkeit. 6. Von der Anwendung irrdischer Erfahrungen. 7. Kürzer Unterricht für Eltern und Kinder. 8. Von dem rechten Verstande der guten und bösen Tage. 9. Von dem Glücke des Mittelmannes. 10. Von der Pflicht gläubiger Tischgebete. 11. Von der künftigen Offenbarung uns selbst verborgen gebliebener guter Handlungen in dieser Welt. 12. Widerlegung einiger einer wahren Busfeyer hinderlichen Vorurtheile. 13. Von den guten Wünschen für das Wohl einer hohen Schule über Ps. XXVIII. 9. am 15ten Oct. 1767. als dem jährigen Gedächtnißtage der gestifteten Julius-Carls-Universität gehalten. 14. Von dem Glauben der Auferstehung Jesu. 15. Von der Hofnung unserer künftigen Auferstehung. Die Zollikoferschen handeln folgende Materien ab. 1. Die Eitelkeit aller irrdische Dinge. 2. Von den geistlichen Erfahrungen. 3. Die Betrachtung unserer Wege. 4. Die Hofnung der seligen Unsterblichkeit als die vornehmste Quelle unserer Beruhigung und Zufriedenheit betrachtet. 5. Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung mit Absicht auf den irrdischen Wohlstand der Gottlosen und der Frommen. 6. Fernere Rechtfertigung der göttl. Vorsehung rc. 7. Ueber den sittlichen

Cha-

Charakter Jesu. 8. Die vornehmsten und gemeinsten Fehler der Kinderzucht. 9. Die vornehmsten Quellen des Unglaubens. 10. Bestreitung einiger Vorurtheile gegen das Christenthum. 11. Bestreitung einiger Vorurtheile gegen die christliche Sittenlehre. 12. Die Gesinnungen rechtschaffener Verehrer Gottes gegen den Ort ihrer gottesdienstlichen Versammlungen, gehalten den 28 Sept. 1766. am Einweyhungstage des neuen Betsaales. 13. Das merkwürdige der Reformation und die Pflichten, die sie uns auflegt. 14. Von den Grundsätzen der Reformation, beyde an Chursächsischen jährl. Reformationsfesten gehalten. 15. Wie man sich fremder Sünden theilhaftig mache. 16. Von dem zukünftigen allgemeinen Gerichte. 17. Die Nachahmung des Beyspiels Christi, an einem Communiontage. 18. Die Pflicht der brüderlichen Bestrafungen. 19. Die Rückkehr des verlohrnen Sohnes zu seinem Vater, ein Bild des sich bekehrenden Sünders, an einem Bußtage. 20. Die Kürze und Mühseligkeit dieses Lebens.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir auch zugleich

Herm. Dietr. Pörtners, weiland Pred. der evangel. ref. deutschen Gemeinde zu Frankfurt am Mayn, Predigten vermischten Inhalts, herausgegeben von G. J. Zollikofer ꝛc. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1769. gr. 8. 828 Seiten.

anzeigen. Auch diese XXVIII Predigten waren des Drucks nicht unwerth, und sind ein zweytes redendes Monument, das Hr. Z. dem sel. Verf. damit errichtet hat.

Neue Sammlung von Predigten des Laurenz Sterne (oder Yorick) aus dem englischen übersetzt. Leipzig, verlegts Caspar Fritsch, 1770. 8. 230 Seiten.

Wir haben nichts gegen diese Predigten. Sie verdienen ihres Inhalts und bündigen Vortrages wegen allen Beyfall. Aber doch will es uns nicht recht in den Sinn, daß sie wirklich vom Yorick wären. Wenn uns nicht alles betrügt, so dachte Yorick in einem ganz andern Geiste und schrieb in einem ganz andern Styl als der V.

Hermann Christian Paulsens, Past. zu Wedel, Betrachtungen über die Grundwahrheiten der christlichen Religion. Hamburg, im Verlag von Christian Herolds Wittwe, 1769. gr. 8. 443 Seiten.

Der V. meynt, es fehlte uns noch an einem für jeden Christen überzeugend, zusammenhängend und praktisch geschriebenen Buche, welches sich über das Ganze der christl. Religion ausbreitete. Denn unsere meisten Bücher, worinn die Lehren des Evangeliums abgehandelt würden, wären entweder zu gelehrt und also nicht für alle; oder sie setzten die Wahrheit des Christenthums schon als erwiesen voraus; oder man könnte keine zusammenhängende Erkenntniß der Religionslehren daraus erlangen, weil sie nur einzelne Glaubenslehren oder Lebenspflichten abhandelten; oder sie wären nicht praktisch genug geschrieben. Also will er diese Lücke ausfüllen und solchen evangelischen Christen, die sich nicht auf theologische Gelehrsamkeit gelegt haben, zu ihrer Erbauung ein Werk liefern, welches einen vollständigen, auf überzeugende Gründe gebauten und praktischen Unterricht der christl. Religion zur Belehrung aller, die sie bekennen, enthalten soll. Ein Vorhaben, das seiner Absicht nach nicht größer und wichtiger seyn kann, und dessen Nutzbarkeit von einer guten Ausführung abhangen wird.

In dem gegenwärtigen Buche hat der Verf. das Fundament zu dem Gebäude gelegt, das er aufzuführen gedenkt. Nach einer kurzen Einleitung wird in dem I. Hauptst. bewiesen, daß ein Gott sey. Das IIte handelt von der Religion und Offenbarung überhaupt, das IIIte von der heil. Schrift, als einer göttlichen Offenbarung, das IVte von der Vortreflichkeit der christl. Religion und in dem Vten wird die Geschichte der christl. Religion erzählet; sie fasset aber auch die Religion der Patriarchen und des Moses in sich, denn sie fängt von Adam an bis auf Christum, und von Christo an wird sie bis auf unsre Zeiten fortgeführt. Wir müssen dem V. das Zeugniß geben, daß er in diesen Betrachtungen alles gesammelt habe, was je für die Wahrheit und Vorzüglichkeit der christl. Rel. von andern ist geschrieben worden, die beweisenden und starken Argumente nicht allein, sondern auch unbeweisende und schwache. Die Sachen hängen auch so zusammen, daß in

der

der Kette seiner Betrachtungen ein Glied ins andere greift, und an einem Flusse von Worten fehlt es ihm auch nicht. Seine Schreibart hat viel ähnliches mit der Schreibart des Hrn. S. Göze, dessen Phraseologie ihm sehr eigen ist. Indessen geben wir dem V. zu bedenken, ob der Plan seines Werks nicht viel zu groß angelegt, die Ausführung ganz ohne Noth für solche Leser, auf die er sein Absehen gerichtet hat, zu weitläufig gerathen, und der Ton, worinn er spricht, zu deklamatorisch sey. Der Beweis des Daseyns Gottes z. B. nimmt allein hundert Seiten ein und wird aus der Vernunft, aus Betrachtung der Welt überhaupt, und insbesondere aus den Himmelskörpern, der Luft, dem Lichte, dem Feuer; den Dünsten und Regen, der Schwere und den Gesetzen der Bewegung, dem Erdboden, den Gewächsen, deren innerlichen und äußerlichen Beschaffenheit und Mannigfaltigkeit, aus den Thieren, ihren Sinnen und ihrer Fortpflanzung überhaupt, insbesondere aber aus den vierfüßigen Thieren, den Vögeln, Fischen, nützlichen und schädlichen Insekten, aus dem Menschen und dessen Leibe nach seiner innerlichen und äusserlichen Einrichtung und seiner Seele geführet. Zur Erläuterung sind diese Betrachtungen an sich sehr gut, aber sollten sie nicht haben kürzer gefaßt werden können? oder wäre es nicht an einigen darunter genug gewesen? Will Hr. P. seine Betrachtungen über die Lehren des Christenthums selbst, samt und sonders, in der Folge auf die Art ausdehnen, so kann das Werk leichte zu acht bis zwölf starken Octavbänden anwachsen. Wenn man nun bedenkt, wie wenig die meisten von den Leuten, für welche dieses Buch geschrieben ist, und noch, so Gott will, geschrieben werden soll, auf einmal zu lesen und zu überdenken im Stande sind: so läßt sich leicht die Länge der Zeit berechnen, binnen welcher langsame Leser damit zu Ende kommen würden. Und wenn sie es nun alles gelesen haben, wie werden sie sich dessen erinnern, das ganze des Lehrgebäudes übersehen und alle Wahrheiten unter einem Augepunkte vereinigen können?

Ausserdem haben wir Ursache zu glauben, der V. werde viele Stellen der h. Schrift in der Folge nach dem Lehrbegriffe seiner Kirche, der ihm ganz fehlerfrey zu seyn dünkt, erklären, und manche Lehrsätze dem Christenthum einverleiben, welche eigentlich in das System der Theo-

logie und unter die Hypothesen der Dogmatick gehören. Wir schließen dieses aus einigen Urtheilen des V. über gewisse theologische Streitigkeiten, bey welchen das Christenthum eigentlich auf keine Weise interessirt ist, ihre Entscheidung mag für die eine oder die andere Parthey ausfallen. Mit der Klaßification der christlichen Lehren, unter welchen er die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben oben ansetzt, möchten auch wohl nicht alle, die der Sache nachgedacht haben, einstimmig seyn. Es wird darauf ankommen, was der V. durch den Glauben versteht. Der Begriff desselben muß die Entscheidung geben, ob dies Urtheil wahr oder falsch sey. Ist eine Lehre in der christlichen Dogmatick, welche durch die unrichtige und unbiblische Vorstellung, die man davon in den meisten Glaubensbüchern gemacht hat, dem praktischen Christenthum mehr hinderlich als beförderlich gewesen, da sie gewöhnlichermaßen vorgetragen, offenbar die Bewegungsgründe zur Gottseligkeit und Tugend eher schwächt als verstärkt: so ist es diese Lehre.

Die Geschichte der christl. Religion im Vten Hauptst. steht am rechten Orte. Wer sich gründlich von dem christlichen Glauben unterrichten will, kann ihrer nicht wohl entbehren. Daher finden wir es sehr nützlich und wohl gethan, daß Hr. P. hier für Leser, die keine Theologen sind, einen kurzen Auszug davon liefert. Vielleicht wäre es noch besser gewesen, wenn einige Sachen, die eigentlich in die gelehrte Polemick gehören, daraus weggeblieben wären. — Daß der P. übrigens die unverfälschte Lauterkeit des Evangeliums allein in der lutherischen, von allen Irthümern schlechterdings freyen Kirche findet; daß er diejenigen, welche dieses nicht zugeben wollen, für Verführer des Volks, und wenn sie Lehrer sind, für falsche Apostel, für trügliche Arbeiter, für reißende Wölfe in Schaafskleidern, deren sich der Satan nach seiner Kriegeslist bedienet, weil es mit den Ungläubigen zur Ueberwindung der Wahrheit nicht gehen will, erklärt, und als solche wacker ausschilt; daß er gegen die Duldung solcher Schriften, welche wider lutherische Lehrsätze etwas einzuwenden haben, und für den Eyd auf die symbolischen Bücher, gewöhnlichermaßen deklamirt, welches er Eifer für die Reinigkeit der Lehre nennet, das versteht sich von selbst, und wir sind nicht willens, uns darüber in einen Streit

mit

mit ihm einzulassen. Wer die Sache nur halb überlegt hat und Sonnenklare Wahrheiten, die für das Gegentheil zeugen, nicht begreifen kann, der falle ihm immer bey, wir haben nichts dawider. Gewisse Vorurtheile üben eine große Gewalt über den menschlichen Verstand. Es gehört selbst bey vernünftigen und denkenden Leuten Zeit dazu, ehe sie sich verliehren. Will man sie mit einmal ausrotten, so wurzeln sie nur tiefer ein.

F.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Joa. Christoph. Erici Springeri, ICti Schaumburgo-Lippiaci, Commentatio juridica ad rem judiciariam novissimam spectans de Caussae Continentia Germanica, quatenus distat a Romana sive Connexitate caussarum, recentissimis caussis illustribus in primis Westphaliae probata. Monasterii Westphalorum sumtibus Perrenonii MDCCLXX. 4. 100 Seiten.

Dieser Schriftsteller, den man immer nur aus seinen ökonomischen, kameralischen und philosophischen Stücken kannte, giebt in dieser Schrift auch seine gute juristische Herkunft und sein Brod-Studium auf eine sehr vortheilhafte Art zu erkennen, indem er eine Materie angreift, die zwar zu allen Zeiten fruchtbar genug war, aber von dieser Seite noch nie angegriffen wurde. Er bemühet sich, zwischen der römischen und deutschen Continentia Causae einen Unterschied anzugeben und diesen sehr genau zu bestimmen. Wenn er dabey weiter nichts gesucht hätte, als unsern Germanisten in die Hand zu arbeiten; so verdiente seine Arbeit schon deswegen vielen Beyfall, weil sie vielleicht vielen erbaulich werden könnte, welche Lust und Gelegenheit haben, mehrere Stücke des Processus so zu zergliedern und zu einer pragmatischen Geschichte des deutschen Reichsprocesses Holz und Steine zu sammeln; aber der V. hat eine weit practischere Absicht mit dieser Arbeit verbunden, und wir zwei-

sein nicht, daß er sie auch erreicht haben werde. Er zeigt vornemlich die Anwendung dieses Unterschieds in der Reichsgerichtlichen Praxi, und giebt unter genau bezeichneten Charakteren an, wo die deutsche Continenz, die er schlechtweg Continentiam Causae, und dann wo die römische Continenz, die er Connexitatem causarum nennt, gebrauchet oder verworfen werden müsse; die neuesten Beyspiele, die er dabey nutzt, sind die Cammergerichtliche Processe zwischen den Erz- und Hochstiftern Cölln, Paderborn und der Abbtey Corvey, dem deutschen Orden, den gräflichen Häusern Oettingen, Schaumburg und Lippe. Eine Deduction des geschickten Corveyischen Canzlers Frech, die vor kurzem erschiene, und die Austregal Instanz der geistlichen Fürsten mit Hülfe der Continentiae Causae zu unterdrücken und ein im J. 1769. gegen die Abbtey Corvey für die Austregal-Instanz des Hochstifts Paderborn publicirtes Cammergerichtliches Urthel anzufechten, scheinen die erste Veranlassung zu dieser Schrift gegeben zu haben. Der V. zeigt denn hier die Rechtmäßigkeit dieser Urthel und zieht dabey alle alte und neue Cameralisten, die er zu seinem Vortheil erklärt, in sein Interesse.

Das neue von seinem Lehrgebäude deucht uns besonders darinn zu liegen, daß die deutsche Continentia causae blos dem Kläger, die römische aber nur dem Beklagten zu statten kommen könne. Jene gründet sich ganz alleine in dem Recht der Austräge; Gegen einen Beklagten, der dieses Recht nicht hat, kann die deutsche Continenz keinen Nutzen haben; Denn weil sie nur bey Gelegenheit der Austräge eingeführet worden, so kann sie auch niemanden nutzen, als der ein Interesse dabey hat, daß diese nicht mißbrauchet werden; das kann nun niemand anders seyn als der Kläger, der jemand, welcher das Recht der Austräge hat, belangen will; Vermög dieser deutschen Continenz hat denn der Kläger das Recht, wenn zufälliger Weise seine beklagte Parthey mehrere Personen ausmacht, deren eine jede das Recht der Austräge hat, diese verschiedene Austregal Instanzen zu überspringen und geraden Weges an die Reichsgerichte zu gehen. Der Nutzen seiner deutschen Continenz bestehet also darinn, daß man das Recht hat, von mehrern Beklagten, die über eine Sache zwar nur eine Gesellschaft ausmachen, aber

doch

doch ihre verschiedene ordentliche Richter haben, mit Ueberspringung aller dieser ordentlichen Richter die ganze Gesellschaft nur vor einen, nemlich vor den obern Richter zu ziehen. (Wenn A. der Kläger ist und B. C. D. die Beklagten sind; so ist freylich natürlich, daß B die Continentiam Causae nicht selbst zu Hülfe nehmen werde, um C. und D. zu correis zu machen und sich selbst um seine Austregal-Instanz zu bringen; denn dazu braucht man keine Continentiam causae, um sich lieber bey den Reichsgerichten als vor den Austrägen Recht geben zu lassen. Man braucht es nur zu sagen, so ists schon genug:) die römische Continenz, welche blos dem Beklagten zu statten kommen soll, erklärt der V. aus der Quelle der römischen Gesetze und unter andern aus einer nicht undeutlichen Stelle des Mindanus. So wie jene ein Zusammenhang der Personen ist und mehrere Personen voraussetzt, so ist diese ein Zusammenhang der Sachen unter einerley und nicht mehrern Personen; er zeigt jedoch dabey die Ausnahmen davon in der neuern Praxi, insonderheit was die Absonderung des Possessorium von dem Petitorium vor verschiedenen Richtern betrifft; (aber wie und wenn das Petitorium durch lauter Mandaten so entfleischt wird, daß man es gar nicht mehr kennt, und der cumulus mandatorum endlich ein neues petitorium oder possessorium ordinarium wird, wie steht es da mit der Continentia Romana?)

Die übrigen in die Augen fallenden Sätze sind, daß die Einschränkung der Austräge nie einen Grund für die Continentiam Causae germanicam abgeben muß, daß die Stammausträge der Justiz hinderlicher sind als die Gesetzlichen, daß die Austräge als ein Mittel gebrauchet werden können, die Anzahl der Reichsgerichtlichen Processe zu vermindern, wobey ein ganz neues Beyspiel angeführet wird, daß endlich die Dom-Capitul ex continentia causae Germanica zugleich mit dem Bischoff zwar nicht belanget werden dürfen, daß sie aber auch stillschweigend die Jurisdiction der Reichsgerichte prorogiren können. Die ganze Abhandlung ist deutlich geschrieben, doch würde sie viel besser zu lesen seyn, wenn es dem V. gefallen hätte, sie deutsch zu schreiben, in welcher Sprache man von dem V. eine gewisse Leichtigkeit und Lebhaftigkeit gewohnt ist, die wir überhaupt den trockenen juristischen Schriften

wünschen wollten. Beyläufig bemerken wir hiebey, wie aus noch viel andern seit kurzen in Münster erschienenen Schriften, daß es anfange auch in diesen Gegenden Tag zu werden. Wir müßten uns sehr irren, wenn wir dieses nicht der gegenwärtigen weisen und sanften Regierung des Churfürsten und dem mit unglaublicher Thätigkeit des Geistes für die Erleuchtung seines Volks arbeitenden Minister, einem der ersten Genies, dem Freyherrn von Fürstenberg, zuschreiben wollten. Heil ihm und allen denen, die Geisteskräfte und Muth genug haben, den Nationen, die im Finstern wandeln, ein Licht anzuzünden, wobey sie ihre eigene Würde erkennen, ihren Verstand und ihre Empfindungen ausbilden, kurz Menschen zu werden lernen mögen.

Friederich Carl von Buri, weiland Hochf. Hessendarmstädtischen wirklichen Geheimenraths, ausführliche Abhandlung von den Bauergütern in Deutschland sowol überhaupt als auch drey und funfzig unterschiedene Arten derselben insonderheit rc. mit einer Vorrede von D. Franz Just. Kortholt, Universitäts-Canzlern zu Giesen. Giesen, bey Joh. Phil. Krieger, 1769. 4. 647 S.

Der H. Vicecanzler hat durch die Veranstaltung des besondern Abdrucks dieses schon seit 1737. mit Ruhm unter uns bekannten Werkes einem großen Theil des Publikums einen wahren Dienst erwiesen. S. 609. ist uns eine Nachricht eingefallen, die uns über die Stelle in Falkensteins antiquit. Nordgau. von walzenden Lehen vor kurzen zugekommen ist, daß nemlich die walzende Feldlehen ihre Benennung davon haben, daß das Besteurungsrecht sich auf die Obrigkeit eines jeden Besitzers eines solchen Feldstückes fortwälze, also daß wenn heute noch Cajus ein Stück besteuert, weil es ein Unterthan von ihm besitzt, morgen schon Titius es zu besteuern anfange, weil sein Unterthan indessen das Stück von jenem gekauft; die Stücke durften aber keine Lehen seyn; in der Folge ist die Steuerwalzung meistens abgekommen, aber der Name ist den Gütern geblieben und auch den Lehenstücken gegeben worden. Man versteht jetzt nichts anders darunter, als ein-

einzele kleine Stücke Landes, die ohne Erlaubniß der Obrigkeit, jedoch mit Vorbehalt der Lehnwaare oder anderer Schuldigkeiten nach Gefallen verkauft werden dürfen; und ein walzendes Feldlehen unterscheidet man daran von einem walzenden Stücke, daß jenes einen größern Strich Feld und ohngefehr so viel als in Niederdeutschland das Wort Brink bedeutet.

E.

Entwurf der bürgerlichen Gesetze der Juden, nach Anleitung der heil. Schrift, von F. W. F. v. W. J. Kopenh. und Leipz. bey Heineck und Faber, 1769. 10½ B. in 8.

Die Gesetze der Juden, wenn sie philosophisch behandelt werden, verdienen allerdings die Aufmerksamkeit eines Weltweisen und Rechtsgelehrten. Der Verf. behandelt sie allein auf der moralischen Seite, und man könnte dies Buch einen Inbegriff der bürgerlichen und häuslichen Sittenlehre der Juden nennen. Auf den Unterscheid des Zwangrechts und der Gesetze der Menschlichkeit; oder der vollkommnen und unvollkommnen Verpflichtung hat er nicht geachtet; auch hat er die unzertrennliche Verbindung der bürgerlichen und gottesdienstlichen Gesetze, deren Gränzen allenthalben in einander laufen, nicht in Acht genommen. Er siehet die jüdischen Gesetze nicht eigentlich auf der bürgerlichen; noch auch auf der theokratischen Seite an, wie sie z. Ex. aus der Beschaffenheit des Landes und der Himmelsgegend; aus der Verfassung einer nicht handelnden Nation; aus den Ueberbleibseln der patriarchalischen Sitten und der ältesten Verbindung des priesterlichen und richterlichen Amts; aus den Spuren der egyptischen Gesetze; aus der nöthigen Absonderung von allen abgöttischen Völkern, und dergleichen Augenpunkten mehr von philosophischen Auslegern betrachtet werden: sondern das Hauptaugenmerk des Verf. ist zu zeigen, daß die Liebe die Grundlage aller israelitischen Gesetze; und daß ihre Absicht auf die innere Verbesserung gerichtet ist. Sonst sind die Gesetze ziemlich ordentlich in fünf Bücher abgetheilet: 1) von dem Gerichte und den gerichtlichen Personen: 2) von der Religion und der Priesterschaft: 3) von dem weltlichen und häuslichen Stande: 4) von dem rechtmäßigen Besitze,

Guts, und Schulden: 5) von Mishandlungen. In den Einleitungen vor jedes Buch kommen einige gute Anmerkungen gegen die Deisten vor. Was er von der Versorgung der Leviten; von den Rechten der Armen; von den verbotnen Wucherzinsen; von der Unschuld des Moses gegen die Beschuldigungen der eigennützigen Staatsklugheit urtheilet, ist das lesenswürdigste. Man hätte denken sollen, er hätte von den Absichten des unveränderten Eigenthums der Grundstücke jeder Familie und andern wichtigen Denkwürdigkeiten der bürgerlichen Gesetze wenigstens dasjenige berühret, was schon manche Ausleger davon abgehandelt haben; aber dies vergißt er ganz. Auch wird dasjenige was er (Einl. zum B. 4.) von dem Rechte der Freystädte und dem Rechte des Bluträchers mit wenigen berühret, niemand befriedigen können: und hier wäre es doch besonders nöthig gewesen, nach der Hauptabsicht dieses Buchs die Güte und Weisheit des Gesetzgebers zu rechtfertigen.

Er.

Samuelis Strykii, IC. tractatus de actionibus forensibus investigandis et caute eligendis ut et de actionum praescriptione nec non de juribus et actionibus non cessibilibus quos emendationibus et accessionibus practicis auxit *D. Christ. Gottlieb Hommel*, tit. de verb. signif. et reg. jur. P. P. O. et facult. jurid. Witteb. Assessor. — Wittebergae, apud Samuel. Godofr. Zimmermannum, 1769. 3 Alph. 17 Bogen in 4.

Die Anmerkungen des Herrn Hommels sind zwar nicht sehr häufig, aber desto bündiger und ihrem Zweck gemäß. Er berichtiget theils die Irrthümer des sel. Strycks und zwar mit mehrerer Bescheidenheit, als der wider das brunnemannische Haus ergrimmte Lynker, führt bey jeder Materie die neueste und beste Schriften an und sucht das Werk besonders den sächsischen Rechtslehrern zum bequemen Gebrauch einzurichten.

E*.

Samm-

Sammlung von Reichshofraths-Gutachten. Fünfter Theil. Frankfurt am Mayn, in der Andreäischen Buchhandlung, 1769. 17 Bogen 8. Sechster Theil, ebendaselbst, 1769. 11½ Bogen 8.

Die vier ersten Stücke des fünften Theils betreffen den, zwischen Braunschweig-Zelle und Braunschweig-Wolfenbüttel vom Jahr 1600. bis 1609. bey dem Reichshofrathe geführten Streit wegen der Erbfolge in das erledigte Fürstenthum Grubenhagen. Als nemlich die Stimmen des R. H. R. in dieser wichtigen Sache getheilet waren, und jeder Theil sein Votum schriftlich übergeben mußte, so wurden folgende Schriften abgefasset:

I.) Reichshofraths-Gutachten in Sachen Herrn Wilhelmen, Julii Ernsten und Augusts des jüngern, Herzogen zu Braunschw. Zellischer Linie, gegen Herrn Herzog Heinrich Julium, Wolfenbüttel. Linie, das erledigte Fürstenthum Grubenhagen betreffend, *de An. 1609.* Es ist ein Votum von fünf R. H. Räthen, welche Kayserl. Maj. unterthänigst vortragen: 1.) daß die Jurisdiction des K. R. H. R. in obberührter Sache fundiret, daher selbige nicht dörfte weder an die Cammer zu Speyer, noch für die Austräge, oder an den Quedlinburgl. Richter, ratione der Herzbergl. und Quedlinburgl. Lehen, gewiesen werden, 2.) daß eine Separation der Herzberg und Quedlinburgl. Lehen, von den Grubenhagenischen Reichslehen nicht zu machen, weil jene als Pertinenz-Stücke von diesen gebeten worden, 3.) daß zur Zeit definitive nicht könne gesprochen werden, sondern beklagter Herzog mit den anerbotenen Beweiße einer titulirten Possession gehöret werden müsse.

II.) *Votum* Hl. Joh. Ulr. Hemerle, R. H. R. in der Grubenhagischen Succeßionssache d. 16 Aug. 1609.

Nach diesem Voto soll immissio der Hr. Klägere in die streitige Lehen definitive erkannt, Hr. Bekl. aber cum restitutione fructuum perceptorum, mit der gesuchten defension ad petitorium verwiesen werden.

III.) *Votum* deren, so für die Herrn Kläger in der Grubenhagischen Succeßionssache geschlossen, und den 11 Sept. 1609. den Kayserl. Geh. Räthen übergeben.

Ist gleichfalls von fünf R. H. R. (unter welchen J. U. Hemmerle) unterschrieben, und mit dem vorhergehenden Voto gleiches Inhalts.

IV.) Vo-

IV.) *Votum* des Kayserl. Geh. Raths, welches Ihre Kayserl. Majest. den 15 Nov. 1609. allergnädigst approbiret; nebst denen darauf weiters erfolgten gütlichen und commissarischen Verhandlungen.

Es kommt selbiges mit denen sub Nr. II. und III. bemerkten Votis völlig überein, und ist, nachdem die gütliche Beylegung fruchtlos versuchet worden, demnächst vollenzogen.

V.) Reichshofraths Gutachten in der Mecklenburgisch-Güstrowischen Succeßionssache, *de* 18 *Ian.* 1701.

Wie nemlich die Irrungen, welche wegen der, an den Herzog von Strelitz aus dieser Succeßion von dem Herzoge zu Schwerin laut Vergleichs jährlich zu entrichtende 40000 Rthlr. und zwar zwey Drittel davon an Land und Leuten, und das übrige an dem Boitzenburgischen Zoll, denen gethanen Vorschlägen gemäß beyzulegen.

VI.) R. H. R. Gutachten, in Sachen Reichs-Ritterschaft *contra* das Gräfliche Haus Castell, das Gut Urspringen betreffend. *de An.* 17—.

Durch welches die Reichs-Ritterschaft in possessione vel quasi des juris collectandi geschützet wird.

VII.) R. H. R. Gutachten, in Sachen der Fürsten von *Carignano* gegen den Herzog von Modena, eine Erbschaft betreffend.

Folgende Sätze sind darinn anmerklich, 1) die Italienischen Vasallen, mithin auch der Herzog von Modena stehen nicht in einem blossen nexu feudali gegen Kayserl. Maj., sondern sie sind zugleich subditi imperatoris. 2) Die Ital. Fürsten sind keine andere jura zu exerciren befugt, als die ihnen von denen Röm. Kaysern per litteras investiturarum et privilegia verliehen; wobey ein vierfacher Unterscheid zwischen der potestate territoriali derer It. Vasallen, von der Landeshoheit derer deutschen Fürsten bemerket wird. 3) Die LL. Vasallor. Ital. welche sie in ihren Landen contra jus commune machen, sind ohne Kayserl. Confirmation ungültig. 4) Das jus civile Justinianeum, ist pro jure communi Italiae allerdings zu achten. 5) Die It. Vasallen haben über ihre nachgebohrne Brüder, oder andere Prinzen von Geblüt keine Jurisdiction, und sind selbige als subditos anzusehen nicht befugt. 6) Können solche Fürsten ein confirmirtes statutum municipale für sich nicht aufheben oder abändern. Nach welchen

Grund-

Grundsätzen denn der H. v. M. zur Restitution der quäst. Erbschaft schuldig erkannt wird.

VIII.) R. H. R. Gutachten in Sachen des Fürsten von Anhalt-Dessau, gegen den Fürsten von Anhalt-Cöthen, wegen der Bann-Mühlen.

Durch welches Anhalt-Cöthen das Recht, neue Mühlen zu bauen und darinn von denen Unterthanen mahlen zu lassen, aus überzeugenden Gründen zuerkannt wird.

IX.) R. H. R. Gutachten in Sachen der Reichs-Ritterschaft in Franken, Orts Gebürg, gegen den Grafen von Giech, *in puncto exemtionis.*

Beklagten Grafen wird das Recht von seinen Gütern oder Unterthanen etwas von der Ritterschaft eximiren zu können, völlig aberkannt.

Der Sechste Theil enthält:

I.) R. H. R. Gutachten in S. der Reichsstadt Weil gegen den Würtenbergl. Marktflecken Merklingen, *in puncto juris collectandi.* Dadurch der R. St. Weil Gesuch: die Steuern nicht nach dem ordinairen Steuerfuß, sondern nach dem alten modo collectandi conventionali bezahlen zu wollen, als unstatthaft verworfen wird.

II.) R. H. R. G. in Sachen Ostfriesland, wegen Abführung der dänischen Truppen.

Es wird aus überzeugenden Gründen dargethan, daß die Abführung der Dänischen Miliz, nach hergestellter Ruhe, zu veranstalten.

III.) R. H. R. G. den Aufruhr zu Mühlhausen, insbesondere die Anstellung der Inquisition und Bestrafung der Tumultuanten, betreffend.

Enthält das in dieser weitläuftigen Inquisitionssache von Kayserl. R. H. R. abgefaßte Endurtheil.

IV.) R. H. R. G. in den Mecklenburgischen Landesirrungen, insbesondere die von der Ritter- und Landschaft aufgenommene Capitalien betreffend, *d. d. 7 Aug.* 1725.

V.) R. H. R. G. in Sachen der Reichsstadt Hamburg gegen den König in Dännemark, *in puncto commercii d. d. 11 Dec. 1727.*

In welchen die von Seiten Hamburg beygebrachten Gründe: daß Dännemark seinen Unterthanen die Handlung mit Hamburg zu untersagen nicht befugt, u. d. m. nicht allein für erheblicher anerkannt werden, sondern auch, auf den Fall daß Dännemark diese Beschwerden ab-

zustellen nicht gesonnen, ein gleiches Verbot in Ansehung der Dänisch. Waaren ins Reich ergehen zu lassen, gedrohet wird.

VI.) Extract R. H. R. Gutachten die Bestellung der Kayserl. Administration in dem Mecklenburgischen betreffend, *d. d.* 27 *Maji* 1729.

VII.) Extract R. H. R. G. in eben dieser Materie vom 11 *Iul.* 1729.

Beyde betreffen den Unterscheid, zwischen der Suspension von der Regierung, und derselben Privation durch eine Achtserklärung.

VIII.) R. H. R. G. die von dem König in Preussen, Churfürsten zu Brandenburg, geschehene gewaltthätige Ueberziehung der Mecklenburgl. Lande betreffend, *d. d.* 27 *Maji* 1758.

Ist die damalige Sprache des R. H. R. um den fruchtlos angefangenen Achtsproceß fruchtlos fortzusetzen.

IX.) Nachtrag zu dem in dem ersten Band S. 175. enthaltenen R. H. R. Gutachten.

Dl.

3. Arzneygelahrheit.

Von Erhaltung der Kinder von dem ersten Augenblick ihres Entstehens an bis zu ihrer Mannbarkeit. Aus dem französischen des Herrn D. Raulin. Erster Band. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Crusius, 1769. 1 Alph. 2 Bogen in gr. 8.

Dies Werk wird sehr weitläuftig werden, und Hr. Raulin redet schon von 6 und mehrern Bänden, wozu es anwachsen wird. Es kann auch leicht so stark werden, da der V. sich so weit ins physiologische Feld einläßt und zugleich alle Krankheiten der Mutter während der Schwangerschaft weitläuftig abhandelt, dabey die Art hat beyläufig ins Allgemeine auszuschweifen. Das ganze Werk wird in 4 Epochen eingetheilt. Die erste geht von der Empfängniß bis zur Niederkunft; die zweyte von der Geburt bis zum Entwöhnen; die dritte von dem Entwöhnen bis zum siebenden Jahr; und die vierte von diesem Alter bis zum mannbaren.

baren. Nur allein die erste Epoche beschäftigt den Hrn. B. in diesem Band. Daher hier von der Empfängniß, dem Embryo, der Frucht und deren, ihr theils eigenen, theils durch Ansteckung oder durch Unordnungen in der Schwangerschaft mitgetheilten Krankheiten gehandelt wird. Das Praktische hiervon wird erst hinkünftig folgen. Verschiedentlich streut er eigene Fälle ein. Die Uebersetzung läßt sich nicht übel lesen.

Pl.

Die wohlunterrichtete Wehemutter durch Fragen und Antworten ausgearbeitet von Aug. Died. Gottl. Prange, M. D. und Practicus zu Stade. Hamburg bey Brandt, 1769. 9 Bogen in 8.

Ein Auszug aus H. Röderers Hebammenkunst für die Wehmütter, die keinen Handgriff verstehen dürfen und ausüben sollen, als die Wendung. Der Anschlag, dies auszuheben, war wohlgedacht und ist auch meistens wohlausgeführt. Doch vergißt hie und da der Gelehrte, mit wem er spricht. Wir finden oft etwas vom Durchmesser der Oeffnungen des Beckens; es wird der tunica filamentosa des Röderer gedacht, wovon die Wehmütter schwerlich einen Begriff kriegen werden; und von den Ursachen des häufigern Schleims in den Geburtstheilen gegen die Geburtszeit haben sie auch nicht nöthig etwas zu wissen. Sehr unbequem dünkt es uns, S. 9. corpus uteri durch Mutterleib zu übersetzen und verschiednemal heißt es, das Wasser in seiner Blaße erweitre gleich einem Kegel (Keil soll es wohl seyn) die fleischigen Theile. Ueber der Wendung denkt H. P. wie sein Lehrer. Er glaubt sie dem Kinde nicht so unschädlich, als sie es der Mutter ist. S. 112. versichert H. P.: „er habe ein vortreflich Mittel gegen die Blutflüße: allein wichtige Bewegungsgründe hielten ihn ab, es bekannt zu machen.„ Warum schwieg er denn nicht gar davon? Oder sollen wir auch bald von ihm ein neues Arcanum gewärtigen? das hoffen wir doch nicht, Im übrigen wird in diesem Katechismus meistens überaus gut gefragt und eben so gut, nur bisweilen etwas zu lang, geantwortet.

Geo. Erh. Hambergers semiotische Vorlesungen über Jod. Lommens medic. Wahrnehmungen, heraus-

gegeben von Joh. Dav. Grau s. w. 3r Theil. Lemgo, Meier, 1769.

Herr Grau verunehrte Hambergers Andenken durch Herausgabe der beyden ersten Theile. Er will es nun besser machen und giebt hier eigne Anmerkungen unter Hambergers Namen heraus. Noch nicht getroffen. Er sollte gar nichts herausgeben. Kann man denn nicht sonst ein nutzbarer Mann werden, ohne Schriftsteller zu seyn.

Vergleichung der natürlichen und eingepfropften Blattern s. w. angestellt von Jo. Fr. Danneil Consistorialrath s. w. zu Quedlinburg. Quedlinburg Levi, 1769. 4½ Bogen 8.

Wahrhaftig aus 99 das 100te und doch sind die besten neueren Quellen nicht einmal gebraucht.

Der Arzt des Gottesgelehrten, welcher Vorschriften giebt, wie sich Prediger in Ansehung ihrer Gesundheit bey Führung ihres Amts zu verhalten haben. Leipzig, Heinsius, 1769. 144 S. 8.

Es dürfte in dieser Diätetick, wie in den meisten, noch wohl sehr viel zu berichtigen, einzuschränken und zuzusetzen seyn. Der V. hat indessen, was man gemeiniglich als Regeln verkauft, Wahres und Falsches, fleißig genug gesammelt und wenigstens die lobenswürdige Absicht gehabt, dem ehrwürdigen Stande, für den er schreibt, eine Wohlthat zu erweisen.

Die Vortheile, welche der Staat durch die Einführung des Blatterbelzens erlangt, aus Staatsgründen betrachtet, von Erh. Fried. Weinland zu Eßlingen Rathsadvocat s. w. Zelle, Gsellius, 1770. 158 S. in 8.

Weil die bisherigen Vertheydigungen der Inoculation nur die physische oder moralische Seite betreffen; der politischen aber nur flüchtige Blicke geschenkt werden: so hat H. W. diesen Mangel ersetzen wollen, oder ist vielmehr dazu von höhern Orten angeflammt worden, wozu ihm

ihm H. Baldinger Vorschub geleistet. Es ist uns indessen leid, daß die politische Seite in nicht bessere Hände gerathen ist. Ein paar Proben. Gleich S. 2. weis er, die Grönländer seyn von den Pocken befreyet. S. 6. erzählt er, die Prinzeßin von Wallis habe ihre Tochter, die Prinz. von Oranien, inoculiren lassen. Das hat sie gewiß nicht. Man schlage auf, wo man will, man wird historische Unrichtigkeiten oder doch historische Wahrheiten entstellt finden. S. 135. erfährt man, die Regierung im Haag habe Sutherland und Hewit ein Privilegium auf die Einpfropfung gegeben S. 138. Der König von Preußen habe zwey Aerzte aus England verschrieben, um die neue Methode einzupfropfen, noch mehr auszubreiten; und nach S. 139. soll in Hannover die Inoculation schon fast allgemein seyn, obgleich wohl wenig Städte von dem Range sind, wo man weniger inoculirt. Der große Haller hat um die Inoculation wirklich Verdienste: aber würde er, auch die Bescheidenheit ungerechnet, H. W. Compliment S. 135. 136. nicht der Unwahrheit und des Unpassenden wegen bezüchtigen? Eine viel seichtere Schrift kann wohl schwerlich seyn. Und welch ein Politikus H. W. sey, sieht man aus folgender Stelle S. 27.: Frankreich würde einen tödlichen Stoß durch Aufhebung des Edickts von Nantes bekommen haben, wenn nicht zu eben der Zeit ein Colbert die Fabricken in Aufnahme gebracht hätte. Unsers Wissens war der große Mann schon seit ein paar Jahren todt.

X.

D. David Schulz, Prof. der Entbindungskunst zu Stockholm, Assess. des Coll. der Aerzte und Mitgl. der Schwed. Ak. d. W. Unterricht von der Einpfropfung der Pocken, von D. Jo. Andr. Murray, Prof. der Botanick und Med. zu Göttingen und Mitgl. der Schwed. Akad. d. W. aus dem Schwedischen. Göttingen und Gotha, Dieterich, 1769. 164 S. in 8.

Aus dem 26 B. des Hamb. Magaz. ist diese so sehr lehrreiche Abh. wieder abgedruckt und dadurch gemeinnütziger gemacht. Die Uebersetzung ist nochmals

durchgesehn. H. M. sagt im Vorberichte: „die neuere Suttonsche Methode sey kürzer: aber wollte Gott! sie wäre auch eben so zuverläßig beydes für das Leben (man setze hinzu, für die Pockensicherheit) jedes einzelnen Inoculirten, als für den ganzen Gewinn des Staats.„ Wir unterschreiben dies Besorgniß. Nach der Methode des Sutton erhält man oft nur den Tittel von Pocken.

D. Watsons und D. Glaß Versuche und Abhandlungen von der neuesten und besten Art die Kinderblattern glücklich einzupfropfen. Aus dem Engl. übersetzt von C. H. Schütte, D. und Stadtphysikus zu Cleve. Halle, Gebauer, 1769.

Diese Schriften verdienen eine Uebersetzung und, nebst der neusten Schrift des H. Gatti, die sorgfältigste Ueberlegung der Inoculisten, und wegen der eingestreuten allgemeinen Betrachtungen, auch aller Aerzte. Besonders sind die beyden Briefe des D. Glaß an D. Baker merkwürdig. Am Ende ist das mit billigen Einschränkungen günstige Urtheil der Königlichen Leibärzte über die neue Suttonsche Methode angehängt, die überhaupt diese Schriften veranlaßt hat. Dem H. Schütte hatte der aus Westphalen gebürtige, in England aber lebende und durch politische und mineralogische Schriften berühmte D. Wessel Linden die gedachten kleinen Werke zugeschickt. Er nimmt daher Gelegenheit, des D. Linden Schriften zu recensiren.

Sammlung verschiedner die Fieberrinde betreffender Abhandlungen, aus dem Englischen übersetzt und mit dazu dienlichen Zusätzen vermehrt. Erster, zweyter Theil. Frankf. und Leipzig, 1769. 1 Alph.

Ist nichts, als eine neue Ausgabe der bekannten Huthischen Sammlung die 1760. und 1761. bey Seligmann in Nürnberg herauskam. X.

Von der Onanie oder Abhandlung über die Krankheiten von der Selbstbefleckung von H. Tissot s. w. Eisenach, 1769. bey Grießbachs Söhnen.

Ein

Ein bloßer Abdruck der Uebersetzung, so 1767. die typogr. Gesellschaft in Hamburg herausgegeben hat. Die Druckfehler sind doch verbessert. Sonst kommt Seite mit Seite überein. Mit welchem Rechte solche Nachdrücke geschehen, lassen wir dahin gestellt seyn.

Christoph Gottlieb Büttners, der Zerglied. Prof. s. w. in vielen Jahren gesammlete anatomische Wahrnehmungen. Königsb. und Leipzig, 1769. 208 S. gr. 4.

Bey einer Frauen, die den Milchsaft mit dem Unrath ausbrach, von Winden und Beängstigungen unsäglich gequählet ward und an der Zehrung starb, war der Grimmdarm so ausgedehnt, daß er einen Theil der Brust einnahm und das Zwergfell in die Höhe getrieben hatte. Auch war die Klappe des Bauhins so ausgedehnt, daß ihr Wulst fast ausgemerzt war. Bey einer andern saß ein harter Fleischgeschwulst 15 Pfund schwer im Muttergrunde.

In den äussern Hämorrhoidalpulsadern und ihren Zweigen fanden sich bey einem weiblichen Leichname, von dem man keine Umstände erforschen konnte, kleine Steine, wie Erbsen und Senfkörner groß. Sie waren in Capseln eingeschlossen, die aus eben so viel Häuten bestunden, als die Pulsadern selbst haben. Aesserlich waren sie weiß und hart; inwendig von Structur blätterig und brüchiger, mit einem Kerne von mürberem Wesen.

Bey einem Delinquenten waren durch einen Fall die Beiner des Unterfußes die Lendenwirbelbeiner und zwo Ribben zerschellert, zerbrochen, auch cariös geworden und doch war der Mann noch 4 Wochen nach dem Falle zum Verhör hin und her gegangen und hatte nicht die geringste convulsivischen Zufälle gehabt.

Es sind verschiedne merkwürdige Mißgeburten beschrieben. Ein Kind ward mit einem frey ausser der Brust hangenden Herzen gebohren, welches doch nicht konisch, sondern unten fast so breit, als oben war. Eine andre Frucht war zweyköpfig, zweyleibig, unten am Unterleibe zusammen gewachsen, mit vier Armen und drey Füße versehn. In der Gegend der Scham war ein weiter Sack, an dem doppelte weibliche Geburtstheile saßen. Der zusammen-

gewachsne Unterleib hatte die meisten Eingeweide doppelt. Beyde Wahrnehmungen hat H. B. schon vorher besonders herausgegeben und die Entstehung der Misgeburten der Einbildungskraft der Mütter zugeschrieben. Diese Meynung aber nimmt er hier zurück.

An einer andern Frucht fehlte die Hirnschedel und war nur die Basis cranii zu sehen, die mit einer dünnen Haut überzogen war. Es fehlten sowohl das grosse als kleine Hirn, doch nicht das verlängerte Mark, aus dem die Nervenpaare alle gewöhnlich entsprungen. Das Rückenmark war auch da. An noch einer andern ähnlichen war zwar auch letzteres; aber statt des verlängerten Marks ein Klumpen schwarzes Blut.

Bey einer anderen frühzeitigen Frucht war statt des Hirns eine wässerige Feuchtigkeit, Brust und Unterleib waren offen und das Herz sowohl als die meisten Eingeweide hiengen frey s. w. Noch eine andre Misgeburt oder Klumpen war ohne Kopf, Aerme und ohne verschiedne der innren Eingeweide.

Eben so merkwürdig ist die Beschreibung eines ausserordentlich grossen Wasserkopfes bey einem noch lebenden und in ihrem 28ten Jahre stets zu Bette liegenden Mädchen. Es sind noch ein paar Bemerkungen ähnlicher Fälle angehängt.

Auch hat H. B. den untern Lappen der linken Lunge verknöchert und eine sechswöchige Empfängniß in der rechten Muttertrompete gesehen, durch deren Erweiterung Blutgefäße geplatzt waren, so daß die Mutter schleunig gestorben.

Die Wahrnehmungen sind alle merkwürdig; die Leichedöfnungen besonders sind sehr sorgfältig angestellt und so umständlich beschrieben, daß sie zu vielen lehrreichen Folgen Gelegenheit geben. H. B. hat selbst Betrachtungen beygefügt, unter denen die physiologischen wohl nicht durchaus Beyfall finden dürften, desto angenehmer aber sind die litterarischen Nachrichten von ähnlichen Fällen aus andern Schriften.

In der Vorrede sehen wir, daß H. B. auf eigne Kosten ein anatomisches Theater zu Königsberg erbauet und mit Präparaten versehen hat. Ein seltnes Beyspiel von Liebe zur Kunst!

Br.

4. Schöne Wissenschaften.

Die Sommerreise von Jacobi. Halle, bey Hemmerde, 1770. 6 Bogen.

Wir wissen nicht recht was wir aus dieser Reisebeschreibung machen sollen. Eine la Chapellische ist es nicht, und eine Yorickische noch weniger. Und dennoch scheint der V. diese letztere sich zum Muster vorgesetzt zu haben. Also eine empfindsame Reise. Zwar wird es Hr. J. nicht einräumen wollen, daß er Sternens Nachahmer sey, und um es nicht zu scheinen, hat er ein bischen vom französischen elegant badinage, Mädchens und Gräfinnen und Nonnen hinzugemischt; aber das was Sentiment seyn soll, ist doch zu herschend, als daß man glauben könnte, diese Reise würde auch entstanden seyn, wenn gleich Yoricks empfindsame Reisen nicht dagewesen wären. Die äusserliche Form, die kleinen geringfügigen Veranlassungen zu Betrachtungen und Empfindungen, das gute Herz, hat Hr. J. mit Sternen gemein, aber einige schöne Stellen ausgenommen, die Spuren von Hr. J. Genie zeigen, weiter nichts. Er affektirt tiefe Blicke ins menschliche Herz; aber seine philosophischen Betrachtungen entspringen nicht aus der Natur so wie sie da vor ihm liegt, sondern er schaft sich eine Welt zu seiner Philosophie, und diese ist, so ungern wir es sagen, herzlich seicht, und alltäglich. Yoricks lustige und satyrische Laune hat er ganz vermieden; allein die empfindende hat er sich zu geben gesucht. Aber diese artet meistens in ein kaltes widriges Getändel aus. Zuweilen spielt ihm seine Einbildungskraft den Possen, und läßt ihn langeweilige Excursionen machen, wobey er sich so verliehrt, daß ihn nur das Posthorn, wieder auf den rechten Weg bringen können. Man sehe z. E. S. 29. ff.

Ueberhaupt fehlts H. J. bey dieser Reise sehr an Erfindungskraft, interessante Situationen zu erfinden oder unbeträchtliche so zu benutzen, daß sie anziehend werden. Nicht einmal unsre Neugierde weis er zu erregen: denn dasjenige, worinn er was eigenthümliches zu haben scheint, vermehrt gerade die schlechte Wirkung seiner Erzählungen. „Er hat nemlich seine Reise so eingerichtet,

„daß seine Leser keine Landcharte dabey nöthig haben. Kei„nen einzigen Ort will er nennen; der Weg könnte durch „ganz Deutschland gehen u. s. w.„ Mit Yorick wird man von Ort zu Ort fortgerissen, unsre Einbildungskraft hat einen ihr angewiesenen Weg, dem sie folgen muß; und wenn man das Vaterland der Begebenheit nicht wüste, so würde man es öfters aus ihr selbst, aus den Charakteren, den Sitten bestimmen können. Hr. Jacobi mag uns alle Augenblick erinnern, daß wir mit ihm auf dem Postwagen sitzen: wir glaubens entweder doch nicht, weil er uns nicht von seinem Museum wegzusetzen weis, oder wir irren auf geradewohl herum, ohne zu wissen, wo wir sind oder seyn sollen. Seine Personen, Bemerkungen und Geschichten passen allenthalben hin. Das ist nun freylich eine Manier bey der es sich fein viel schreiben läßt.

Hr. J. hat seine Reise, mit den kleinen Versgen aufzustutzen gesucht, die in andern seiner Schriften so sehr gefallen haben; allein hier sieht man zu oft den ermattenden oder den nachläßigen Dichter. Es überschleicht ihn nicht etwa eine dichterische Begeisterung; sondern man sieht an manchen Stellen, daß er Verse hingesetzt, um nur nicht immer Prosa zu schreiben.

Der Eingang S. 4. 5. verspricht was, aber hält es nicht. Man vergleiche einmal S. 6. die Art wie J. seine Reise einleitet, mit dem „in Frankreich verstehn sie das „Ding besser„ beym Yorik: Wie steif ist hier die Nachahmung! Die Betrachtung über die Kornhändler S. 9. ist falsch, und unleidlich ist es, daß der V. erst auf zwey Seiten in Prosa und Versen sagte, woran er bey Erblickung eines Kornfeldes nicht dachte, so wie an andern Stellen manches gesagt wird, das gar nicht zur Sache gehört. Kapitel mit Alltagsbetrachtungen finden sich verschiedene z. E. der Blumenkranz und einige folgende.

Das Kapitel: der Baum soll erhabene Philosophie seyn; auch die Veranlassung könnte nicht gezwungener seyn. Einen ähnlichen höchst affektirten Uebergang zu recht schönen Versen auf des Dichters Nachruhm (S. 86.) macht eine Elegie auf ein beynahe getödtetes Lamm.

Es giebt hie und da einige recht schöne Stellen oder eine Anlage dazu. Z. E. S. 11. etwas über der ältesten Dichter Schilderungen der Natur, die sie vor sich hatten. S. 17. ein Sentiment von der Art wie sie Yorik hat; „Mein

„Mein Bedienter sitzt ab und flecht über meinen Wagen „eine kleine Laube (gegen die Sonnenhitze). Was aber „war aus meinem guten Herzen geworden? Ihn — nahm „ich nicht mit in die Laube u. s. w.„ S. 41. kommen ein paar gute Gedanken über unsre altdeutsche Mythologie und Traditionen bey Gelegenheit des Blocksbergs vor. Aber Hr. J. klebt zu sehr an der Oberfläche seiner Materie.

Die zwey Kapittel, die Fischerhütte und der Geistliche überschrieben enthalten eine wirklich rührende Erzählung, in einer warmen herzlichen Sprache gesagt, woran aber die Einleitung nichts taugt. Die Betrachtungen fließen so natürlich aus der Begebenheit und gefallen, ob sie gleich nicht neu sind, der Veranlassung wegen. Wenn alle Kapitel so wären, so würde diese Reise dem Dichter Ehre machen; itzt aber können wir sie für nichts als ein uninteressantes Gemisch meistentheils aus empfindsam, scherzhaft, tändelnd und philosophisch seyn sollenden Reisebetrachtungen erkennen.

T.

Des Hrn. von Hagedorn poetische Werke. 3 Theile. Hamburg, bey Johann Carl Bohn, 1769. 56 Bogen in gr. 8.

Eine neue sehr sauber gedruckte, und ganz unveränderte Auflage. Auch die bey der vorigen Auflage befindliche Vignetten, sind hier hin und wieder eingedruckt. Wir wünschten sie wären weggeblieben, denn diese Ausgabe, die sonst so sehr sauber gedruckt, empfängt dadurch eben keine Zierde.

Ra.

The select Miscellanies in Prose and Verse, for the improvement and entertainment of such, as have a mind to learn this language compiled by *P. Tanner*, Prof. L. A. Iena, printed for the widow Croeker, 1769. 8. 1 Alphab. 8½ Bogen.

In der ersten Hälfte stehen lauter prosaische Stücke aus dem Swift, Temple, Littleton, Steele, Bolingbroke, Russel, Shaftsbury, Hervey und mehrern, ingleichen aus

den vortreflichen Wochenschriften, dem Zuschauer, der Welt, dem Kenner und dem Schwäger. Die andre Hälfte aber begreift poetische Stücke aus dem Pomfret, Gay, Prior, Ogilvie, Pope, Akenside, u. a.; und Shakespear's Tragikomödie, Part of the life of King Henry VIII. macht den Beschluß. Da schon mehrere ähnliche Sammlungen, an deren Brauchbarkeit niemand zweifeln wird, vorhanden sind: so hat sich der Herausgeber beflissen, alle Stücke, die in jenen bereits befindlich sind, ausdrücklich von seiner Sammlung auszuschliessen, damit zu den bekannten Beschwerden, eine Sache mehrmals bezahlen zu müssen, keine neue Gelegenheit gegeben werde. Auch hat er die leichtern Stücke vorangestellt, und die schwerern folgen nach; und was einen Anfänger aufhalten könnte, das hat er in einigen kurzen Anmerkungen aufgeklärt.

Schriften der Fürstl. Anhaltischen deutschen Gesellschaft. Drittes Stück. Quedlinburg und Bernburg, bey Schwans W. und Reußner, 1765. Viertes Stück. — Fünftes Stück. — Sechstes Stück, 1766. Des zweyten Bandes erstes Stück. Helmstädt, bey Hechtel, 1768. Zweytes Stück. Helmstädt und Magdeburg, bey Hechtel, 1769. 8. jedes 6 Bogen.

Die Fortsetzung der Beyträge zu den Jahrbüchern der deutschen Buchdruckerey; die kritische Nachricht von dem Buche: der unartig deutscher Sprachverderber; die Abhandlungen von den Ursachen der Verschiedenheit, Ungewißheit und der Mängel in der deutschen Rechtschreibung; einige Bemerkungen, die Rechtschreibung etlicher Wörter betreffend; ferner die Abhandlung von der Wünschelruthe, das schreiben über die Frage: ob es vor Kayser Heinrich, dem Vogler, in Deutschland schon Grafen gegeben habe? und die Lebensbeschreibung des verstorbnen Pfarrers J. G. W. Dunkel, sind die noch in etwas brauchbaren Schriften dieser Sammlung. Alles übrige aber hätte von dem Aufseher und Urkundenhalter in der Handschrift gelassen werden sollen, zum alleinigen Vergnügen der liebreichen Mitglieder ihrer Gesellschaft, die sich untereinander nicht mit aller Strenge beurtheilen, sondern gern fünfe Grade seyn lassen. Hk.

Wei-

Weibergeklatsche, oder ein Qui pro quo. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. —

Mobilitate viget, viresque accrescit eundo. *Virgil.*

Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1769.

Eins von den leichtern Stücken des berühmten Weiße, dem es nicht an comischen Situationen fehlt, und das unter dem Schutze so vieler bessern sicher genug ist.

Die Parodie. — Frankfurt und Leipzig, bey Dodsley und Compagnie, 1769. 8.

Der ganze Plan dieses Nachspiels gehört dem sel. Cronegk, der ihn in Paris französisch aufgesetzt hat; die gegenwärtige Ausführung ist als eine bloße Probe noch so ziemlich erträglich. Aber der Vater in diesem Lustspiele, der sich bisher alles hatte gefallen lassen, so gar die größten Grobheiten, war wohl am wenigsten geschickt, durch eine solche Parodie, die Veränderung seines Sohns und der übrigen Personen zu bewirken.

K.

Les quatre Parties du Jour, Poeme traduit de l'Allemand de M. *Zacharie.* à Amsterdam, 1769. 10½ Bogen, 8.

Wir haben die Pariser Ausgabe in des X B. II St. angezeigt: itzt ist uns ein holländischer Nachdruck zu Gesicht gekommen. — Der Ueb. hat, wie es scheint, die alte Ausgabe gebraucht, und da wir keine andre, als die neueste zur Hand haben, so lassen wir dahin gestellt seyn, wie treu er seinem Autor geblieben sey. Im Ganzen scheint er es so ziemlich; denn es wird wohl einmal für die Franzosen keine Sache seyn, einen Etranger ohne Veränderung zu lassen. — In dem Morgen ist Gärtner bey der Zueignung in Geßner verwandelt worden; es sey nun, daß der Ueb. nicht recht gelesen, oder es für anständiger gehalten hat, einen Dichter, den seine Nation eben so sehr bewundert, als die unsrige, anzuführen. Die Vorrede, die von der deutschen Litteratur handelt, enthält manches, wobey etwas anzumerken wäre. Wir wollen nur ein Beyspiel anführen. Es wird darinn behauptet, daß

wir

wir in der dramatischen Gattung nichts Gutes aufzuweisen hätten, als den Tod Adams. Wenn man so schlecht unterrichtet ist, sollte man lieber gar stille schweigen. Aber wie ist es möglich, daß der Verf. nichts von einer Miß Sara, die schon in Paris übersetzt und aufgeführt worden, von den Stücken des Herrn Weiße, deren doch in dem Journal Etranger gedacht wird, von dem Baron Croneg*, den die Franzosen so gut kennen, von den Lustspielen unsers Gellerts, u. s. w., wissen sollte? — Ob man in Paris eine solche Unwissenheit übersieht, können wir nicht sagen, aber das sind wir überzeugt, daß wenn bey uns jemand z. E. von der Englischen Bühne in den Tag hinein schriebe, sie hätte nichts Gutes aufzuweisen, als den Cato, er in allen Journalen und Zeitungen dafür ausgezischt werden würde.

Fl.

---

5. Weltweisheit.

G. F. Meiers Auszug aus dem Rechte der Natur, verlegt bey Carl Hermann Hemmerde in Halle, 8. 1769. 15 Bogen.

Hr. M. sagt in der Vorrede, daß er diesen Auszug für seine Zuhörer geschrieben, und es daher überflüßig sey, die Ausgabe desselben andern Lesern zu empfehlen. Da wir ebenfalls unsern Lesern sein ausführlicher vorgetragenes Recht der Natur bereits angezeigt haben, so wird es auch überflüßig seyn von dem Auszuge mehr zu sagen, als daß demselben in 7 Hauptstücken ein kurzer Lehrbegriff der allgemeinen praktischen Weltweisheit vorgesetzt ist, worinn der Hr. Verfasser von sittlichen Handlungen, von der Verbindlichkeit, vom Gesetze, von der Zurechnung, von der Pflicht, von der Sünde und vom sittlichen Zustande handelt. Es ist doch immer ein Vorzug der demonstrativen Lehrart, daß sich dabey sehr viel in einer ungemeinen Kürze und dabey dennoch im durchgängigen Zusammenhange vortragen läßt, was sonst in eben der Kürze höchstens nur aphoristisch und ohne bemerkbaren Zusammenhang vorgetragen werden könnte. Hr. M. merkt dieses auch mit Recht an.

I. N.

I. N. Tetens Commentatio de principio minimi. 1769. 4. 4 Bogen, 2 Kupferplatten. Bützow und Wismar bey Berger und Bödner.

Das Gesetz der Sparsamkeit wurde durch die Maupertuischen Streitigkeiten mehr berüchtigt als berühmt und bekannt. Die meisten von denen, die sich in den Streit verwickelten, verstunden von der Mechanick weiter nichts, und verwirrten den Streit wegen ganz zufälliger Umstände, die aber zum Lermen machen sehr tauglich waren. Man zankte sich endlich müde, die Hauptpersonen starben weg, und der Streit verlohr dadurch, was er für Leute von gewisser Gemüthsart anzügliches hatte. Eben dadurch aber hätte die Sache selbst von Kennern vorgenommen und ganz gelassen untersucht werden können. Hr. T. unternimmt es in gegenwärtiger Abhandlung. Er sondert von der Sache ab, was schlechthin nur Maupertuisisch, das will sagen, nicht in der Sache selbst war, und so kömmt alles auf die blos Mechanische Untersuchung an, wiefern bey den Gesetzen der Bewegung ein solches minimum vorkomme, welches allenfalls als eine Sparsamkeit der Natur angesehen werden könne. Hr. T. fängt daher bey dem einfachsten Fall an, wo sich nemlich ein Körper in freyem Raume schlechthin nur bewegt. Für diesen Fall hat man in der Mechanick das Gesetz, daß eine solche Bewegung geradelinicht sey und die Geschwindigkeit immer eben dieselbe bleibe. Hier ist nun einmal die gerade Linie die kürzeste, demnach ein minimum. Sodann zeigt Hr. T. daß wenn die Geschwindigkeit ungleich wäre, die Summe jeder Geschwindigkeit mit dem vermittelst derselben durchlaufenen Raum multiplicirt größer seyn würde, als sie bey durchausgleicher Geschwindigkeit ist, vorausgesetzt, daß die ganze Linie in jedem Fall in gleicher Zeit durchlaufen werde. Alles dieses ist schlechthin theils geometrisch, theils phoronomisch richtig. Ob es aber auch teleologisch richtig sey, das will sagen, ob solche minima als Gesetze der Sparsamkeit der Natur angesehen werden können, ist eine andere Frage. Diese setzt voraus, daß die Natur auch anderst verfahren könnte, wenn sie nicht sparsam seyn wollte. Demnach fragt es sich, ob ein Körper in freyem Raum anders als in gerader Linie sich bewegen könne? Ist dieses nicht, so hat die Natur keine

Wahl,

Wahl, und ihre Sparsamkeit ist von eben der Art, als wenn man einen Gefangenen, dem täglich seine Portion Brod und Wasser gereicht wird, sparsam nennen wollte. Man muß es folglich als eine bewunderungswürdige Vollkommenheit der ewigen und unveränderlichen Wahrheiten ansehen, daß eben diejenige Wahrheiten, die nicht an Zeit und Art gebunden, sondern an sich unvermeidlich und geometrisch nothwendig sind, mit der teleologischen Vollkommenheit der Welt dergestalt übereinkommen, daß wenn auch ihr an sich unmögliches Gegentheil möglich gemacht werden könnte, es in Absicht auf die Sparsamkeit der Natur weniger vortheilhaft seyn würde. Aus diesen Gesichtspunkt lassen sich demnach die meisten minima betrachten, die Hr. T. auch für die übrigen in der Mechanick vorkommenden Fälle aufgesucht hat. Ein anderer hiebey zu erwägender Umstand ist, daß man vorläufig aus Gründen bestimme, worinn eigentlich das minimum bestehen soll. Denn so z. E. bezieht sich bey jeden krummen Linien jedes maximum und minimum schlechthin nur auf die angenommene Lage der Abscissenlinie. Wird diese geändert, so kann das minimum ein maximum werden, und hinwiederum. Ein solcher Fall findet sich bey der Stralenbrechung. Leibniz, Wolf und andere suchten das minimum in der Zeit, und da folgte daraus, die Geschwindigkeit sey in dem dichtern Mittel geringer. Dabey wird nun der Raum durch die Geschwindigkeit dividirt. Hr. T. hingegen multiplicirt, und so bringt er ein minimum heraus, welches die Geschwindigkeit in dem dichtern Mittel größer macht, und in so fern der Newtonschen Lehre von der Zusammensetzung der Kräfte gemäßer ist. Allein auch hier fragt es sich, ob das Licht allenfalls bey der vorausgesetzten Beschaffenheit desselben, und der durchsichtigen Körper anders könne gebrochen werden, als es gebrochen wird. Und wenn es auf die Sparsamkeit ankommen solle, ob dabey die Zeit oder die maupertuisische Action das minimum seyn soll. Endlich läßt sich je nach dem man andere Umstände und Verhältnisse in Betrachtung zieht, bald jede Größe willkührlich zu einem maximo oder minimo machen, ohne an etwas teleologisches zu denken. Und in so fern hat Hr. T. ganz recht, wenn er die meisten Fälle die er durchgeht, blos geometrisch und mechanisch betrachtet. Seine Abhandlung verdient indessen in dieser Absicht gelesen zu werden, obwohl wir glauben, daß das Maupertuisische Principium

cipium minimi nie von so allgemeinen Gebrauch seyn werde, als es einige längst bekannte Grundgesetze vom Mittelpunkt der Schwere z. E. von seinem tiefsten Orte, geradlinichten Bewegung rc. sind.

Chr. S. Vintz, Begriff des Affekts, so fern er bey dem Menschen befindlich ist, 1769. 8. 8 Bogen, Leipzig und Schlaiz bey Mauken.

Von der Zeit an, daß der Verfasser sich nach Menzers Beyspiel die christliche Religion als einen Affekt vorgestellt hat, hat er auch angefangen, über den Begriff des Affekts und einiger besondern Affekten nachzudenken, und, so viel wir sehen, Mosheims Lehren fürnemlich dabey zum Augenmerk zu nehmen. Und so ist nun ein Affekt „eine nicht ohne äusserlichen Grund, Ursachen, Mit„tel, Absichten in dem Menschen fast zu aller Zeit, jedoch „in unterschiedenem Grade entstehende; auch unter einer „steten Veränderung vorhandene angenehme oder unan„genehme Erkenntniß und damit verbundenes Begehren „oder Verabscheuen des Guten oder Bösen einer Sache, „daraus insgemein zu erst eine ausserordentliche Verände„rung des Geblüts und der Lebensgeister und hernach al„lerley inner- und äusserliche Handlungen und Werke oft „auch ähnliche Affekten erfolgen.„ Der Verfasser sucht sich zu rechtfertigen, warum er den Affekt auch im Verstande findet. Er hätte aber eben so auch im Leibe Affekten suchen können. Unter die Ursachen der Affekten zählt er Gott, die Engel, Teufel, andere Menschen rc. Wir dächten, daß man eigentlich nur die unmittelbar wirkenden Dinge, Ursache nennen sollte, und daß es der Unwissenheit zuzuschreiben ist, wenn man Dinge, die nicht unmittelbar wirken, Ursachen nennt. Wenigstens muß, um Verwirrung zu vermeiden, der Unterschied immer angezeigt werden. Auf diese Art kann man allerdings Gott die erste Ursache aller Dinge nennen. Gott ist aber nur bey Wunderwerken die unmittelbare oder eigentliche Ursache.

A. G. Baumgarten Sciagraphia Encyclopaediae philosophicae. Edidit et praefatus est *I. Chr. Foerster*, 1769. 8. 9½ Bogen, Halle bey Hemmerde.

Ein

Ein Register von Namen der verschiedenen besondern Theilen der philosophischen Wissenschaften, sofern sie Baumgarten in eine ziemlich tabellarmäßige Ordnung gebracht, und Vorlesungen darüber gehalten hatte. In der Vorrede untersucht Hr. F. was die Encyclopädien eigentlich auf sich haben, und wie sie eingerichtet werden sollen. Endlich wird noch von einigen Baumgartenschen Manuscripten Erwähnung gethan.

Sh.

---

6. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

Allgemeine Historie der Natur nach allen ihren besondern Theilen abgehandelt; nebst einer Beschreibung der Naturalienkammer Sr. Majestät des Königes von Frankreich. Sechsten Theils zweyter Band. Leipzig, 1769. 4. 57 Kupfertafeln.

Vor diesem Bande finden wir eine kurze Betrachtung über die Natur, oder nach des V. eigenen Erklärung, über das System von denjenigen Gesetzen, die der Schöpfer gemacht hat, wie Dinge aus Dingen entstehn, und Wesen auf Wesen folgen sollen. Voll von erhabenen Gedanken erhebt sie durch die allerstärksten Gründe den Leser, der mit den Werken seines Schöpfers bekannt ist, zur Bewunderung seiner Allmacht und Güte; durch Gründe, die der gemeine Theolog nicht kennt, der die Bibel nur wörtlich übersetzen gelernt, und sich um das Buch der Natur, dessen Ergänzung und Erklärung jene ist, gar nicht bekümmert hat; durch Gründe, die dem gemeinen Weltweisen zu schwer sind, der ungeachtet des Namens, den er sich geben läßt, die Welt, in der er lebet, nicht kennet. Dieser Aufsatz ist ein wesentlicher Auszug aus der Naturkunde und Naturlehre, und eben deswegen selbst eines Auszugs unfähig: er ist ganz schön, und deswegen fällt die Auswahl einzelner Stellen zu schwer, als daß wir solche wagen möchten.

Bey

Bey der Anzeige der hier gelieferten Beschreibungen, die fast alle von seltnen Thieren sind, wollen wir uns, der Kürze wegen, der Linneischen Trivialnamen bedienen, und dasjenige auszeichnen, was uns neu oder doch wenig bekannt zu seyn scheint, und was zur Ausbesserung der vornehmsten systematischen Eintheilungen dienen kann.

Das schöne Zebra, hat man auch in Frankreich weder zähmen, noch zur Begattung mit einer Eselinn verführen können. In seinen innern Theilen fand H. Daubanton die größte Aehnlichkeit mit dem Pferde, so daß selbst die Kupfertafeln des vierten Theils, welche die Gedärme des Pferds vorstellen, ebenfalls zur Vorstellung des Gedärms des Zebra dienen können. Bey dem männlichen Geschlechte waren zwo Warzen vorhanden, die, wie beym Pferde und Esel, ihre Lage auf der Vorhaut hatten. Sie waren einen Zoll und zwo Linien von dem Rande der Vorhaut entfernt, und zwischen denselben war ein Raum von zween Zollen. Der Hippopotamus, der sich im Nil, wiewohl im Unternil jetzt selten, im Senegal, in der Gambra und in andern grossen Ströhmen, und sogar in den Seen von Afrika, und zwar in dem südlichen und östlichen Theile aufhält, ist hier nach einem Fötus, und nach entfleischten Köpfen, die sich in der königlichen Sammlung befinden, beschrieben worden. Die Nachrichten der Reisenden sind gleichfalls gesammlet, mit einander verglichen und genau beurtheilet worden. Wir haben hier nunmehr eine so vollständige Beschreibung und Abzeichnung des Gebisses dieses Thiers, daß man die davon hergenommenen Kennzeichen leicht berichtigen kann. H. D. hat nicht mehr als 36 Zähne gefunden, nemlich in jeder Kinlade 4 Vorderzähne, an jeder Seite einen Hundszahn, und an jeder Seite jeder Kinlade 6 Backenzähne; wie wohl andere deren 8. angeben. Merkwürdig ist es doch, daß man in Niederlanguedoc und in Canada Zähne ausgegraben hat, die dem Flußpferde zugehören scheinen.

Mit vieler Sorgfalt findet man hier die Nachrichten vom Rennthiere und Elende gesammlet, und destomehr befremdet es, daß dem V. die Streitschrift des Archiaters von Linne im vierten Theile der Amoenitatum academ. unbekannt geblieben. Weniger wundern wir uns, daß er die Abhandlung des Joh. Wigands, in den Actis Borussicis, die auch besonders gedruckt ist, de historia Alcis Borussiae

nicht gekannt hat. Sie enthält in der That viel brauchbares und ist nicht, wie die meisten Schriften dieser Art, mit Fabeln befleckt. Auch vermissen wir hier eine Zeichnung des Rennthiers, so daß noch immer diejenige, welche Linne am angeführten Orte gegeben hat, die beste ist; ob sie gleich nur den äussern Umriß zeigt. Die Zeichnung des Elends auf der 7. Tafel hätte auch immer wegbleiben mögen; da sie nichts weniger als genau und unterrichtend ist. Die Beschreibung des Rennthiermooses (Lichen rangiferinus) zeigt, daß der V. es nicht gekannt hat; und sie ist zudem offenbar so eingerichtet, daß sie seine Meynung von der Zeugung und dem Wachsthum der Thiere bestätigen solle. Die Ursache, warum das Rennthier ein Geweihe mit so vielen Zinken habe, und warum, wider die Analogie, beyde Geschlechter gehörnt sind und, auch nach der Verschneidung, ihr Geweihe erneuren, liegt, sagt der V. S. 61. in der Beschaffenheit der Nahrung. Denn das weisse Moos, wovon es den Winter über seinen einzigen Unterhalt hat, ist ein Lichen, daß in seiner Substanz der Morchel und dem Ziegenbarte gleich kömmt, ungemein nährend ist, und weit mehr organische Theilchen in sich hat, als das Graß und die Blätter oder die Knospen der Bäume bey sich führen. Das Geripe des Elends gleichet in den mehresten Stücken dem Hirsche völlig; doch hat es eine falsche Rippe mehr, als der Hirsch, und in dem Brustbeine einen Knochen weniger, daß sich also bey ihm nur sieben wahre Rippen finden.

H. B. ist geneigt den Steinbock, die Gemse und den zahmen Ziegenbock, theils wegen Gleichheit ihres Körpers und ihrer Lebensart, theils aber auch, und zwar vornemlich wegen der völligen Gleichförmigkeit ihrer innern Theile, für blosse Abarten einer und eben derselben Gattung zu halten. Diese nahe Verwandschaft, meynt er, sey sonderlich bey dem weiblichen Geschlechte merklich; so wie er es als einen allgemein richtigen Satz ausgiebt, daß die Weibchen in ihrer Natur beständiger sind, und sich einander gleichen, wenn hingegen die Männchen Abänderungen unterworfen sind, die sie von einander verschieden machen. Bey dieser Meynung, die der dreiste Franzos ohne Erfahrungen und Zeugnisse vorträgt, hat er S. 84. Anmerkungen eingeschaltet, die denen, welche über die Gränzen der Arten und Abarten wirkliche Versuche machen wollen, nütz-

lich

lich seyn können. Zu der Familie der Ziegen gehören also, nach des H. B. genealogischen Nachrichten: der Steinbock, den er für den Stammhalter und Urvater ansieht; der Caprikorn S. 86. ein Thier, dessen Geschichte noch dunkel ist, und welches in der äusserlichen Gestalt dem gemeinen Ziegenbocke gleich kommen, dessen Horn aber nur eine Kante und zugleich runzlichte Stellen ohne Knoten haben soll; der zahme Ziegenbock; die Gemse; die *capra* depressa und reversa des Linne, die beyde nur in Amerika kleiner gerathen seyn sollen; die Ziege aus dem Königreiche Juda auf der Küste von Guinea; die von Angora und endlich die Mamberziege mit den langen Ohren. Wenn dieses richtig ist, so hat freylich wohl Plinius nichts richtiger geschrieben, als: caprae in multas similitudines transfigurantur. Aber warum trägt alsdann H. B. Bedenken, die Saiga der Russen (die *capra* tatarica des Linne), die hier abgesondert mit Gmelins Worten beschrieben ist, für eine Ziege zu halten? Wenigstens will man in Petersburg gewiß wissen, daß sie nur eine Abart sey, und das mündliche Zeugniß eines Ungarn bestärkt uns in dieser Meynung. Der V. hat das Kupfer, was von diesem Thiere im 7ten Theile der Novor. commentar. Petropol. S. 39. gegeben ist, übersehn.

Bey der Ungewißheit, in der man noch in Ansehung der Gazellen ist, und die H. B. bey aller Unterstützung, die er genießet, nicht heben können, hat er von den 13. Veränderungen, die ihm bekannt geworden, jede besonders beschrieben und mit eigenen Namen versehn. Zu diesen rechnet er, unter andern weniger bekannten, *Capra* Dorcas, (Gazelle S. 119.) die *Capra* campestris gutturosa des Gmelins im fünften Theile der Novor. commentar. Petropol. die *capra* Gazella (Algazel); die *C.* bezoartica (Pasan); und die *C.* cervicapra oder Antilope. Da es nunmehr auch diejenigen, die nicht einmal Arabisch lesen können, wissen, daß die Sylbe Al bey den arabischen Wörtern der Artickel ist: so hätte man doch bey diesen willkührlichen Namen, nicht einen Unterschied zwischen Gazelle und Algazelle annehmen sollen. Wir erinnern diese Kleinigkeit wider einen Schriftsteller, der sonst dergleichen Benennungen, bey denen man doch, ohne wirklichen Nachtheil viele Freyheit erlauben kann, sehr hart und ungerecht zu beurtheilen pflegt.

Bey Gelegenheit dieser Thiere hat die Materia medica durch des H. D. Bemühung (S. 133. 163.), in Ansehung der Bezoarsteine eine nicht geringe Aufklärung erhalten. Alle Steine dieses Namens sind aus concentrischen Schichten zusammengesetzt, und viele enthalten in der Gegend des Mittelpunkts ein fremdes Körperchen, welches der Kern ist, worauf die erste Schichte liegt. In den orientalischen Bezoarsteinen hat man Markasite, Talkstückchen, Kieselsteine, und allerley Saamenkörner gefunden. Diese verschiedenen Substanzen, und hauptsächlich die Saamenkörner von Pflanzen, bestärken die Meynung, daß diese Steine im Magen und in den Gedärmen der Thiere erzeugt werden, und H. D. hält dafür, daß sie aus einer Materie von eben der Art bestehn, als diejenige ist, die sich in Gestalt eines glänzenden und färbichten Weinsteins an den Zähnen der wiederkäuenden Thiere ansetzt. Ich habe, sagt er S. 164. bemerkt, daß sich auf den Backenzähnen der wiederkäuenden Thiere, als der Ochsen, der Widder, Ziegen, Gazellen, Hirsche, Rehe u. s. f. eine Lage von schwärzlichter glänzender Materie mit blitzenden Fleckchen finde, die vergöldet und vererzt zu seyn scheinen. An denjenigen Stellen, wo diese Materie dick ist, hat sie einen weißlichten Tartarus unter sich. Ich habe ebenfalls auf verschiedenen occidentalischen Bezoarsteinen eine Schicht von Materie wahrgenommen, die derjenigen ähnlich war, womit die Backenzähne der wiederkäuenden Thiere überkleidet sind; sie haben eben dieselben Farben, und eben dieselben blitzenden und vergöldeten Fleckchen. Diese Materie kann von nichts anders kommen, als von den Kräutern, die von diesen Thieren gefressen und gekäuet werden. Wenn sie wiederkäuen, so bleiben die dadurch ausgepreßten Säfte an ihren Zähnen kleben, und bringen an denselben eine Art von Weinstein hervor, der mit den dicken Säften der rohen Kräuter, die ihnen zur Nahrung dienen, von ähnlicher Beschaffenheit ist. Man kann fast nicht zweifeln, daß eben dieselben Säfte, die sich auf den Zähnen der wiederkäuenden Thiere verdicken und verhärten, sich eben so auf der Außenfläche von den Schichten der Bezoarsteine verdicken und verhärten, die in ihren Mägen oder Gedärmen angetroffen werden; indem die occidentalischen Bezoarsteine mit einer ähnlichen Materie überzogen sind, als welcher die Zähne bekleidet, und indem der besondere Charakter der vergöldeten und vererzten Schimmerstellen eben

so sehr an den Bezoarsteinen, als an den Zähnen hervorsticht. Die orientalischen haben diese Schimmerstellen nicht, aber ihre Oberfläche ist eben so glänzend, als die von der Materie, welche die Zähne bedecket; sie hat eben denselben Färbergrund, und ihre Substanz scheint mit den verdickten Säften übereinzukommen; man könnte auf die Vermuthung fallen, daß dieselbe theils aus solchen Säften, theils aus einer tartarisirten oder steinartigen Materie bestehe, die durch diese verdickten Säfte gefärbt und mit denselben vermischt worden. Mit Hülfe eines Mikroskops, wodurch ich die Materie, die auf den Zähnen ist, und die von dem orientalischen Bezoar, betrachtet, habe ich diese tartarisirten oder steinartigen Theilchen wahrgenommen.

Die hier gesammleten historischen Nachrichten machen sehr wahrscheinlich, daß der orientalische Bezoar nicht von einer einzigen Thierart komme; sondern in wiederkäuenden Thieren von verschiedenen Gattungen, und vornehmlich bey den Gazellen und Ziegen, gefunden werde. Die occidentalischen hingegen scheinen von Gemsen und Steinböcken zu seyn. H. D. hält es leicht, die nachgemachten Bezoarsteine, fals es dergleichen gebe, von den ächten zu unterscheiden. Denn ungeachtet die orientalischen in ihren innern Theilen wenig figurirt sind, so würde es doch zu schwer fallen, die Querspitzen nach zu machen, die sich in vielen von ihren Schichten zeigen; und die Crystallisirung der occidentalischen hält er für ganz unnachahmlich. V. nennet S. 142. unter den Steinen, die man in Thieren antrift, auch den Schlangenstein, da es doch nun bekannt, daß dieser vermeynte Stein, ungeachtet die Einfalt ihn noch theuer bezahlt, nichts weiter als ein Stückchen Hirschhorn ist.

Wir übergehen die Geschichte der Zwerghirsche, und führen nur daraus an, daß sie schwerlich alle bloße Abarten des *Moschus* pygmaeus des Linne seyn werden. Die Geschichte des Bisamthiers ist ganz aus andern Schriftstellern zusammen getragen, unter denen allerdings Grew (museum reg. societ. Lond.) den Vorrang verdient, da der V. die weit vollständigere und genauere Nachricht, die sich im 4ten Theile der Novor. commen. Petrop. befindet, nicht gekannt haben. Weit lehrreicher ist die Geschichte des *Hydrochaeris* oder Cibai, der gar nicht zu den Schwei-

nen, sondern zu den Meerschweinchen (Porcellus) gehört; wie wir auch schon aus Brißons Nachrichten vermuthet hatten. Es ist häufig in Guajana, Brasilien und allen niedrigen Gegenden von Südamerika. Wasserschwein hat man es genannt, weil es sich gern in Wasser untertaucht und auch zwischen den Zehen Schwimmhäute hat. (Schweinehäute S. 226. ist ein lächerlicher Druckfehler.)

Das Ende dieses Bandes enthält die Geschichte der Stachelschweine (Hystrices.) Mit Recht wird hier geläugnet, daß *H.* cristata die Stacheln abschießen könne. Auch wir haben nichts als ein Abfallen bemerken können. Ob aber *Hystrix* dorsata und macroura (der Urson) Thiere einer Art sind, müssen wir andere beurtheilen lassen. Der T. 56. vorgestelte Tanreck ist ohne Zweifel *Erinaceus* malaccensis, und der Tendrak T. 57. *Erinac.* inauris.

Ein besonderes Verdienst des H. von Büffon bestehet darinn, daß er, wo sich die Gelegenheit darbeut, die Nachrichten der Griechen und Lateiner mit der Natur vergleicht, und jene zu erklären, zu bestätigen oder zu widerlegen sucht; eine Arbeit die nützlich ist, wenn es nützlich ist, diese alten Schriftsteller zu lesen und zu verstehn; aber eine Arbeit zu der wenige Naturalisten Lust, und noch wenigere Philologen Geschicklichkeit haben, und die man also, wenn man die Philologie liebt, eben deswegen desto höher schätzen muß. Alle bisherigen Meynungen von der Dama der Alten, keine ausgenommen, (denn wir haben sie alle gesammlet und verglichen) waren so seichte, daß man sie bey weniger Kenntniß der Thiergeschichte, widerlegen konnte. H. B. lehrt, es sey das Thier aus dem Geschlechte der Gazellen, aus Senegal, was hier (S. 125. T. 34.) Nanger heißt. Diese Gazelle ist mit dem Rehe von gleicher Bildung und Farbe, falb an den oberen Theilen des Leibes, weiß unter dem Bauche und vor dem Hintern und hat einen Fleck von eben solcher Farbe unter dem Halse; ihre Hörner fallen nicht ab, so wenig wie die Hörner der übrigen Gazellen, und halten ungefähr sieben Zoll in der Länge, sie sind schwarz und rund; aber das sonderbarste an denselben ist dieses, daß ihre Spitzen nicht wenig vorwärts gekrümmet sind, fast in eben dem Maaße, wie die Spitzen der Gemshörner sich nach hinten zu umlegen. Diese Nangers sind ungemein artige Thiere, und leicht zahm zu machen. Alles dieses, sonderlich aber die Ge-

stalt der Hörner, verglichen mit den Nachrichten der Alten, läßt kaum noch den geringsten Zweifel übrig. Eben so richtig scheint es zu seyn, daß πυγαργος S. 129. die *Capra* Gazella des Linne, und daß Strepsiceros des Plinius und der Addax der Afrikaner, die Antilope, oder Cervicapra des Linne sey. Mit Vergnügen sehen wir hier durch den Beyfall des V. unsere Meynung unterstützt, daß nemlich Alce und Machlis des Plinius das Elend, und der bos cervi figura des Cäsars, ingleichen der Tarandus des Plinius, das Rennthier sey, und daß also, nach dieser angeführten Auctoren Versicherung, beyde in dem alten Deutschland gewesen. Der Tragelaphus wird hier S. 189. für eine Abart des gemeinen Hirsches angegeben, und zwar für die, welche in einigen Gegenden Deutschlands der Brandhirsch heißt. Er hat ein dunkleres, am Bauche etwas schwärzliches Haar; und an der Kehle lange Haare wie der Ziegenbock. Unmöglich würde V. gezweifelt haben, daß der Onager der Alten das Zebra sey, wenn ihm die Stelle des Philostorgius B. 3. C. 11. bekannt gewesen wäre.

S. 130. finden wir mit Erstaunen den berühmtesten Naturalisten, dessen systema nat. sowohl H. Büffon als Daubanton so oft getadelt, und den sie beyde so oft recht geflissentlich beleidigt haben, Carl de l'Isle genannt.

Dm.

---

7. Mathematick.

Picards Abhandlung vom Wasserwägen mit neuen Beyträgen von J. H. Lambert. Berlin, bey Haude und Spener, Königl. und der Akademie der Wissenschaften privil. Buchhändlern, 1770. 8. 18½ Bogen Text, 8 Picardische und 2 Lambertische Kupfertafeln.

Da die schätzbare Picardische Abhandlung, auch in unsrer Sprache, bereits bekannt ist, und H. Lambert an H. Passavants Uebersetzung nur ein paar Kleinigkeiten geändert hat; so schränken wir unsre Anzeige auf die am Ende dieser Auflage angefügte Anmerkungen ein.

Den Anfang machen ein paar, für Feldmesser sehr brauchbare, Tabellen. Die erste enthält den Werth eines in Minuten und Secunden abgetheilten Grades, nach Rheinländischen Maaß. Die zwote, die Abweichung der scheinbaren Horizontallinie, von der wahren, bis auf 4000 Ruthen verlängerten. Hierauf wird von der Geschichte und der Wichtigkeit des Wasserswägens, mit Einstreuung vieler artiger Nebengedanken, gehandelt. Bey den meisten, andern Ausmessungen läßt man, auf größere Distanzen, auch größere Grade von Unzuverläßigkeit gelten; bey dem Wasserwägen ist dieses ganz anders (nemlich gerade umgekehrt; denn je weiter die Entfernung ist, desto wichtiger wird der Fehler, weil er ein desto größeres Unternehmen fruchtloß machen kann.)

Die natürlichste Wasserwage giebt die Oberfläche des stehenden, ja selbst gewissermaßen des fliessenden, Wassers. Man kann sich, außer den gewöhnlichen Behältnissen dazu, auch eines Schlauches (wie bey Feuersprützen) bedienen, der hundert und mehr Fuße lang ist und an beyden Enden eine gläserne Röhre hat. Diese Art ist von der Rundung der Erde und der Strahlenbrechung unabhängig; allein die öftere Wiederholung auf weiten Distanzen, vermindert die Zuverläßigkeit.

Der Gebrauch des Barometers zu Bestimmung der Höhen, mag beym Wasserwägen wegbleiben. Caßini berechnete eine Tafel für die Barometerhöhen, und nun hielte man die Regel zu Meßung der Berge für festgesetzt, und complimentirte sich bey der Pariser Akademie, mehr als dreyßig Jahre lang, über diese Festsetzung. Allein die Caßinische sowol, als die Scheuchzerische und Bernoullische Formeln haben ihre Fehler. Man kann sich der Barometer bedienen, den Fall langer Flüsse einigermaßen zu finden; denn anderst werden doch wohl ganze Ströhme nie nivellirt werden.

Das Pendel, der wagrechte Stand des Wassers und bis auf eine Luftblase gefüllte gläserne Röhren, gaben Gelegenheit zu den meisten Arten Wasserwagen. Bey den letztern sind verschiedene Vorsichten nöthig. Die Pendel lassen sich nur bey Windstillen gebrauchen. Die zwote Art muß wenigstens hundert Fuße lang seyn; man kann, wie schon gesagt, den Schlauch dazu gebrauchen und an einem Ende ein Fernrohr anbringen. Gegen diese Gattung von

Was-

Wasserwagen hat man, außer den Schwierigkeiten deren der H. V. gedenket, noch ein paar wichtige Einwendungen: Das Wasser stehet, aus mancherley Ursachen, in der einen Glasröhre nicht immer ganz genau so hoch wie in der andern; wegen des unordentlichen anhängens an die Röhre kann man nicht einmal die eigentliche Höhe angeben; die ungewisse Refraction der Glasröhre selbst, bringt neue Irrthümer in die Beobachtung u. s. f.

Betrachtungen über die Rundung der Erde, in Absicht auf das Wasserwägen; und Formel, für die Abweichung des scheinbaren Horizontes, durch eine unendliche Reihe. Sehr genaue Nivellirtabellen müßten für jede Polhöhe besonders berechnet werden; und bey jeder Polhöhe für jede Weltgegend wieder besonders: auch hierzu werden Formeln gegeben. Doch kann man sich, z. B. für ganz Deutschland, überhaupt an die mittlere Polhöhe von 50 Graden halten. Die Betrachtungen über die Strahlenbrechung, in Absicht auf das Nivelliren, sind aus des H. V. Route de la lumiere genommen. Von der augenblicklich abwechselnden Veränderung der horizontalen Refraction hat der H. V. nur eine einzige Erfahrung, die aber desto merkwürdiger ist. Er beobachtete nemlich bey dem letztern Durchgange der Venus, daß sie nach ihrer ersten Berührung der Sonnenscheibe, sich nicht immer tiefer und tiefer in dieselbe einsenkte, sondern, wie eine Ente, sich bald eintauchte bald wieder heraus zog. Der Unterschied betrug beynahe 1 und eine halbe Minute, und so groß waren also damals die augenblickliche Veränderungen der horizontalen Strahlenbrechung. Wir haben ähnliche Beobachtungen, obgleich mit irrdischen Gegenständen, mehr als einmal gemacht. Aus dem Umstand, daß von der Sonnenscheibe manchmal Stückgen abgeschnitten zu seyn (am Rande zu fehlen) schienen, schliesset der H. V. daß die daher kommende Strahlen sich unterwegs kreuzen mußten; weil von dem Theil der Sonnenscheibe, der weggefallen zu seyn schien, die Strahlen so ins Aug fielen, als wenn sie aus dem übrigen Theil der Sonne hergekommen wären. Wenn diese Folgerung so zu verstehen ist, daß die Bilder von verschiedenen Theilen der Sonnenscheibe, in des H. V. Aug auf einander fallen mußten, um eine scheinbare Lücke am Rande zu verursachen; so sehen wir ihre Nothwendigkeit nicht ein. Denn es ist eben so möglich,

wo nicht wahrscheinlicher, daß die Bilder im Auge wirklich, und die Theile der Sonne dem Ansehen nach, einander auswichen; ungefähr so, wie sich die Bilder auf unordentlichen Spiegelflächen verzerren. Ist aber des H. V. Vorstellung richtig; so hätte er, wie es scheint, nicht daraus schliessen sollen, daß die von verschiedenen Punkten der Sonne ausfliessende Strahlen sich damals in der Luft mußten durchkreuzt haben (denn das thun sie ja immer; wenigstens alle die, so in das nemliche Aug wallen), sondern daß die Strahlenfascickel verschiedener Punkte auf einander stoßen, und alsdenn einen gemeinschaftlichen Weg ins Aug nehmen mußten. Uebrigens halten wir nicht nur dieses letztere für möglich, sondern daß sie sich sogar zweymal durchkreuzen, und dadurch den Gegenständen a b c die scheinbare Ordnung a c b geben können. Und wir vermuthen, daß dieses wirklich der Fall gewesen sey, wenn die ganze Venus sich Entenmäßig eingetauchet hat.

Nun folgen zwo Tabellen für die Strahlenbrechung; die eine nach Toisen, die andere nach rheinländischen Ruthen. Untersuchung der Fehler, so von den Winkeln und der Distanz abhängen. Prüfung der Wasserwagen. Weicht sie von der Horizontallinie; so häuffen sich die daher entstehende Fehler und heben sich nie auf. Es ist daher ein sehr guter Rath, daß man die Nivellirung rückwärts, allenfals auf eben den Stationen, wiederhole; dadurch lernt man nicht nur diesen Fehler kennen, und kann die Irrthümer aus der Rechnung bringen, sondern man darf auch alsdenn von der Rundung der Erde und von der Strahlenbrechung abstrahiren.

Kritische Untersuchung einiger, von Picard und andern angestellten, Nivellirungen, um die Anwendung der Sätze zu zeigen.

Beschreibung der Branderschen Wasserwage, die der H. V. auf Erlaubniß des Erfinders bekannt macht. Sie bestehet aus einem Fernrohr und einer damit verbundenen gefüllten Röhre mit einer Luftblase. Die Prüfung geschiehet so, daß sie von ihrer Unterlage aufgehoben und verkehrt wieder eingelegt werden. Stehet alsdenn die Blase nicht an ihrem vorigen Ort; so drehet man die Röhre vertical, bis die Blase dahin kommt. Ein an der Röhre befindlicher getheilter Bogen giebt zu erkennen, wie viel man die Röhre drehen mußte. Halbirt man diesen

von der Röhre durchlaufenen Bogen, und bringt sie bis zur Helfte wieder zurück; so ist der Fehler gehoben und die Wasserwage gerecht. Die gläserne Röhren sind vor diesem in sehr üblen Ruf gestanden; jetzt scheint ihr Credit je länger je mehr zu steigen. Wir mißgönnen ihnen denselben nicht, vielmehr stehet ihnen auch von uns ein gutes Attestat zu Diensten; doch hat uns immer gedeucht, daß sie gewissen Caprizen unterworfen sind, gegen die man kaum sorgfältig genug auf seiner Hut seyn kann.

Da der H. V. die mehresten Arten von Wasserwagen durchmustert; so wundern wir uns, daß er gerade diejenige übergehet, die uns immer als die zuverläßigste und einfacheste vorgekommen ist, nemlich die Catoptrisch-Hydrostatische. Rühret dieses Stilleschweigen aus einer Verachtung her; so muß ein so vorzüglicher und dabey praktischer Mathematicker gewiß wichtige Ursachen dazu haben. Und daß wir diese Ursachen nicht wissen, das setzet uns der Gefahr aus, noch ferner einem Instrumente zu trauen, das uns vielleicht schon oft getäuschet hat.

H.

---

8. Geschichte, Geographie, Staatsrecht und Diplomatick.

Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden. Erster Band. Stade, in der Königl. Buchdruckerey, 1769. 1 Alph. in 8.

Diese neue Sammlung des Hrn. Gen. Sup. Pratje ist seinen vorigen gleich. Er fähret fort einige Manuscripte zu recensiren, Urkunden von adelichen Geschlechtern, und einige kleine Nachrichten von einzelnen Theilen des Landes, von Gelehrten, die sonst so bekannt nicht sind, von einigen Rechten und Gewohnheiten und dergleichen bekannt zu machen.

Es kann manches darunter vermuthlich wol einem Bedienten oder Unterthan jenes Landes nützlich seyn, wovon ein Auswärtiger so genau nicht urtheilen kann. Es würde also auch unbillig seyn, darüber nach allen Regeln des historischen Geschmacks kritisiren zu wollen. In dieser

Samm-

Sammlung scheint das vierte Stück das brauchbarste zu seyn, welches eine historische Bibliothek des Herzogthums Verden enthält. In dem letzten Stücke, welches das Neue erzählet, werden neue Verordnungen, Todesfälle, Amtsveränderungen, auch kleine Schriften und Aufsätze Bremischer und Verdischer Gelehrten erzählt. Eine weitere Nachricht von dieser Particularsammlung wird man in unsrer allgemeinen Bibliothek nicht erwarten.

Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden. Zweyter Band. Stade, 1770. 1 Alph. 3 Bogen.

Eben wie der erste Band. Einige Mspte werden erzählet, von einigen Aemtern und Kirchen umständliche Beschreibungen gegeben, vom bremischen Adel, vom dortigen Contributionswesen und dergleichen einige den dasigen Landeskindern vielleicht gemeinnützige Nachrichten bekannt gemacht. Zur allgemeineren deutschen Litteratur gehöret diese Schrift eigentlich nicht.

Im.

Herzog Wolfgangs zu Zweybrücken Kriegsverrichtungen größtentheils aus Archival-Nachrichten beschrieben von Joh. Heinr. Bachmann. Mannheim, mit akadem. Schriften, 1769. 8.

Dieser kleine Aufsatz ist in der französischen Geschichte bey Gelegenheit der ligistischen Händel gut zu gebrauchen. Vielleicht hätte dieses den V. antreiben sollen, sich eines guten Vortrags zu befleißigen, da seine Arbeit mehr für die Franzosen als die Deutschen bestimmt zu seyn scheint. Wir wollen ihm die Provinzialsprache, deren er sich ofte bedient, zur Noth verzeihen; demohngeachtet behält der ganze Vortrag etwas schleppendes, der ihn unangenehm machet. Kurz, der V. erzählt zwar richtig, aber nicht unterhaltend.

Lebensgeschichte Albrechts von Waldstein, Herzogs zu Friedland, Kayserlichen Generalißimi. Aus dem Italienischen des Grafen Priorato in das

Deut-

Deutsche übersetzt und mit Münzen erläutert. Nürnberg, bey Georg Peter Monath, 1769. 8.

Die Ursachen, warum man noch nach einer Zeit von mehr als hundert Jahren diese Schrift des Uebersetzens gewürdiget hat, können wir nicht ergründen. Wegen ihres Nutzens in der Geschichte kann es nicht geschehen seyn; denn Qualdo machet eben keine sonderliche Figur unter den Geschichtschreibern und hatte dabey auch viel zu wenig Kenntniß von den damaligen Angelegenheiten in Deutschland, um Waldsteins Leben glücklich zu beschreiben. Mit politischen Anmerkungen ist es nicht ausgemachet, zumal von der Art oder in dem Tone. Erst ein ziemlich alltägliches Sprüchelgen, z. E. ein sehr glücklicher Anfang droht oft ein unglückliches Ende, oder edle Gemüther sind selten niederträchtigen Handlungen unterworfen — und alsdenn ein Beyspiel aus W. Leben. — Fürwahr ein reicher Beytrag zu Schulchrien! Mußte diese Schrift nun ja übersetzet seyn, so hätte man sie durch andre Dinge, als durch die höchst magre Erläuterung aus Münzen, schätzbar machen sollen. Daß man Waldstein und nicht Wallenstein schreiben müsse, brauchte nicht erst aus der Studentenmatrikel zu Altdorf bewiesen zu werden; es ist endlich heut zu Tage bekannt genung und des gelehrten Vater Dobners Monumenta histor. Bohem. bothen nebst Carvens Itinerario und vielen andern Schriftstellern wichtigere Sachen zur Erläuterung dar. — Die Uebersetzung ist so zierlich, wie die Vorrede, welche ein rechtes Muster einer wohl stilisirten Vorrede abgiebt. Demnach und somit, alldieweilen, sintemal und mithin ist alles recht allerliebst in einander gewirrt.

Sächsische Historie derer (sollte wohl heißen der) ersten Marggrafen in Meißen. Adam Daniel Richter, Direct. Gymn. Zittav. Leipzig und Budißin bey Deinzer, 1769. 8.

Die Erlernung der vaterländischen Geschichte ist allerdings nothwendig, nur aber nicht auf Schulen, wo der V. durch dieses Werkgen die Jugend zur Staatskunde der Chursächsischen Lande vorbereiten will. Dazu gehören reifere Jahre und mehrere Kenntnisse, als man bey diesem

sem Alter voraussetzen kann. Unterdessen kann diese Schrift auch andern nützen, da sie wirklich mit kritischer Genauigkeit abgefaßt ist. Hin und wieder einige Flecken, allein diese würden ihr in der That nicht so viel schaden, wenn sie nur sonst mit mehr Geschmacke geschrieben wäre. Aber durch die beständigen Fragen und Antworten sind wir wirklich beym durchblättern in Christian Weißens und Johann Hübners Zeiten versetzet worden und haben mehr als einmal das Schicksaal der Schulen beklaget, wo man diese herrliche Methode noch nicht vergessen kann. Manchmal vergißt sich der V. auch in andern Dingen. So finden wir S. 32. von Ditmars Chronick die Anmerkung: Diese Chronick ist nur eines Daumens stark in 4. Wußte er denn sonst nichts von Ditmarn als dieses, oder daß er eine ungestaltete Nase gehabt?

C.

---

9. Kriegswissenschaft.

Johann Andreen Hofmanns, Doktors und ordentlichen Lehrers der Rechte auch Beysitzers der Juristenfakultät in der Fürstl. Heßischen Universität zu Marburg, Abhandelung von dem vormaligen und heutigen Kriegesstaate den Aufgeboten sowol der Ritterschaft und Lehnleute, als auch der Unterthanen, der Musterung der Vasallen, Errichtung der Landmiliz und beständiger Regimenter, Einführung der gleichförmigen Kleidung bey dem Kriegesvolke so in Deutschland als in Hessen besonders aus der Geschichte, Urkunden, den Reichs- und Landesgesetzen, auch besonderen Verordnungen und Lebensbeschreibungen abgeschildert und bestärket. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1769. 2 Theile in gr. 8.

Bey Erblickung dieses vielversprechenden Titels waren wir uns eine Geschichte vermuthen, welche in der Art von der des Jesuiten Daniels von der französischen

Mi-

Mitte abgefaßt seyn würde: Eine Geschichte vom deutschen Kriegsstaat älterer und neuerer Zeiten, fehlt uns noch bisher, und was wir davon haben ist nur Stückwerk; wir würden daher dem V. viel Dank gewußt haben, wenn er eine solche Arbeit unternommen hätte: Wir gestehn zwar daß eine solche Geschichte ungleich mühsamer abzufassen seyn würde als eine französische, in Absicht der vielen Staaten aus welchen das deutsche Reich besteht, und welche alle in ihrer militärischen Verfassung verschieden sind; da dieselben aber beständig in einer gewissen Verbindung zusammengestanden haben, und ihre Kriege fast allemal das ganze Reich zugleich betroffen haben, so würde doch vielleicht eine Geschichte vom deutschen Kriegsstaate nicht so schwer abzuhandeln seyn wie es anfänglich scheint, insonderheit könnte eine solche Arbeit dadurch sehr erleichtert werden, wenn wir zuvor von den merkwürdigsten deutschen Staaten besondre Kriegsgeschichten aufzuweisen hätten, indem es alsdenn nicht mehr schwer fallen könnte, aus diesen besondren Theilen ein ausführliches Ganze zu verfertigen. Hr. H. entdeckte uns aber gleich zu Anfang seiner Vorrede, daß es gar nicht seine Meynung gewesen sey, eine so vollständige Geschichte abzufassen, und so verschwand auch gleich die vortheilhafte Vorstellung, welche wir uns von seinem Werk gemacht hatten, in welchem wir uns, wo nicht die größte Ausführlichkeit, doch wenigstens einen richtigen Plan vermuthen waren, welcher andern seine Arbeit zu erweitern, würde Gelegenheit gegeben haben, allein wir haben selbigen nirgends angetroffen, oder wenn H. H. sich ja einen solchen Plan, bevor er die Feder angesetzt, vorgeschrieben hat, so hat er ihn doch gewiß während seiner Arbeit wieder vergessen: hier sind die Worte der Vorrede — „Mein Vorhaben „aber ist keinesweges: eine allgemeine und weitläuftige „beschreibung von der verfassung des krieges- und lehns„wesens in den ältesten und mittleren zeiten Deutschlan„des, noch der Heßischen staaten hierdurch mitzutheilen; „sondern ich will nur einige behufige Anmerkungen hier „und da hiervon aus der geschichte und den deutschen „rechten machen, auch eröfnen. — „ Hätte der H. V. bey einem solchen Vorhaben, nicht auch einen demselben gemäßern Titel seinem Werke vorsetzen sollen? Stünde auf dem Titelblat weiter nichts als, Eröfnung behufiger Anmerkungen hier und da aus der Geschichte, und den deutschen

schen Rechten, den Kriegsstaat Deutschlands betreffend, so würde man sich in der Folge auch nur solche behufige Anmerkungen vermuthen gewesen sind, und der V. hätte alsdenn so viel historische Fragmente können ans Licht treten lassen, wie er nur immer gewolt hätte.

Wenn wir diese Geschichte, oder vielmehr diese Anmerkungen aus der Geschichte, etwas genau betrachten, so kommt es uns vor, als wenn der Autor selbige blos aus einem patriotischen Eyfer unternommen habe, indem die mehresten seiner Nachrichten darauf hinausgehn, die Thaten der Hessischen Landsregenten und ihrer Truppen, mit unumschränkten Lobeserhebungen bekannt zu machen, denn was uns H. H. von den übrigen deutschen Staaten sagt, ist so unbeträchtlich, daß es sein Werk eben nicht würde verringert haben, wenn er es gänzlich weggelassen hätte; von der kayserlichen Armee wird sehr wenig gesagt — und von der preußischen noch weniger, obgleich die jetzigen Einrichtungen im Heßischen Militair, blos Nachahmungen der preußischen sind, und eben so wenig bedeutend sind die Nachrichten, welche er uns von der Kriegsmacht der übrigen deutschen Fürsten giebt: Dieses würden wir nun noch gern verzeyhn, wenn H. H. uns wenigstens, das was er aus der Heßischen Geschichte vorträgt, mit mehrerer Wahl und Ordnung vorgetragen hätte, allein auch hierinn müssen wir gestehn, thut er seinen Lesern nicht Genüge, er erzählt in größter Kürze, unterbrochen, lobt fast beständig, und vergißt öfters das merkwürdigste anzuführen, um dagegen ganz gemeine und bekannte Sachen zu sagen.

Das erste Hauptstück enthält die alte Kriegsverfassung in Deutschland bis zum dreyßigjährigen Kriege: Diese lange Periode handelt H. H. auf achtzig Oktav Seiten ab, welche gewiß bis zur Hälfte mit Citationen und Noten angefüllt sind. Obgleich hier die Rede von der alten deutschen Kriegsverfassung seyn soll, so finden wir doch nichts davon, indem der H. V. seine Nachrichten bey den mittlern Zeiten anfängt, und die ersten Einwohner Deutschlands fast ganz mit Stillschweigen übergeht, wir haben nur zwey Stellen gefunden, bey welchen ihrer ganz im kurzen Erwähnung geschieht, die erste ist im ersten §. wo der V. von Reichsanschlägen im 15ten Sekulo spricht, da heißt es, daß die Deutschen bey einem Kriegszuge sich gleich willig bezeigt

hät-

hätten, denn die alten freyen Deutschen wären gleichsam zum Kriege geboren gewesen und hätten ihre Kinder gleich von Jugend an dazu gewöhnt, welches insonderheit an den alten Catten gerühmt würde. — Wie sich nun die alten Catten mit einem Reichsabschiede vom Jahr 1467. zusammen passen, wollen wir unsre Leser selber beurtheilen lassen. Die andre Stelle, wo ihrer gedacht wird, ist im fünften §. welcher mit einer Nachricht anfängt, woraus der alten Deutschen, und also auch der Catten, Kriegsvolk bestanden, der V. hält sich aber nicht lange dabey auf, denn wir finden ihn schon auf der folgenden Seite bey Wittekind dem Großen und gar beym König von Schweden Gustav Adolph: Solche gewaltige Sprünge sind nun wohl nicht an einem Geschichtschreiber zu loben, obgleich unser H. V. sie sich gänzlich erlaubt hält, denn diese sind nicht die einzigen von der Art, und wir könnten ihrer, wenn es nöthig wäre, noch eine gute Anzahl anführen, daher es denn auch zuweilen geschieht, daß man unter den häufigen Citationen, welche auf jeden §. folgen, den Tacitus neben des Herrn Pauli Leben großer Helden stehen sieht. Was in diesem Hauptstück eigentlich vorkömmt, betrift die Landfolge der Unterthanen auf dem Befehl ihrer Oberherrn in den mittlern Zeiten, und dann die Waffen deren man sich in Deutschland bedient hat; beyde Artickel sind in möglichster Kürze vorgetragen, und enthalten eben nichts besonders; beym ersten wird gesagt, daß die Unterthanen sich niemals dem Aufgebot des Landsherrn hätten entziehn können, und daß die Landfolge nicht allemal bey Kriegsvorfällen wäre ausgeschrieben worden, sondern daß sich solche Ausgebote auch zuweilen bey Friedenszeiten ereignet hätten; worauf H. H. auf einmal vergißt, daß er die Kriegsverfassung vor dem dreyßigjährigen Kriege abzuhandeln willens gewesen und im vierten §. auf die heutigen Art zu werben geräth, wobey er uns von der Heßischen Canton-Einrichtung benachrichtigt. Der Artickel von den Waffen, so bey den Deutschen üblich gewesen sind, enthält einige gute Nachrichten, wiewohl er wegen seiner Kürze dennoch sehr unvollständig ist, insonderheit, wenn von denen vor Erfindung des Schiespulvers gebräuchlichen Waffen die Rede ist.

Das zweyte Hauptstück handelt von den Lehnleuten und deren Dienst in Kriegs- und andern Zeiten: Der Ursprung

des Lehnwesens, welcher die Kriegsverfassung der alten Deutschen nach und nach verändert, und die erste Ursach des Verlusts ihrer ehmaligen Freyheit gewesen, ist eine sehr interessante Epoche in unsrer Geschichte, bey welcher wir wohl gewünscht hätten, daß H. H. sich etwas länger hätte aufhalten wollen, er übereilt sich aber in seinem Vortrage, hier, eben so wie an den meisten Orten, wo seine Leser Ausführlichkeit von ihm verlangt hätten, dagegen ist er an andern Stellen, welche die Neugier des Lesers entweder gar nicht, oder doch nur in einem geringen Grade reitzen, zur Unzeit weitläuftig und ermüdend, ein Beyspiel davon zeigt der §. welcher von der Freyheit der Deutschen handelt in fremder Herrn Dienste zu gehn; der V. begnügt sich hier nicht allein seinen Lesern zu sagen, daß diese Freyheit bey den Deutschen existire, (jetzt doch nicht mehr durchgängig) sondern er findet noch für nöthig, solches mit Exempeln zu bestätigen, welche er aus der heßischen Geschichte nimmt; Die Namen dieser in fremde Dienste gegangener wären nun zwar Beweises genug gewesen, aber H. H. findet für nöthig, noch überdem ihre ganze Lebensgeschichte anzuführen, welche er beym ersten Augenblick ihrer Geburt anfängt und bis zu ihrem Tode umständlich beschreibt, ja er thut auch zuweilen gar aller ihrer Anverwandten Erwähnung und hohlt den Ur-Ur-Urältervater aus der Vergessenheit hervor: diejenige deren Geschichte auf diese Art beschrieben wird, sind einer von Wartensleben, Auerochs, Wutgenau, Gräfendorf, Mardefeld, Toll, und viel andre mehr, deren Lebenslauf jedoch, vermuthlich wegen Mangel der Nachrichten, nicht so ausführlich angeführt wird, wie von den benannten; diese unerwarteten Lebensbeschreibungen, in welchen öfters ganz läppische und des Drucks unwürdige Sachen angeführt werden, machen gegen die Kürze, mit welcher der V. die wichtigsten Materien behandelt, den wunderlichsten Contrast: Eine Stelle, welche wir unsern Lesern zum Exempel anführen wollen, mag dienen, um daraus den feinen Geschmack des V. kennen zu lernen, sie ist S. 132. in der Geschichte des Hr. von Toll — „der älteste Sohn (ein „Bruder des Hn. v. Toll, von dem hier die Rede ist) gieng „hierauf in schwedische dienste, ward fähndrich; allein „bey der Uebergabe von Riga von den Russen zum krie„gesgefangenen gemacht, und nach Siberien in eine harte „gefangenschaft gebracht, allwo er 7 jahre zugebracht

„hat;

„hat; folglich blieb unser Georg Heinrich von Toll, als
„anwesender allein im hause (ob er auch wohl als Abwe-
„sender im Hause hätte bleiben können?) und da seinem
„lieben vater ein paar jahre vorher das schicksal betrof-
„fen hatte, sein gesicht gänzlich zu verliehren; so mußte
„unser junker seine correspondenz führen, dem vater
„vorlesen, in des vaters namen sich bey den dazumal
„sehr öfteren ritterschaftsversammlungen einfinden, und
„sich gebrauchen lassen, so weit als seine jugend vermö-
„gend war. Als nun unser junger von adel vermerkete:
„daß aus dem studieren nichts werden würde; anbe-
„nebst das väterliche haus fast beständig voller schwedi-
„scher officiere sowohl durch einquartierung, als auch
„vermittels der durchzüge besetzet war; so wurde ihm
„der geschmack, oder die lust zum soldatenleben einge-
„flößet. rc. —

Das dritte Hauptstück handelt von den Aufgeboten der Ritterschaft, wo viel solcher Aufgebote, mehrentheils Hessische angeführt werden: Im 29ten §. wird der Krieg des Franz von Sickingen und seiner Bestrafung ziemlich umständlich Erwähnung gethan, zum Beyspiel daß Unterthanen nicht den Feinden ihres Lehnherrn gegen ihn selbst dienen können.

Das vierte Hauptstück, welches die neuere Kriegsverfassung in sich begreift, handelt in den ersten §en von der Errichtung der stehenden Regimenter, worauf der H. V. die Heßische Kriegsgeschichte vom 42ten, bis letzten §. fast ununterbrochen abhandelt, es geschieht aber selbiges mit eben der Flüchtigkeit, welche wir schon bey den ersten Hauptstücken angemerkt haben; wir brauchen nur unsre Leser, um sie davon zu überführen, auf die Geschichte des letzten Krieges, welche einem jeden noch in frischem Andenken ist, weisen, es kann die Abhandlung derselben leicht einen Begriff vom ganzen Werk geben. Was die Schreibart betrift, der sich H. H. bedient, so ist selbige mehrentheils steif und gezwungen, öfters zur Unzeit weitschweiffig und zuweilen mit höchst trivialen Ausdrücken vermengt, indessen würde sich dieses noch eher ertragen lassen, als die immerwährenden Lobsprüche, welche der Hr. V. zum Ruhm der Heßischen Truppen verschwendet, es haben sich ja dieselben schon von jeher durch ihre Thaten einen rühmlichen Namen gemacht, ohne daß sie weiter eines Panegyristen

bedürfen. Wenn ein Autor beständig lobt, so erweckt er gemeiniglich ein Mistrauen bey seinen Lesern, und überdem muß ein Geschichtschreiber sich so viel wie möglich hüten, dem Urtheil seiner Leser mit dem seinigen zuvor zu kommen: Wir wollen unsren Lesern eine Stelle vorlegen, welche hinreichend seyn wird, ihnen den Vortrag des V. kennen zu lernen; S. 418. heißt es: „Ob auch gleich die tapfere Hessen, nebst andern, besonders aber der linke flügel der „verbündeten armee, am Leopoldsfeste, durch einen unvermuhteten, auch unglücklichen überfall vom französischen kriegesheere den 14ten nov. 1703. bey Speierbach „einen starken verlust erlitten; darnebst viele wackere Hessen das leben hierbey einbüßen mußten; so legete dennoch der heldenmüthige Erbprintz zu Hessen mit dem rechten flügel, welchen derselbe zu befehligen hatte, solche „wunderbare proben der tapferkeit, auch klugheit ab: daß „seine reiterei, und dragoner 16 feindliche standarten, 4 „dragoner fähnlein, und 3 paar pauken eroberten. Unverwerfliche kennzeichen des wohlverhaltens! weshalber „denn auch die General-Staaten ihre zufriedenheit über „dieses tapfere verhalten dem Erbprinzen zu Hessen schriftlich zu erkennen gaben. In der blutigen schlacht am „Schellenberge 1704, trug der Erbprinz, seiner verwundung ungeachtet, zu dem siege vieles bey; gleichwie auch „in der bei Höchstedt, wobei Se. Durchlaucht die reiterei befehlichte, und so gar ein beherzter oberstwachmeister, auch Generaladjutant Carl von Boineburg das „glück, und die ehre hatte: den französischen feldherrn „von Tallard zum kriegesgefangenen zu machen. Und wenn „schon der von Tallard diesem heßischen tapferen officiere „große schäze für seine erledigung anbot; so ließ er sich „doch bey seiner angebohrnen teutschen treue, und redlichkeit durch gelt nicht blenden; sondern stellete diesen hohen gast Sr. Durchlaucht, dem Erbprinzen zu Hessen, „welchem dieser Erbprinz das artige, und freudige compliment machete: revange für Speierbach ꝛc.„ Ueber die seltsame Ortographie in diesem Werke, die Hrn. Estor nachgeahmt ist, zu urtheilen, lohnt es die Mühe nicht.

Bis hieher haben wir den ersten Theil dieses Werks angezeigt, der die ersten 4. Hauptstücke enthält, die übrigen machen den 2ten Theil aus. Das fünfte ist eine Nachricht von der Errichtung der Fürstlich Heßen-Casselischen

schen beständigen Regimenter, wo die Zeit ihrer Stiftung und die Namen ihrer Chefs und Commandeurs angeführt werden, von welchen viele Familien-Nachrichten in den Noten gegeben werden: Das sechste handelt von der Einführung gleichförmiger Kleidung beym deutschen Kriegsvolke, diese ist der Meynung des Verf. nach hauptsächlich daher entstanden, daß die Vasallen, aus Achtung gegen ihren Lehnherrn und zuweilen auch auf seinem Befehl sich in der Farbe kleideten, welche ihm die angenehmste war und daher die Hoffarbe genannt wurde, woraus zuletzt Montirungen entstanden sind: das siebende benachrichtigt vom Unterhalte des Kriegsvolks, den Verpflegungsordonanzen, dem Feldkriegszahlungsstaate, den Durchmärschen und Einquartierungen: das achte ist eigentlich ein Theil des neunten Hauptstücks und handelt von demjenigen, was ein Marschcommissarius bey Durchzügen fremden Kriegsvolks zu beobachten hat, und endlich beschreibt das neunte die Obliegenheiten und Dienstpflichten eines gemeinen Soldaten bis zum Obersten, und ist mit einem Anhange vermehrt; diese beyde letzten Hauptstücke sind am weitläuftigsten, aber auch davor mit so viel elendem Zeug angefüllt, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers weder reitzen noch auch verdienen; sie sind Aufsätze des fürstl. Sachsen-Weimarschen Obristen von Busch, welche H. H. einer Stelle unter seinen Anmerkungen werth geachtet hat: Die alltäglichen Dienstpflichten, welche sich weit leichter praktisch erlernen lassen, und von deren Vorschrift überdem schon alle Kriegs-Reglements bey den Armeen handeln, sind größtentheils der Inhalt dieser Aufsätze, nur sind sie hier etwas mehr ins Weite gezogen, und mit manchen unnützen Schweif vermehrt, wie z. E. im §. 153. S. 654. welcher von der Artilleriewache handelt, es heißt am Ende desselben. „Weil nun ein soldat bey vorfallen-„heiten auf allerhand und wunderliche Posten gestellet „wird, dabey er allezeit nicht weiß, ob er lebendig wieder „davon abgehen, oder ob man ihn todt davon wegtragen „werde, so soll er sowol in- als ausser seinen Diensten be-„ständig und andächtig beten, daß Gott bey ihm seyn und „ihn aus aller gefährlichkeit erretten wolle. Er soll alle-„zeit, wenn er auf die schildwache geführet wird, an den „todt gedenken, und das er einmal sterben müsse, und viel-„leicht dieses eben die letzte stunde sey, die er schildwache „stehe. Daher muß er seinen Gott anrufen, und beten:

„machs nur mit meinem ende gut etc.„ — Wie übel diese fromme Erinnerung hier angebracht ist, fällt einem jeden gleich in die Augen. Daß ein Soldat, so wie ein jeder andrer vernünftiger Mensch, der Frömmigkeit und Gottesfurcht ergeben seyn muß, ist eine so bekannte Sache, daß selbige keinem Widerspruche ausgesetzet ist; ob aber ein Soldat, welcher diese Vorschrift befolgen wird, nicht ein vollkommner Betbruder werden sollte, wollen wir ununtersucht lassen, und denn warum soll er eben das vorgeschriebene und nicht ein jedes andres schickliches Gebet, was ihm in Sinne kommt, beten? und überhaupt, was hat das Gebet eines Grenadiers oder Reuters mit einer Abhandlung vom deutschen Kriegsstaate gemein? aber wir wollen uns hierbey nicht länger aufhalten, und uns begnügen unsern Lesern den bloßen Inhalt dieses zweyten Theils, kürzlich kund zu thun, und selbige zugleich auf unser Urtheil vom ersten Theil, welches auch von diesem gilt, zurück zu weisen. Im Anhange werden einige ganz bekannte Nachrichten über den großen Dienst gegeben, welche man beynahe in allen militärischen Lehrbüchern antreffen kann; hierauf folgt ein zweyter Anhang, welcher von einigen berühmten adlichen Geschlechtern handelt; wir hätten diesen zwar eher in einem Adels-Lexicon, als hier gesucht, da wir aber bereits eine Anzahl unvermutheter Lebensbeschreibungen in diesem Werke angetroffen haben, so haben uns diese Stammtafeln auch weiter nicht befremdet, sie handeln von den Ditfurt- und Donopschen Familien, wobey ein großer Stammbaum von der letztern beygefügt worden; alsdenn folgt ein Nachtrag, welcher eine Lebensgeschichte des Grafen von der Lippe Brake, Heßischen Feldmarschalls im vorigen Sekulo, in sich begreift, nach welcher einige kurze Nachrichten von edlichen andern Heßischen Officiers gegeben werden, und endlich beschließt ein zweyter Nachtrag, welcher von der Geschichte eines Generalmajors von Canitz handelt, das ganze Werk.

Mz.

---

10. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Libri Latini ab *Ant. Frid. Busching* editi Particula quarta Fragmenta geographica et historica

rica et indicem atque interpretationem verborum ac phrasium difficiliorum continens. Berlin und Stralsund, bey Gottl. Aug. Lange, 1769. 8. 6 Bogen.

Die Aufschrift giebt den Innhalt hinlänglich zu erkennen. In unsrer Recension der vorhergehenden Theilchen XI B. I St. S. 126. wünschten wir zu den ersten Unterricht der Jugend historische und sittliche Stücken. Wir nehmen diesen Wunsch zum Theil zurück, denn hier folgen geographische und historische Stücke nach. Welche Betrachtung bey der Auswahl derselben zum Grund gelegt worden sey, können wir nicht wohl sagen, eben so wenig, warum sie so spärlich ausgefallen sey; denn alles nimmt nur drey Bogen ein. Die geographischen Stücke sind bis auf zween aus dem Mela und die historischen aus des Nepos Epaminondas, Atticus und Hannibal genommen, mit einigen Stellen aus dem Curtius. Der Index ist für die natürlichen Dinge nicht unnütze.

D.

Christ. Reineccii Ianua Hebr. Linguae — nunc septimum recensuit, emendavit, auxit *Ioa. Frid. Rehkopf.* Lipſ. Junius, 1769. 8. 4 Alph.

Das Buch ist bekannt genug, und hat noch immer seinen guten Nutzen. Weil M. Krüger in Chemnitzschau, dem man anfangs die Besorgung dieser neuen Ausgabe auftrug, über der Arbeit starb; übernahm sie gegenwärtiger Herausg. Archidiakonus in Reichenbach im Vogtländischen. Er hat die bisherigen Unrichtigkeiten, ingleichen die Allegaten der jetzt ungebräuchlich gewordnen Wasmuthischen und Opitzischen, Grammaticken weggestrichen: statt der vorigen kleinen Grammatick, blos die Paradigmata abdrucken lassen; dagegen, die Bemerkungen der neuern Exegeten sich zu Nutze gemacht: wo die verwandten Dialeckte zu Hülfe genommen worden, solches angezeiget: besonders auch das angehängte Lexikon beträchtlich geändert und vermehrt und a. d. gl. Ausbesserungen und Zusätze gemacht, die unstreitig das Buch bequemer und brauchbarer machen werden.

Io. Aug. Starkii Sylloge Commentationum et Observationum philol. criticarum. Vol. I. Regiom. Kanter, 1769. 8. 16 Bogen.

Dieser kleine nützliche Beytrag zur Aufklärung des A. T. enthält erstl. eine Abhandlung über den Character Davids, als ein lyrischer Dichter betrachtet. Wir finden darinn zwar nichts ausnehmend gründliches oder ganz neues; aber doch sehr viel Gutes. Besonders zeiget der Verf. eine rühmliche Belesenheit in den alten und neuern, morgenländischen und abendländischen, Dichtern: und keinen unrichtigen Geschmack in deren Beurtheilung und Vergleichung. Und diese, nun schon ziemlich zur Mode gewordene, Methode, die poetischen Bücher der Bibel als das, was sie sind: als Poesie, zu behandeln, und durch kritische Vergleichung andrer, vorzüglich alter und morgenländischer, Dichter aufzuklären, müssen wir, dafern sie mit Verstand geschieht, allemal sehr billigen; so viel auch immerhin einige ängstlich fromme Gemüther dagegen schreyen mögen, als ob man der Göttlichkeit der h. Schrift dadurch zu nahe trete. Die übrigen Bogen enthalten eine gute Kritick über den 68. und 144 Psalm. Der Verf. hat, ausser den bekannten Hülfsmitteln, 6 hebräische, 4 griech. 1 arab. und 1 syr. Handschriften aus der Königlichen Pariser Bibliothek; 3 hebr. aus der Sorbonne, und den Dresdenschen und Casselschen Codex verglichen, und kritische Bemerkungen darüber angestellt. Diese lassen genug kritisches Talent blicken, um sein Versprechen, daß er Willens sey, das ganze Psalmbuch so zu bearbeiten, nicht ungerne zu hören (oder wie er selbst sich ausdrückt: ut alii perspiciant, quantum sibi de ea psalmorum editione ex libris Mspts. quam molior — promittere possint). Uebrigens unterscheidet sich auch das Aeusserliche, sowol im Styl als Papier und Druck, ganz vortheilhaft von dem Gewöhnlichen.

Io. Frid. Hirtii, Biblia Hebraea analytica. Edit. nova, longe auctior et emendatior. Ienae, Gollner, 1769. 8. 2 Alph. 15 Bogen.

Kam zuerst im J. 1753. heraus, und ist, wie bekannt, gänzlich auf die Danzische Grammatick gegründet. Die ziemlich häufigen Zusätze dieser zweyten Ausgabe sind mit

mit ** bezeichnet: die 3. ersten Capitel Genes. zur Bequemlichkeit des Unterrichts von den Accenten hinzugefügt u. a. d. gl. Ausbesserungen gemacht. Ueber die strenge analytische Methode des Verf., wovon er selbst in der Vorrede ein paar Exempel zur Probe macht, enthalten wir uns, zu urtheilen; da das Buch, und sein Werth, ohne Zweifel bekannt genug ist. Sehr tabellarisch, sehr gelehrt ist sie freylich, denn jede Seite ist voller Allegaten von p. p. und §. §.; manchmal 2, 3. und mehr Zeilen lang in einem Othem; aber ob das der natürliche und vernünftige Weg sey, eine Sprache zu lernen, ist eine ganz andre Frage.

Cz.

11. Gelehrte Geschichte.

Ehrengedächtniß des weiland Hochwürdigen und Hochgelahrten Herrn, Herrn Johann Julius Hecker, gewesenen Königl. Preuß. Ober C. R., Pastoris bey der Dreyfaltigkeitskirche, und Direktoris der Königl. Realschule und des Frankfurtischen Waysenhauses. Berlin, 1769. im Verlag der Buchhandl. der Realschule, 8. 6½ Bogen.

Wann wird es doch unter den deutschen einmal allgemein werden, die bey solchen Gelegenheiten höchst geschmacklosen Titulaturen wegzulassen? Das Ehrengedächtniß Sr. weyland Hochwürden also besteht aus einer Gedächtnißpredigt auf den seligen Mann, über Ebr. 13, 7. von Hrn. O. C. R. Sadewasser, aus einer Leichenrede über Off. Joh. 14, 13. von Hrn. Pred. Woltersdorf, und dem Lebenslaufe des Verstorbenen, von einem Ungenannten aufgesetzt, der uns seinen Namen deshalb nicht nennen will, weil er glaubt, daß selbiger sich zu dem Namen Hecker auf einem Blate nicht schicke. Vielleicht affektirt der V. damit eine sonderbare Demuth, vielleicht auch nicht. In beyden Fällen soll es uns gleich viel seyn, wie er sich nennt. — Was in dieser Lobschrift auf den sel. Hecker von dem Ursprunge und Wachsthum der Berlinischen Realschule, die er mit edler Uneigennützigkeit angelegt und ver-

wartet hat, gesagt wird, ist das wichtigste daraus. Das übrige was zu Amtsveränderungen oder zur treuen Amtsführung eines Geistlichen gehört, haben alle rechtschaffene und gewissenhafte Prediger mit Heckern, oder wie wir feyerlicher sprechen sollten, mit diesem treuen Zeugen Jesu und theuerm Rüstzeuge Gottes, gemein. Der gar zu bescheidene Biograph hat, was seine Schreibart betrift, gezeigt, daß ihm nicht blos ästhetischer Witz und die ganze feine Rhetorick zu Diensten stehe, sondern daß ihm auch eine gewisse, in heiligem Ansehn stehende Priestersprache sehr geläufig sey.

Ab.

Lebensbeschreibung des berühmten D. Henrich Horchens, aus Hessen, ehemal. öffentl. Lehrers der Gottesgelahrheit zu Herborn, zur Erläuterung der neueren Kirchengeschichte aus bewährten und großentheils ungedruckten Nachrichten herausgegeben von Carl Franz Hubert Haas, ordentl. Lehrer der Philos. und Kirchengesch. zu Marburg. Cassel, verlegts Joh. Jac. Cramer, 1769. 8. 438 S.

Man findet von dem Manne, dessen Leben Hr. H. uns hier beschreibt, in den Kirchengeschichten des vorigen und itzigen Jahrhunderts gar wenige Nachricht. Indessen schien er sowohl wegen seiner Gelehrsamkeit und vielen herausgegebenen Schriften, deren in der IVten Abtheil. LII. angezeigt und beurtheilt werden, als wegen seiner Schicksale, Unruhen und Streitigkeiten, so er gegen das Ende des 17ten Jahrh. in der reformirten Kirche erregt hat, dem V. merkwürdig genug, ein eigenes Buch von ihm zu schreiben. Er hat sichs viel Mühe kosten lassen, die Geschichte dieses sonderbaren Mannes in der möglichsten Vollständigkeit zu liefern, und zu dem Ende im Jahr 1764. eine eigene Reise nach Dillenburg gethan, um dort mit Bewilligung der Landesregierung aus den daselbst verwahrten weitläuftigen Acten der Horchischen Händel, eine zusammenhängende Erzählung zu machen, und von den vornehmsten Urkunden, deren 24 dem Buche als Beylagen beygedruckt sind, Abschriften zu nehmen. Man erfährt also hier die wahren Umstände von Horchs unruhigem,

gem, heftigem und eigensinnigem Charakter, von seinen zum Theil gar nicht verwerflichen, aber doch größtentheils höchst fanatischen Meynungen, von seiner Absetzung vom Amte, Gefangenschaft auf dem Schlosse zu Marburg und der daselbst ihn befallenen völligen Verrückung, von der er aber gänzlich wiederhergestellt worden, so daß er auch seine Freyheit erhalten, und nachdem er zur Erkenntniß seiner begangenen Thorheiten gekommen, den Rest seines Lebens, ohne ein öffentliches Amt, in der Stille und unter beständigem studiren zugebracht hat. Von der Einbildung, daß ihn Gott zum ausserordentlichen Rüstzeuge in seiner Kirche erwählt und besonderer Offenbarungen gewürdiget habe, und von mehrerern Phantasien kam er zurück, aber ein Vertheidiger des tausendjährigen Reichs blieb er bis an sein Ende, welches im Jahr 1729. im 77ten Jahr seines Alters zu Eschwege, seinem Geburtsorte, erfolgte. Indessen hat er sich, wie schon viele Chiliasten in der Zeit, da es anfangen sollte, sehr verrechnet. — Hr. S. entfernt sich nicht von der Unpartheylichkeit eines Geschichtschreibers. Hr. Schröckh hätte aber doch aus den Nachrichten, die der V. in Händen hatte, was anders gemacht, und dann würde keiner von seinen Lesern über so manche vorkommende Wiederhohlungen der nemlichen Sachen haben ermüden dürfen.

A.

Biographien jeztlebender Aerzte und Naturforscher in und außer Deutschland von E. G. Baldinger. I. B. II. St. Jena, Hartung, 1769. 9 Bogen.

Es sind hier die Lebensbeschreibungen der H. Succow und Walch (so weit derselbe hieher gehört) in Jena, Winkler in Leipzig, Bilguer in Berlin, Salchow zu Meldorf, Schäfer, des Arztes, zu Regensburg, Camper zu Gröningen und Schröder zu Marburg, zum Theil aus eignen Aufsätzen. Letzterer macht den Gelehrten Hofnung auf viel neue Grundsätze in der Natur- und Arzneykunde, die wir lieber erfüllt, als angekündigt sehen.

X.

D. Martin Luthers merkwürdige Reisegeschichte zu Ergänzung seiner Lebensumstände und Erläuterung

der

der Reformationsgeschichte aus bewährten Schriften und zum Theil ungedruckten Nachrichten beschrieben, und nach dem Jubiläo des Reformationsfestes in Sachsen herausgegeben von M. Johann Theodor Lingke, Archidiak. zu Torgau. Leipzig, bey Fr. Gotthold Jacobäern, 1769. 4. 2 Alph.

Der Gedanke, die Reisen des seel. Luthers in einem genauerem Zusammenhange zu erzählen, wäre in der That so verwerflich nicht, wenn dabey mehrere Umstände seiner Reformationsgeschichte in das Licht gesetzet werden könnten. Sollte das indessen auch hier nicht viel geschehen seyn, so verdienet doch der V. allen Beyfall, da er andern in diesem Fach vorgearbeitet und mit beynahe zu mühsamen Fleiße, einen Reisekalender, ein genaues Verzeichniß aller von Luthern gehaltenen Predigten, eine Meilenberechnung seiner Reisen, die in Summa 2764. betragen, da man nach der Vorrede von Christo nur 668. und von Paulo 558. berechnet, gemacht hat. Auch hat man hier, wie von Pauli Reisen, eine Charte gestochen, die aber zum Unglück eben so wenig brauchbar ist, wie jene insgemein zu seyn pflegen. Von ungedruckten Urkunden hat Hr. D. Wernsdorf dem Hrn. Verf. Colloquia Lutheri MSS. zukommen lassen, woraus er manches genommen. Es finden sich auch am Ende vier Beylagen, nemlich zwey Churfürstl. Befehle wegen eines Wittenbergers, der Luthero nachgetrachtet; die Citation des Leo. X. vom 29ten Merz 1519; und ein Brief an Melanchthon, die aus den Originalen abgedruckt worden. Km.

---

12. Romanen.

Journal für das Frauenzimmer herausgegeben von Hrn. Abbt Ricciard. Aus dem Italiänischen übersetzt. Erstes Bändchen. Zürich, bey Orell Geßner und Comp. 1769. 20½ Bogen in 8.

Eine Sammlung von Romanen, die, wie der Tittel anzeigt, fortgesetzet werden soll. Wir rathen dem Uebersetzer, sich künftig für Provinzialwörtern zu hüten, und etwas weniger steif zu schreiben. Bl.

Die glückseligste Insel auf der ganzen Welt oder das Land der Zufriedenheit, dessen Regierungsart, Beschaffenheit, Fruchtbarkeit, Sitten der Einwohner, Religion rc. von Ludwig Ernst von Faramond, mit Kupfern versehen. Nürnberg, 1769. 8. 17 Bogen.

Sehr nützlich und erbaulich zu lesen, wie alle übrige Schriften des V. die er unter diesem angenommenen Namen seit mehr als 30 Jahren herausgegeben, und seit der Zeit treue Ladenhüter sind.

Sr.

---

13. Haushaltungskunst und Gärtnerey.

Philipp Millers — Allgemeines Gärtner-Lexikon — nach dem neuesten Lehrgebäude des Ritter Linne eingerichtet. — Mit Kupfern. — Nach der allerneuesten sehr vermehrten und veränderten achten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt. Erster Theil. 4. Nürnberg, bey J. A. Lochner, 1769. 5 Alphab. 6 Bogen.

Wir können der Mühe überhoben seyn von dem Innhalt dieses Werks zu reden, weil selbiges durch die Uebersetzung des seel. D. Huth, in Deutschland überall bekannt, auch dergestalt viel Liebhaber gefunden, daß solche Uebersetzung völlig vergriffen ist und der gegenwärtigen Platz gemacht hat.

Da bey der Huthischen Uebersetzung, welche nach der fünften englischen Edition veranstaltet war, die kurz darauf in England herausgekommene sechste vermehrte Ausgabe, zu dem ganzen dritten Bande, welcher außer dem Gärtner-Calender, nichts als Zusätze enthielt, Gelegenheit gab; Herr Miller aber seit der Zeit schon wieder zwey neue Auflagen besorgt hat, davon die achte als die neueste allererst 1768. die Presse verlassen, so kann der Leser hieraus auf die Vollständigkeit der gegenwärtigen Uebersetzung allerdings einen sichern Schluß machen.

Un-

Anstatt daß Herr Miller bey den erstern Ausgaben sich nach den Lehrgebäuden des Ray und Tournefort gerichtet hat, so ist er in der achten Englischen Edition dem System des grossen Linné völlig gefolget, wodurch selbiges sehr vieles an Berichtigungen und Verbesserungen gewonnen, welche ein Hauptverdienst dieses Werkes ausmachen.

Als ein grosser Vorzug dieser neuen Ausgabe verdienet noch angemerket zu werden, daß alle in die Landwirthschaft, Wiesen- und Ackerbau einschlagende Artickel ausserordentlich vermehret, und sehr viel neue hinzugefüget sind, die die Ansäung und Pflanzung des Holzes und den Weinbau angehen, so daß Landwirthe sich derselben mit Nutzen bedienen können.

Die Uebersetzung selbst haben wir mit dem Original nicht verglichen, sie scheinet aber treu zu seyn. Wegen der Kunstwörter bittet der Uebersetzer um billige Nachsicht.

Dieser erste Theil enthält die Buchstaben A. B. C., und soll die Fortsetzung bald möglichst erfolgen. Druck und Pappier sind nicht zu verachten.

J. F. Mayers — Pfarrers zu Kupferzell — Beyträge und Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Hauswirthschaft nach den Grundsätzen der Naturlehre und Erfahrung entworfen. 8. Frankfurt am Mayn, bey Andreä, 1769.

Herr Mayer tritt als ein geschickter Schriftsteller in der ökonomischen Welt auf, und vermehret die kleine Anzahl derer Gelehrten, die ihre Nebenstunden der Landwirthschaft dergestalt widmen, daß sie nicht ehender davon schreiben, als bis sie solches mit Gründlichkeit und geprüfter Erfahrung thun können. Manche aber wollen fliegen, ehe ihnen die Flügel gewachsen sind. Sie haben Lust ihren Namen gedruckt zu sehen, weil sie doch gleichwol Gelehrte heissen, ohnerachtet sie als solche verwahrloset sind, und denn machen sie sich unglücklicher Weise an die arme Landwirthschaft, an dieser wollen sie zu Rittern werden, wenn es ihnen sonsten nirgend glücken will, denn eine Sache, damit sich der einfältige Bauer beschäftiget, kann so schwer nicht seyn, und hernach so ist es ja gegenwärtig der Modeton von der Landwirthschaft zu schreiben. Solche

elen-

elende Stümper richten aber durch ihre armselige Schmiereryen nichts als Schaden an, wenn junge unerfahrne Oekonomen ihren Vorschriften folgen. Werden sie nun dafür in mancher Recension derbe abgegeisselt, so ist es ihnen nicht recht, so schreyen und schimpfen sie.

Die einzige erste Abhandlung in diesen Beyträgen zeiget schon zur Genüge, wie weit der Hr. V. den Schwarm elender Scribenten von der Landwirthschaft hinter sich zurücke lässet. Er thut darinn Vorschläge, die Hindernisse eines verbesserten Feldbaues zu zernichten, und den Unterricht der Gelehrten zur Aufnahme desselben unter den Landleuten zu befördern. Wenn er die vornehmsten Hindernisse des Feldbaues S. 1-64. erörtert, so wird ein Kenner leichtlich gewahr, daß Herr M. sich auf einer Höhe gestellet hat, von welcher er den Umfang der ganzen Landwirthschaft vollkommen und aus dem wahren Gesichtspunkt übersiehet, und dies erwecket bey dem Leser schon Zutrauen. Wenn er S. 64. auf die Frage kommt: „Wie lehret man den Landmann eine bessere Bauart im „Feldbau? Wie machet man ihn willig sie freudig und „sorgsam zu befolgen?„ so gehen seine Vorschläge dahin, 1) anstatt theoretischer Schriften vom Feldbau, solche zu schreiben, die sich auf lauter wiederholte Erfahrungen fest gründen. Hier führet er die von uns mehrmal mit Grunde gelobten Sammlungen der vortreflichen Landwirthschaftgesellschaft zu Zelle als ein Muster an, und muß dem Herrn V. nicht jeder Sachverständige beypflichten? 2) Sollen Cameralisten, landschaftliche Räthe, Beamte auf dem Lande, und die Burg- und Hausvögte angehalten werden, die Schriften der Gelehrten von der Landwirthschaft zu lesen und ihre Einsichten damit zu bereichern S. 66; auch die Landwirthschaft selbst praktisch erlernen S. 70. u. f. 3) Beamte, Prediger, Schulmeister und Schultheißen sollen mit ihrem Exempel vorgehen und allgemeine Lehren im Feldbau abgeben S. 73. u. f. 4) Realschulen zur Erlernung der Landwirthschaft sind ein vortrefliches Mittel zu diesem Endzweck S. 79. 5) Ein Acker-Catechismus und kleine ausgesetzte Preise für die Jugend tragen vieles bey, die Kenntnisse des Landmanns zu vermehren S. 80. u. f. Mit Grunde wird man überhaupt an diesen Vorschlägen wohl nichts zu tadlen finden; wenn aber die Schwierigkeiten bey der Ausübung derselben Schrecken

bild

bilder vorstellen, der muß solches nicht dem Herrn V. zur Last legen, denn dies ist nicht in seiner Gewalt. Was er vermochte, das hat er geleistet, nemlich, den richtigsten und besten Weg zu zeigen, wie ganze Länder ihre wahre Größe auf dieser Art sicher besorgen können.

Die übrigen in dieser Schrift enthaltenen Aufsätze sind 1) eine Abhandlung vom Mergel, die Herr M. aber aus der zu Hannover herausgekommenen vortreflichen Schrift des Herrn Andraee sehr verbessern und sonderlich lernen kann, daß der Mergel auch auf schwerem letigen Acker gute Dienste verrichte. 2) und 3) Zwey Preißschriften über das Verhältniß der Aecker und Wiesen und der Vermehrung und Verbesserung der letzteren in Kärnthen. Obgleich vieles in dieser Abhandlung nur für Kärnthen geschrieben ist, so sind die allgemeinen Sätze doch auch in jedem andern Lande brauchbar. 4) Eine in Bern gekrönte Preißschrift von den Merkmaalen der Erdarten, ihrer Mischung und der faßlichsten Lehrart für die Landleute in landwirthschaftlichen Dingen, hat schon das große Lob vor sich, daß solche Meister in der Oekonomie als die Mitglieder der Berner Gesellschaft sind, sie gut geheissen haben. 5) Die Lehre vom Gyps ist seit kurzem auch besonders gedrukt worden, und haben wir selbige bereits beurtheilet, sie ist aber hier erweitert und von Druckfehlern gereiniget. 6.) Von der besten Theorie der Stuben-Oefen und Feuerheerde zur Ersparung der Feuerungsmittel. Seine Art Oefen haben ihm in einem Winter bereits sieben Klafter Holz ersparet. 7.) Von der besten Benutzung der Seen und Verwahrung ihrer Dämme, ist vorzüglich praktisch aber nicht ganz neu. Destomehr ist aber solches 8.) der letzte Aufsatz, betittelt: wie kann man die Spargelkiele zu der Größe eines Viertel Pfundes und mehr schwer erziehen, sie zu einer Länge von drey Viertel Schuh eßbar hervortreiben und ihnen den süssesten und angenehmsten Geschmack geben? Hierinn hat der Herr V. eine Menge neuer Handgriffe zum Besten aller Spargel-Esser offenherzig entdecket und ausführlich beschrieben.

Zum Beschluß wollen wir als eine Probe der Denkungs- und Schreibart des V. eine Stelle aus der ersten Abhandlung hieher setzen, die in mehr als einer Absicht schön ist. Nachdem er vorher anzezeiget, worinn er seinen Pfarrkindern als Landwirth mit gutem Exempel vorge-

gan-

gangen, so fähret er S. 74. also fort: „Bin ich nicht zu un-
„würdig, daß meine Herren Mitbrüder mir folgen, so
„werden wir, indem wir Seelen zum Himmel bearbeiten,
„auch solche Menschenfreunde werden, die zugleich die
„irrdische Wohlfarth ihrer Mitmenschen befördern. In
„diesen Dingen ist kein Widerspruch zu finden; keines
„hebet das andere auf; keine dieser Bemühungen hindert
„die andere; uns bleiben manche Stunden allemal übrig,
„die wir darauf zu verwenden vermögen. Die Garten-
„lust unter den Blumen nähret oft meine Gedanken.
„Der Spatziergang unter den Alleen meiner Bäume ist
„mir eine Studierstube, wo ich die Natur belausche und
„behorche; meine fette Wiesen weisen mir die verborge-
„nen Gänge derselben, und auf den Aeckern gehe ich an
„der Seite des Geschöpfs auf und nieder, ich lobe den
„Schöpfer, halte mich an ihn, freue mich fröhlich über
„seinen Wundern, blicke auf meinen Nächsten, rufe ihn
„her, lehre ihn und sage ihm: Siehe! so nimmt man
„den Seegen aus der Hand Gottes, der ihn so und nicht
„anders anbeut und unter uns austheilet. Ich gewinne
„ihm durch glückliche Vorschläge im irrdischen sein Herz
„ab und eröfne mir einen näheren Weg zu seiner Seele.
„Sein Vertrauen in mich, daß ich ihm das Gute da gönne,
„lässet mich auch diese auf himmlische Aussichten richten,
„und sehr leicht erheben. Ich thue also mein Amt, in-
„dem ich scheine in meinen Stunden der Ergötzungen und
„Erholungen mich von ihm zu entfernen.„ Ist ein sol-
cher Mann nicht als Prediger, als Landwirth und als
Schriftsteller gleich liebenswürdig?

II.

Museum rusticum et commerciale — aus dem Englischen übersetzt — Zehnter Band; mit Kupfern. — 8. Leipzig, bey Junius, 1769. 1 Alphab. 1 Bogen.

Von dieser beliebten Schrift haben wir schon verschie-
denemal und zuletzt B. X. St. 2. S. 281. dieser Bi-
bliothek geredet. Da der Leser also dies Buch schon hin-
länglich kennet, so brauchen wir anjetzt nur zu melden,
daß unter den dreyßig Aufsätzen des vor uns liegenden
zehnten Bandes, die meisten nicht unerheblich, und ver-

schiedene von grosser Wichtigkeit sind. Die beyden letztern Stücke enthalten einige allgemeine Anmerkungen über den Innhalt dieser Schrift, welcher künftig mannigfaltiger seyn soll, und nicht größtentheils, wie bisher, die Landwirthschaft betreffen, weil der Titel auch von der Handlung, den Künsten und Manufakturen redet.

René Dahuron — Vollständiger Gartenbau — nebst einem — Unterricht von der Bienen-Wartung, vom Baumschneiden — Mit Kupfern. Achte Auflage. 8. Weymar, bey Carl Ludolph Hoffmann, 1769. 2 Alphab.

Obgleich dieses alte brave Buch schwerlich viel andere Leser als die Gärtnerbursche hat, so sollte doch der Verleger, Herr Carl Ludolph Hoffmann für dieses sein Publikum so viel Achtung haben, demselben nicht offenbare Unwahrheiten aufzubinden, z. E. daß die Vorrede dieser achten Auflage, neu sey; denn sie stehet auch vor der siebenden und sechsten Auflage, und vielleicht auch vor der fünften, vierten und dritten; ferner daß René Dahuron noch „bis dato zu Berlin die Hofgärtnerey-Function „versiehet„ da der seelige Mann schon so lange todt ist, daß sich niemand seiner mehr erinnern kann. In beyden Ausgaben heisset in der belobten neuen Vorrede der berühmte Quintinye jedesmal Monf. de la Quitinge.

Sz.

14. Cameralwissenschaft.

Josephs von Sonnenfels, K. K. Raths, ordentl. öffentl. Lehrers der Policey, Handlung und Finanzwissenschaft an der hohen Schule in Wien, wie auch an den beyden adelichen Theresianischen und Emanuelsavoyschen Akademien, Abhandlung von der Theurung in Hauptstädten und dem Mittel derselben abzuhelfen; herausgegeben von St. Leipz. bey Hilscher, 1769. 8. 117 S.

Diese

Diese Schrift soll in Wien, wie uns der Herausgeber erzählt, zu seiner Zeit viel Aufsehen gemacht haben; Der Vorschlag ist zwar sehr gut demonstrirt, aber auch zu violent für ein Jahrhundert, geschweige erst für die kurze Zeit, in welcher wir leben und den Druck der Theurung empfinden. Gerichtshöfe, Landadel, Universitäten, Manufakturen, Manns- und Frauenklöster sollen aus den Hauptstädten auf das platte Land verlegt werden. Das mag es vielleicht seyn, was Aufsehen erwecket hat. Aber die Theurung in den Reichsstädten? Soll man dieser auch abhelfen? Wir glauben, daß die Theurung in großen Städten, besonders wo Handlung dabey ist, niemand mehr zur Last falle als dem Fremden. Wenn aber doch die Fremden sich dadurch nicht abhalten lassen, in den großen Städten sich aufzuhalten; warum wollen wir sie mit ihrem Gelde hinausjagen? Indessen sit modus in rebus; Frankreich sollte nicht in Paris stecken; Landjunker, Fabricken und hohe Schulen gehören auf das Land und die Klöster, können, mit dem patriotischen V. zu sprechen, ohne Schaden der Religion auf dem Lande gesunder seyn und doch Gott Lob singen.

Kr.

---

15. Vermischte Nachrichten.

Der Frau Mutter Handkorb. Wittenberg, bey C. C. Dürr. Erstes Paket, 1769. 206 S. in 8. Zweytes Paket, 1770. 206 S. in 8.

Ein Wochenblatt, in welchem der V. manche vermuthlich selbst auch in Wittenberg sehr bekannte Wahrheiten nochmals sagt, und um sie auf eine neue Art zu sagen, sich fleißig kützelt, damit er lachen könne. Die Prose in diesem Handkorbe ist sehr mittelmäßig, und die Verse sind elend.

Papilloten —

Stulta est clementia periturae parcere chartae. *Juven.*

Frft. bey Kochendörfer, 1769. 13½ Bog. in 8.

Der Verf. berichtet von sich S. 7., daß er im funfzehnten Jahre Soldat geworden, daß er vorher in der Schule aus jugendlichem Leichtsinn wenig gelernt, daß er als Soldat in Ungarn zu stehen gekommen, wo die Wissenschaften, wie er sagt, „so wenig im Flore sind, daß „man daselbst oft in einem Bezirk von 20. Meilen, kaum „einen andern Autor als die Leben der Heiligen und die „*Officia B. V. M.* antrift.„ Daß er darauf die Feldzüge des vorigen Krieges mitgemacht, daß er ein Jahr Kriegesgefangenschaft angewendet habe, lateinisch und französisch zu lernen, daß er nach dem Kriege in seinem 19ten Jahre eine ruhige Bedienung erhalten, daß er seine Muße anwende, mit Wahl zu lesen und daß ihn dies darauf gebracht habe, selbst etwas zu schreiben. Wenn man auf diese Art den Verf. als einen Mann ohne gelehrte Erziehung betrachtet, so wird man das Gute, das man in diesen Bogen antrift, um desto mehr, seinem fähigen Kopfe zuschreiben müssen. Sie halten einzelne Beobachtungen über allerhand Gegenstände, so wie sie ein guter natürlicher Verstand und einige Erfahrung in der Welt an die Hand geben. Seine Betrachtungen sind meist ernsthaft, doch hin und wieder mit lustigen Zügen, Geschichtgen u. s. w. untermenget. Freylich siehet man hierinn noch einen angehenden Schriftsteller, man merkt noch an manchen Orten, was der V. zuletzt gelesen hatte, als er schrieb, zuweilen verfällt er in eine gewisse Witzeley, die manche deutsche Schriftsteller, (auch solche, die sich Muster dünken) als ein Zeichen einer aufgeweckten Schreibart betrachten. Doch dies ist an einem Mann von des V. Erziehung, der sich vor der Hand noch nach den vor sich habenden Mustern bildet, am ersten zu entschuldigen. Da wir in Deutschland eben keinen Ueberfluß an guten prosaischen Schriftstellern haben, die gesunden natürlichen Verstand und erlangte Erfahrung auf die Begebenheiten in der Welt, und auf Entwicklung der Charaktere der Menschen anwenden, so muß man diesen Schriftsteller, der eine gute Anlage zu haben scheint, ermuntern, in seiner Laufbahn langsam fortzueilen. Er kann sich durch mehrere Erfahrung und reifere Betrachtung, noch sehr bilden, er wird alsdenn nicht einzelne Beobachtungen, sondern vielmehr einen zusammenhangenden Vortrag lieben; findet er Talent zur Dichtung bey sich, wird er vielleicht die Charaktere der Menschen, wie er sie sich vorstellt, in Hand-

lung setzen, und denn möchte er kein schlechter Romanenschreiber werden.

Von dem gegenwärtigen Werke wollen wir wenigstens eine kleine Probe geben; Es sey eine Stelle, wo der V. von sich selbst redet: (S. 9.) „Ich war ein so hartnäckiger Junge, da ich noch einer war, daß mir weder die „Ruthe in Hintern, noch die knochenreichen Hände meiner Lehrmeister einen blinden Glauben in Kopf bringen „konnten, ich war von Kindesbeinen an ein grüblender „Zweifler, der seine Lehrer in den wenigen Stunden, da „er Privat-Unterweisung genoß, mit Fragen und Einwürfen quälte; ich hatte immer so viel wider den fidem „historicam einzuwenden, und war so wenig mit den theologischen Beweisen der Religionssätze zufrieden, daß „alle Orthodoxen aus mir dereinst einen bösen Freygeist „prophezeyten, ich wollte niemand aufs Wort glauben, „ich verlangte Beweise aus der gesunden Vernunft, und „dadurch gewann ich eine Kenntniß des Glaubens, dem „ich nach meiner Geburt folgen sollte, aus einem lutherischen Lande kam ich in ein papistisches, aus diesen zu „Reformirten und Wiedertäufern, ich lernte Juden, Türken, Enthusiasten, Inspirirte, Böhmisten, Goldmacher, „Herrnhuter und Quäker kennen, jeder wollte mich bekehren, mit jeden disputirte ich, keinen überwand ich, „und keiner überwand mich; ich zweifelte endlich, ob auch „eine von den drey Christl. Religionen durch Disputiren einen vollkommnen Sieg über die andre erhalten könnte? „Um das Wohl meiner Seelen war es mir immer zu „thun, ich wollte gern glauben, ich wollte aber auch gern „mit gewißer Ueberzeugung und ohne Vorurtheil glauben; „endlich habe ich gefunden, daß diese Ueberzeugung ein „unmittelbares Werk des heiligen Geistes ist, und daß „der Mensch den seligmachenden Glauben ohne besondre „göttliche Hülfe nicht erlangen kann. In andern Sachen, „in der moralischen Beschaffenheit der Menschen, in allgemeinen, und besondern Meynungen aller Gattung „bin ich fast noch immer ein so unbiegsamer Zweifler, daß „ich nichts bey seiner ersten Erscheinung vor richtig halte, „noch weniger so auslege, als es mir ausgelegt wird und „als es viele gern haben wollen. Ich traue keinem „Scheine und bin ein Feind aller entscheidenden Urtheile „die keine Feuerprobe ausgestanden haben." Bey Tugenden

„den und Lastern gehe ich auf ihren Ursprung zurück; ich
„suche den Leitfaden der mich an das Herz führt; in die-
„sem Centro suche ich den Christen, den ehrlichen Mann
„und Philosophen. Die Erfahrung hat in der Folge
„meinen Einsichten manches mal Recht wiederfahren
„lassen, meine Beobachtungen waren richtig; ich würde
„die folgenden auch so nennen, wenn ich kein Feind von
„entscheidenden Urtheilen und kein so starker Zweifler
„wäre."

VI.

Grundlegung der vornehmsten Wissenschaften zum Gebrauche der niedern Schulen. London und Halle bey Dodsley und Comp. 1769. 220 Seiten in 8.

Wir haben in dieser kleinen Encyklopädie die wissenschaftlichen Begriffe deutlich und genau bestimmt gefunden, besser als in manchen zu akademischen Vorlesungen bestimmten Handbüchern. Ueberhaupt aber sind wir von dem Nutzen solcher allgemeinen Encyklopädien noch nicht recht überzeugt. Was man sich auch für Schüler gedenket: so wird es sich immer finden, daß einige Artickel für sie zu viel, andere zu wenig enthalten. Die Kapitel von den Gesetzen, von der Arzneywissenschaft und einige andere möchten wohl für diejenigen sehr überflüßig seyn, für welche die übrigen hinreichend sind. Am allerwenigsten scheinen solche Büchelchen zum öffentlichen Unterrichte in Schulen sehr brauchbar. Doch auf eine gewisse Weise mag es wohl angehen — Aber was sollen wir dazu sagen, daß wir dieses Buch, wenige Veränderungen weggerechnet, in einem andern finden, so ein Jahr vorher herausgekommen ist? Dieses ist nemlich:

Kurze Unterweisung in denen Wissenschaften sowol vor Kinder als auch erwachsene Personen, welche sich selbsten eine Kenntniß derselben beyzubringen verlangen. Stutgard bey Ch. Fr. Cotta, 1768.

Ist das ein Phänomen von der Art, wie seit kurzem mehrere sich gezeigt haben?

Lehr-

Lehrbuch für die Jugend, aus dem lateinischen des Herrn D. Büschings übersetzt. Zürich bey Fueßlin und Compagnie, 1769. 274 S. 8.

Das Original, *Liber latinus*, ist bekannt. In der Uebersetzung sind zur Vergleichung und zum Nachlesen, alte und neue Schriftsteller angeführt. Die Sprache des Uebersetzers hat vieles so dem gewöhnlichen Deutschen nicht ähnlich sieht.

E.

Des Hrn. Joh. Peter Willebrand, Königl. Dän. wirkl. Justitzraths in der Regierung zu Glückstadt historische Berichte und praktische Anmerkungen auf Reisen in Deutschland und andern Ländern. Neue vermehrte Auflage. Leipzig, bey Heinsius, 1769. 1 Alph. 10 Bog. gr. 8.

Der Verf. giebt in Briefen an einen Freund, von den vornehmsten Städten in Deutschland, und denn auch von Holland, Paris und Londen einige Nachrichten. Diese sind aber ausnehmend kurz, obgleich so viel wir sehen, ganz richtig, und mehr eine bloße Anzeige der Merkwürdigkeiten, als eine Beschreibung derselben. Die jedem Briefe angehängten Anmerkungen werden einem Reisenden nicht unnütz seyn; zum Theil sind sie freylich auch Loci communes, die einem jeden die gesunde Vernunft, und eine geringe Erfahrung an die Hand giebt, und wir wünschten sonderlich, daß dergleichen geringfügige Nachrichten, Anmerkungen und Warnungen, nicht vollends allzuoft wiederholet würden, denn da wird ihrer der Leser am meisten überdrüßig.

R.

Auszug der besten Briefe des Hrn, Rödigers von Rabutin Grafen von Büßy. Aus dem französischem ins Deutsche übersetzt von Cahill, Lieutenant und Adjutant des Regiments von Jung-Stutterheim. Helmstädt und Magdeburg bey Hechtel, 1769. $13\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Die Briefe des Hrn. von Bötzi sind bekannt, und die Wahl in diesem Auszug ist sehr gut, demohnerachtet möchten viele für Deutsche itzt nach hundert Jahren, nicht mehr sehr interessant seyn. Die Uebersetzung scheint gut zu seyn, und läßt sich fliessend lesen.

Wl.

Nachrichten.

Der Buchhändler Röse in Greifswalde, läßt eine neue und sehr vermehrte Ausgabe der Gedichte, des Herzogl. Meklenburgischen Oberkammerjunkers Hrn. von Genzkow, auf Pränumeration drucken.

Die Buchhändler George Conrad, und Johann Felix Carl Gsellius, zu Zelle, werden gleich nach der Leipziger Michaelis-Messe, in Median 4. auf Schreib- und Druckpapier, sauber abdrucken lassen:

D. Pauli Theoph. Werlhofii, Georgii IIdi, et IIItii Magnae Britanniae, Franciae ac Hiberniae Regum, olim a Consiliis et Archiatri Opera omnia collegit et edit *I. E. Wichmann*, Med. D. Georgii IIItii Medicus aulicus.

Druckfehler.

In des X. Bandes I. Stücke.

S. 206. Z. 7. im l. in

In des XI. Bandes I. Stücke.

S. 169. Z. 4. von unten Flensburg l. Rendsburg. S. 187. unterste Zeile denselben l. dieselbe S. 188. Z. 18. wird nicht ausgestrichen. S. 189. Z. 2. demjenigen l. denjenigen Z. 3. von unten: halt l. hält S. 191. Z. 13. vielen l. vielem

In des XI. Bandes II. Stücke.

S. 108. Z. 6. für Schrachkenntniß l. Sprachkenntniß. S. 108. Z. 21. חעס l. חמס. S. 108. Z. 32. *proprietates* l. *proprietas*. S. 111. Z. 1. schlinget sich l. schlinget sie sich. S. 113. Z. 11. כעים [illegible] und כעו l. כמים [illegible] und כמו. S. 113. 34. עלעה l. עלמה [illegible]. S. 116. Z. 5. אערים אעת l. אמרים אמת S. 116. Z. 8. אעת l. אמת.

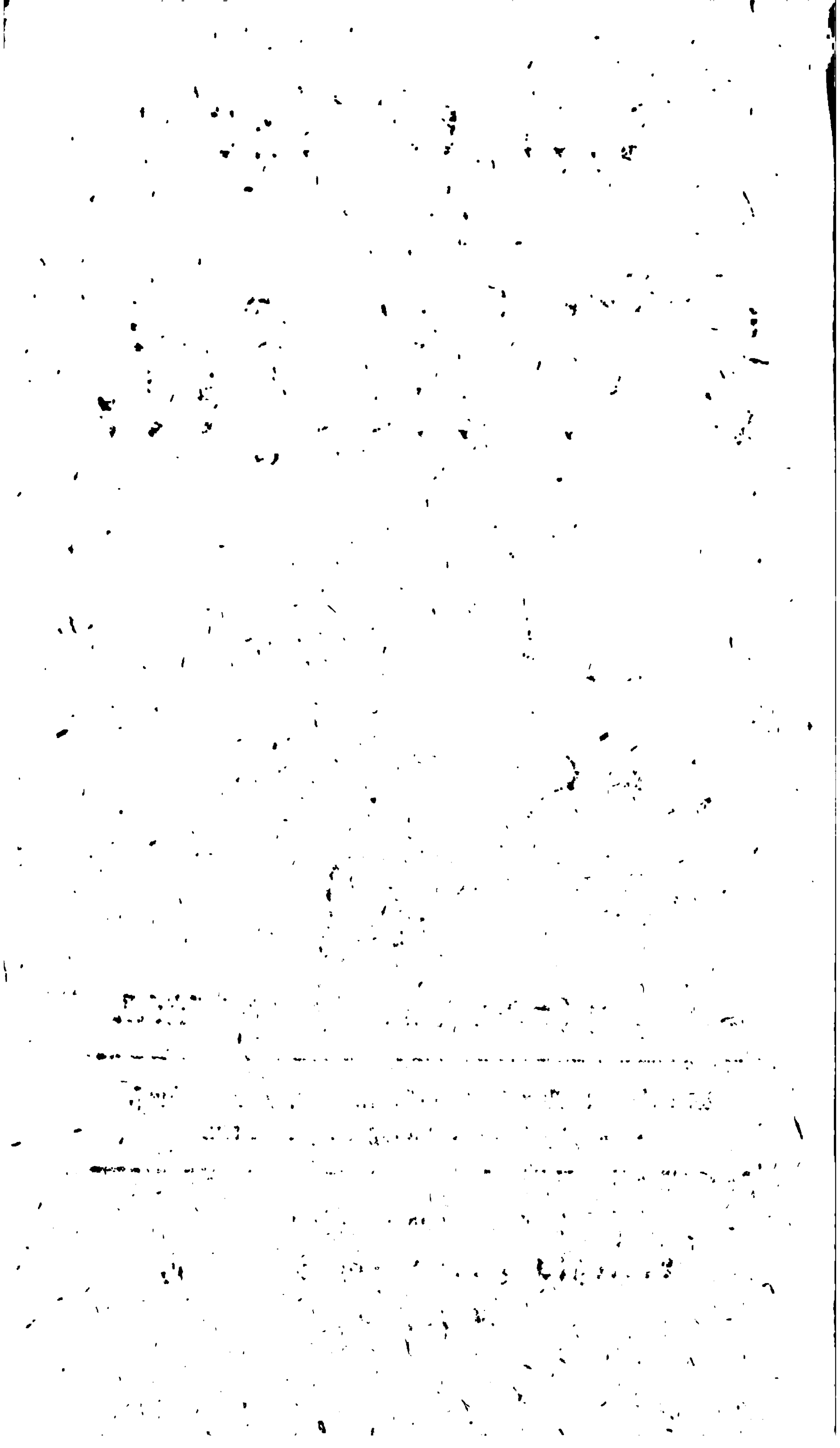
Allgemeine deutsche Bibliothek



Des dreyzehenden Bandes zweytes Stück

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1770.



Verzeichniß
der in diesem zweyten Stück des dreyzehenden Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arz

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

H.

12) Gelehrte Geschichte.

13) Haushaltungskunst und Gärtnerey.

Ab-

14) Cameralwissenschaft.

15) Vermischte Nachrichten.

XXIV.

D. Joh. Gottlieb Töllners Unterricht von symbolischen Büchern überhaupt. Züllichau, auf Kosten der Waisenhaus- und Frommannischen Handlung, 1769. 8. 188 Seiten.

Herr T. hat in diesem Buche keine Einleitung in die symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche schreiben, sondern überhaupt das allgemeine von symbolischen Schriften, über deren Ansehn die Meynungen der Gottesgelehrten itzo mehr als sonst getheilt sind, entwerfen wollen. Die kleine Schrift: Ist ein Lehrer verbunden, nach Entfernungen von dem Lehrbegrif seiner Kirche sein Amt in derselben niederzulegen? welche wir in des VIII. B. 2 St. 58 S. angezeigt haben, hat ihn dazu veranlasset, und gewissermaßen so zur Grundlage gedienet, daß man ihn für deren Verf. halten müßte, wenn er nicht schiene, das Gegentheil zu verstehn zu geben. Wir wollen, da die Sache von Wichtigkeit ist, einen kurzen Auszug aus dem Unterrichte machen.

Das von den ältesten Zeiten bey der Taufe üblich gewesene Glaubens- oder Lehrbekenntniß der Christen hat zeitig den Nahmen des Symbolums erhalten; nach und nach ist diese Benennung auch andern feyerlichen Lehrbekenntnissen zu Theil geworden. Vor der Reformation wußte man nichts von symbolischen Schriften, worauf die Lehrer der Kirche wären verpflichtet worden, ob man gleich drey sogenannte Symbola hätte, welche auswendig gelernt und blos von Zeit zu Zeit vorgelesen wurden. Zur Zeit der Reformation fanden sich die Protestanten genöthiget,

öffentliche Lehrbekenntnisse auszufertigen, um die ihnen aufgebürdeten groben Irrthümer von sich abzulehnen und ihre Unterscheidungslehren von den Katholicken glaubwürdig bekannt zu machen. (Diesen weltkündigen Ursprung und Endzweck symbolischer Schriften, wie sie genannt wurden, hat man bey Beurtheilung ihres wahren Werths nur gar zu oft aus der Acht gelassen) Sie waren ursprünglich bloße Bekenntnißschriften; nach und nach aber erhielten sie ein Ansehn, das die Glieder der Kirche zu ihrem Inhalte verpflichtete. Und so wurden aus den ausgestellten Glaubensbekenntnissen wirkliche Lehrvorschriften. Ein symbolisches Buch insofern der Begrif auf verbindlich und nicht verbindlich gewordene Schriften passet, ist eine öffentliche Schrift, in welcher der von einer Kirchenparthey erkannte und bekannte Lehrbegrif verfaßt ist; insofern aber die Frage von der Nothwendigkeit und Verbindlichkeit symbolischer Bücher dabey in Betrachtung kommt, versteht man durch ein solches Buch eine öffentliche Schrift, darin der Lehrbegrif einer Kirchenparthey mit einem für die Glieder und sonderlich Lehrer derselben verpflichtendem Ansehn verfaßt ist. Denn über das Recht einer Kirche, Bekenntnisse ihres Lehrbegrifs auszustellen, wird nicht gestritten, sondern darüber, ob es nöthig und erlaubt sey, die Glieder und Lehrer einer Kirche neben der heil. Schrift zu einer bestimmten Lehrvorschrift zu verbinden? (ob die Bücher, die zur Zeit der Reformation bloße Bekenntnisse des Glaubens der Protestanten waren, mit Recht zu einer immerwährenden Regel und Richtschnur des Lehrbegrifs der evangelischen Kirche können gemacht werden?) Durch das verpflichtende einer solchen Schrift für die Glieder und sonderlich Lehrer einer Kirche, wird sie erst symbolisch, und unterscheidet sich sowohl von einer

bloßen Bekenntnißschrift, als von einer Liturgie. Ob eine Verpflichtung zu derselben erlaubt oder nicht erlaubt sey? davon ist hier die Frage noch nicht, itzo kommt es nur auf die Definition einer symbolischen Schrift an. Aber ist eine Verpflichtung dazu möglich? Wenn die darin verfaßte Lehrwahrheiten der Heil. Schrift gemäß sind, so haben dieselben eine ihnen überall anklebende innerliche Verbindlichkeit. Der Ort und das Buch, worin sie gesammelt sind, tragen dazu nichts bey, denn diesem wächset dadurch nicht das geringste Ansehn zu. Also muß es bey dem symbolischen Ansehn einer Schrift lediglich auf die äußerliche Verbindlichkeit ankommen. Denn ein Lehrvortrag kann durch und durch schriftmäßig seyn, und er wird damit nicht symbolisch. Er kann aber Irrthümer enthalten, und doch symbolisch seyn, wie die symbolischen Schriften irrgläubiger Partheyen. Wodurch wird aber eine Lehrvorschrift symbolisch und verbindlich? Durch die Kirche, die es für Pflicht hält, dafür zu sorgen, daß ein gewisser von ihr für wahr erkannter Lehrbegrif in ihr fortdaure und allen Gliedern gemein sey, denselben schriftlich verfassen läßt, und diejenigen, so davon abweichen, von sich ausschließt. Wer das Recht eines Gliedes oder Lehrers nicht verlieren will, sieht sich dadurch moralisch genöthigt, oder verbunden, den darin bestimmten Lehrbegrif zu haben. Sollte die Kirche ihr Urtheil ändern, und den Glauben des Inhalts nicht weiter von ihren Gliedern und Lehrern fordern, so hört die äußere Verbindlichkeit und damit das symbolische Ansehn auf.

Der V. sahe wohl vorher, daß man ihn fragen würde, was er denn unter der Kirche verstehe, und wer die Leute sind, die das Recht haben, andern einen Lehrbegrif vorzuschreiben? Er ist so aufrichtig und

 sagt,

sagt, wie sich die Sache wirklich verhält, nemlich, die Lehrer einer Kirche und sonderlich die angesehenen derselben, zu denen das Volk Zutrauen hat, und auf deren gelehrte Einsichten es sich verläßt, geben allen übrigen den Ton; und wenn jene sich über einen gewissen Lehrbegrif und über eine denselben enthaltende Lehrvorschrift vereinigen, so ist damit die Vereinigung der ganzen Kirche richtig. Die Erfahrung hat sogar gelehrt, daß die Lehrerkenntniß einer Kirche sich in die Erkenntniß eines einzigen Mannes auflösen könne, dessen Ansehn alle übrigen für dieselbe bestimmte. Wer zu der Zeit, da eine Kirche sich bildet, ein Lehramt in derselben verwaltet, kann zu der Ehre gelangen, den ganzen Lehrbegrif derselben gebildet zu haben. Die Nachkommen finden dann die Sache eingerichtet und müssen sich darein schicken. (Hieraus folgt allein schon unwidersprechlich, wie auch der V. zugesteht, daß keine Lehrer und Glieder einer Kirche jemals die Befugniß und Gewalt haben können, einen unwiderruflichen Lehrbegrif für alle folgende Zeiten festzusetzen). Aber wird nicht das symbolische Ansehn der Lehrvorschriften von der Gewalt der Fürsten und Obrigkeiten abhängen? wie einige Lehrer des Kirchenrechts behaupten. Nein. Der Regent ist vermöge seiner Majestätsrechte zwar der oberste Bischof der Kirche; er kann die gute Ordnung und Verfassung derselben einrichten und erhalten; sein Beyfall, den er mit Redlichkeit einem Lehrbegriffe giebt, hat großen Einfluß auf den Beyfall der ihm unterworfenen Kirche; er hat das Recht, so weit es ohne Gewissenszwang geschehen kann, diensame Kirchengesetze zu geben und auf deren Beobachtung zu halten. Aber das symbolische Ansehn gewisser Lehrvorschriften gründet sich dieserhalb keinesweges auf die erfolgte obrigkeitliche Bestätigung, ist auch nicht einmal zur Vollendung dessel-

desselben nothwendig; Sonst könnte keine Kirche einen andern Lehrbegrif haben als der Regent, die Fortpflanzung oder Aufhebung desselben würde von ihm abhängen, und der Glaube der Unterthanen seinem Gutachten unterworfen seyn. Uebrigens kann ein Regent eine Lehrvorschrift, die schon da ist, in seinen Schutz nehmen und ihre Handhabung zu befördern versprechen. Nur in dem Fall bekommt das Lehrbekenntniß eine äußerliche obrigkeitliche Verbindlichkeit, wenn einer Kirche unter der Bedingung der Schutz versprochen ist, daß sie solches annehme und beständig dabey bleibe. Sollte indessen eben diese ihren Lehrbegrif ändern, so würde es Gewissenszwang von Seiten der Obrigkeit seyn, wenn sie mit Gewalt über denselben halten wollte. Sie versage ihr allen Schutz völlig, oder leiste ihn zur bessern und schriftmäßigern Einrichtung ihres Lehrbegrifs.

Nachdem der V. mit diesen vorläufigen Betrachtungen fertig ist, verhehlt er nichts von den großen Schwierigkeiten, womit die Sache der symbolischen Bücher immer umgeben bleibt. „Nachdem ich alles „überlegt habe, sagt er S. 39., sehe ich mich genöthiget, die Alternative hier so zu machen: entweder „etwas Pabstthum, oder keine Glaubenseinigkeit „und keine Glaubensreinigkeit; so erkenne ich jede „menschliche Lehrvorschrift für ein Uebel, aber für „ein nothwendiges Uebel, damit mehrere und größere „verhindert werden; für eine schlimme Vorbedeutung „wider Wahrheit und Freyheit, aber zugleich für ein „unentbehrliches Mittel beydes zu erhalten; für einen „Schnitt in die Gewissen, aber der geschehen muß, „wenn der Wunden nicht mehrere und größere werden sollen.“ (Sollte hier schlechterdings kein drittes statt finden? Doch wir lassen vor der Hand den Gedanken gehen.) Es soll Hrn. T. eine Freude seyn,

wenn jemand Mittel an die Hand giebt, den Glauben der Christen mit bloßer Beyhülfe der heiligen Schrift ohne Zuthun eines menschlichen Ansehns zu bilden und zu erhalten. Die Anstöße an die symbolischen Bücher dünken ihm blos die Mißbräuche derselben zu betreffen, welche nicht zu besorgen stünde, wenn ihre Einrichtung des Inhalts zweckmäßig und die Verpflichtung dazu gehörig eingeschränkt wäre. Wir wollen hören, was er über ihre Nützlichkeit und Nothwendigkeit, über die zweckmäßige Einrichtung und Verbindlichkeit derselben vorträgt.

Wenn es nöthig und nützlich ist, daß eine jede Kirchenparthey gewisse Lehrvorschriften habe, so sind dieselben auch rechtmäßig und zuläßig. Aber auf Societätsrechte, auf Verabredungen, auf Verträge, die eine jede Gesellschaft mit ihren Gliedern nehmen und machen kann, muß man das Recht einer Kirche, Symbola zu machen, durchaus nicht gründen. Denn keine Gesellschaft hat das Recht, ihren Mitgliedern Bedingungen vorzuschreiben, die das Gewissen verletzen. Sollte eine Kirche befugt seyn, von ihren Gliedern die Beobachtung einer gewissen Lehrvorschrift zu fodern, und darüber mit derselben etwas zu verabreden, so müßte erst erwiesen werden, daß ein solcher Vertrag gerecht und keiner Pflicht des Gewissens zuwider sey. Widrigenfalls sündiget eine Kirche, die ihren Gliedern dergleichen zumuthet. Der Vertrag ist ohne Verbindlichkeit und für die Glieder entsteht keine Verpflichtung daraus (sie kann unmöglich andere Social-Gesetze und Rechte hierbey auf sich anwenden) Stünde aber zu erweisen 1. daß eine jede Kirche das Recht und die Pflicht habe für die Erhaltung und Fortpflanzung des für wahr erkannten Lehrbegrifs und die Uebereinstimmung darin zu sorgen, (Es ist nur übel, daß jede noch so irrige Kirche ihren

Lehr-

Lehrbegrif für wahr hält, und also so gut, wie eine bessere, nach Pflicht und Recht handelt, wenn sie solchen zu erhalten und fortzupflanzen sucht) 2. daß zu diesem Zwecke in den gegenwärtigen Umständen der Kirche (der römischen folglich sowohl als der protestantischen) gewisse Lehrvorschriften nicht nur nützlich, sondern so gar unentbehrlich wären; 3. daß mit deren Verordnung und Bewilligung keine anderweitige Pflicht des Gewissens verletzet würde, und das Ansehn der heil. Schrift auf keine Weise bey einer gehörigen Einrichtung symbolischer Bücher litte; alsdenn könnten sie nicht allein nicht unerlaubt seyn, sondern müßten selbst eine Verbindlichkeit haben. Bevor die Sache der symbolischen Bücher auf die Art geführt worden, muß man nicht von Verträgen sprechen, und aus Verträgen jener ihre Verbindlichkeit beweisen wollen. Der V. führt sie also.

1. Niemand leugnet, daß es Pflicht sey, die wahre Religionserkenntniß, die jemand selbst hat, bey andern zu befördern und dafür zu sorgen, daß sie fortdaure. (§. 46.) Die Kirche ist eine zur Besorgung ihrer Heiligung durch den gemeinsamen Gebrauch der Heiligungsmittel vereinte Gesellschaft, eine Gesellschaft, deren Zweck die gemeinsame Erbauung ist. Also muß sie einen gemeinschaftlichen öffentlichen Gottesdienst haben. Zu diesem gehört eine gemeinschaftliche Verhandlung des göttlichen Worts, oder der Religionswahrheiten und der Sakramente. Sind die Anwesenden über die verhandelten Wahrheiten nicht einig, so ist keine gemeinschaftliche Erbauung möglich. S. 51. „Man verwandele entweder die „Versammlungen der Christen in lauter Quäcker-„Versammlungen; oder man zeige, wie sie gemein-„schaftlich göttliche Wahrheiten gedenken und mit „gemeinsamer Erbauung gedenken können, wenn sie

„gleich in Ansehung derselben ganz verschieden geden-
„ken.“ Die Privatanstalten in einer Kirche ausser
dem öffentlichen Gottesdienst, der Unterricht und die
Bearbeitung einzelner Leute durch das Predigtamt,
die Unterweisung der Jugend, so viel Privatverbin-
dungen der Lehrer und Zuhörer zur gemeinschaftlichen
Beförderung des Glaubens und der Gottseligkeit,
welche sich auf ein gegenseitiges Vertrauen gründen,
können gar nicht bestehn und Fortgang haben, wenn
die verschiedenen Glieder der Kirche in ihren Ueber-
zeugungen von dem, was göttliche Wahrheit ist,
nicht übereinstimmen, oder durch die Einheit des
Glaubens verbunden sind — Daraus folgt nun nicht,
daß eine Kirche unbekümmert um die Wahrheit, nur
für die Einigkeit in derselben sorgen müßte. Nein,
an jener ist weit mehr als an dieser gelegen. Das
Recht der Kirche, Trennungen im Lehrbegriffe zu
steuren, fällt weg, so bald jemand gewissenhaft die
darin befindlichen Irrthümer aufdeckt, denn hiermit
handelt er dem Zweck der Kirche gemäß, er beför-
dert die gemeinsame Erbauung, die nur durch Wahr-
heit gestiftet wird. (Sehr richtig, aber wie, wenn
wir uns den Fall vorstellen, die Lehrer einer Kirche
würden durch den mit symbolischen Ansehn verseh-
nen Lehrbegrif derselben Jahrhunderte hindurch der-
gestalt eingeschläfert, daß es keinem einzigen einmal
einfiele, an dessen durchgängiger Wahrheit im ge-
ringsten zu zweifeln, so voller Irrthums er auch im-
mer seyn möchte? Da würde doch alsdenn der Irr-
thum ganz getreulich auf Kind und Kindeskind fort-
gepflanzt werden) Vielmehr würde es Sünde seyn,
wenn die Kirche ihren Lehrern und Gliedern jemals
das Versprechen abfordern wollte, dergleichen Verän-
derungen und Verbesserungen im Lehrbegriffe nie zu
versuchen. Sollten dieselben allenfalls der gemein-
schaft-

schaftlichen Erbauung wenigstens eine zeitlang gefährlich seyn, so seyn sie es, wenn sie nur mit Grunde geschehen. Bey der Reformation gieng es ja im Anfange nicht anders, denn viele fanden sich durch die neuen Lehren geärgert. Aus dem folgenden wird klar werden, wie Einheit und Wahrheit im Glauben zu vereinigen sind.

2. Um für beyde zu sorgen, ist es in den gegenwärtigen Umständen der Kirche nicht nur nützlich, sondern auch unentbehrlich, daß sie gewisse Lehrvorschriften habe, und daß solche mit symbolischen Ansehn versehen sind.

Die Wahrheiten des christlichen Lehrbegrifs stehen an keinem Orte in der heil. Schrift zusammen; wenige Menschen haben Zeit und Fähigkeit sie zu sammeln und in einen Zusammenhang zu bringen, der doch zur vernünftigen und vollständigen Erkenntniß so nöthig ist; die unentbehrlichen Grundwahrheiten werden auch von den Nebenwahrheiten in der Schrift nirgends abgesondert, welche Absonderung um der Einfältigen willen und zur gemeinsamen Erbauung der Kirche gleichwohl Noth thut; die Bibel redet zum Theil figürlich, dem gemeinen Christen müssen die Glaubenswahrheiten und Sittenlehren daraus also in eigentlichen, ihm verständlichen Worten vorgetragen werden, wenn er ihrem Sinn fassen soll; alle Sekten wollen ihre Lehrmeynungen aus der Schrift erweisen — Also muß man nothwendig Lehrbücher, Auszüge der christl. Religionswahrheiten; Katechismen haben, deren Inhalt aber nur in so fern zuverläßig und verbindlich ist, als er mit der heil. Schrift übereinstimmt. Wenn die Lehrer selbige bey ihren Unterweisungen einstimmig zum Grunde legen, und der Vortrag der Glaubenswahrheiten darnach mit ähnlichen Worten, (in den bestimmtesten und

deutlichsten Redensarten) geschiehet, so wird die gemeinschaftliche Erbauung dadurch bey den gemeinen, ungelehrten Christen um so mehr befördert. (Der V. urtheilet S. 68, 69. sowohl von der Unvollständigkeit unserer mehresten Katechismen, als von dem Nachtheil, der daraus entsteht, wenn der eine Lehrer einer Gemeine sich dieses, der andere eines andern bey seinem Unterricht bedienet, so richtig, als man es bey ihm gewohnt ist, und wir müssen ihm im beyden recht geben) Selbst um der meisten Lehrer willen sind solche Lehrbücher unentbehrlich. Die wenigsten können und wollen sich selbst aus der heil. Schrift einen Lehrbegrif der Religionswahrheiten machen. Es gehört dazu eine richtige Auslegung der Bibel, und die erfordert vieler Ursachen halber, gelehrte Hülfsmittel, woran es den mehresten fehlt. S. 72. „Man sage „darüber, was man wolle, daß der Satz: der Laie, „und selbst der gemeine Geistliche, kann nicht die „Bibel erklären, zum völligen Pabstthum hinführe. „Es ist doch wahrhaftig wahr; und bey einer völligen Freyheit, jeden für wahr gehaltenen Sinn der „heil. Schrift zu behaupten und vorzutragen, ist unvermeidlich, daß die ungereimtesten Auslegungen „auf die Bahn gebracht, und also auch große Irrlehren in die Kirche eingeführt werden.„ S. 73. „Wann noch die Umstände so wären, daß kein Lehrer „und kein Christ durch irgend eine vorgefaßte Meynung, oder vorhandene falsche Auslegung gehindert „würde, aus der Schrift zu erkennen, was klar aus „derselben zu erkennen ist; wenn jeder die Bibel aufthäte, ohne vorher im geringsten festgesetzt zu haben, „was er in derselben finden müsse, und ohne sich dabey weiter des geringsten Hülfsmittels, als eines „aufmerksamen und vernünftigen Nachdenkens zu bedienen; wenn er ohne einiges vorläufiges System

und

„und ohne einige Kundschaft von den verschiedenen „Meynungen der Ausleger dieselbe läse, und dann „durch kein System, durch keinen Ausleger — in „Verlegenheit geriethe: so wäre vielleicht wenigstens „kein Grundirrthum in der Erkenntniß irgend eines „Lehrers oder Christen zu befürchten. Und wenn er „auch nicht alles in der Schrift verstünde, und das „meiste nicht verstünde: so würde er doch unausbleiblich „lich so viel verstehen, als zur Seligkeit nothwendig „verstanden werden muß. (Man sieht sich ja ohnehin allemal genöthigt, über die Lesung der heil. Schrift, den Laien zu sagen: Leset was ihr versteht, und was ihr nicht verstehen könnt, das überschlagt, es ist für euch nicht geschrieben, und gehört für die Gelehrten.) „Aber nun sind die Umstände schlechterdings nicht so;“ die christliche Kirche ist einmal über die Auslegung vieler Schriftstellen getheilt. Es steht gar nicht zu erwarten, daß jeder Prediger die wahre von der falschen unterscheiden werde, sondern zu besorgen, daß mancher auf die allerunschicklichste verfällt. (Die Erfahrung hat dieses häufig gelehrt, und lehrt es noch.) Wie ist dem Uebel, ohne vorgeschriebene gute Lehrbücher abzuhelfen? „Hierzu kommt, daß man ohne „dieselben überall wird Leute aufstehen sehen, die „bald aus Neuerungssucht und Ruhmsucht, bald „aus Liebe zum Widerspruch, bald aus andern unerlaubten „laubten Bewegungsgründen, selbst die erkannte „Wahrheit entstellen und verläugnen.“ Die Sittenlehre der Jesuiten würde nie so verderbt haben werden können, wenn die Lehrvorschriften ihrer Kirche über die moralischen Wahrheiten eben so bestimmt und vollständig wären, als über die dogmatischen. Hätten die Symbola der Protestanten nicht eben diesen Fehler, so würde auch bey uns manche Schwärmerey und Leichtsinnigkeit seyn verhütet worden.

3. Allein wird durch Lehrvorschriften nicht das Ansehn der heil. Schrift verletzt und Gewissenszwang eingeführt? Wenn dem so wäre, so könnten die bisherigen Gründe nichts entscheiden. Aber nein, die Lehrvorschriften werden ja nur für Erklärungen des wahren Sinnes der heil. Schrift ausgegeben, und ihre Verbindlichkeit gründet sich auf deren Ansehn. Und dann wird ja bey uns Protestanten zum Erkenntniß und Bekenntniß des Inhalts niemand gezwungen und nach Abweichungen davon verfolgt. (Dies ist das gewöhnliche, was man auf obige Fragen zur Antwort giebt. Und so viel Mühe sich auch der V. gegeben hat, die durchgängige Wahrheit und Hinlänglichkeit dieser Antwort zu unterstützen, so müssen wir doch gestehen, daß er uns noch nicht völlig befriediget hat. Denn es ist ganz was anders, überhaupt Erklärungen der Bibel schriftlich zu verfassen, als auf bestimmte Erklärungen, darum, weil man sie für die wahren hält, anderer Gewissen verpflichten, und mit deren Annehmung oder Verwerfung den Gewinn oder Verlust gewisser Societätsvortheile verknüpfen. Man sage mir tausendmal: Freund! das Ansehn der Lehrvorschrift gründet sich auf das Ansehn der Bibel, und es zwingt dich ja niemand widerrechtlich und gewaltthätig, dieselbe anzunehmen, wenn du sie nicht schriftmäßig findest. Was ist mir damit geholfen, und was soll ich denn anfangen, wenn ich nach sorgfältiger Erforschung der heil. Schrift Glaubens- und Gewissensgründe habe, über wichtige Religionswahrheiten anders, als es in allen bekannten Lehrvorschriften steht, zu denken, gerne eine erkannte und lange geprüfte Wahrheit mit aller Vorsichtigkeit ausbreiten möchte, und es doch in keiner einzigen Kirchenparthey uneingeschränkt thun kann, ohne mich sehr wesentlicher, und zum glücklichen Leben in

der

der Welt unentbehrlicher Vortheile beraubt zu sehen?) Wiewohl, der scharfsinnige V. sahe selbst die Stärke der Einwürfe ein, welche Blackbourne in seinem Confessional *) macht, und er Hr. T. zu entkräften sucht. Er gesteht deshalb, so wie die Sache der symbolischen Bücher bisher unter uns gestanden habe und noch stehe, möchte er wohl schwerlich den Beweis übernehmen, daß dieselben von aller Ungerechtigkeit und von allem Gewissenszwange frey seyn. Es wird also nur darauf ankommen, wie die Lehrvorschrift der Kirche ihrem Inhalte nach, und das Verhalten der Kirche in Ansehung derselben beschaffen ist.

Die wenigsten symbolischen Schriften sind ihrem Zwecke gemäß eingerichtet. Auch den unsrigen mangelt es ausnehmend daran. Man weis, was sie ursprünglich waren. Erst in der Folge erhielten sie ein symbol. Ansehn. Man kannte bey ihrer Ausfertigung das ungleiche Verhältniß der Religionslehren zum gemeinsamen Glauben zu wenig, als daß dieselbe hätte regelmäßig ausfallen können. Ihre zweckmässige Einrichtung erfordert 1. daß der Inhalt auf wirkliche Lehrwahrheiten (Dogmata) eingeschränkt werde — Dinge, die den öffentlichen Gottesdienst und die Kirchenzucht angehen, gehören in die Liturgie, nicht in symbolische Bücher. 2. In die Lehrvorschrift oder das Glaubensbuch muß nichts kommen, als ganz klare Wahrheiten der heil. Schrift, in Ansehung, welcher man mit Zuversicht, was gewisses bestimmen kann, damit kein Irrthum, sondern lauter Wahrheit in der Kirche verewiget werde. 3. Das Lehrbuch muß sich schlechterdings blos auf die Lehren einschränken, welche einem jeden zu seiner Seligkeit zu wissen nöthig sind, und von ihm als solche erkannt werden können.

*) Man lieset davon einen Auszug in dem brittischen theol. Magazin 1. B. 2. St.

können. Problematische Sätze, theologische Hypothesen und Schlußketten, Dinge, die ohne Beyhülfe kritischer und exegetischer Gelehrsamkeit nicht können ausgemacht und eingesehen werden, die alle gehören durchaus in keine kirchliche Lehrvorschrift. Zur gemeinschaftlichen Erbauung, als dem Zwecke der Kirche, ist nur in den Wahrheiten, die zur Seligkeit gehören, der Irrthum zu verhindern, und Einigkeit des Glaubens möglich und nöthig. Der größere Anbau der theologischen Gelehrsamkeit, das weitere Nachdenken über die Lehrsätze, die eigene Untersuchung derselben muß frey bleiben. (Daher müßte auch wohl jede symbolische Schrift, wenn die menschlichen Erkänntnisse, die Hülfsmittel zur Erklärung der heil. Schrift, und andere mit der Theologie verbrüderte Wissenschaften höher steigen, von Zeit zu Zeit, wenigstens alle funzig Jahr, nachgesehen, ihr Inhalt von neuem geprüft und von den entdeckten Unrichtigkeiten gereiniget werden) Wollte das symbolische Buch alles im Lehrbegrif entscheiden, so brauchten wir weiter keine gelehrte Theologen, und welcher Gottesgelehrte wird es sich zutrauen, alles untrieglich darin zu bestimmen? Wir wollen nicht das ganze theologische Lehrgebäude, welches keinem Lehrer oder Laien je aufgedrungen werden kann, sondern nur die seligmachenden Lehren des eigentlichen Christenthums, die zur öffentlichen Erbauung gehörigen Religionswahrheiten (was Hr. Töllner den gemeinsamen Glauben nennt) in der Lehrvorschrift haben. Es ist auch kein anderes Mittel, die Symbola gegen theologische Irrthümer zu sichern, als jene angeführte Dinge herauszulassen. Alle theologische Fragen können doch nie darin entschieden werden, und der Lehrer soll der Gemeine durchaus keine Theologie, sondern lauter Wahrheiten für die Kirche predigen. (Auf diese

Weise

Weise scheinen allerdings wahre und von jedem Christen mit Beyfall anzunehmende Lehrvorschriften in der Kirche möglich und nützlich zu seyn. Alsdenn fiele auch der Einwurf weg, daß ja die Trennung und Partheyen in der Kirche damit würden vereiniget, und vielleicht von keiner, oder höchstens nur von einer einzigen die lautere Wahrheit der heil. Schrift, von allen übrigen aber viel Irrthum würde gelehrt und fortgepflanzt werden, wenn eine jede Parthey und Sekte das Recht haben sollte, symbolische Bücher zu machen, und denen neben der Bibel ein verpflichtendes Ansehn zu geben. Bey den klaren seligmachenden Wahrheiten ist nicht leicht weder Irrthum noch Streit möglich. Bringt man nur die in das symbolische Lehrbuch, oder den symbol. Katechismus, so ist Hofnung da, daß die Trennungen von selbst aufhören und mehr kirchliche ohne Grund getrennte Partheyen in eine zusammenschmelzen werden. Nur das ist der große Stein des Anstosses, der hier noch immer im Wege liegt, daß man genau bestimme, welches seligmachende Grundwahrheiten des Christenthums sind, und welches keine sind. Herr T. hat sich ebenfals auf keine namentliche Anzeige derselben eingelassen. Wir wollen am Ende unser unmasgebliches Urtheil darüber sagen.)

4. Die Lehrvorschrift muß auch in Ansehung der Wahrheiten vollständig seyn, nicht blos die Unterscheidungslehren einer Kirche enthalten (in der protestantischen, dächten wir, müßten sie wohl gar keine Unterscheidungslehren enthalten, weil der Streit darüber am Ende blos exegetisch und philosophisch wird) sondern sich über alle nöthige dogmatische und moralische Wahrheiten ausbreiten, welche letztere zum nicht geringen Schaden der Moralität unter den Christen von den Grundartikeln der christlichen Religion pflegen

gen abgesondert und mit weniger Eifer als die Glaubenslehren getrieben zu werden. „Wer die Lauterkeit in den Lebenswahrheiten, sagt der V., nicht „für eben so erheblich und erheblicher erkennt, als in „den Glaubenswahrheiten, der versteht nichts vom „wahren Grunde und Endzwecke der Religion. Und „wer in den Gedanken steht, daß die Schrift darüber „zu klar sey, als daß Abwege darüber möglich seyn „sollten, oder daß dieselben nur selten sind, dem „spreche ich alle Erfahrung in dem Zustande der Religion und Kirche unter uns ab. Ich mache mich „anheischig, einem jeden, der es verlangt, in unsern „Katechismuspredigten und Erbauungsschriften allezeit gegen einen dogmatischen Irrthum wenigstens „fünf moralische vorzuzeigen.“ (Nichts kann wahrer seyn, und doch hält man symbolische Schriften über die Moral für das entbehrlichste Ding, das unter der Sonnen seyn kann, so sehr man auch für unsre itzigen Symbola eifert.)

Wenn dieses nun der Inhalt einer symbolischen Lehrvorschrift ist, so sey nur alles darin deutlich und bestimmt, in jedermann verständlichen Worten, ohne theologische Kunstwörter, vollständig ohne Weitläufigkeit, in einer natürlichen Ordnung und Verbindung, und mit biblischen (ausgesuchten) Beweisen vorgetragen: alsdenn wird sie so seyn, wie sie seyn soll, und ihres Endzwecks nicht verfehlen. Ein gutes katechetisches Lehrbuch würde wohl das dienlichste Symbolum seyn, ob es gleich nicht dürfte in Fragen und Antworten verfaßt seyn. Man müßte auch den Inhalt desselben nicht blos auf den Unterricht für Einfältige einschränken, für welche man besondre kleine Katechismen oder Lehrbücher machen könnte (wie Luther gethan hat) und an einem solchen symbolischen Lehrbuche hätte man genug. Der Nutzen davon

von ist augenscheinlich, wenn dann den angehenden Geistlichen auf Universitäten, neben dem akroamatischen und gelehrtem Vortrage des christlichen Lehrbegrifs, über ein solches katechetisches Lehrbuch Vorlesungen gehalten würden, damit sie nicht auf der Kanzel wie auf dem Katheder sprechen, und zum gemeinen Unterricht für jedermann predigen lernen. (Auf unsern meisten hohen Schulen in Deutschland hat es bis itzt an einer solchen so sehr nöthigen und gemeinnützigen Anstalt noch gefehlt. Wir wünschen es zum besten der christlichen Gemeinden, daß sie überall eingeführt werde.)

Den übrigen Theil dieses Buchs müssen wir zum eigenem Nachlesen empfehlen, um nicht zu weitläufig zu werden. Der V. eröfnet darinn seine Gedanken über die Verbindlichkeit der symbolischen Bücher und zeigt 1. was und wie viel eine Kirche zu thun habe, um ihre symbolischen Schriften verbindlich zu machen. 2. Was und wie viel sowol ein jeder Lehrer als ein jedes Glied einer Kirche in seine dagegen habende Verbindlichkeit rechnen müsse. Der Geist der Klugheit, der Duldung und Mäßigung, der an dem würdigen V. bekannt ist, hat auch über diese streitigen Punkte seine Urtheile geleitet. Es fehlt dabey so wenig an den nöthigen Einschränkungen der behaupteten Verbindlichkeit, als an einer sorgfältigen Bestimmung der verschiedenen Fälle, die dabey vorkommen, welche da ein ganz verschiedenes Verhalten von Seiten der Vorsteher, Lehrer und Glieder einer Kirche nothwendig machen. Wir finden aber nicht nöthig, den näheren Inhalt des rückständigen anzuzeigen, da die nemlichen Grundsätze, welche in dem Traktätchen: Ist ein Lehrer verbunden nach Entfernung von dem Lehrbegriffe seiner Kirche sein Amt niederzulegen, und dessen Zugabe zum Grunde liegen,

von dem V. hier wiederholt und zum Theil weiter ausgeführt worden sind. Zuletzt wird noch auf einen Einwurf gegen die Nothwendigkeit symbolischer Bücher, und auf vier Einwendungen gegen ihre Zuläßigkeit geantwortet, wobey es uns gleichwol vorkömmt, als ob der V. die von ihm angegebene Einrichtung eines katechetischen Lehrbuchs bisweilen aus den Augen verlohren hätte. Mehr als die zur Seligkeit nöthigen Glaubens- und Sittenlehren darf doch ein symbolisches Lehrbuch nach seiner eigenen Angabe nicht in sich fassen, wenn überall ein solches Buch nöthig und nützlich seyn soll. Alsdann aber, dünkt uns, werden die meisten von den hier beurtheilten Vorfällen sich gar nicht ereignen, und alle die Schwierigkeiten, Zweifel, Einwendungen und Bedenklichkeiten, welche blos durch die Beschaffenheit unserer itzigen symbolischen Schriften veranlaßt werden, von selbst wegfallen. Denn wenn nichts in der Lehrvorschrift steht, als was ein jeder verständlich und klar in der Bibel finden kann und finden muß, nichts als was ihm zu seiner Glückseligkeit zu wissen nöthig ist; wenn der ganze Kram gelehrter Sophistereyen und theologischer Spitzfindigkeiten daraus wegbleibt, und mit Recht von niemanden mehr als jenes zu lehren und zu glauben verlangt wird: so sollten wir denken, würde mit der Autorität der Bibel das symbolische Ansehn einer solchen Lehrvorschrift zugleich unmittelbar von jedermann zugestanden werden, und eine Abweichung der Lehrer oder Laien von selbiger selten oder fast gar nicht vorkommen, ausser wenn sich jemand zur Deisterey, oder zum Pabstthum, oder einer andern offenbar irrigen christlichen Sekte neigte.

Alles wohl erwogen, muß man zur Ehre des V. sagen, er habe die Sache der symbolischen Bücher so gut und unter solchen Einschränkungen vertheydigt,

als sie zu vertheydigen steht, und die Freymüthigkeit, womit er es gethan, gereicht ihm zum wahren Lobe. Freylich läßt sich gegen die Einführung eines guten Katechismus zum allgemeinen Gebrauch der Kirche, wenn der das symbolische Buch seyn soll, nichts erhebliches erinnern, vielmehr möchte man ihn gar sehr wünschen. Es müßten denn aber auch, wie Hr. T. wohl bewiesen hat, nur die allernothwendigsten, und in der heil. Schrift ganz klar verfaßte Grundlehren des Evangeliums hineingebracht werden. Aber welches sind die? „Man gebe uns zuverläßige Regeln „an, sagt der V. am Ende, nach welchen die kate„chetischen von blos theologischen Wahrheiten zu un„terscheiden sind, eher läßt sich über den Inhalt einer „symbolischen Schrift nichts bestimmen„ Ganz recht. Wie nun, wenn man einmal bey den eigentlichen Reden Jesu, worinn er seine Lehre vorträgt, und worüber die Briefe der Apostel so zu reden Commentarien sind, stehen bliebe und blos daraus den Lehrbegriff der christlichen Religion entwürfe? Sollte derselbe nicht so vollständig werden, als er für jedweden Christen seyn darf? Was den Menschen zu seiner Seligkeit zu wissen nöthig ist, was einen unmittelbaren Einfluß in die Heiligung und den Trost der Menschen hat, muß unser Erlöser doch bey einer oder der andern Gelegenheit gesagt haben, und es kann nicht seyn vergessen worden aufzuschreiben. In seinen Reden finden wir nun folgende Hauptlehren: daß der einige unsichtbare Gott, sein himmlischer Vater, der allmächtige Schöpfer und Regierer der ganzen Welt sey, der für ein jedes seiner Geschöpfe, wie ein gütiger Vater für seine Kinder, auf die liebreichste Art Sorge trägt; daß er, der Jesus von Nazareth, Gottes Sohn, dessen höchster unmittelbarer Gesandte, oder der verheissene Christ Gottes sey, welcher sein Leben

zur Erlösung für viele dahin gäbe; daß durch ihn allen Menschen ohne Unterschied der Völkerschaft ihr gewisses Antheil an der Gnade Gottes verschaft werden sollte, und daß es in der göttlichen Haushaltung, die durch ihn auf der Erde angerichtet worden, gar nicht auf die Verdienstlichkeit äusserlicher Werke und beobachteter gesetzlicher Gebräuche, sondern auf eine innerliche Sinnesänderung oder Reinigung des Herzens, auf eine gläubige Annehmung und Befolgung seines Evangelii ankomme, wenn der Sünder wiederum zur Gemeinschaft mit Gott gelangen wolle; und daß ein künftiger Zustand des Lebens und der Vergeltung nach dem Tode für jedermann bevorstehe, auf welchen wir uns unter dem Beystande des heiligen Geistes bey rechtmäßigem Gebrauche der Gnadenmittel durch Heiligung und Tugend, oder der sorgfältigen Wahrnehmung aller moralischen Pflichten (Religions- und Societätspflichten) zubereiten sollen, und wo wir dereinst nach bewiesener Redlichkeit und Treue, oder Unredlichkeit und Untreue in diesem Geschäfte glücklich oder unglücklich werden. Von den Aposteln sind diese Lehren weiter erörtert, nach deß Bedürfnissen und besondern Verfassungen einer jeden christlichen Gemeine schriftlich verfaßt und gelegentlich mit ihren Beweisgründen umständlicher vorgetragen worden. Ueber die Ausdrücke und Vorstellungsarten, in welche sie dieselben eingekleidet haben, werden uns die eigenen Zeugnisse Christi jederzeit die beste Aufklärung geben. Finden wir nun in einer Kirche die angezeigten Lehren, so sagen wir mit Recht, daß sie in den wesentlichen Grundwahrheiten oder in den Fundamentalartickeln der christlichen Religion rein und lauter sey. Blos diese würden also mit der nöthigen Vollständigkeit aus der Bibel herausgezogen und in das symbolische Lehrbuch gebracht wer-

werden müssen, wenn denn ja eines nothwendig seyn soll.

Aber jene einfache klare Wahrheiten der christlichen Religion, z. B. die durch Christum geschehene Erlösung, sind zum Theil in der heil. Schrift figürlich und unter mancherley Bildern vorgetragen. Sollen diese figürlichen Redensarten in dem Lehrbuche erklärt werden, oder sollen sie nicht erklärt werden? Im letztern Fall wäre der Kirche mit dem Lehrbuche nicht mehr geholfen, als mit der bloßen Bibel. Also sie sollen erklärt werden? Nothwendig, wie auch Hr. T. will. Aber woraus und wornach? Nach den Einsichten und Urtheilen der Menschen? oder aus den Schriftstellen, worin die heiligen Verfasser der Bibel von eben diesen Lehren in eigentlichen Ausdrücken sprechen? Das erste gienge wohl nicht, denn da würden wir wieder Auslegungen von Menschen gemacht kanonisiren, und die Sache mit dem Lehrbuche stünde von neuen, wie sie itzt mit allen symbolischen Büchern steht. Folglich muß die Schrift aus der Schrift erklärt werden. Alsdenn aber werden die Lehrbücher, wie es scheint, überflüßig und die Kirche kann sich mit der bloßen Bibel begnügen.

So viel dünkt uns wohl ausgemacht: wenn alle Lehrer in unsern christlichen Gemeinen den eigentlichen Zweck des Evangeliums vor Augen hätten; wenn sie insgesamt die heil. Schrift, wir wollen nicht einmal sagen, in allen, sondern nur in ihren Hauptstellen, in den Sachen, die eigentlich das Wesen der Religion betreffen, verstünden; wenn sie alle den Geist der Unterscheidung hätten, daß sie einsähen und bedächten, welche Wahrheiten aus der Bibel für jedermann und welche nicht für jedermann gehören, welche Lehrsätze zur Beförderung des praktischen Christenthums beytragen und welche nichts dazu beytra-

gen, was man den Gemeinen predigen und nicht predigen, mehr oder weniger einschärfen muß; und sie dann nur darauf verpflichtet würden, alles das treulich zu lehren, was die Menschen zu ihrer Glückseligkeit führt: so bedürfte es keiner Lehrvorschriften neben der Bibel. Aber hier steckt eben der Knoten. Wie ist also ohne Beyhülfe einer Lehrvorschrift der unwissende und gewissenlose Lehrer wohl zu regieren, und wie verhütet man, daß er nicht Aergerniß anrichte? Auf die Beantwortung dieser Frage kommt, wie Hr. T. zuletzt noch einmal anmerkt, in der ganzen Sache so viel an. Gut wäre es, wenn Obrigkeiten lauter geschickte Lehrer zum Dienst der Kirche berufen könnten, und unwissende Männer hier gar in keine Betrachtung kommen dürften. Aber die Quelle dieses Uebels liegt sehr tief und könnte wohl schwerlich anders als durch sehr große Veränderungen in den äußerlichen Umständen der Geistlichen verstopft werden. Indessen wäre die Art der Erziehung und Zubereitung unserer jungen Theologen zum Predigtamte leicht besser einzurichten. So bald man von jedem Prediger nur nicht zu viel Gelehrsamkeit fordert, und Gelegenheit in einem Lande ist, daß der junge Geistliche sich die erforderliche Geschicklichkeit zu seinem künftigen Predigtamte erwerben kann, so bald werden wir keine unwissende Candidaten mehr haben, und die es sind, werden eben dadurch schlechterdings zum Predigtamte unfähig und müssen unter keinerley Vorwand dazu berufen und angenommen werden. Was aber die Gewissenlosen betrift, so wird die Lehrvorschrift sie wohl nicht gewissenhaft machen. Der Prediger, der Aergerniß in der Kirche anrichten will, wird es so wohl thun können, wenn er auf symbolische Bücher, als wenn er blos auf die Bibel verpflichtet ist. Die Erfahrung aller Zeiten hat es hinlänglich genug

bewiesen, daß Lehrvorschriften gar nicht die bewährten Mittel sind, weder genommene noch gegebene Anstösse und Aergernisse von Seiten der Lehrer zu verhindern. So wenig nun zwar, wie es uns vorkommt, die Sache der symbolischen Bücher durch den Töllnerschen Unterricht völlig erschöpft und entschieden ist, so wird dieser fleißige Gottesgelehrte doch allemal Dank verdienen, daß er von dieser Materie mit edler Freymüthigkeit geschrieben, viel gründliches davon gesagt und zu ferneren Untersuchungen darüber Anlaß gegeben hat.

B.

XXV.

Lyrische Gedichte von J. C. Blum. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Riga, bey Hartknoch 1769. 4 Bogen 8.

So klein diese Sammlung auch ist, so viel Ehre macht sie doch dem Dichter, und wir begreifen daher nicht, wie die erste Ausgabe so unbemerkt hat bleiben können, als sie wirklich geblieben ist. Es ist uns unmöglich gewesen, sie aufzutreiben, so gern wir sie auch mit dieser neuen verglichen hätten. Wir freuen uns indessen einen Dichter gefunden zu haben, der unsrer lyrischen Poesie viel Ehre machen kann, wenn er auf diesem Wege fortgeht. Er hat wahre poetische Sprache nach dem Muster der Alten, besonders Horazens, eine lebhafte obgleich nicht feurige Einbildungskraft und noch mehr Zärtlichkeit der Empfindung. Insbesondere würde er, wie wir glauben, in der philosophischen Ode ein glücklicher Nachfolger Utzens werden können. An

die höhern eines starken Enthusiasmus fähigen muß er sich nicht wagen, dazu möchte es ihm an Schwunge, an kühnen Uebergängen und Feuer der Imagination fehlen; wiewohl er doch auch beweißt, daß ihm die Sprache des Erhabenen nicht fremd sey. Durchgehends erkennen wir einen Mann, der die lateinischen Dichter, sonderlich seinen Horaz und unter uns Deutschen Ramler (dem er den guten Gebrauch der Mythologie abgelernt hat) Kleisten und Utzen fleißig gelesen haben muß.

Das erste Gedicht auf den Hubertsburger Frieden gefält durch ein nicht neues aber mit lebhaften und edeln Zügen ausgemahltes Gleichniß und durch den naiven Schluß

Wie ein nächtliches Ungewitter Philomelen verscheucht,
Ihre Zunge starrt gebunden
Bis des Schauers dunkle Stunden
Schwinden und zur Felsenkluft
Aeol seine Streiter ruft,
Bis die träufelnden Plejaden
Ihrer Bürde sich entladen,
Und mit mildem Licht die Welt
Phöbe wiederum erhellt:
Dann beginnt sie froher wieder
Die geheimnten Liebes-Lieder; u. s. w.

So entrannen, Liebe, deine
Sänger in die Myrthenhaine,

Als in fluchbeladner Stunde
Von Avernus schwarzem Schlunde
Kam Erynnis, und die Pest
Hauchte durch den ganzen West.

Endlich strahlte seinem Volke
Delius aus goldner Wolke,

Und

Und vor seinem Allmachtsblick
Bebete die Pest zurück;
Und die keuschen Castalinnen
Ließen frische Bäche rinnen u. s. w.

Nun ruft der Dichter das Chor der Sänger hervor

Ramler mag den Götterssöhnen
Donnernde Päanen tönen
Er, der dem Dyrcäer Schwan
Sonder Schwindel folgen kann; —

Ich indessen, bey Lyäen
Will den süßen Gott der Ehen
Majeran und Myrten streun
Und ihm Most und Früchte weyhn;
Bis er alle tausend Knaben,
Die der ehrne Mars begraben,
Mit vermehrter Segenskraft
Unsern Weibern wiederschaft.

Was wir abgeschrieben haben, mag zugleich eine Probe von dem richtigen Ausdrucke der Gedanken, von der Correktion des Dichters und seiner harmonischen Versification seyn, die er, wenn er will, sehr in seiner Gewalt hat. Das Bild von dem Schwan dem Ramler ohne Schwindel folgen kann, ist indessen auszunehmen. Das folgende Trinklied ist keines der vorzüglichsten, doch immer eine ganz gute Moral der Trinker. In der vierten Strophe macht das dreyfache die ein widriges Geschleppe. Der Hochzeitgesang in Kleistischen Hexametern, worinn sich die Jünglinge und Mädchen antworten, ist das schwächste Stück der Sammlung, nicht eben der Anlage und Idee nach, die gefällig und artig genug ist, sondern der holprichten Verse, und der allzugedehnten Ausführung und des nicht passenden prächtigen Ausdrucks

wegen. Der Dichter hat den Catull vor sich gehabt. Die Stelle (s. das Carmen nuptiale)

Vt flos in septis secretus nascitur hortis u. s. w.

hat Hr. B. S. 15. so zu erheben gesucht und gewaltsam auseinander gereckt:

So blüht im einsamen Grund, der Honig träufelnde Laurus
Von keinem Donner verbrannt, durch keine Welle beschoren;
Aurora tränkt ihn, ihn kühlt der Weste lieblicher Odem
Ihn pflegt der haarigte Faun, ihn pflegen die Kinder des Peneus u. s. w.

Wir mögen die folgenden 14. Hexameter, worinn Catulls neun Zeilen verschlungen werden, nicht ganz herschreiben. Die Ode an die Liebe hat Stärke; nur ist in der ersten Strophe eine identische Zeile zu viel, dergleichen wir auch anderwärts angetroffen haben. An Ismenen, mißfällt wegen der epigrammatischen Wendung des Gedankens. Dogmatisch hätte ihn der Dichter einkleiden sollen. An Laura ein weiches fühlendes Lied. Die Uebersetzung des Donec gratus eram tibi wird mit der Kleistischen verglichen, nicht viel und mit der Hagedornischen Nachahmung wenig verlieren. Die Wiederholung: so lange du für mich, für mich allein gebrennt; ich sehe jetzt für mich den blonden Medon glühn, er glühet ganz für mich, ich glühe ganz für ihn; das gezwungene: jetzt zaubert Chloe Lieb, in mein entzücktes Herz, und die Auslassung des tu levior cortice möchte man inzwischen doch tadeln. Das Lied an die Laute ist geborgt, und voll matter Stellen. Die Frühlingsempfindungen sind aus Kleisten und Horazen zusammengesetzt, aber haben eine angenehme Wendung

In leuchtendem Gewölk steigt Phöbus prächtig nieder
Begleitet von der Musen Chor; ich sehe sie

Gedrängt um ihn und höre niegesungne Lieder.
Nun rauschet mit Gesang die Schaar den Berg herab
Und wandelt Hand in Hand, in undurchstrahlten Schatten,
Und zieht den ersten Tanz auf neu beblümten Matten
Um Kleistens Grab.

Die Ode an Hrn. Gause in Berlin ist ein vortrefliches Stück, und zeigt nebst der Zugabe, welche Talente der V. zur Lehrode hat. Wir müssen eine Stelle daraus anführen:

Wie lang verkennen wir des Lebens wahren Werth
Und würd'gen Jahr und Tage
Nach selbstgewähltem Pfund' und trügerischer Wage
Durch Leidenschaft bethört?

Der Sohn des Unglücks flucht der Monde trägen Lauf,
Aus menschenloser Höhle,
Und sprengt in heisser Wut der ungestümen Seele
Das Thor des Todes auf.

Indeß klagt Ligurin an Phrynens weicher Brust;
Sein flüchtig Leben eile
Mit rascherem Gefieder, als des Lichtes Pfeile
Und tödtet seine Lust.

In diesen Syrten leuchte Weisheit meiner Bahn! u. s. w.

Der Morgengesang hätte wegbleiben können, er hat zu wenig originales. Die Klage Davids mag man mit der vergleichen die Hr. Gleim gemacht haben soll, und man wird finden, daß unsers Dichters Uebersetzung allein Poesie ist.

Wir haben uns gern ins Einzelne eingelassen um einen Dichter anzupreisen und aufzumuntern, der nicht unbekannt bleiben muß; und daher nur ein paar minder beträchtliche Stücke übergangen.

T.

XXVI.

Der Kaufmann oder Beyträge zur Aufnahme der Handlung und Schiffahrt. Aus dem Holländischen. Erster Theil. Leipzig, bey Hollens Witwe, 1770. 1 Alphabet 19 Bogen in 8.

Dies ist die Uebersetzung eines holländischen Wochenblattes, de Koopmann, welches in dem Jahre 1767. in Amsterdam seinen Anfang nahm. Es mag gut genug in Holland gefallen haben. Denn die Holländer mögen noch so sehr Meister in der praktischen Handlung seyn, so haben sie doch noch keine Schriftsteller, wenigstens nicht in ihrer Landessprache, welche von der Handlung, als einer Wissenschaft nur so gut, als May, ja nur so erträglich, als Ludovici geschrieben hätten. Ja selbst in denen Kenntnissen, welche die data zur Handelswissenschaft abgeben, nicht aber die Wissenschaft selbst ausmachen, und blos durch Erkundigung und Rechnung festgesetzt werden dürfen, haben sie noch keinen, der den Fleiß unsers Kruse einigermassen erreicht hätte. Von derjenigen Philosophie der Handlung, in welcher wir ausser dem Montesquieu und Stewart so manche Meisterhand nennen könnten, haben wir noch keine Probe im Holländischen anders, als in übersetzten Schriften gesehen. Aber was leistet denn nun der Kaufmann? Wenig mehr, als seine Vorgänger.

Der Recensent verbittet sich mit Grunde bey seinen Lesern die Mühe, ihnen den Inhalt aller 58 Stücke dieses Buchs anzuzeigen, das ihn schon einmal im Original ermüdet hat. Da der Kaufmann ein Wochenblättler ist, so versteht sich von selbst, daß der Zusam-

sammenhang der Materien nichts weniger, als systematisch, sey. Doch sehen die ersten neun Blätter einigermassen darnach aus. Aber eben alsdann wird der Verf. ganz unerträglich durch seine schleppende und dabey wichtig thuende Schreibart, in welcher er seine alltäglichen Sächelchen und Witzeleyen vorträgt. Hier ist ein Pröbchen aus No. 8. zu Anfang. „Die „Heyden hatten, meines Erachtens, groß Unrecht, „daß sie den Mercurius den Gott der Handlung nennten, sie sollten dem Golde diese Ehre gegönnet haben; denn dieses ist das Blut und die Seele der „Handlung. Es ist auch überaus lustig, daß Mercurius, dessen Name aus den Worten mercium „cura gebildet zu seyn scheint, zugleich, ob dieses „gleich sehr zufällig ist, der Gott der Diebe und der „Betrüger ist, welches sich eben nicht allzuwohl zusammenschickt. Wir weyhen also vielmehr die Göttin Pecunia dazu ein, die ausser, daß sie die ganze „Welt und das Herz der meisten Sterblichen beherrschet, zugleich alles in ihrer Gewalt hat. Man „erlaube mir also, daß ich ihr diesen Versuch aufopfere.„ Im 10ten Stück giebt er eine Tabelle von beynahe allen bekannten Münzen in Europa und andern Welttheilen. Was soll diese Tabelle den Deutschen, die Krusens Contoristen haben, zumal da hier die Währung auf Holländische Münze reducirt ist? Eben so möchten wir bey allen denen Erläuterungen und Tabellen fragen, welche der Verf. in den folgenden Stücken von den Gewichten und Maaßen giebt. Sie sind voller Unrichtigkeiten, die Kruse schon in den ersten Ausgaben seines Contoristen verbessert hat, und widersprechen sich oft selbst. Krusens Tabellen sind unendlich nutzbarer, und man erspart sich bey dem Gebrauch derselben alles weitschweifige Gewäsche dieses Holländischen Kaufmanns. Im 12ten Blatt

fängt

fängt sich ein sogenannter geheimer Catechismus eines klugen Kaufmanns an, der aber der Parade nicht werth ist, die der Verf., der ihn für eine fremde Arbeit ausgiebt, davon macht, da er nichts als alltägliche locos communes enthält. Etwas besser ist S. 144. ff. die Instruction für einen reisenden Kaufmann gerathen, und fast möchte man bey dieser dem Verfasser es glauben, daß sie nicht von ihm selbst sey. Mit dem 33sten fängt der Verf. ein wichtiges Geschäfte an. Er will nemlich Calculationen liefern. Hier holt er recht hoch aus: „Gleich wie ein Feldherr, „wenn er kampirt, von seinem Lager einen Plan macht; „ein Seemann seine Fahrten zuvor auf der Charte „abzeichnet; und ein Baumeister, ehe er seinen Bau „anfängt, erstlich einen Anschlag und Riß macht; „also macht ein Kaufmann u. s. f.„ Und eben bey diesen Calculationen ist dem Verfasser für Neid und Tadel bänger als jemals. Es muß doch um seinen Beyfall bey dem Amsterdamischen Publico nicht immer ganz richtig gewesen seyn. Woher kommen sonst die Klagen S. 367. „Denn wenn man auch vollkommen gut schreibt, so ist doch der Neid sogleich da.„ Der Verf. ist gewiß nicht in dem Falle, den Neid von dieser Seite zu erwecken. Indessen haben alle diese Blätter mehr unterrichtendes als die erstern. Wenigstens läßt sich hier vieles von der Holländischen Art, die Handlung zu führen, und von der Einrichtung ihrer Comtoire lernen. Wenn sich doch nur der Verfasser nicht so oft zur Unzeit wieder erinnerte, daß er ein Wochenblatt schreibe, und, um sich in diesem Ansehen zu behaupten, wieder ins Gewäsche verfiele, das alsdenn gewöhnlich am unerträglichsten wird, wenn er an eine neue Materie gehen will. Man lese z. B. den Brief, der S. 525. den Eingang zum Unterricht von der Verfälschung der Waaren macht.

Doch

Doch fehlen die Holländischen Blümchen auch mitten in den Abhandlungen nicht. Z. E. S. 498. drücket sich der wohlredende Verfasser am Schluß des 44ten Blattes mitten in der Materie vom Heringsfange gar niedlich folgendermaßen aus: „Wem also dieses „Vorgericht nicht schmeckt, der mag seine Lust mit „einem auf eine andere Art zubereiteten Nachgerichte „von eben der Speise büßen, das ihm vielleicht viel „angenehmer seyn wird, und worauf wir unsre Leser „freundlich bitten.„ Nun fängt er sein 45tes Capitel an: „Der Stoff ist zu schön und zu reich, die „Speise zu kostbar, und der Geschmack davon zu an„genehm, um es bey einer Schüssel von dieser Deli„katesse bewenden zu lassen. Hier folgt also ein wohl„gesalzenes Nachgericht von vier verschiedenen Schüs„seln. Ludwig der IX. König in Frankreich pflegte „zu sagen u. s. f.„ Zum Schlusse des Absatzes wird den Lesern noch einmal eine gesegnete Mahlzeit gewünscht.

Und das alles hat der liebwerthe Herr Uebersetzer so getreulich übersetzt und erwartet nun deutsche Leser, die das wenige nutzbare dieses Buchs aus dem unerträglichen Wuste dieser holländischen Plauderenen hervorlesen sollen. Nichts hat er geändert, nichts gebessert, selbst die gröbsten Schnitzer nicht. S. 34. erzählt er seinem Holländer einfältig nach: „Nach „ihnen (den Portugiesen) entdeckte man eine ganz „neue nordische Welt und die Fahrten durch das „Waigat in das nordische und caspische Meer. Noch „später wurde auch der moscovitische und nordische „Handel bey allen Völkern gemein: wie alt aber der„selbe eigentlich ist, läßt sich nicht genau bestimmen.„ Welch ein Schriftsteller von der Handlung, der seine Unwissenheit von dem Anfang so neuer Handlungs-Vorfälle so treuherzig eingesteht! S. 597 heißt es:

„Die

„Die Hamburgischen Species-Thaler, deren man
„125 m. o. w. auf 100 Thlr. Banco rechnet. S. 33.
„Zu Cornwall (folglich ist ihm Cornwall eine Stadt)
„trieb man die beste Handlung.„ S. 33. „Die
„Biscayer, die in einer Landschaft gleichen Namens
„in Spanien wohneten.„ Den deutschen Lesern mag
das freylich etwas neues seyn, daß eine Provinz in
Spanien Biscaja heißt, und daß die Biscayer
darin wohnen.

Bey dem allen giebt der Uebersetzer in der Vorrede
sein Bewußtseyn, daß er ein schlechtes Buch übersetzt
habe, genugsam zu erkennen. „Die Welt, spricht
„er einem Italiänischen Schriftsteller nach, wird
„nicht untergehen, wenn ich die Zahl der schlechten
„Bücher um eins vermehre.„ Die Welt würde
aber auch nicht untergehen, wenn der Uebers. die Zahl
der schlechten Bücher nicht vermehrte.

Z.

XXVII.

Der Landarzt, eine medicinische Wochenschrift. Mietau. Liedtke. 2 Alph. 6 B. 4. nachgedruckt Erf. und Leipz. 1769. 1 Alph. 21 B. 8.

Diese Wochenschrift ist 1765, 66. ausgegeben worden. Ihre Absicht ist eigentlich local, und dieser Absicht, die das medicinische Wohl des harten elenden Landmanns, Sklaven sollte man fast sagen, in Liefland und Kurland betrift, bleibt sie wirklich anfangs treu. St. 2. ist eine Abschilderung der Gleichgültigkeit des Landmanns in Absicht auf seine Gesundheit, die bey Leibeignen an Ort und Stelle gemacht ist. St. 6. nimmt er die Zeichen der

Krank-

Krankheiten nach den Theilen des Körpers durch, fängt vom Kopfe, den Augen s. w. an, und geht so fort, auf eine Art, die dem gemeinen Manne ziemlich einleuchtend ist. Es herrscht in den ersten Stücken eine gewisse Einfalt im Vortrage, die gefällt, der V. hat sich wirklich aufs Land hingestellt, den Bauern vor Augen gehabt und sich nach den einfachsten Hausmitteln umgesehen. In der Folge finden wir ihn aber wieder bey andern Ständen, er ist viel mehr in der Apothek und hat viel zu oft das gelehrte therapevtische System mit Diagnosis, Aetiologie, Prognosis s. w. vor sich. Er empfiehlt Jalappenharz, welches wir von dem Landarzte nicht vermuthet hätten; er lehrt destillirte Wässer machen, wo wirklich der bloße Aufguß viel kräftiger ist; auch sind St. 26. die Fiebertropfen wohl ein wenig zu sehr zusammengesetzt. Das letzte ganze Drittel enthält die bösartige Krankheiten, noch nicht ganz. Er dehnt den Begriff davon so weit aus, daß nicht nur alle Fieber mit Ausschlägen, sondern fast alles, was nicht Entzündungs- oder Wechselfieber ist, darunter enthalten wird — eine Ausdehnung, die wirklich in der Praxis Schaden thut und zwar sehr großen. Ueberhaupt dürfte der V. wohl in keiner Materie weniger Genüge thun, als in dieser, die er für seine Absicht viel zu umständlich und viel zu gelehrt bearbeitet hat.

Das Werk ist übrigens rein, deutlich und oft lebhaft geschrieben: enthält auch manche allgemeine Merkwürdigkeiten.

St. 12. Ein Arzt zu Riga hat Küchensalz in Fiebern, Schlagflüssen, Lähmungen (hierin zugleich mit englischem Senfe), verhärteten Drüsen und Verstopfungen des Leibes von Schleime mit Nutzen gebraucht. Und mit Eyweiß gemischt, St. 14. macht es eine wahre Universalwundsalbe. Auch sind Salz-

lake und Meersalz gute abführende und Brechmittel St. 24, besonders in Wurmfällen, wenn die Salzlake der Butter täglich zu 2 - 6 Eßlöffeln voll genommen wird. Er versetzt auch 6 Gran Aloe mit einer halben Quente Küchensalz und leugnet, daß die Aloe so sehr leicht das Blut erhitze.

St. 18. Das Dreyblatt (Menganthes trifoliata L.) ist das beste Antiscorbutische Mittel und ist allein hinreichend. Der Saft davon thut in alten Schäden ungemeine Dienste, so wie der von der Schafgarbe die Wunden schnell zur Heilung bringt.

Mit einiger Verwunderung finden wir St. 21. den V. den rußischen, auch dort üblichen Dampfbädern nicht sehr hold. Er schreibt der Erhitzung davon, die noch durch ein darauf folgendes Peitschen mit Birkenreisern vermehrt wird, das häufige Pockensterben zu. (Es ist bekannt, daß H. Schlözer ganz anders denkt A. D. B. VIII. 2 S. 186.) Wir finden auch in der Folge, daß die Fieber mit Ausschlägen in dortiger Gegend häufig sind. Was indessen der V. gegen die Dunstbäder erinnert, läuft doch meistens nur auf einen Misbrauch hinaus, vor dem aber keine Sache sicher ist.

St. 22. werden Aerzte, die auf dem Lande praktisirt haben, mit wahrem Vergnügen lesen. In Curland fragte man blos: ob der Kranke bey Fiebern Hitze oder Kälte hätte? In jenem Falle gab man 1 Theil Cardebenedictenpulver und 2 Theile Salpeter: in diesem 2 Theile Cardebenedicten und 1 Theil Salpeter. Der Kranke schwitzte darnach immer und ward die meiste Zeit gesund. Unser V. kam und ließ nach dem System lege artis Blut laufen, brechen, purgiren s. w. Seine Bauern wurden kraftlos und genasen langsam, wenn die andern mit Cardebenedicten und Salpeter schon lange wieder an der Arbeit waren.

St. 23. Eine Person, die aus Versehn auf einmal 10 Gran Sublimat bekam, ward mit Noth vom Tode gerettet; aber zugleich auf einmal von der geilen Seuche befreyet. Ueberhaupt erweisen dort das versüßte Quecksilber und der Speichelfluß in dieser Seuche sich selten kräftig. Baden und starker Absud der Sarsa und der Klettenwurzel sind hier nach St. 32. weit wirksamer.

St. 26. wird der wässerige Aufguß von der weissen Bachweidenrinde täglich zu 1 Pfunde im kalten Fieber gelobt und hat dies einheimische Mittel sich besonders wirksam erwiesen, wenn ein eingewurzelter Scorbut dabey war. Auch hat es sich in äußern bösen Schäden sehr kräftig erzeigt.

St. 27. Der ausgepreßte Saft des großen Schellkrauts ist mit Branntewein in Liefland ein Hausmittel gegen das Fieber. Der H. V. hat 1 Loth verdickten Safts davon in 1 Pfunde Wasser zu 2-4 Gläsern täglich im Scorbut, in der geilen Seuche s. w. gegeben. Erst purgirt es und nachher treibt es Schweiß und Harn. Das gequetschte Kraut zertheilt die harten Ränder der Wunden, Tophos und harte Beulen; reinigt auch die Wunden.

St. 28. und 30. wird das Wacholderöl als ein Fiebermittel und die verdickte Ochsengalle in täglichen und Quartanfiebern gerühmt. Sollte aber der Ingwer, wie der H. V. meynt, so sehr viel weniger hitzig seyn, als der weiße Pfeffer? Nach St. 31. curirt man die geschwollnen Füße des gemeinen Manns in Curland nach den Wechselfiebern mit kalten Bädern.

St. 33. mit Bergöl und Terpentinöl zu gleichen Theilen, wozu auch noch wohl Campher gesetzt wird, hat er zur Verwunderung schnell den Bandwurm abgetrieben. Durch das Versehn des Kranken hat er erfahren, daß man das Mittel bis zu anderthalb

Quenten geben kann. Ein paarmal ist ihm auch die Cur durch blos äußerliches Auflegen eines in Ochsengalle gekochten Koloquintenapfels gelungen.

St. 34. Bey einem plötzlich verstorbenen Menschen fand man das Herz sehr groß und den Herzbeutel mit demselben verwachsen. Inwendig war es dergestalt zerfressen und noch mit vielen Geschwüren besetzt, daß die Dicke desselben kaum einige Linien betrug. Das Bewundernswürdigste war, es war die Scheidewand des Herzens dergestalt verzehret, daß man kaum einige Spuren von derselben entdecken konnte. Wir wünschten, der Hr. V. hätte uns die ganze Leichenöfnung mit dem, was er von dem vorhergehenden Zustande in Erfahrung bringen können, mitgetheilt.

Das Gelbe von einem Ey mit Salz vermischt, soll St. 45. gegen den Wurm im Finger und gegen die Hüneraugen St. 51. Theer und Rahm, bis zur Dicke einer Salbe eingekocht, ein wirksames Mittel seyn.

Durch dergleichen Anmerkungen unterhält der H. V. selbst Kunstverständige auf eine lehrreiche Art und stiftet bey Laien mehr wahren Nutzen, als durch die feinsten Theorien und die richtigsten Cautelen, die sie, so einfältig man es auch vorträgt, ihrer Maße von Einsichten doch nicht einverleiben können. Da nach dem Plane zu urtheilen, noch verschiedene Bände folgen müßten: so wünschen wir, daß er sein Werk durch viele ähnliche fruchtbar mache. Der Verfasser dieses Wochenblattes soll der Hr. Doktor Wilde seyn. Am Ende des Originaldrucks sehen wir, die Fortsetzung sey auf eine Zeitlang durch Errichtung eines Krankenhauses in Liefland unterbrochen, worin das Armuth durch blos einheimische Mittel soll curirt werden. Wir haben indessen noch keine weitere Fortsetzung zu Gesicht bekommen können. Vielmehr hat

man

man uns statt derselben ein Wochenblatt in 4. vorgezeigt, das unter dem Titel: Liefländische Abhandlungen von der Arzneywissenschaft, vom 1. Nov. 1766. anfängt und das wir nächstens anzeigen werden.

X.

XXVIII.

Idyllen des Theokrit, aus dem Griechischen von J. G. S. Schwabe. Jena, bey Cuno, 1770. 6 B. in gr. 8.

Theokrit wird nimmermehr das für einen Deutschen werden, was er für die Griechen war." Dieß gesteht der V. dieser Uebersetzung selbst. „Aber, fährt er fort, es giebt doch Freunde des Geschmacks, welche, um in der griechischen Literatur keine Fremdlinge zu seyn, dasjenige in einer Uebersetzung zu lesen wünschen, was sie im Original nicht lesen können; Es giebt Leute, die sich oft durch eine Uebersetzung erst anreizen lassen, das Original zu studiren. Und Anfänger, können nicht besser zur Erlernung der griechischen Sprache, durch die sich so viele Genies gebildet haben, aufgemuntert werden, als durch eine Uebersetzung eines Dichters, der voller Anmuth und Schönheiten ist. Endlich können Uebersetzungen, oft das Vorurtheil gegen die Alten ausrotten." — Wir wollen alle diese Rechtfertigungen der gegenwärtigen Uebersetzung itzt einmal für gültig annehmen; so viel sich auch selbst aus dem, was der Verf. derselben vorher über die dabey nothwendig aufzuopfernden Schönheiten sagt, dawider erinnern liesse; wir wollen sie für gültig und für den

Gesichtspunkt und den Zweck annehmen, nach welchem seine Uebersetzung zu beurtheilen ist. In dieser Absicht dachten wir alle die Stücke, welche hier vom Theokrit geliefert werden, kritisch durchzugehen; allein gleich das erste wird so viel Erinnerungen veranlassen, daß wir die übrigen nur kurz werden berühren dürfen, und daß es am Ende keine Unbilligkeit weder gegen den Verf. noch gegen unsre Leser scheinen wird, wenn wir von der Beschaffenheit dieses Stücks auf die übrigen schliessen.

Es ist gleich das erste von Theokrits Idyllen, Thyrsis überschrieben, welches sowahl für sich als durch die Nachahmung Virgils bekannt genug ist. Wir übergehen die vorausgeschickte Einleitung des Verf. seine Bemühung, das Dramatische dieses Schäfergedichts von dem Lyrischen desselben abzusondern, Knotenauflösung und Scene desselben anzugeben, und die ehrerbietigen Verbeugungen gegen den Prof. Clodius, auf den der Leser, als auf die erste Quelle zurückgewiesen wird.

S. 7. „Nicht erlaubt, lieber Hirt, nicht erlaubt „ist es uns am heissen Mittag zu flöten.“ — Warum nicht lieber zu pfeifen? Jedermann muß das Unedle jenes Ausdrucks und selbst seine Verschiedenheit von dem: „die Flöte zu spielen“ empfinden. Und auch das Beywort des Mittag steht ganz unbedeutend.

„Wir fürchten den Pan. Denn um diese Zeit „hält er Mittagsruhe, wenn er müde von der Jagd „zurück kömmt.“ — Wenn auch das Wort Mittagsruhe edler wäre, so stünde es hier doch immer noch unschicklich, da die Ursache, warum Pan ausruht, die Ermüdung von der Jagd hinzugesetzt wird, und wir uns bey der Mittagsruhe einen mehr gewöhnlichen als nothwendigen Schlaf zu denken pflegen.

S. 8.

S. 8. „Inwendig (in dem Becher) ist ein „Mägdchen gestochen, welches mit einem Schleyer „und Kopfzeuge geputzt ist.„ Das ἀμπυκις im Original ist hier wenigstens sehr modisch übersetzt.

„Um dieses Mägdchen herum streiten zwey schön„lockigte Jünglinge wechselsweise." Warum denn um sie herum, und wechselsweise. Im Griechischen steht παρα, bey oder neben ihr; und so ist das Bild weit richtiger.

„Bald blickt sie den einen sanft lächelnd an." Wäre dieß richtig übersetzt, so wäre es mit dem, was unmittelbar vorher steht; „unempfindlich bleibt sie „bey ihrem Zank" widersprechend. Allein im Original steht: „Bald blickt sie auf den einen und lacht.„

Ἀλλοκα μεν τηνον ποτιδερκεται ανδρα γελουσα.

„Die schon lange schwimmenden Augen der „Jünglinge" sind uns sehr räthselhaft, und im Theokrit ist doch der Ausdruck so bestimmt: οἱ δ' ὑπ' ἐρωτος Δηθα κυλοιδιωντες.

„Dieser Greis gleicht einem Manne, welcher eine „schwere Arbeit thut, und man sollte glauben, er „strenge alle Kräfte seiner Glieder an. Denn ob„gleich seine Scheitel mit Silber umflossen, so „schwellen doch allenthalben die Muskeln an seinem „Halse." — Zuerst wie ängstlich sind die griechischen Idiotismen ἐοικως und φαιης übersetzt. Hernach, wie sehr wird eben dadurch das ganze Bild geschwächt, das im Original so mahlerisch ist; wie matt wird es vollends durch das übel angebrachte poetische Blümchen des Uebersetzers, „seine Scheitel mit Silber „umflossen." Theokrit sagt schlechtweg: Και πολιωπερ ἐοντι. Er ist alt, aber seine Muskeln schwellen, wie auf einem Körper von frischer, männlicher Stärke. Denn das wird gleich hinzugesetzt: „seine

„Stärke ist eines blühenden Jünglings würdig.“ — Auch die Verdeutschung des ἁλιτρυτοιο γεροντος durch „einen Greis, welcher am Meer arbeitet“ ist sehr sonderbar.

„Man sieht, daß er über die geflochtene Falle „ein grösser Vergnügen empfindet, als über die „Früchte des Weinbergs.“ Ganz anders, und weit verständiger Theokrit:

μελεται δε ὁι ὀυτε τι πηρης
Ουτε φυτων τοσσηνον, ὁσσον περι πλεγματι γαθει;

„Er vergißt über die Falle seine Tasche und die Früchte „des Weinbergs,“ die er hüten sollte.

S. 10. Bey unserm Uebersetzer schenkt der Hirt dem Calydonischen Schiffer einen „Kuchen von weis„ser Milch“ beym Theokrit einen Käse, τυροεντα.

„Fanget, holde Musen, fangt das bukolische „Lied an!“ So ist diese Art des Refrains in diesem Idyll durchgehends übersetzt; sehr unangenehm für das Ohr, auch wegen der Suspension des Worts an, unschicklich.

S. 12. ἀμηχανος ist hier eher durch hülflos als bewegungslos zu übersetzen.

Die Augen des Hirten schwimmen schon wieder, wo sie schmachten sollen. Τακεαι ὀφθαλμώς.

Κυπρι θνατοισιν ἀπεχθης, wird übersetzt: Venus, die du die Sterblichen anfeindest!

Bey den übrigen Stücken halten wir uns nicht auf; schon bey der Durchlesung der Uebersetzung, ohne Vergleichung mit dem Original, sind uns verschiedne Unrichtigkeiten vorgekommen. Wir empfehlen dem Verf. mehr Studium seines Dichters und beyder Sprachen.

W.

XXIX.

XXIX.

Johann Taylors, gewesenen Presbyterianischen Predigers zu Norwich schriftmäßige Lehre von der Erbsünde. In drey Theilen. Nebst einem Anhange, darinn einige Anmerkungen über folgende zwey Bücher enthalten sind, nemlich Rettung der schriftmäßigen Lehre von der Erbsünde; und das Verderben und die Wiederherstellung des menschlichen Geschlechtes. Nach der dritten vermehrten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt. Frankf. und Leipzig, 1769. 8. 420 Seiten.

Ein bereits verstorbner Gottesgelehrter, wo wir nicht irren, der seelige Neumeister, sagt in der Vorrede zu einem aus dem Englischen übersetzten Buche, daß zwar das Buch, wozu er die Vorrede schrieb, gut und erbaulich sey, daß aber die Uebersetzungen aus dem Englischen in die Folge schädlich werden, und uns unsre Theologie verderben würden. Wahrscheinlicherweise würde der liebe Mann, wenn er unsre Zeiten erlebt, und unter andern auch die Uebersetzung des Buchs, so wir jetzt anzeigen, erblickt hätte, seine Vorhersagung auf die traurigste Weise für erfüllet erklären; und so werden auch vermuthlich alle diejenigen urtheilen, welche die überlieferte Schultheologie für ganz unverbesserlich, und einen jeden Versuch darinn etwas zu verändern und aufzuräumen, für eine Verderbung der Theologie halten. Denn Taylor hat wirklich die Absicht aus der Theologie eine Lehre wegzuschaffen, die sehr lange und wenigstens seit Augustins Zeiten, darinn so ge-

 herr-

herrschet, daß man sie gleichsam zum Fundament aller übrigen Lehren geleget, oder doch in das ganze System dergestalt eingeflochten hat, daß nach dem Urtheil vieler Theologen mit dem Falle dieser Lehre das ganze System einstürzen, oder wenigstens schwach und wankend werden müsse.

Taylor bestreitet mit eben so vieler Geschicklichkeit als Freymüthigkeit die gewöhnliche Lehre von der Erbsünde, nach welcher der Mensch nicht etwa blos, als ein unwissendes, sinnliches, schwaches und durch Adamssünde sterblich gewordnes Geschöpf gebohren wird, (dieß räumet Taylor ein) sondern als ein sündliches d. i. zu allem Bösen geneigtes und vom allem Guten abgeneigtes und feindseliges und verschuldetes Geschöpf, als ein Kind des Zorns, als ein Erbe jedes Fluches und jeder Verdammniß auf die Welt tritt. Wir sagen, daß T. diese Lehre mit Geschicklichkeit bestreitet, dieß beweiset schon die Methode, worinn er seine Materie abhandelt. Sie könnte sicher als ein Muster für theologische Untersuchungen angepriesen werden. Er nimmt zuerst alle die Schriftstellen vor, die auf eine ungezweifelte Weise von den Folgen der ersten Sünde reden. Er findet deren nicht mehr, als folgende fünfe 1 B. M. 2, 17. 1 B. M. 3, 7. bis zu Ende des Cap. Röm. 5, 12-20. 1 Cor. 15, 21. 22. 1 Tim. 2, 14. Sollte man ihm in der Erklärung dieser Stellen nicht immer beytreten, so wird man ihm doch schwerlich das Lob eines sorgfältigen, gewissenhaften und gelehrten Auslegers versagen können. Er findet in diesen Stellen keine andre Folgen der ersten Sünde, als daß die Kinder Adams um derselben willen, den Mühseeligkeiten dieses Lebens und dem leiblichem Tode unterworfen worden. Und wie dieses mit der Gerechtigkeit Gottes zu vereinigen sey, erklärt er sich durch den Fall eines Vaters, der wegen einiger

ger Unordnungen seines erstgebohrnen Kindes sich entschließen sollte, dasselbe entweder im Essen und Trinken, oder in seiner Kleidung, oder in seinen Ergötzlichkeiten einzuschränken, und es zugleich rathsam hielte, daraus ein Gesetz für alle die Kinder zu machen, die er hernach haben kann. In diesem Falle ist leicht zu sehen, wie das Urtheil zur Verdammung das über die Verschuldung des erstgebohrnen ausgesprochen ist, über die andern Kinder, ehe sie gebohren werden, kommen kann: und zwar ohne irgend eine Ungerechtigkeit, ja vielleicht aus großer Gütigkeit von Seiten des Vaters. Wir erinnern nur hieben, daß die ähnliche Gemüthsbeschaffenheit der folgenden Kinder, bey denselben diese Einschränkung eben so nöthig und zuträglich machen müsse, als bey dem erstgebohrnen, wenn diese bey ihnen angebrachte Einschränkung nicht nur gerecht, sondern auch ein Beweiß der Güte seyn solle.

Taylor beleuchtet aber auch diejenigen Stellen, die in der Lehre von der Erbsünde ausser den oben angeführten angezogen werden, die aber seiner Meynung nach gar nicht dahin gehören. Er läßt keine derselben vorbey, sondern führet sie unpartheyisch an aus dem großen Catechismus der Versammlung der engl. Gottesgelehrten. Es wird ihm in der That nicht schwer von den meisten dieser Stellen darzuthun, daß sie das nicht beweisen, was sie beweisen sollen. So verwirft er, und wie uns dünkt, mit Recht als Beweise eines angeerbten sinnlichen Verderbens, alle diejenigen Stellen, worinn die wirkliche Welt, oder der große Haufen der Menschen, als verderbt und lasterhaft vorgestellt wird. Denn diese Stellen sagen nur, wie die Menschen gegenwärtig sind, ohne zu bestimmen, ob sie es durch eine angebohrne oder selbst erworbne Unart sind, die Erklärung der Worte Psalm 51, 5.

Sie-

Siehe, ich bin aus sündlichen Saamen gezeuget, u. s. w. scheinet uns zu gekünstelt und gezwungen. T. will übersetzen: Siehe, ich ward gebohren in Missethat und meine Mutter hat mich in Sünden gewärmet, oder gepfleget und gewartet. Er hält es für eine schriftmäßige figürliche Art die Sünde zu vergrößern; so wie auch gegentheils vom Guten gesagt werde, daß es gleichsam angebohren sey, wobey er sich auf Hiob. 31, 18. beziehet.

Hierauf sucht T. auf die Einwürfe, die man seiner Theorie entgegensetzen kann, zu antworten. Um nicht zu weitläuftig zu werden, wollen wir nur eines und das andre hiervon ausziehen. Man sagt, wir haben vom Adam eine moralische Ansteckung und Befleckung, vermöge der wir einen natürlichen Hang zur Sünde haben, hierauf wird geantwortet: daß wir zwar zur Sünde und zum Laster fähig gebohren werden, daß sich in uns viele sinnliche Begierden und Leidenschaften befinden, die, wenn sie ausschweifen und in Unordnung gerathen, sündlich werden, und es in einer verderbten und versuchungsvollen Welt leicht werden könne, daß aber dieß alles noch keinen natürlichen Hang oder eine nothwendige Neigung zur Sünde ausmache; in welchem Falle uns die Sünde unvermeidlich und folglich keine Sünde seyn würde, so kann sich Taylor auch, wie er offenherzig gestehet, von einer von Adam verderbten moralischen Ansteckung und Befleckung gar keinen mit Vernunft und Wahrheit übereinstimmenden Begriff machen. Er glaubt, daß unsre Natur, so wie wir sie auf die Welt bringen, eben so sehr ein Geschöpf und Werk Gottes seyn müsse, als es Adams Natur gewesen, er glaubt nicht, daß wir von Adam überall etwas herleiten können, als nur durch den Willen und die Wirkung Gottes, nicht mehr als die Eichel von

der-

der Eiche. Einem andern Entwurf, daß die Kinder sehr frühe anfangen zu sündigen, welches sich nicht anders als aus einem angebohrnem Verderben erklären lasse, wird entgegengesetzt, daß man nicht genau sagen könne, wie zeitig die Kinder anfangen zu sündigen, daß sie offenbar eine Zeitlang nach ihrem Eintritt ins Leben noch keine sittlich handelnde Wesen sind, so lange sie nemlich, so viel wir merken können, von ihren vernünftigen Kräften noch keinen Gebrauch machen, mithin so lange der Sünde unfähig sind. — Man führet ferner Röm. 7. an, um zu beweisen, daß auch die frommen und heiligen in ihren Gliedern ein Gesetz haben, daß widerstreitet dem Gesetz in ihrem Gemüth, und sie gefangen nimmt in die Sünde, und des Todes Gesetz. Antwort, „der Apostel redet Röm. 7. „weder von sich selbst, noch von irgend einem Menschen, „wie er in die Welt kommt, sondern wie er hernach „durch eigne Wahl verderbt wird; ferner er redet „nicht von sich oder von irgend einem Menschen, in ei„nem wiedergebohrnem Zustande, sondern er beschreibt „den unglückseeligen Zustand eines Juden im Fleisch „unter der Macht der Sünde und unter einem Ge„setze, das ihn deshalb zum Tode verdammt, und „dieß thue er, zu beweisen, wie sehr der Jude der „gnädigen Veranstaltung in Christo zu seiner See„ligkeit benöthigt sey.„ Die Auslegung dieser Stelle hat uns nicht Genüge gethan, und wir hätten insonderheit gewünscht, daß der Verfasser die Schwierigkeit aufgelöset hätte, wie die Worte V. 25. Ich danke Gott durch Jesum C. unsern Herrn ꝛc. welche nicht Worte des Juden, sondern des Apostels seyn müssen, mitten in diese Rede eingeschaltet werden konnten, ohne daß eine Anzeige gegeben werde, daß hier eine andre Person rede.

Noch werden einige Fragen angehängt, die man aufwerfen könnte, wenn man sich auch mit den auf die Einwendungen gegebne Antworten begnügte. Man könnte fragen: „Ist nicht die Lehre von der Erbsünde „nöthig, um daraus das Daseyn der Sünde in der „Welt zu erklären? woher kommt es, daß so viel „Böses in der Welt ist, wenn unsre Natur nicht „sündlich und verderbt ist? Antwort. Man gestehet ja zu, daß Adams Natur keinesweges sündlich „und verderbt gewesen, und doch sündigte er, die gemeine Lehre von der Erbsünde ist also eben so wenig nöthig; die Sünde die in der Welt geschehen „ist, oder noch geschicht, zu erklären, als sie zur Erklärung der Sünde Adams nöthig ist. Seine „Sünde kam nicht von einer verderbten Natur, sondern von seinen eignem ungehorsamen Willen. Und „daher müssen auch eines jeden Menschen Sünde, „alle Sünden, so viel deren in der Welt sind, sowol „als die seinige ihren Ursprung nehmen. Dieser Ursach schreibt die Schrift beständig alle Laster der „Menschen zu.„ Man fragt weiter; „wie werden wir also in die Welt gebohren, und welche Begriffe möchten wir uns von unsrer Natur machen? Antwort. Wir kommen ganz unwissend auf die Welt. Hiob 11, 12. der eitle Mensch will weise seyn, ob er gleich wie eines wilden Eselsfüllen zur Welt kommt.„ — Was Taylor zur Beantwortung dieser Frage weiter sagt, ist in gewisser Absicht richtig, aber unserer Einsicht nach, nicht hinlänglich, uns die moralische Natur des Menschen völlig kennen zu lehren, eben so wenig als dasjenige, was er vorbringt, um den unter den Menschen herrschenden Hang zur Sünde begreiflich zu machen, uns zu dieser Absicht zureichend scheinet. Es ist freylich etwas gesagt, daß der Mensch unwissend, ohne Erfahrung, leer

von

von Einsichten in die Verhältnisse der Dinge, die ihn umgeben, entblößt von dem wirklichem Gebrauche der Vernunft, hingegen mit sinnlichen Trieben und Begierden versehen, in die Welt tritt, hieraus läßt sich begreiffen, daß in dem Anfange seines Lebens, das Sinnliche ihn allein unumschränkt beherrschen müsse, daß, da wo der sinnliche Trieb kein sicherer Führer ist, sondern wo Leitung durch Verstand und Einsicht nöthig ward, um nicht zu fehlen, er wirklich fehlen muste. Und so konnte er durch öfteres Fehlen schon eine solche Fertigkeit darinn erlangen, welche die später kommende Vernunft nicht zu vertreiben vermochte. Allein die herrschende Sinnlichkeit erklärt es nicht, woher der sonderbare Eigensinn komme, vermöge dessen das Kind und überhaupt der Mensch, zwischen verbothnen und zwischen gebothnen oder erlaubten sinnlichen Gegenständen gestellt, von den letztern ab zu den erstern gezogen wird, mit einem Wort, woher er sich gegen allen Zwang so äusserst sträubt. Es könnte ja der unwissende und sinnliche Mensch, gegen alle sinnliche Gegenstände gewissermaßen gleichgültig, sich der Führung anderer beym Genuß derselben gerne überlassen. Allein so ist er nicht, der eitle Mensch will, nach den aus dem Hiob angeführten von unsern V. aber nicht gehörig genutzten Worten, er will weise seyn, ob er gleich unwissend ist. Er will selbst thätig seyn, für sich selbst wählen, und daß er dies will, rührt ohne Zweifel aus einem innern Gefühle her, daß er seiner Natur nach zu einer vernünftigen Selbstthätigkeit oder zur Freyheit bestimmt ist. In dieser Neigung seinen eignen Einsichten zu folgen, und sich gegen alles Gebot und Verbot aufzulehnen (denn Gebot und Verbot sind fremde, mir aufgedrungne Einsichten) scheinet uns das Grundübel, die Quelle seiner Fehltritte zu liegen.

Man

Man nehme an, daß der Mensch so viel eigne Erkenntniß und Einsicht habe, um sich selbst zu leiten, sich selbst ein Gesetz zu seyn, oder daß er beym Mangel derselben die Folgsamkeit habe, sich jedem, der ihn führen will, in die Arme zu werfen, so wird er nicht fallen; man gebe ihm Einsicht genug oder nehme ihm die Begierde weise seyn zu wollen, so wird er in dem ersten Falle ein Engel, in dem andern ein Vieh seyn. Diesen Eigensinn könnte man Erbsünde nennen, denn wir haben ihn gewiß mit unserer Natur von Adam geerbt; nur muß man wohl merken, daß dieser Eigensinn, der in gewisser Absicht den Vorzug des Menschen ausmacht, nur zufälligerweise und so lange etwas Böses ist, als der Mensch unwissend und unerfahren ist, und es bedarf durch fremde Einsicht geleitet zu werden. Eine wirkliche Sünde wird diese zu frühe Anmaßung der Freyheit nur alsdann, wenn der Mensch wirklich davon unterrichtet ist, daß denjenigen, der ihn leiten will, Vermögen und Willen, sein Bestes zu besorgen, dazu berechtigen — Wir müssen uns begnügen, diese Gedanken nur hinzuwerfen, weil uns der enge Raum eine weitere Ausführung nicht verstattet, ob wir gleich glauben, daß sie, wenn sie richtig seyn sollten, zur Auflösung der Frage vom Ursprung des sittlichen Bösen etwas beytragen, auch einigen hiermit verwandten Untersuchungen einiges Licht ertheilen könnten —

Der Anhang enthält eine Prüfung und Widerlegung zwoer Gegenschriften, und es werden in demselben die Sätze, die Taylor in dem Buche selbst vorgetragen hatte, wie auch einige verwandte Materien, genauer bestimmt und weiter ausgeführet. Die Uebersetzung ist getreu und fliessend, und scheinet von einem der Sprachen und der Sachen kundigem Manne herzurühren.

Kl.

XXX.

Abhandlung von den ersten Grundsätzen in der Weltweisheit und den schönen Wissenschaften, mit einer Vorrede über das Studium der Weltweisheit von M. Gottl. Schlegel, 8. Riga, bey Hartknoch, 1770.

Die Weltweisen haben ihre glücklichen und unglücklichen Stunden eben sowohl, als die Dichter, und die Vernunft leidet eben sowohl ihre Verfinsterungen, als der Witz und die Einbildungskraft die ihrigen leiden. So sehr wir dann arbeiten mögen, so können wir doch zu keiner Deutlichkeit unsrer Begriffe gelangen; es kömmt uns vor, als ob sich aus der Wahrheit alles machen liesse, was dem System oder dem Vorurtheil daraus zu machen gut deucht; wir haben von allen den Beweisen, die uns sonst überzeugten, nur die Hülle der Worte übrig, und der Geist ist verschwunden. In diesem Zustande ist kein besserer Rath für die Vernunft, als daß sie ihres innern Gesichtes schone und es nicht ohne Frucht zu lange oder zu heftig anstrenge: denn wie leicht könnte sie auch den schwachen Schimmer der Wahrheit verlieren und an aller Gewißheit der Erkenntniß zu zweifeln anfangen? Dieses Unglück ist wirklich den so berufenen Skeptikern wiederfahren; einer Art von Leuten, die ihr Nachdenken nicht zu rechter Zeit abbrachen, wenn sie ihre unglücklichen Stunden hatten.

Gewiß hat auch Hr. Schlegel den ersten Abschnitt von den allgemeinen Grundsätzen überhaupt, wo nicht gar die ganze Schrift, in solchen Stunden geschrieben. Die gemeinsten und bekanntesten Dinge schwe-

 ben

ben ihm nur ganz dunkel vor Augen, und je schärfer er zusieht, desto weniger kann er gewahr werden. Er sucht zuerst die Ursachen auf, warum die Philosophen erste Grundsätze erfunden haben? und da findet er die eine in der intellektuellen Schönheit vieler allgemeiner Sätze, wodurch sie sich oft verführen lassen, ihnen eine zu weite Ausdehnung zu geben, und sie über ganze Wissenschaften zu erstrecken; die andere in der Hülfe, die sie dem Gedächtniß dadurch verschaffen wollen, daß sie eine ganze Menge einzelner Ideen und Urtheile unter einem einzigen Satz begriffen; die dritte endlich in der Muse, welche die Philosophen zur Abstraktion solcher allgemeinen Grundsätze hatten. Unmöglich hätte der Verf. zu einer andern Zeit, wo es in seinem Kopfe heller gewesen wäre, auf so entfernte und sonderbare Ursachen gerathen können; am wenigsten aber auf die dritte Ursache, von der wir wohl nicht erst sagen dürfen, wie sehr sie ins Lächerliche falle. Wir wollen wissen, warum die Weltweisen in ihrer Muse vielmehr dieses, als etwas anders gethan haben; und H. Schl. antwortet uns, weil sie Zeit genug hatten, sowohl dieses, als etwas anders zu thun. Waren denn die Herren so gar arm an Beschäftigung, daß sie vor langer Weile sterben mußten, wenn sie nicht auf erste Grundsätze dachten, und eben so sonderbar ist uns der Gedanke vorgekommen, daß die Philosophen auf diese Erfindung durch das Beyspiel der alten Astronomen wären geführt worden, die auf eine ähnliche Art eine Menge von Sternen unter ein einziges Bild gebracht hätten. Hr. Schlegel ist hier so gütig, den Philosophen mehr Witz beyzumessen, als sie wohl im Grunde besitzen möchten. Ihr Witz geht unsers Bedünkens immer mehr auf innre und wesentliche, als auf äußre und zufällige Aehnlichkeiten: und was giebt es denn für

innre

innre Aehnlichkeit zwischen der nöthwendigen Subordination der Wahrheiten, und der willkührlichen Verbindung mehrerer Sterne zu dem eben so willkührlichen Bilde eines Stiers oder einer Jungfrau? Wahrhaftig, diese beyden Dinge sind so verschieden, daß sich gar nicht einsehen läßt, wie ein gründlicher Kopf von einem zum andern hätte übergehen sollen.

Nunmehr sagt uns Hr. Schl. auf drey Seiten, von welchen Grundsätzen er nicht reden wolle, und mit drey Worten, von welchen er reden wolle. Er will nicht überhaupt von den drey Quellen der menschlichen Erkenntniß, der Vernunft, der Erfahrung und dem Glauben handeln; wie unnöthig war diese Anmerkung! Wer nur einigermaßen seiner Muttersprache mächtig ist, der wird ja wissen, daß sich noch niemand hat einfallen lassen, die drey Quellen unsrer Erkenntniß Grundsätze zu nennen; ein Nahme, der immer nur von einzelnen Sätzen gebraucht wird. Der Verf. sagt noch viel mehr dergleichen; aber wir können uns unmöglich bey allen diesen Nebensachen aufhalten. Das Wesentliche, glauben wir, wird in der negativen Erklärung liegen: daß er nicht die Regeln des Denkens meyne, die entweder allgemein oder vornehmlich in dieser oder jener Art von Wissenschaft nützlich seyn sollen; verglichen mit der nachherigen positiven Erklärung: daß er von ersten und allgemeinen Sätzen rede, die es entweder in einer einzelnen Wissenschaft oder in der ganzen Erkenntniß sind, (wie sehr auf Schrauben gesetzt!) und aus welchen alles, was in ihnen gedacht wird, seine Entstehung und Gewißheit erhält. Er will also nicht von den allgemeinen Regeln des Denkens reden? Nein, sagt er; denn sie sind nur ideelle Vorschriften, die zwar der Nachdenkende in beständiger Erinnerung behält, wenn er den Wahrheiten nachgeht; die aber

nicht selbst Materien zum Stoffe der Werke geben — oder Materien zur Materie; denn beydes wird wohl gleich viel sagen. Er will also vermuthlich, mit Ausschliessung aller formellen Grundsätze, nur von denjenigen materiellen handeln, die ganzen Wissenschaften zum Grunde liegen? das nun auch eigentlich nicht; denn er redet im folgenden von der Logick so gut, als von den andern philosophischen Wissenschaften, und die Logik ist doch blos auf formelle Grundsätze gebauet. Was will denn also Hr. Schl.? Es läßt sich hier allerdings ein subtiler Unterschied denken, den er fühlte, den er aber nicht zu bestimmen wußte. Der Satz vom Widerspr. z. B. liegt in der Logick und in allen andern philosophischen Wissenschaften zum Grunde; aber auf eine verschiedene Art. In der Logick ist er eine Quelle der Regeln, die aus ihm, wie die Folgen aus ihrem Grunde hergeleitet werden; in den übrigen, wie in der Moral, hat er selbst keine einzige Folge, sondern sagt uns nur, daß aus diesem oder jenem Grunde diese oder jene Wahrheit fliessen müsse, und daß, wenn der Grund zugegeben wird, das Gegentheil der Folge unmöglich sey. Er ist also in einem andern Verstande ein Grundsatz der Logick, als er ein Grundsatz der übrigen Wissenschaften ist; und nun zugesehen, wie er es in der Logick ist, so wird hier überhaupt von denjenigen Sätzen die Rede seyn, die auf eine solche Art zum Grunde einer Wissenschaft liegen, daß diese blos in einer weitern Ausführung, in einer weitern Entwickelung und Bestimmung derselben besteht; die Sätze mögen übrigens formell oder materiell, Definitionen oder andere Sätze seyn. Dieses hätte unsers Erachtens H. Schl. sagen und erklären sollen, und alles übrige hätte dann wegbleiben mögen.

Von der Verwirrung seiner Ideen geht der Verf. natürlicher Weise zu Ungewißheit und Zweifelsucht über.

über. Es kömmt ihm vor, als wenn die ersten Grundsätze nur etwas sehr Entbehrliches wären, und er ist nicht übel Willens, sie ganz aus dem Gebiete der Weltweisheit fortzuschaffen; besonders diejenigen, die man zum einzigen Erkenntnißgrunde ganzer Wissenschaften gemacht hat. „Ein einziger und „allgemeiner Grundsatz! sind seine Worte, und wie „weitläuftig ist manche Wissenschaft! Aus wie ver„schiednen und mannigfaltigen Dingen besteht sie! „Wie viele Dinge mit verschiednen Eigenschaften „und Beschaffenheiten, die sich nach den Verhältnis„sen verändern; wie viele Arten, welche Abtheilun„gen und Abschnitte machen; wie viele Sätze, und „jeder hat seine Begriffe. Und der Erkenntniß- und „Beweißgrund aller dieser liegt in zwey oder drey „Worten eines allgemeinen Satzes! Er ist das Haupt, „das zu hundert Körpern sich ausdehnen läßt; der „Urtheilsspruch von hundert Fragen; die Auflösung „von hundert Aufgaben. Es würde möglicher schei„nen, wenn man die Wissenschaft sehr einfach ge„macht hätte; aber je weitläuftiger, je ausgedehn„ter eine Wissenschaft ist, desto schwerer und umwölk„ter wird uns die Zusammenziehung des mannigfal„tigen zu dem einzigen Satze werden.„

Wir hätten über diese wenigen Worte ungemein vieles zu erinnern, aber wir wollen nur die Hauptpunkte ein wenig berühren. H. Schl. spricht nicht anders, als ob es sich die Weltweisen zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht hätten, jede Wissenschaft aus einem einzigen Grundsatze herzuleiten: und nun ist die Frage, ob sich das in der That so verhalte? ob es denn wahr sey, daß sie jede Wissenschaft ohne Ausnahme, auch wenn sie sich mit den verschiedensten Objekten beschäftigen sollte, aus einem einzigen Satze zu entwickeln suchen? Nach einem einzigen alle, und

das ist der Grundsatz des Widerspruches; aber jede aus einem einzigen? Da irrt sich der Herr Schlegel. Wer hat z. B. die Metaphysick, die alle unsere Grundideen und alle daraus herfließenden allgemeinsten Wahrheiten befaßt, auf einen einzigen Grundsatz gebaut? Sie ist vielmehr eine Sammlung erster Grundsätze, die man alle nach den formellen obersten Grundsätzen der Vernunft gebildet hat. Also nur dann hat man Wissenschaften auf einen einzigen Satz zurückgeführt, wenn man geglaubt hat, daß alle ihre Wahrheiten wirklich unter ihn begriffen wären; oder mit andern Worten, daß die ganze Wissenschaft nur in der weitern Entwickelung, Bestimmung, Durchführung dieses einzigen Satzes bestünde. Wenn dieser Satz sehr allgemein ist, und die Begriffe, die er enthält, sich auf sehr mannigfaltige Art bestimmen lassen; so ist es dann kein Wunder, daß sehr verschiedne Ideen und sehr viele besondre Urtheile in der Wissenschaft vorkommen: aber es ist eine falsche Vorstellung, wenn man den Erkenntniß- und Beweißgrund aller dieser Ideen und Urtheile in dem einzigen allgemeinen Satze suchen will. Er liegt eben sowol in den besondern Bestimmungen, die man zu den allgemeinen Begriffen hinzugesetzt hat, und es ist genug, wenn diese nur die Möglichkeit, jene anzunehmen, enthalten. Daß es zuweilen sehr schwer sey, aus den besondern Wahrheiten die allgemeine, in der sie alle zusammentreffen, heraus zu suchen; das geben wir unserm Verf. sehr gerne zu, und müssen es zugeben, wenn wir an den langsamen Fortgang der Wissenschaften und an die unendlichen Streitigkeiten der Weltweisen zurück denken: aber wie dann, wenn die Vortheile groß genug sind, um uns die Mühe überwinden zu lehren! Oder ist es wirklich kein Vortheil, die Wahrheiten bis zu ihren ersten Gründen entwickeln

zu

zu können, und Deutlichkeit und Gewißheit in der menschlichen Erkenntniß auszubreiten? — Nur diese Deutlichkeit und Gewißheit sind der eigentliche höchste Zweck der Weltweisen gewesen, und nicht die bloße Erleichterung des Gedächtnisses, wie unser Verf. selbst nachher erkannt hat; nicht das Vergnügen, das den Geist bey der intellektuellen Schönheit eines allgemeinen Satzes entzückt: denn so wahr und reel auch immer dieses Vergnügen seyn mag, so war es doch mehr der nachfolgende Lohn, als der vorhergehende Zweck ihrer Arbeit.

Wir sind indessen nicht Willens, das Verfahren der Weltweisen in allen Stücken zu vertheydigen; wir haben nur zeigen wollen, daß unser Verf. viel zu allgemein rede und eben deßwegen des wahren Punktes verfehle. Um diesen zu finden, muß man zuvörderst unterscheiden, ob die Wissenschaft a priori — oder a posteriori sey, und im letzten Falle, ob die Wahrheiten schon vollständig genug entwickelt sind, oder nicht? Ist die Wissenschaft a priori und hat sie ein einfaches Ojekt, oder ist sie a posteriori und hat man durch eine vollständige Entwickelung einer gewissen Reyhe von Wahrheiten ihren gemeinschaftlichen Grund in einem einzigen Satze bereits gefunden; so haben die Weltweisen recht, wenn sie dort den Begriff des Objekts, und hier den gefundenen allgemeinen Satz zum Grunde der Wissenschaft legen. Sind hingegen die besondern Wahrheiten noch lange nicht vollständig genug auseinander gewickelt; hat man einige vielleicht noch gar nicht, andere noch nicht tief genug untersucht, um sie deutlich in der allgemeinen Quelle zu erblicken, worinn man sie bisher nur undeutlich, vielleicht auch irrig erblickt hat; ist man demohnerachtet sogleich bereit, aus dem hellern und bekanntern Theile der Wissenschaft einen allge-

meinen Grundsatz nicht zu finden, sondern zu errathen, und immer nur Schlüsse zu machen, wo man beobachten sollte: So ist das ohne Zweifel ein sehr nachtheiliges und verkehrtes Verfahren, und wenn H. Schl. es zum Texte seiner Abhandlung hätte nehmen wollen, so würde er zwar nicht viel neues, aber doch immer etwas gesagt haben.

„Der allgemeine Grunds. einer Wissenschaft, fährt „H. Schl. fort, würde eine bequeme Regel seyn, aus „welcher man alles in einer Wissenschaft beweisen „könnte, ohne sich um weitere Gründe bekümmern „zu dürfen.„ Und durch diese Bequemlichkeit, glaubt er, würde einem denkenden Geiste eben kein Gefallen erwiesen werden; als dessen Arbeit sowol als Musse nur darinn bestünde, zu zergliedern, zu forschen, zu untersuchen. Sie könnte etwa einem schwächern oder unthätigern Geiste nützen, und diesen zu einer trägen Ruhe im Denken einwiegen. Dieser würde sich mit jenem allgem. Grundsatze befriedigen, und ihn überall herleyhen, er verstünde die Verbindung der Folgerungen oder verstünde sie nicht u. s. w. Wir wissen in der That nicht, wie wir alle halb wahren und theils nicht hiehergehörigen theils seltsame Gedanken beantworten sollen, ohne tausend unnütze Dinge zu sagen: aber das Beste wird seyn, daß wir es gar nicht beantworten und dem Leser nicht die Gelegenheit rauben, an der Entwickelung dieser scharfsinnigen Einwürfe seine eignen Geisteskräfte zu üben. Wir wollen hiemit den ersten Abschnitt verlassen und einen kleinen Versuch machen, ob wir uns bey dem zweyten verbessern werden; der die besondern Betrachtungen über die ersten Grundsätze in der Weltweisheit enthält.

Der V. fängt diesen zweyten Abschnitt, nach einer feyerlichen Apostrophe an die Weltweisheit, mit einer Betrachtung über die ersten Grundsätze der Logick an. Er

geht

geht aber nicht, wie andre würden gethan haben, gerade auf seine Materie zu, sondern nimmt einen angeneh- men und Blumenreichen Umweg durch eine Deklama- tion über die Nothwendigkeit, daß Menschen, die zur Geselligkeit erschaffen wären, alle nach einerley Regel dächten. Er spricht hier nicht anders, als ob diese Einrichtung der menschlichen Natur ganz und gar der göttlichen Willkühr wäre überlassen gewesen, und als ob es möglich genug an sich selbst wäre, daß der Mensch auch nach andern Regeln dächte, als wornach er jetzt denkt. Wie falsch ist aber dieser Ge- danke! Es kann ein Werk der göttlichen Weisheit seyn, daß die Einrichtung der Organe bey allen Men- schen dieselbige ist, und daß daher ihre Empfindun- gen mit einander übereinstimmen; aber die Regeln selbst, nach welchen nun der Geist diese Empfindun- gen weiter bearbeitet, nach welchen er sie vergleicht, sie von einander trennet, sie mit einander verbindet, sind wesentlich und nothwendig. Sobald ein Geist denkt, muß er nach der Regel des Widerspruchs den- ken. Sobald er Schlüsse macht, muß er sie nach den Vorschriften machen, die in dieser Regel ihren unmittelbaren Grund haben. Also die Uebereinstim- mung in den Empfindungen mag man aus der Ab- sicht des Schöpfers, gesellige Wesen zu erschaffen, erklären; die Uebereinstimmung in den Regeln des Denkens muß aus der Natur des Geistes selbst erkannt und hergeleitet werden. Man siehet deutlich, daß der Verf. keinen Schritt thun kann, ohne in der Haupt- sache oder in den Nebensachen zu straucheln.

Gleich darauf zieht er aus der richtigen Bemer- kung: daß die Regeln der Logick nur durch die be- gangenen Irrthümer, und durch die Widersprüche, worinn man sich dadurch verwickelt gesehen, entdeckt worden, folgenden seltsamen Schluß: daß man also

blos die gemachten Anmerkungen sammeln und diese Samlung die Logick nennen solle. Auf einen allgemeinen Grundsatz will er sie nicht zurückgebracht wissen, wenn es auch noch so leicht angienge. „Denn, „sagt er, welchen Nutzen würden wir haben, wenn „wir es könnten? Würden wir etwa mehrere oder „wenigere Regeln des Denkens gewinnen? Mehrere? „das verlanget man nicht; denn man will ja nur „diejenigen, die vorhanden sind, unter ein Haupt „bringen. Wenigere? Auch nicht; denn ohnerachtet des allgem. Grundsatzes würde sich dennoch je„der alle darunter enthaltene besondere Vorschriften „merken müssen, so viele ihrer nöthig sind„ — Ein sehr zweydeutiger Zusatz: so viele ihrer nöthig sind! könnte es nicht seyn, daß eben durch die Generalisirung der Regeln ihrer weniger nöthig würden? daß wir durch eins und dasselbige Mittel ihrer mehrere und wenigere zu gleicher Zeit erhielten? Wenigere, nach der Anzahl der besondern Regeln, die wir zu merken hätten, und mehrere, nach dem weitern Umfange der allgemeinen, auf die wir jene zurückbrächten? Und wenn auch dieses beydes nicht geschehen sollte, was kömmt es denn hier auf das Mehr und weniger an? könnte nicht immer noch die Deutlichkeit und Gewißheit der Regeln dadurch gewinnen, daß man sie auf einen allgemeinen Grundsatz zurückführte? — Doch wir wollen uns in keinen längern Streit mit unserm Verf. einlassen. Die Leser werden uns leicht glauben, daß das Uebrige im Buche nicht viel mehr, als der Anfang desselben werth sey, und daß alles Gute, was es noch etwa enthält, in andern bekannten Schriften besser könne gelesen werden.

Sollen wir dem Hrn. Schl. zum Beschlusse noch einen recht freundschaftlichen Rath geben; so bitten wir ihn, daß er künftig die Regel der Dichter befolge,

die auch eine für die Weltweisen ist, und nur in seinen glücklichen Stunden für das Publikum arbeite. Welches sind aber diese glücklichen Stunden? diejenigen, wo es in der Seele des Philosophen ausserordentlich heller Tag ist; wo er entweder tiefer in das Reich der Wahrheiten hineinsieht, als andre vor ihm gethan hatten, oder die schon bekannten Wahrheiten mit einer Deutlichkeit, mit einer Vollständigkeit seiner Einsicht, mit einem Grade von Ueberzeugung denkt, worinn er sich nicht erinnern kann, daß sie ihm von andern wären vorgestellt worden. Nur an philosophischen Schriftstellern von dieser Classe kann der Welt etwas gelegen seyn; sie ist gerecht genug, um alle die übrigen, die nur verwirren oder wiederholen, in die Vergessenheit sinken zu lassen. Und dann noch eine Anmerkung, die unserm Verf. vorzüglich nützlich seyn wird! die höchste Schönheit der philosophischen Schreibart besteht in der Klarheit, Bestimmtheit, angemeßnen Richtigkeit des Vortrages; und wenn man fühlt, daß man diese Eigenschaften nicht mit einem gemäßigten Schmucke verbinden kann, es sey nun, daß unser Genie oder die Materie selbst widerstrebe: so muß man sich mit jenen allein begnügen, um nicht in Künsteley und gezwungenes Wesen zu verfallen. Herr Schl., der diese Regel entweder nicht wußte oder nicht beobachtete, bringt seine Metaphern und Anspielungen allenthalben, und allenthalben sehr unglücklich an. Er bedenkt nicht, daß es dem Leser, der einen philosophischen Schriftsteller zur Hand nimmt, weniger um Vergnügen als um Unterricht zu thun sey; und daß er gerne ganze Körbe voll poetischer Blümchen um eine einzige richtiggedachte und richtigvorgetragne Idee dahingebe.

Pr.

XXXI.

Herrn Carl Bonnets, verschiedener Akademien Mitglieds, philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum. Samt desselben Ideen von der künftigen Glückseligkeit des Menschen. Aus dem Französ. übersetzt, und mit Anmerkungen herausgegeben von Johann Caspar Lavater. Zürich, bey Füeßlin und Compagnie, 1769. 8.

Dieses Werk ist eine Uebersetzung eines Theils der Palingenesie philosophique des Herrn Bonnets, die in demselben Jahre 1769. zu Genf ans Licht getreten ist. Dieser berühmte Weltweise hat sich anfangs durch seine ungemein scharfsinnigen Beobachtungen über die Erzeugung der Pflanzen und des thierischen Körpers um den schwersten Theil der Naturlehre höchst verdient gemacht. Er gieng hierauf mit seinen Beobachtungen in die Psychologie über, welches bey einem solchen denkenden Kopfe, wie Hr. Bonnet, wohl nicht fehlen konnte, da er bey seinen Betrachtungen des thierischen Körpers oftmals auf Wahrnehmungen stossen mußte, die ihn gerade in diesen Theil der Philosophie führten. Indeß hat des Hrn. B. Vortrag der Seelenlehre dadurch, daß seine Meditationen diesen Weg genommen, eine ganz eigene Farbe erhalten, nemlich daß er nichts als eigentliche Beobachtungen, und zwar mehr der harmonirenden Bewegungen des Körpers, als der Veränderungen der Seele enthält. Wir wollen anjetzt den Werth dieser Methode nicht bestimmen, es ist aber immer zu befürchten, daß, wenn man sich allein an dieselbe hält, man weder recht tief in

in die menschliche Seele dringen, noch auf allgemeine und recht fruchtbare Folgen in dieser Materie kommen wird. Nachdem H. B. sich am Ende einer so rühmlichen Laufbahn befand, so war er nunmehr im Stande, das ganze Feld seiner bisherigen Wahrnehmungen und Entdeckungen unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu bringen, von einem höhern Standorte zu überschauen, und sich von da zu dem letzten Ziele des Weltweisen, der Verehrung des allerhöchsten Wesens zu schwingen. Dieses that er in seinen Contemplations de la nature, worin er den ganzen Reichthum seiner philosophischen Kenntnisse mit der Andacht eines Weltweisen, zu dem edlen Endzwecke der Betrachtung der Weisheit des Schöpfers, die er bey mehrerm Forschen immer mehr bewundern müssen, anwandte. Er hatte auf diesem Wege beständig gefunden, wie ihn alle seine Betrachtungen auf dieselben Religionswahrheiten führten, die ihm in den Hauptlehren der christlichen Religion vorlagen. Dies hatte ihm dieselbe natürlicher Weise immer werther und folglich die Untersuchung derselben immer wichtiger gemacht. Insonderheit hatte er einige der schwersten Lehren des Christenthums, und die von den Widersachern derselben noch immer den meisten Widerspruch leiden müssen, so vernunftmäßig gefunden, daß er sie mit aller möglichen Evidenz aus seinen unleugbarsten Wahrnehmungen sich herzuleiten getrauete. Dieses war denn vornemlich die Lehre von der Auferstehung der Leiber, und die dabey vorausgesetzte Unsterblichkeit der Seele. In der Palingenesie wiederholt er den ganzen Inbegriff seiner Lehrsätze nochmals, führt sie bis an die Gränzen der christlichen Religion, und beschließt sein Werk mit einer Vertheidigung der christlichen Offenbarung. Der Recensent ist es sich mit den lebhaftesten Empfindungen

gen der Freude bewußt, daß er sich mit einem so vortreflichen Manne, als Hr. Bonnet, an einem Ziele seines gewissenhaftesten Nachforschens über die Religion befindet. Er gestehet aber auch, daß er, wiewohl nur in einigen nicht immer gleich beträchtlichen Stücken, nicht vollkommen mit ihm auf demselbigen Wege dahin gelangt ist. Wir werden den Gang, den H. B. in denjenigen Betrachtungen seiner Palingenesie nimmt, die Hr. Lavater übersetzt hat, kürzlich anzeigen, und sie bisweilen mit einigen Anmerkungen begleiten. Wir bedauren aber, daß man in diesem kurzen Auszuge die ernste Beredsamkeit des französischen Philosophen, die einzige, der sich die Philosophie nicht schämen darf, vermissen wird.

Es ist zu vermuthen, daß der Mensch nach diesem Leben fortdauern werde, da man es so gar den Thieren nicht ganz absprechen kann, daß sie zu einem bessern Zustande sollen aufbehalten werden. Zu diesen Hofnungen veranlasset uns die Betrachtung der göttlichen Vollkommenheiten, insonderheit seiner allerhöchsten Güte. Soll aber der Mensch fortdauern, so muß er als ein vermischtes Wesen fortdauern, d. i. nach Leib und Seele, und die Seele muß nach Ablegung dieses gröbern Leibes noch immer einen subtilern behalten, der als der Keim eines künftigen durch die Auferstehung zu entwickelnden Körpers anzusehen ist. Diesen Satz von einem beständig mit der Seele vereinigten Körper, unterschreiben wir von ganzen Herzen, nur würden wir durch die Gründe, die Hr. B. zum Beweise desselben anführt, nicht darauf gekommen seyn. Er hat nemlich schon in seinem Essay analytique sur les facultés de l'Ame, das Gedächtniß aus einem gewissen Spiel der Fibern erklärt. Da nun aber die Persönlichkeit auf der Erinnerungskraft beruht: so würde auf diese Weise die menschliche

Seele

Seele ihre Persönlichkeit verlieren, wofern sie nicht mit einem organischen Körper verbunden wäre. So leitet Hr. B. den angeführten Satz, aus den ihm eigenen psychologischen Grundsätzen her. Allein wir haben schon zu erkennen gegeben, wie unvollständig diese Methode sey, über die menschliche Seele zu philosophiren, und daß die blos körperliche Erklärung der Seelenkräfte noch lange nicht genug erhärtet sey, um darauf einen so wichtigen Satz zu bauen, als der gegenwärtige ist. Eben so wenig scheint uns seine andere Folgerung bündig. (S. 7.) „Weil man in dem unver„änderlichen Willen keine successiven Wirkungen vor„aussetzen darf, weil man nicht sagen darf: Gott schaft „alle Augenblicke neue Keime, und gießt alle Augenblicke „neue Seelen in die Keime, so dürfte man auch nicht sa„gen: Gott läßt die Seele anjetzt mit einem Körper, und „bald darauf ohne Körper seyn.„ Denn wenn diese Trennung und Wiedervereinigung immer nach Naturgesetzen geschähe, so würde dadurch nichts veränderliches in den Willen Gottes gebracht werden. Allein hier ist es z. E. wo die Beobachtung den Philosophen verläßt, und wo allgemeine Grundsätze eintreten müssen. Eben so wenig kann der Grund statt finden, den Hr. B. aus der Unveränderlichkeit der Wesen herleitet, und den wir mit H. L. Worten S. 79. Anm. * hersetzen wollen: „Es hängt nicht von dem „göttlichen Willen ab, daß ein Ding zugleich und „ganz ein anderes Ding sey; daß ein Mensch zugleich „ein Mensch, d. i. ein vermischtes, aus Leib und „Seele zusammengesetztes, und doch kein Mensch, „d. i. ein blos einfaches, oder blos körperliches Wesen „sey.„ Denn diesem Beweise könnte man leicht dadurch entgehen, daß man es sich gefallen ließe, diesem durch den Tod zu einem blos einfachen Wesen gewordenen Geschöpfe, einen andern beliebigen Na-

men zu geben. Dem blossen Wesen eines solchen einfachen Geschöpfes würde es wohl eben nicht widersprechen, ohne Körper zu seyn. Aber ausserdem, daß die Dinge an sich möglich sind, kommen sie auch noch miteinander in Verbindung, worin sie die Welt ausmachen, und dabey ist das erste Gesetz, daß nichts isolirt, daß alles in der besten Harmonie stehe. Wenn sie also in der Welt sollen wirklich seyn; so müßten sie in dieser genausten Verknüpfung wirklich seyn; wodurch sich denn schon von selbst für jede Seele, als einen eingeschränkten Geist, ein organischer Körper bildet. Gott wird folglich eine Seele nicht ohne organischen Körper seyn lassen, weil er sie sonst ausser der Verbindung mit der übrigen Welt setzen würde, wovon sie ein Theil seyn soll. So kam Leibnitz auf dieselbe Wahrheit, worauf Hr. B. durch einen andern Weg gekommen ist. Dies ist keine seltene Sache in der Geschichte des menschlichen Verstandes, daß zwey oder mehrere denkende Philosophen, nachdem sie von verschiedenen Vordersätzen ausgegangen, in denselben Resultaten zusammentrafen. Und das hätte Hr. B. am füglichsten denen antworten können, die ihn so unbilliger Weise in diesem Stücke eines Plagiats beschuldigen wollen. Denn daß Leibnitz schon der Seele einen subtilen Körper beygelegt, ist so wenig zu leugnen, daß er selbst diese Meynung für nichts neues hielt, wovon man nur das 110te Theorem in Hanschii principiis philos. more geom. demonstr. nachsehen darf. Da aber diese Untersuchung eigentlich nur den ersten Theil der Palingenesie angeht, so dürfen wir uns nicht länger dabey verweilen. Wir fahren also in unserm Auszuge fort.

„So muthmaßlich auch die Unsterblichkeit der „Seele ist, so kann man dennoch mit der blossen Ver„nunft nicht bis zur Gewißheit davon, (S. 22.) auch

„nicht

„nicht einmal bis zu einer moralischen (S. 31.) hin-„durchdringen. Allein die gütige Vorsehung des „Schöpfers hat uns hier demohngeachtet nicht ver-„lassen, indem sie das, was sie uns an natürlicher „Erkenntniß abgehen lassen, durch die Offenbarung „ersetzt hat.„ Man kann es freylich nicht erwarten, daß der schärfste und bündigste Beweis auf einen jeglichen Verstand dieselbe Wirkung thun werde, da auch nur der geringste Theil von den Obersätzen, womit man nicht vertraut genug ist, die völlige Ueberzeugung hindern kann. Wir würden uns also nicht wundern, wenn H. B. den bisherigen Beweisen eines künftigen Zustandes die mathematische Gewißheit absprāche, aber das konnten wir allerdings hoffen, daß er, zumal dem ganzen Inbegriffe derselben eine Kraft zugestehen würde, die man, moralische Gewißheit nennen kann; es sey denn, daß er unter dieser letztern etwas anders versteht, als eine Wahrscheinlichkeit, die groß genug ist, um einem verständigen Wesen die Verpflichtung aufzulegen, nach Masgebung dieser Wahrscheinlichkeit, Parthey zu ergreifen. Denn wenn das die Gewißheit eines Satzes schwächen sollte, daß er von den ersten Axiomen der menschlichen Erkenntniß etwas entfernter ist, als ein anderer, so würde dies bey manchen Menschen auch der Ueberzeugung von dieser wichtigen Wahrheit aus der Offenbarung schaden, da man sich doch von der Wahrheit und Göttlichkeit der Offenbarung erst durch eine beträchtliche Reihe von Schlußfolgen überzeugen muß, und auch bey dem allen die Schwierigkeit zurückbleiben würde, wie Völker, zu denen die Offenbarung nicht gekommen ist, zur Erkenntniß der Unsterblichkeit ihrer Seelen gelangen könnten.

Herr B. hat indeß seine Behauptung nicht ohne Beweis hingesetzt. Wir wollen denselben anführen, wie

wie er auf der S. 23. u. ff. zu finden ist. „Es giebt „zwo natürliche Erkenntnißarten; die anschauende „und überlegende. Die erste erlangen wir durch be„wafnete und unbewafnete Sinne; die andere erhal„ten wir durch Vergleichungen, die wir unter unsern „sinnlichen Ideen anstellen, und durch die Schlüsse, „die sich aus diesen Vergleichungen herleiten lassen. „Sollten wir die Gewißheit eines künftigen Zustandes „durch die anschauende Erkenntniß erhalten, so müßte „man in dem Gehirn eine Präorganisation wahr„nehmen, die auf diesen Zustand eine Beziehung „hätte. Allein dieses geht bey gegenwärtiger Beschaf„fenheit unsrer Organen nicht an, und in Ansehung „der Seele ist es schlechterdings unmöglich. Also „kann man durch die anschauende Erkenntniß zu die„ser Gewißheit nicht gelangen. Allein man kann es „eben so wenig durch die überlegende. Denn diese „entspringt aus der anschauenden, sie kann uns also „nicht mehr Gewißheit gewähren, als die Quelle, „woraus sie fließt.„ Wenn gegen diese Sätze nicht der geringste Zweifel könnte erhoben werden, so wäre die Unmöglichkeit eines Beweises von einem künftigen Zustande von dem H. B. mit aller mathematischen Strenge dargethan, eine Sache, die bisher noch niemand hat leisten können. Allein wir fürchten, daß sich in dieser Reihe von Schlußfolgen eine kleine Lücke befinde, und daß in manchem Ausdrucke eine Zweydeutigkeit liege, wodurch mehr als drey Glieder in einen Schluß gekommen. 1) Entspringt zwar einigermaßen die überlegende Erkenntniß überhaupt aus der anschauenden, aber man würde sich übereilen, wenn man, wie hier geschehen ist, schliessen wollte: also entspringt auch eine gewisse bestimmte überlegende Erkenntniß aus einer gewissen bestimmten anschauenden; 2) wird auch das entspringen im Ober-

sätze,

sätze des Schlusses, wenn er anders bündig seyn soll, in einem zu engen Verstande gebraucht, so daß es allen andern Einfluß ausschließt. Nun aber ist es wenigstens so ausgemacht noch nicht, daß wir alle unsre Erkenntniß durch die Sinne allein erhalten; sondern um ein allgemeines Urtheil zu bilden, und einen Schluß zu machen, muß sich der Verstand unabhängig von den Sinnen, beschäftigen. Denn die Einsicht der Allgemeinheit eines Satzes und der Nothwendigkeit seiner Wahrheit, entsteht aus der Wahrnehmung, daß ein Begriff in dem andern enthalten ist, oder demselben widerspricht, und das ist nicht das Werk der Sinne, die uns nur individuelle Vorstellungen geben. Es ist aber leicht, sich hierin verführen zu lassen, wenn man sieht, daß das erste, dessen wir uns bewußt werden, sinnliche Empfindungen sind, und daß wir zuerst anfangen in diesen das allgemeine anzuschauen, es ist leicht, das, was der Zeit und Veranlassung nach das erstere ist, für die einzige Ursach anzusehen. Allein im Reiche der Wahrheiten giebt es eine andere Ordnung, als die Ordnung der Zeitfolge in der Entwickelung unserer Seelenkräfte. Wenn es also einen Beweis der Unsterblichkeit der Seele gäbe, der sich endlich in so unleugbare Axiomen auflösete, als die vierzehn ersten Axiomen des Euclides, so würde gegen diesen die Argumentation des Herrn B. nicht gelten, denn dieser würde weder von einer gewissen Erkenntniß der Sinne, noch von einer solchen Erkenntniß überhaupt allein abhangen, sondern aus der nothwendigen Verknüpfung der Begriffe seine Stärke erhalten. Hr. B. scheint überhaupt nicht bemerkt zu haben, daß seine ganze Demonstration zu viel beweise. Denn nach derselben würde man auch nicht aus der Vernunft darthun können, daß die drey Winkel in einem Dreyeck zwey rechten Winkeln gleich

sind. Wir sind mit Fleiß bey diesem Punkte etwas länger stille gestanden, weil wir die ausschliessende Herleitung der Erkenntniß von einem künftigen Zustande aus der Offenbarung, wie wir schon erinnert, wegen der Völker, die durch keine Offenbarung bekehret worden, für hart halten. Bey dieser Gelegenheit können wir ein recht augenscheinliches Beyspiel, wie Hr. Lav. bisweilen die Erhöhung der Seelenkräfte in einem künftigen Zustande übertreibe, nicht mit Stillschweigen vorbeygehen. Herr B. hatte S. 25. gesagt: daß eine einfache Substanz nicht unmittelbar von den Sinnen könne empfunden werden. Hier macht Hr. L. die Anmerkung: „läßt es sich jetzt „schon mit völliger Gewißheit entscheiden, daß das „in dem zukünftigen Leben schlechterdings unmöglich „ist? — Sehen wir nicht jetzo schon Flächen? und „können wir Flächen sehen, ohne alle atomische „Punkte derselben, (wiewohl nicht unterschiedentlich, „sondern auf einmal confus) zu sehen? — Sollte „es denn so schlechterdings als eine Unmöglichkeit „entschieden werden können, daß sich unsere Sinne „in der Zukunft nicht so sehr vervollkommnen, daß „wir keine neue Sinne erhalten könnten, um einfache „Substanzen einzeln zu sehen? Hiebey berechtigt uns die erste Erfahrung gar nicht zu der letzten Erwartung, so bald man annimmt, daß das Sehen der atomischen Punkte allezeit bey einem Wesen, wie eine menschliche Seele, confus geschehen müsse, und daß also sich das Sehen allezeit auf Ausdehnung beziehe, und sich ohne derselben nicht denken lasse. „Oder, heißt es weiter, wenn auch das vermittelst „aller Arten der Sinne, so unzählige es derselben „immer noch geben kann, von denen wir uns keine „Vorstellung machen können — unmöglich seyn sollte, „sollte dann jetzo schon mit Gewißheit dargethan wer-

„den

„den können, daß sich in der menschlichen Seele „niemals eine Fähigkeit, andere Seelen unmittel„bar und anschauend zu erkennen, entwickeln werde?„ Das muß dem Hrn. L. so gut als dargethan seyn, wenn er seinen Lehrsätzen getreu bleiben will. Denn er hat mit dem H. B. erkannt, daß keine Seele ohne Körper, wenigstens ohne einen subtilen Körper seyn könne. Daraus folgt, daß ohne Darzwischenkunft eines solchen keine Gemeinschaft unter den Seelen möglich sey. Es ist auch, wie wir unserer Seits gewiß glauben, die Entwickelung einer solchen Fähigkeit unmöglich, die mit den wesentlichen Schranken eines endlichen Wesens nicht zu reimen ist, am wenigsten aber sich in einer Seele denken ließe, der so wenig eigene Wirksamkeit übrig bliebe, als ihr nach den psychologischen Lehrsätzen des H. B. übrig bleiben muß.

„Da es für den Menschen unendlich wichtig ist, eine Gewißheit von dem künftigen Zustande zu haben und er doch zu dieser Gewißheit durch den ordentlichen Weg der Vernunft nicht gelangen kann, so hat ihn Gott auf einem ausserordentlichen dahin geführt, nemlich durch eine nähere Offenbarung. Es ist nicht schwer die Möglichkeit einer solchen ausserordentlichen Offenbarung darzuthun, weil es der weißen Allmacht nicht mehr kosten muß, wie sie will, auf ihre Geschöpfe zu wirken, als es ihr gekostet hat, dieselben hervorzubringen. Allein, woran soll man erkennen, daß eine Offenbarung göttlichen Ursprungs sey, welches sind die Merkmale womit sie Gott bezeichnet hat? Er hätte hiezu nichts angemessenere wählen können, als was er gewählt hat, nemlich die Wunder. Man muß aber diesem Worte nicht den gewöhnlichen Sinn geben, und darunter übernatürliche Begebenheiten in der Welt verstehen, denn alle andere ausserordent-

liche Modificationen der Naturgesetze können eben so gut zu besondern Zeichen des göttlichen Willens dienen. Es ist also nicht nöthig, seine Zuflucht zu einer unmittelbaren Darzwischenkunft der Allmacht zu nehmen; sondern, da es zu dem Wesen der Weisheit gehört, die Handlungen ohne Nothwendigkeit nicht zu vervielfältigen, so ist wahrscheinlich, daß der allmächtige Wille alle diese Modificationen der Naturgesetze, welche man Wunder nennt, wenn er sie hat durch eine einzige Handlung vorher verordnen können, auch werde vorher verordnet haben. Dieses scheint nun dem H. B. nicht unmöglich, und zur Erreichung des vorgesetzten Zweckes, nemlich der Bezeichnung des Willens des höchsten Gesetzgebers, hält er diese vorher verordneten wunderbaren Begebenheiten eben so zuträglich. Wir glauben auch, daß sich diese Zuträglichkeit gar wohl behaupten lasse, und daß man daher eine solche Vorherverordnung gar wohl annehmen könne, wenn nur das erst seine Richtigkeit hat, daß sie möglich sey, oder daß ihr nicht andere Gründe im Wege stehen. Der V. meynt, daß die Materie gar wohl so eingerichtet werden könne, daß zu einer gewissen Zeit sich eine solche besondere Verbindung derselben, hervorthue, welche die wunderbaren Begebenheiten zuwege brächte; da ferner alle Veränderungen der Seele durch die Bewegungen der Fibern erfolgten, daß dieselben zu einem solchen Zustande gleich anfangs präformirt worden, aus welchem zu einer gewissen Zeit, gewisse Vorstellungen in der Seele erfolgen müßten. Daraus liesse sich denn die Gabe der Weißagung, die Gabe fremde unerlernte Sprachen zu reden, und die Entdeckung natürlich unbekannter Wahrheiten selbst erklären. Allein es mußte nun auch eine ausserordentliche Person da seyn, die Gott selbst von dem Geheimniß seiner Absichten

unter-

unterrichtet, und deren Reden und Handlungen so vorher bestimmt worden, daß sie mit der Vorherverordnung zusammentreffen, aus welcher die Wunder entspringen sollten. Man sieht, daß diese ganze Abhandlung nicht exegetisch, sondern metaphysisch ist, daß sie nicht die Erklärung einiger besonderer Wunder, sondern die Art ihrer Möglichkeit überhaupt betrift. Man wird auch aus des H. B. eigenen Worten bemerkt haben, daß es endlich bey allen Wundern auf die Präorganisation der Fibern des Gehirns am meisten mit ankomme. H. B. würde aber seiner Hypothese einen großen Dienst geleistet haben, wenn er die Zuläßigkeit derselben auch in Ansehung der Seele gezeigt hätte. Indeß hindert uns nichts, auch in der Seele eine harmonische Einwickelung und Auswickelung gewisser Vorstellung, dem Zustand des Körpers gemäß anzunehmen, wenn man erst die Uebereinstimmung des Leibes und der Seele in allen ihren Veränderungen festgesetzt hat. Dem zufolge würde ein Geist von höherer Art in den Bewegungen des Körpers die Vorstellungen lesen können, die sich in der Seele entwickeln müßten, und umgekehrt. Ebenfalls würde er auch die künftigen Vorstellungen der Seele voraus sehen, wenn er nach mechanischen Gesetzen gewisse künftige Veränderungen des Körpers vorhersehen könnte. Fährt man fort dieser Spur nachzugehen, so kömmt man ganz ungezwungen auf die Auflösung der Zweifel, welche die Weisheit Gottes hier gegen den gewöhnlichen Begriff von den Wundern zu verursachen scheint, und die den H. B. veranlasset haben, von diesem gewöhnlichen Begriffe abzugehen. Denn wenn man diese Uebereinstimmung über das ganze Weltsystem ausdehnt, und sich überzeugt hat, daß der genaue Zusammenhang aller Begebenheiten in den Körpern, mit eben so genau zu-

sammenhängenden Vorstellungen in den einfachen Substanzen fortfließt, so würde ein Geist, der im Stande wäre, eines von diesen Systemen, der Vorstellungen oder der Bewegungen der Endursachen, oder der wirkenden Ursachen, zu übersehen, das andere ganze System darin entdecken können. Wenn er aber fände, daß in dem System der Endursachen eine Vorstellung abgezielt würde oder erfolgte, die natürlicher Weise nicht erfolgen könnte; so würde er urtheilen, daß in dem System der wirkenden Ursachen auch etwas vorgehe, das nicht natürlicher Weise erfolgt. Wir halten daher die Wunder, als besondere eigentliche Wirkungen einer Ursach außer der Welt so wenig der göttlichen Weisheit nachtheilig, daß wir vielmehr glauben, daß sie erfolgen müssen, so bald es ein Bedürfniß des Geisterreichs erheischt; d. i. so bald in die Stadt Gottes eine Erkenntniß zu bringen ist, die sich natürlicher Weise nicht darin befindet. Freylich ist es schwer in besondern Fällen zu sagen, wenn dieses Bedürfniß wirklich da ist; aber, wie gesagt, die ganze Frage ist blos metaphysisch. Man müßte in besondern Fällen darthun können, daß diese einem Theile des Geisterreiches mitzutheilende Erkenntniß, sich in keinem andern Theile desselbigen finde, und durch ein Glied eines solchen andern Theils könne mitgetheilt werden, und das scheint schwer zu erhärten. Was aber dem Hrn. B. bey dem gewöhnlichen Begriffe von den Wundern im Wege steht, nemlich, daß es der höchsten Weisheit unanständig sey, ohne Nothwendigkeit die Handlungen nicht zu vervielfältigen, kann mit unserer Meynung gar wohl bestehen. Denn wenn durch eine unmittelbare Dazwischenkunft des höchsten Wesens, eine größere Vollkommenheit in der Welt erhalten würde, als ohne derselben, so glauben wir, daß es der höchsten Weis-

heit

heit sehr anständig sey, die Handlungen zu vervielfältigen, weil es keinesweges ohne Nothwendigkeit, sondern aus sehr wichtigen Ursachen geschieht. Der denkende Verstand wird auch hinreichend befriediget, wenn er zwar nicht den unzerrissenen Zusammenhang der wirkenden Ursachen, statt dessen aber allezeit die Verknüpfung von Mitteln und Absichten, und den Zusammenfluß beyder zu einem letzten Rathschluß von der Hervorbringung der größten Vollkommenheit, die in der Welt möglich ist, findet. Man muß aber dem H. B. recht geben, wenn er behauptet, daß seine Erklärung der Wunder von derjenigen verschieden sey, die der Abt Houteville gebraucht hat. Dieser nahm gewisse allgemeine Gesetze in der Welt an, die uns natürlicher Weise unbekannt sind. Er zog daraus den Schluß, daß die Wunder in der allgemeinen Ordnung haben eingehüllt seyn, und gleich andern Dingen, mit in die Oeconomie der göttlichen Absichten eintreten können. Wir setzen hinzu: daß diese Erklärung des Abts Houteville dieselbe ist, die Malebranche in seinen Entretiens metaphysiques gegeben: les miracles sont des Effets, qui viennent des loix generales, qui nous sont naturellement inconnuës. Da Malebranche auf diese Erklärung durch seine Metaphysik gekommen ist, H. B. aber auf seine Erklärung durch seine psychologischen Grundsätze geleitet worden, so fällt die Verschiedenheit beyder Erklärungen noch mehr in die Augen. Wenn man mit diesen allgemeinen Gesetzen in der Welt stehen bleibt, so sehen wir nicht ab, wie Houteville damit habe den Spinosa widerlegen können, der auch die Wunder für effectus hielt, quorum caussas ignoramus, etsi omnino sint naturales. Denn es kömmt darauf an, ob diese Gesetze oder Ursachen von einer ausserweltlichen Ursache ab-

hangen oder nicht. Das ist es, was gegen den Spinosa insonderheit muß bewiesen werden.

Man sieht wohl, was der P. Malebranche darunter verstanden hat. Da er Gott zur eigentlichen wirkenden Ursach aller Veränderungen der Welt machte, so konnte er die Wunder und die natürlichen Begebenheiten nicht anders unterscheiden, als zufolge der Gesetze, die Gott in seinem Wirken beobachtete. Wir könnten dieser Erklärung einen Sinn geben, der mit unsern obigen Bemerkungen übereinkäme, wenn man unter den unbekannten Gesetzen, wonach Gott bey Wundern handelt, die Regeln seines allervollkommensten Willens verstände, wonach er diejenigen Vollkommenheiten durch eine unmittelbare Handlung wirklich machen wird, die nicht in der natürlichen Reihe der Ursachen und Wirkungen liegen. H. B. hält dieses selbst Gott an einem andern Orte höchstanständig, S. 128. wo er sagt: „Denn der Gesetz„geber der Natur verletzt seine Gesetze nicht, wenn „er sie suspendirt oder modificirt. Er thut es nicht „nach einem neuen Willen. Sein Verstand entdeckte „auf einmal die ganze Reihe der Dinge, und die „Wunder traten von aller Ewigkeit, als ein Mittel „zu einem größern Guth, mit in diese Reihe.„

Das dritte Stück handelt von dem Zeugniß. Da es nicht möglich ist, daß ein Wunder vor den Augen aller Menschen geschehe, so muß ein großer Theil die historische Wahrheit derselben auf das Zeugniß anderer annehmen. Der V. zeigt zuförderst sehr wohl, was für eine Art von Gewißheit aus dem Zeugniß entspringe, daß es nemlich nicht die mathematische Evidenz sey, sondern eine Wahrscheinlichkeit, welche in einem gewissen Grade, einen vernünftigen Glauben hervorbringen kann. Er bemerkt sehr richtig, daß die Wahrheitsgründe, als Theile der gan-

zen

zen Gewißheit betrachtet, nicht an Anzahl mit jedem neuen Zeugen zunehme; weil ich sonst eine Wahrscheinlichkeit erhalten würde, die grösser wäre, als die Gewißheit, welches ungereimt ist. Hr. L. hält dieses aber in seiner Anmerkung nicht für ungereimt. Er glaubt, es liesse sich gar wohl denken, daß, wenn mir z. E. ein Zeuge $\frac{9}{10}$ Gewißheit gewährt, ich durch noch neun andere eben so zuverläßige Zeugen $\frac{18}{10}$ derselben erhielte. Dieses ist nun geradezu allen Begriffen von Gewißheit und Wahrscheinlichkeit entgegen. Der 47. Satz des I. B. im Euclides wird durch die ganze Menge von Beweisen des Clavius um nichts gewisser, als durch den einzigen Beweis des Euclides. Die Wahrheit eines Satzes kann an Klarheit, Deutlichkeit, Faßlichkeit durch mehrere Beweise zunehmen; aber die innere Gewißheit des Satzes kann durch vervielfältigte Demonstrationen nicht wachsen. Bey der Wahrscheinlichkeit, die aus dem Zeugniß entspringt, bleibt immer noch einige Furcht des Gegentheils zurück, die durch keine Vermehrung der Zeugen gänzlich zerstöhrt wird. Diese Furcht des Gegentheils ist der Wahrheitsgrund der zur vollständigen Gewißheit noch fehlt. Wenn in einem Kasten drey schwarze Kugeln und eine weiße sind, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß ich blindlings eine schwarze ergreife $\frac{3}{4}$ von der Gewißheit. Vermehre ich die Anzahl der Kugeln um vier schwarze, so wird diese Wahrscheinlichkeit $\frac{7}{8}$, bey einer neuen Vermehrung um 8 andre schwarze $\frac{15}{16}$ von der Gewißheit, und so ins unendliche. Dieselbe Bewandniß hat es mit der Wahrscheinlichkeit, die auf dem Zeugniß beruht. Wenn sie einmal ein wahrer Bruch gewesen ist; so wird sie es, bey aller Vermehrung der Zeugen immer bleiben, und zwar so, daß die Zahl, welche das erstemal in dem Zähler des Bruchs die

Diffe-

Differenz zur ganzen Gewißheit angezeigt hat, sie in der ganzen Reihe anzeigt.

H. B. zeigt hiernächst, was zu der Glaubwürdigkeit eines Zeugen erfodert werde, gesunder Menschenverstand und ein bekannter guter moralischer Charakter. Das Zeugniß betrift Thatsachen, es kömmt also dabey auf gute Sinne an. Alle spitzfündige Fragen von dem Daseyn der äußerlichen Gegenstände, die gewöhnlichen und bekannten Täuschungen der Sinne machen hier keine Schwierigkeit. Gegen den David Hume wird sehr gut gezeigt, daß uns die Erfahrung nicht zur Nothwendigkeit der Naturgesetze führe, daß also allerdings eine Abweichung davon durch Zeugnisse erhärtet werden könne. Wir wollen nur noch in diesem Abschnitte bey einer Anmerkung des H. L. eine Erinnerung machen. Wir wissen nemlich nicht, wo Leibnitz, wie es S. 154. Anm. * heißt, das Gebeth um positive Dinge vertheidigt, oder wie seine Lehre von der Vorhersehung des Gebets und der Verbindung desselben mit dem ganzen Plan der Welt (T. I. Opp. p. 466. f. p. 481.) zur Vertheydigung derselben könne gebraucht werden. Es ist freylich wahr, daß eine gesunde Philosophie nichts gegen die Erhörung weder von hundert noch von Millionen Gebetern kann einzuwenden haben, wenn es blos darauf ankömmt, ob es möglich sey, die Erhörung dieser Gebeter in die Reihe der Dinge zu bringen. Aber dagegen könnte sie allerdings etwas haben, daß ein so kurzsichtiges Geschöpf, als der Mensch ist, es sich herausnimmt in seinen Bitten, die es an den allerhöchsten Regierer der Welt richtet, so positiv und entscheidend zu seyn.

Die Aussage der Zeugen ist auf uns schriftlich fortgepflanzt worden. Die Prüfung dieser schriftlichen Aussage macht das vierte Stück aus. Der V. zeigt

zeigt ihre Glaubwürdigkeit aus der innern Vortreflichkeit derselben sowohl als aus äußern Gründen. Zu dem Ende zergliedert er das Betragen der Apostel in einigen Fällen, und einige ihrer Reden vor ihren Richtern mit vielen Scharfsinne und mit einer einnehmenden Beredsamkeit. Das fünfte Stück erweiset die Authentie der apostolischen Schriften. Es war nicht möglich, sie unterzuschieben, sie konnten auch zu keiner Zeit verfälscht werden. Selbst die unauthentischen Schriften der ersten Zeiten müssen dazu dienen, den wesentlichen Inhalt der wahren Schriften der Apostel zu bekräftigen. Die Verschiedenheit der Lesearten machen auch dieselben nicht unzuverläßiger, als andere menschliche Bücher. Wenn nun so die Authentie der schriftlichen Aussage ausser Zweifel gesetzt ist, so treten die Prophezeyhungen mit ein, und geben den Wundern zur Bestätigung der Wahrheit noch mehr Gewicht. Das sechste Stück enthält den Beschluß aller bisher angeführter Betrachtungen, in einer sehr schönen Vorstellung des Hauptinhalts der evangelischen Lehre und ihrer schnellen Ausbreitung, durch keine andre Mittel als ihre eigenthümlichen Vortreflichkeiten. Endlich widerlegt H. B. noch verschiedene Einwürfe gegen die Lehre der heil. Schrift sehr bündig, wovon einige auf Mißverstand beruhen, andere aber auch gegen die natürliche Religion gelten würden. In der sehr glänzenden und größtentheils sehr philosophischen Beschreibung von der künftigen Glückseligkeit, welche das siebende und letzte Hauptstück ausmacht, hat uns die Herabsetzung der sinnlichen Seelenvermögen bisweilen ein wenig zu hart ausgedruckt geschienen, als S. 399. 400 ꝛc. Denn wir können mit Recht voraussetzen, daß das eigentliche Reelle in den sinnlichen Vorstellungen, auch etwas sey, das man Vollkommenheit nennen darf,

und

und welches zur Vollkommenmachung der Seele etwas beytragen kann. S. 398. aber könnte die Stelle einigen Anstoß geben: „und weil alles, was uneigentlicher Weise seyn heißt, in dem nothwendigen Daseyn, wie die Schlußfolge in ihrem Principium eingeschlossen war.„ Weil daraus, wenn man es nach aller Strenge nehmen wollte, eine unbedingte Nothwendigkeit der Welt könnte gefolgert werden.

Ehe wir diesen Auszug schliessen, müssen wir noch ein Paar Worte von der Vorrede sagen, die der deutsche Uebersetzer vor seiner Uebersetzung vorangeschickt hat. Sie ist an den Berlinischen Juden Herrn Moses Mendelsohn gerichtet, und enthält eine förmliche Aufforderung an ihn, des Herrn Bonnets Buch zu widerlegen, oder das zu thun, was Socrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte, d. i. ein Christ zu werden. Die Urtheile über dieses Anmuthen sind, wie man es erwarten kann, sehr verschieden gewesen. Indeß haben doch alle Stimmen den Schritt des Hrn. Lavaters für ziemlich rasch erkläret. Man hat geurtheilt, daß das entweder, oder, so deutlich es auch in H. L. Vorrede ausgedruckt sey, doch nicht immer nach der Lage der Sachen, Platz finden könne; indem ein rechtschaffener Mann wichtige Ursachen haben könne, ein Buch, das ihm nicht Genüge geleistet, ohne Widerlegung zu lassen. Diese Vorrede ist indeß nicht unbeantwortet geblieben. Denn es erschien bald ein

Schreiben an den Herrn Diaconus Lavater zu Zürich, von Moses Mendelssohn. Berlin und Stettin bey F. Nicolai 1770. 8. 2 B.

In dieser mit vieler Mäßigung und Bescheidenheit abgefaßten Schrift hält sich H. M. ganz in den Schranken der Selbstvertheydigung. Er versichert, daß

daß er sein Betragen, welches er bisher in Ansehung der Religion beobachtet, nicht ohne vorhergegangene Ueberlegung gewählt. Daß seine Entfernung von allen Religionsstreitigkeiten weder einer Gleichgültigkeit noch andern strafbaren Ursachen zuzuschreiben sey, sondern daß ihn selbst die Grundsätze der Religion, welche er öffentlich bekennte, nicht zur Ausbreitung derselben verpflichteten. Er zeigt aus einigen Stellen gelehrter Rabbinen, daß man im Judenthum eine allgemeine Duldung aller Anbeter eines wahren Gottes gelehret habe; welches wir in Ansehung der angeführten Stellen allerdings müssen gelten lassen, ohne allhier zu untersuchen, ob dieselben dem ganzen Judenthum würden zu statten kommen, da sie Hr. M. nur zu seiner eignen Vertheydigung angeführt hat. Freylich würden wir lieber diese ganze Materie von dem Philosophen mit allgemeinen Vernunftgründen abgehandelt gelesen haben, als von dem Juden mit Zeugnissen aus den Rabbinen. Indeß bescheiden wir uns gern, daß Hr. M. eine solche Abhandlung seinem Zwecke nach auslassen konnte.

Bald darauf erschien:

Gedanken über die Zumuthung des Herrn Diaconus Lavater an Herrn Moses Mendelssohn ein Christ zu werden, in einem Schreiben eines guten Freundes an einen andern. Hamburg, 1770. 8. 1 Bogen.

Dieser kleinen Schrift zufolge, muß Hr. M. seine Religion nicht verändern. Denn der Stifter der christlichen Religion ist selbst ein Jude gewesen, er hat die jüdische Religion nicht für falsch erklärt, wir Christen haben unsre Begriffe von Gott aus dem Judenthum rc. Wenn sich dieses auch alles so verhielte,

hielte, da es wenigstens noch mancher Einschränkungen bedarf, so würde doch der Hauptsatz des V. daraus nicht folgen, da er selbst erkennet, daß Jesus und die Apostel beträchtliche Veränderungen in der jüdischen Religion gemacht, welche von der Beschaffenheit sind, daß um ihrentwillen die christliche den Vorzug verdienen müßte; woraus denn eine Verbindlichkeit zu ihrer Annahme noch immer fliessen würde:

Hierauf folgten:

Reflexions d'un etranger de la Communion catholique sur la Lettre de Mr. *Mendelssohn* à Mr. *Lavater*. à Berlin chez — Bosse, 1770. 8. 1 Bogen.

Die Darzwischenkunft eines so gelehrten und billigen Schriftstellers aus der katholischen Kirche bey dieser Streitigkeit, als der gegenwärtige, ist ohne Zweifel eine merkwürdige Erscheinung. Er bemerkt zuförderst, daß wohl nicht alle Rabbinen von so duldendem Geiste seyn möchten, als Hr. M.; ist aber so gerecht, zu gestehen, daß auch nicht alle Glieder seiner Kirche gleiche Nachsicht mit den Irrenden haben, als er selbst. Er zeigt sehr wohl den Vorzug der Lehre Moses von Gott und der Schöpfung vor den Lehrsätzen einiger Heidnischen Völker über diese Materie. Wenn er aber daraus herleiten will, daß also Hr. M. mit einem Solon und Confutius sich über die Lehren nicht so leicht einverstehen würde, so hat er wohl nicht bedacht, daß Hr. M. diesem Einverstehen den sehr natürlichen Sinne geben könne: sie würden sich einander durch Vorlegung ihrer beyderseitigen Gründe zu belehren und zu überzeugen suchen. Da er gesteht, daß Hr. M. so lange bey seiner Religion bleiben müsse, als er nicht von etwas bessern überzeugt

sey,

sey, so schlägt er ihm zweyerley vor, 1) die Reihe der Begebenheiten von Mose bis auf Jesum zu studieren, 2) sich das Christenthum, in seiner ursprünglichen Reinigkeit bekannt zu machen, und insonderheit zu erwägen, welche Erleuchtung durch dasselbe in die Welt gekommen. Am Ende gesteht er, daß ein Jude, der rechtschaffen ist, durch fidem implicitam könne selig werden.

Endlich erschien:

Schreiben an den Herrn Moses Mendelssohn über die Lavaterische und Kölbelische Angelegenheiten gegen Hrn. Mendelssohn von Johann Balthasar Kölbele, beyder Rechte Doktorn und Ehrenmitglied der K. Grosbritt. deutschen Gesellschaft in Göttingen. Frankfurt am Mayn, 1770. 8. 3 Bogen.

Wem der unsichtbare Streit nicht bekannt ist, den H. K. mit H. M. seit langer Zeit in seiner Geschichte der Jungf. Meyern, in der Geschichte der Philippine Damiens 2c. geführt hat, der wird sich überaus wundern, wenn er in dieser Aufschrift, bey den lavaterischen Angelegenheiten auch die Kölbelischen erblickt. Hr. K. bricht mit seinem Bekehrungswerke, das er so lange im Verborgenen getrieben, nunmehro öffentlich hervor. Er erstrecket seine Kritick nicht blos über das letzte Schreiben des Hn. M., sondern auch über alle andern Schriften desselben, worinn er schon lange manches verdächtige will gefunden haben. Es ist nichts weniger, als eine amica collatio cum erudito Judaeo. So oft auch die Anrede, mein Geliebter Gegner, mein Geliebter Hr. M. vorkömmt, so ausnehmend lieblos urtheilt Hr. K. über die innersten geheimen Gesinnungen seines ge-

liebten Gegners, die doch keinem als Gott ganz genau bekannt seyn können. Er will es zuverlässig entdeckt haben, was H. M. von der Verlassung des Judenthums abhält, und dieses soll nichts anders seyn, als eine schändliche eigennützige Denkungsart. Denn wie will man das anders nennen, was Hr. K. dem Hrn. M. von S. 9. an Schuld giebt? Es ist unnöthig, einen so notorisch rechtschaffenen Mann gegen solche ehrlose Beschuldigungen zu vertheydigen. Man sieht aber wohl so viel hieraus, daß die Sache, worüber gestritten wird, von dem Hrn. K. eben keine gelehrte und nützliche Erörterungen zu erwarten hat.

Nachdem wir dieses geschrieben hatten, erschien:

Antwort an den Herrn Moses Mendelssohn zu Berlin, von Johann Caspar Lavater. Nebst einer Nacherinnerung von Moses Mendelssohn. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1770. 8. 4 Bogen.

In dieser Antwort, welche ihrem V. Ehre macht, erkennt Hr. L. daß er eine Uebereilung begangen, indem er an den Hrn. M. eine Auffoderung gethan, wozu er nicht befugt gewesen. Man konnte ein solches Betragen von einem Manne, wie H. L. erwarten, der bey diesem Vorgange allemal die wärmste Wahrheitsliebe und gewissenhafteste Redlichkeit gezeigt hatte, daß er mit eben der freymüthigen Offenherzigkeit seinen Irrthum verbessern werde, mit der er ihn begangen. Er gesteht, daß fast alle seine Freunde den befremdenden Schritt, den er gethan, gemißbilliget, er sieht auch nun wohl ein, daß er seinen Zweck, die Sache des Christenthums, sofern es sich auf Geschichte gründet, mit einem weisen, wahrheitsliebenden Fremdlinge zu untersuchen, auf eine jede andere Art würde

bes-

besser erreicht haben, als durch öffentliche Streitschriften. Es ist ihm im geringsten nicht zweifelhaft gewesen, als ob nicht aus allem Volk, ein jeglicher, der recht thue, Gott angenehm sey; nur da er geglaubt, daß der Christ die höchste Stufe der Seligkeit am leichtesten und geschwindesten ersteigen könne, so habe er sich nicht erwehren können, von ganzem Herzen zu wünschen, daß sein Freund diesen leichtesten und kürzesten Weg betreten möge. Man kann zu solchen menschenfreundlichen Aeusserungen nichts mehr hinzusetzen, um destomehr da Hr. L. von seiner Seite über diese Streitigkeit gern den Vorhang will fallen lassen.

In der Nacherinnerung erklärt sich H. M. hauptsächlich über den Satz, der in seinem ersten Briefe den meisten Anstoß gegeben, daß er nemlich nach der Bonnetschen Methode, eine jede Religion, welche man wolle, sich zu vertheydigen getraue. Er behauptet nemlich, daß die jüdische Religion ihre Wahrheit nicht aus den Wundern, sondern von der öffentlichen Gesetzgebung herleite, dieses verdiente allerdings genauer untersucht zu werden. Der letzte Theil dieser Nacherinnerung weiset die Zudringlichkeit des Herrn Kölbele ernstlich aber ohne Bitterkeit ab.

Nachdem die Laufbahn von H. L. einmal eröfnet war, so ließ es sich vermuthen, daß ihm in derselben ein Haufen Schriftsteller in Widerlegung des Judenthums nachfolgen würde, deren Bemühungen der Sache, die sie vertheydigen, mehr schaden, als nützen möchten. Es war mit ziemlicher Gewißheit vorherzusehen, in welche Dunkelheit der eigentliche Streitpunkt durch unbestimmte Deklamationen, und Ausfälle mit mehrerer Heftigkeit, als Ueberlegung gethan, durch Wortpränge ohne Gedanken, werde gehüllt

werden. Wir haben von dieser Art zwey Schriften vor uns, wovon die eine die Aufschrift hat:

Betrachtung über das Schreiben des Herrn Moses Mendelssohn an den Diaconus Lavater zu Zürich. Leipzig bey — Sommern, 1770. 8. 2 Bogen.

Sie enthält nichts wesentliches, was zur Aufklärung der streitigen Punkte dienen könnte, sondern Anmerkungen über einzelne Stellen in dem Mendelssohnischen Schreiben, und diese Anmerkungen enthalten nichts als gehäßige Folgerungen, die, wir wissen nicht, ob auf vorsetzlichen oder unvorsetzlichen Mißdeutungen ruhen; und dieses alles untermischt mit Ausrufungen von der Art: „Hier zeigt sich die Bos„heit des Verf. mit unwiderleglichen Gründen.„ S. 8. ferner: „O mein Herr Verf. lesen Sie doch „des Voltaire vermischte Schriften, es wird ihnen be„kannt seyn, daß dieser auch ein Philosoph sey, fol„glich ihr Freund!„ S. 22. Nach den gesamten Schriften des H. M. zu urtheilen, welche Religion und Sittlichkeit so sehr dem Verstande und dem Herzen empfehlen, scheint ihm das philosophische Verdienst des Voltaire nicht so bekannt zu seyn, als es der V. will. Aber das mischt dieser Mann alles unter einander, Voltaire und M. sind ihm Philosophen, der eine so gut wie der andere. „Die Religion meiner Väter, hatte Hr. M. gesagt, will nicht ausgebreitet seyn, (nemlich in Ansehung dessen was sie über der natürlichen Religion positives und locales hat, so haben wir es verstanden)„ schön! „sagt der Betrachter S. 14. aber denn widerspricht sich der Verf. des Br. setzt er S. 17. hinzu, wenn er behauptet, daß diejenigen, welche in diesem Leben andere Menschen zur

Tu-

Tugend anführen, in jenem unmöglich verdammt werden können.„ Denn, wenn Hr. M. zur Tugend anführen will, so muß er seine Religion ausbreiten. Dieses wird hoffentlich genug seyn, um uns einen Begriff von dieser Betrachtung zu machen.

Schreiben des Herrn Moses Mendelssohn in Berlin an den Herrn Diaconus Lavater zu Zürich, nebst Anmerkungen über dasselbe von Otto Justus Basilius Heße, Past. in Bennekenstein. Halle bey — Curt, 1770. 7 Bogen.

Dieser V. ist um ein grosses billiger und bescheidner, auch in einigen Stücken gründlicher, als der vorige. Allein er irrt doch ebenfalls beständig in unbestimmten Sätzen herum, und dieses noch dazu mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit. Man sieht wohl, daß es ihm ganz an dem philosophischen Geiste fehlt, welcher die Schwierigkeit, worauf es bey einer Streitfrage ankömmt, gewahr wird, bestimmt, sie dem Leser einleuchtend macht, und die Entscheidung derselben aus lichtvollen, von beyden Seiten eingestandenen Grundsätzen herleitet. Ueberhaupt müssen wir alle, die noch in dieser Sache schreiben wollen, angelegentlich erinnern, zuförderst alle Zweydeutigkeit über die Wörter: Religion, christliche Religion, Wesentliches in der Religion, Bekehrung zu einer Religion zu heben, die Begriffe davon genau zu bestimmen, und diesen Bestimmungen hernachmals durchgehends getreu zu bleiben. Denn in allen bisherigen Streitschriften, die in dieser Sache gewechselt worden, selbst die besten nicht ausgenommen, scheint uns dieses noch gar nicht geschehen zu seyn. Man hat von Religion gesprochen, und bald darunter na-

thrliche, bald geoffenbarte verstanden, man hat von der christlichen Religion geredet, und bald das historische derselben, bald ihre Hauptlehren gemeynt. Das hat dann nicht wenig Verwirrung verursacht, die man alle wird vermeiden können, wenn man unsere angeführte Erinnerung in Erwegung zieht.

U.

XXXII.

Magazin für die neue Historie und Geographie, von D. Anton Friederich Büsching, Königl. Preuß. Oberconsistorialrath rc. Dritter Theil. Mit Kupfern. Hamburg, 1769. 3 Alphab. 6½ Bogen, und 1 Bogen Titel, Vorrede und Inhalt.

Wir fahren mit der Anzeige der Merkwürdigkeiten des Büschingischen Magazins fort. In diesem dritten Theile ist enthalten:

Ein Auszug aus dem Tagebuche einer Reise, welche D. Johann Jacob Lerch von 1733. bis 1735. aus Moscau nach Astrachan und in die auf der Westseite des Caspischen Sees belegene Länder gethan hat.

Der Verf., der als Feldarzt unter den Rußischen Truppen gedienet hat, ist zweymal in Persien gewesen, zuerst von 1733. bis 1735. und hernach von 1745. bis 1748. Hier erscheinet nur der Auszug des Tagebuchs von der ersten Reise; der aus dem andern soll künftig geliefert werden.

S. 12. Auf dem Wege von Derbent nach Baku hat Hr. L. zween Salzseen, und 30. bis 40. Nephtquellen gesehen. Diese sind oben schwarz, unten ist ein

ein gränliches Wasser, und umher legt sich der Naphte dick und schwarz an, und wird von der Sonne ganz hart. Den dünnen, der auf dem Wasser schwimmet, brennen die Leute in Lampen. Aber den dicken gedörreten vermischen sie mit Viehmiste, und machen Stücken, wie Kuchen daraus, trocknen sie an der Sonne, und brauchen sie statt des Holzes, das hier weit und breit nicht wächst.

S. 15. Das Caspische Meer nimmt bey Baku zu. Die Mauren an beyden Seiten der Stadt erstrecken sich auf 60 Schritte in die See hinein, da sie doch, ohne Zweifel, anfangs auf dem trockenen Ufer erbauet worden sind. An andern Oertern an diesem See hat Hr. L. ähnliche Beobachtungen gemacht. Er hält das Zunehmen des Sees auch deswegen für glaublich, weil, ausser der Wolga, sich in denselben sehr viele andere Flüsse ergiessen, welche unmöglich, obgleich die Hitze groß ist, ganz wieder ausdünsten können. —

S. 22-26. Ungefähr 15 Werste von Baku ist das ewige Feuer; eine Merkwürdigkeit, die sonst nirgend in der Welt gefunden wird. Nahe bey denselben ist vor etlichen 50 Jahren ein steinernes Haus gebaut worden. Es hatte 6 Kammern, worinn 12 Gabers oder alte Persische Feueranbeter wohnten. Zween derselben lasen beständig in Büchern oder beteten. Ein achtzigjähriger Greis unter ihnen gab Hrn. L. von diesem Feuer folgende Nachricht. „Vor „vielen tausend Jahren habe der Teufel die Menschen „so sehr geplagt, daß Gott sich endlich erbitten lassen „ihn hier in die Grube oder Hölle zu werfen, und „über ihn ein Feuer angezündet habe, welches von „dem Felle des sehr großen und dicken Teufels be„ständig fortbrenne, damit er aber durch seine List „sich nicht wieder heraushelfe, sey ihnen befohlen hier „Wache zu halten und Tag und Nacht bey diesem

„Feuer zu beten. Nach ihren Büchern habe dies „Feuer schon vor 100000 Millionen Jahren ange- „fangen zu brennen.„ Die Indianer, deren viele in Persien sind, besuchen dies Feuer häufig, aus Andacht. Das Feuer brennt in einer ungleichen länglichten Grube, die 20 Klaftern lang und 1½ Klaftern tief ist. Der Grund ist mehr Fels als Erde. Die ganze Grube brennt nicht überall gleich, und an einigen Stellen gar nicht. Die größten Flammen sind drey Klaftern hoch. Die Grube ist von dem beständigen Feuer nicht tiefer, und die Grundsteine sind nicht mürbe geworden, da es doch die Kalksteine über der Erde, wenn man sie damit anzündet, bald locker macht, daß sie zerfallen. Anderthalb Werste von dem ewigen Feuer waren 5. weisse Nephtbrunnen, die einzigen in diesen Gegenden. Hr. L. zweifelt nicht, daß dasselbe seine Nahrung von dem Nepht habe. Aber dies ist wunderbar, daß sowol der weisse als schwarze einen dicken schwarzen Rauch und starken Geruch, das ewige Feuer hingegen weder Rauch noch Geruch giebt. Noch viel wunderbarer ist das, was Hr. L. in den Stuben der Gabern, welche 2. bis 3 Klaftern von der Feuergrube entfernt sind, gesehen hat. Mitten in diesen Stuben, ist eine kleine Grube, und um dieselbe sind 2. oder 3 Steine gelegt, worauf sie einen Kessel setzen, und ihre Speise darinn kochen. Sie werfen etliche angezündete Halmen Stroh oder dürres Gras unter den Kessel, worauf es gleich lichterlohn in der Grube brennt, und die Speise wird geschwinder gekocht, als mit Feuer von Holze. Wenn der Kessel abgenommen ist, wird die Grube mit einem Filze bedeckt, worauf die Flamme alsbald verlischt. Die Gabern haben auch keine Lichter nöthig. Jeder von ihnen hat, bey seinem Bette, ein Rohr, das eine Elle hoch ist, in die Erde

ge-

gestockt. Es ist oben mit Leim beklebt, und hat einen Stöpsel von Leim. Wenn sie diesen abnehmen, und die Oeffnung mit Stroh anzünden, brennt das Rohr wie ein Licht, und verbrennt nicht. Setzen sie den Stöpsel darauf, verliescht das Licht sogleich. Die Gabern hatten keine Götzenbilder. Die Kühe waren bey ihnen heilige Thiere. Der alte Gaber sagte, „es „sey nur ein Gott, aber es wären viele Religionen „oder Wege zu Gott zu kommen, einer näher, als „der andere; aber manche führeten so weit herum, „daß die meisten sich darauf verirreten.„ Im Frühlinge 1735. räumeten die Russen die persischen Provinzen, welche sie bisher noch inne gehabt hatten. Ueberhaupt sieht man aus diesem Tagebuche, daß diese Länder für sie sehr ungesund gewesen seyn, und daß sie darinn viele Leute durch Krankheiten verlohren haben. Dem Tagebuche ist eine Charte von der Dagistanischen und Schirwanischen Provinz in Persien, und von verschiedenen Gebieten längst dem Caspischen See beygefügt. — Hierauf folgen

S. 45 - 70. Drey das Herzogthum Curland betreffende Urkunden I. eine vom 16ten Nov. 1758. wodurch der König von Polen August III. das Lehn der Herzogthümer Curland und Semgallen für erledigt erklärt; II. das Provisionaldiploma von eben dem Tage und Jahre, durch welches das Lehn der Herzogthümer Curland und Semgallen dem Prinzen Carl ertheilet wird; und III. Reversalien vom 16ten Dec. 1758., welche der Herzog Carl den Ständen ausgestellet hat.

Diese drey in der neuen Geschichte von Curland erhebliche Urkunden hat der Herr Herausgeber, weil sie theils noch gar nicht, theils verstümmelt gedruckt sind, vollständig abdrucken lassen.

S. 71 - 104. Verzeichniß aller Domainenämter und der dazu gehörigen Höfe, Mühlen und Dörfer und aller adelichen Güter im Herzogthum Mecklenburg Schwerinischen Antheils, aufgesetzt 1761.

Dieses Verzeichniß ist dem Herrn Herausgeber auf Sr. Durchl. des regierenden Herzogs Befehl mitgetheilet worden.

S. 105 - 154. Geographische und historische Beschreibung der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst und zugehörigen Lande.

Der größte Theil dieser Beschreibung hat den Oldenburgischen Kanzley-Assessor und Archivarius, Johann Heinrich Schloifer zum Verfasser. Der Herausgeber aber hat aus andern Schriften und Nachrichten Zusätze dazu, und sie dadurch vollständiger gemacht. In der Einleitung wird von den Landcharten dieser Grafschaften, hernach von den Nahmen derselben, von der Abstammung der Grafen, von der Geschichte der Grafschaften, von ihren Reichs- und Kreisverbindlichkeiten, von ihren Gesetzen, der Religion, von den Gelehrten, die sie hervorgebracht haben, worunter Lüder und Otto Mencken sind, von den Münzen, dem Wapen, der Regierung und den Einkünften gehandelt. Hernach folgt eine gute, genaue und mit Beweisen versehene Beschreibung der zwo Grafschaften.

S. 155 - 172. Geographischer Entwurf von dem Großfürstenthum Siebenbürgen, aufgesetzt 1768.

Es wird in der Landes-Kanzley abgetheilt I. in das Land der Hungarn; II. in das Land der Zeckler; III. in das Land der Sachsen oder Königserd, und IV. in die *Bona Taxalia* oder Fiscalgüter. Das erste besteht aus 8 Gespannschaften, wozu noch die

die so genannten Partes reapplicatae kommen; das andere aus 7 Hauptstühlen; das dritte aus 9 Stühlen und 2 Districten. Die Bona Taxalia liegen in den drey vorigen zerstreuet.

S. 175 - 182. Verträge zwischen den Norwegern und Nowgorodern von 1326, und zwischen Rußland und Dännemark von 1517. von Archivurkunden abgeschrieben.

Der erste Vertrag, welcher zwischen Magnus Schmeek, Könige von Schweden und Norwegen, und denen von Neugardten (Nowgorod) geschlossen ist, betrift die Beylegung der Grenzstreitigkeiten. Es wird darin eine neue Grenzscheidung verabredet, solche aber, welches seltsam scheint, von Seiten der Nowgoroder Gott und dem Könige von Norwegen anbefohlen, wie er dieselbe, bey seiner Seele und gutem Gewissen thun wolle. (Dieser Vertrag wird vermuthlich aus einer andern Sprache übersetzt seyn; denn das Deutsche, wie es hier lautet, ist für die damaligen Zeiten zu neu.)

In dem andern Vertrage zwischen dem Grosfürsten Basilius, der sich darin Kayser und Herrscher von ganz Rußland nennt, und dem Könige von Dännemark und Schweden, Christian II. wird den dänischen Kaufleuten eben so, wie den Kaufleuten der 73 Städte (Hansestädte) in Neugarten und Jevanogroth die Handlung verstattet, und in beyden Oertern ein Platz und eine Kirche, nebst der Freyheit einen Mönch oder Pfaffen darin zu halten, gegeben. Die Urkunde ist datirt zu Muschkow im Julio 7025, d. i. 1517.

Der dritte Vertrag ist ein Bündniß zwischen eben dem Grosfürsten Basilius, der darin wieder Kayser und Herrscher von ganz Rußland heißt, und dem Könige Christian II. wider die Schweden und den Kö-

König von Polen Sigmund, gegen welchen Basilius, mit Anhang Maximilians, des Römischen Kaysers, des allerhöchsten Kaysers und vortreflichsten Potentaten, zu kommen, oder seine Befehlshaber, mit seiner Macht zu schicken verspricht. Die Urkunde ist datirt Muscow, den 2ten August 7025. d. i. 1517. (Was wir bey dem ersten Vertrage angemerkt haben, gilt auch von den beyden letztern.)

S. 183-188. Anekdoten von Kaysern Petern I. Unter diesen ist der französische Brief eines Gesandten von 1715 merkwürdig, weil man daraus die Gesinnungen des Zaars gegen seinen ältesten Sohn Alexei, und die Absicht, die er damals schon gehabt hat, denselben von der Thronfolge auszuschliessen, wahrnehmen kann.

S. 189-192. Anekdoten von der Kayserin Catharina I.

In diesen sind einige die Person der Kayserin betreffende Umstände, die Herr B. zu St. Petersburg entdeckt hat. Ihre Familie stammt aus Litthauen. Ihr Vater hat keinen andern Nahmen, als Samuel gehabt. Sie ist zu Fraustadt wirklich mit einem Schwedischen Dragoner getrauet gewesen. Im Jahre 1725 hat sie ihre zwo Schwestern, Anna, die mit Michael Jesimowsky, und Christina, die mit Simon Hendrikow verheyrathet war, auch aus Litthauen nach Petersburg holen lassen.

S. 193-230. Nachrichten von dem Zarewitsch Alexei Petrowitsch.

Hier wird erstlich ein französischer Aufsatz von dem Leben des unglücklichen Alexei geliefert, der dem Herrn von Voltaire, als er seine Histoire de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand schrieb, zugefertiget worden ist, dessen er sich aber, wie man ihn beschuldigt, nicht recht bedient hat. Hernach

fol-

folget die Nachricht, welche der Herr von Voltaire in der gedachten Historie (Ch. X.) von der Verurtheilung des Prinzen gegeben hat, in der deutschen Uebersetzung, mit Anmerkungen, die zuweilen ziemlich scharf, ja, wie wir glauben, allzuscharf sind. Unter andern wird er getadelt, daß er bey der Erzählung des Lamberti von der Hinrichtung des Prinzen und einigen andern damit verbundenen Umständen so weitläuftig gewesen sey. Allein, wie uns dünkt, hat er hierin nichts unschickliches gethan. In dem ihm zugefertigten französischen Aufsatze wird die Erzählung des Lamberti ausdrücklich berührt, mit dem Zusatze, daß es eine grausame Verleumdung sey. Aber dies war keine Widerlegung. Voltaire müßte also nothwendig zweifelhaft werden, welches von beyden wahr seyn möchte. Als einem Geschichtschreiber, lag ihm ob, den Zweifel, so weit er konnte, aufzulösen. Dies suchte er zu thun, und um so viel mehr, als er denjenigen, von welchem Lamberti seine Nachricht bekommen hatte, kannte, und derselbe ihm gestanden hatte, daß er mit Lamberti nur von den damals gegangenen Gerüchten gesprochen hätte. Durch die Anführung dieses Geständnisses schwächt der Hr. von Voltaire die Glaubwürdigkeit des Lamberti in der gedachten Erzählung, welche die Nachwelt vielleicht sonst für eine gewisse Wahrheit gehalten haben würde. Und hierin hat er nicht anders als nach seiner Pflicht gehandelt. Sonderbar ist es indessen, daß, nachdem Voltaire wegen des aus dem Lamberti erzählten Gerüchts, in einer Anmerkung so übel behandelt worden, doch gleich in der folgenden eingestanden wird, daß sich etwas wahres in der Erzählung des Lamberti befinde, nemlich dieses, daß Alexei nicht, wie doch dem Herrn v. Voltaire in dem französischen Aufsatze berichtet war, von einem Schlagflusse gestorben, son-

dern

dern wirklich, wiewohl nicht von seinem Vater enthauptet, und von einer gewissen nachher des Zaaren Beyschläferin gewordenen Jungfer Cramern aus Narva, der Kopf wieder an den Rumpf genähet worden sey. Ein deutscher General, auf dessen Namen aber der Verfasser der Anmerkung sich nicht besinnen kann, hat auf Befehl des Zaars, das Amt des Scharfrichters verwaltet. — Dies ist das merkwürdigste aus diesen Nachrichten, und dasjenige, was sonst am wenigsten bekannt gewesen ist.

S. 231 - 240. Ritterschaftliche Matrikel des Herzogthums Liefland.

Es sind zusammen 198. gräfliche, freyherrliche und adeliche Geschlechter, im Jahre 1765., in Liefland gewesen. Darunter haben 52. in den heermeisterlichen, 16. in Polnischen, 45. in Schwedischen, und 85. in Rußischen Zeiten das Indigenat erhalten.

S. 241 - 244. Lief- und Esthländisches Münzwesen.

Die Kayserin Elisabeth hat, durch einen Befehl vom 19ten März 1757. verordnet, daß für Esth- und Liefland besondere Silbermünzen, unter der Benennung von Livonesen, und zwar Ganze zu 96., Halbe zu 48. und Viertel zu 24 Kopeken, imgleichen 4. und 2 Kopekenstücken geschlagen werden, und allein in diesen Ländern bis Narva gelten, alle ausländischen geringhaltigen Münzen aber, die in einer beygefügten Tabelle verzeichnet sind, auf ihren innerlichen Werth herunter gesetzet seyn sollen.

S. 245 - 341. Kurzer Unterricht von dem Rußischen Handel, wie solcher mit aus- und eingehenden Waaren, 1674. durch ganz Rußland getrieben worden, aufgesetzt von Joh. Philipp Kilburger.

Der Verf. dieses Unterrichts ist ein Schwede gewesen, der sich, mit einer schwedischen Gesandtschaft

in

in Moscau aufgehalten haben soll. Die Schrift ist in 5 Theile abgetheilt. Der erste handelt von den Waaren, die Rußland theils im Ueberflusse, theils nur zur Nothdurft, und theils zu wenig hat; der zweyte von den über Archangel und die Ostsee eingehenden Waaren, wovon hier ein Verzeichniß, nebst den Preisen von einigen beygefügt ist, imgleichen von dem persischen, griechischen und chinesischen Handel; der dritte von Münzen, Gewichte und Maasse, Frachten, Zöllen und Posten; der vierte von dem Hafen Archangel, von den Zaarischen Commerzienräthen, von Kupfer und Eisenbergwerken, dem Zobelfange in Siberien, von der Tuchmacherey und Rußischer Wolle, von den Gast- und Handelshöfen, von dem Zaarischen Schatze, (welcher ein Gewölbe von allerley Kaufmannswaren war, die dem Zaaren als Abgaben zufielen, oder die er einkaufen und hernach wieder verkaufen ließ,) und von andern damaligen Merkwürdigkeiten in Rußland; der fünfte von den Wassern und Strömen zwischen Narva und Moscau, und von dem Lugastrome in Ingermannland. — Diese Schrift dient, um sich einen Begriff von dem damaligen Zustande des Rußischen Handels zu machen, und enthält auch viele den Staat von Rußland überhaupt und die Sitten der Nation betreffende Nachrichten.

Einige neuere Nachrichten von dem Rußischen Seehandel und den Zöllen.

S. 362-363. Im Jahre 1758. verpachtete die Kays. Elisabeth die Zölle, mit Ausnahme der Sibirischen u. Orenburgischen, auf 6 Jahre. H. B. hat zween Aufsätze von dem Betrage der Pachtgelder bekommen. Nach dem erstern waren es jährlich

2,040257 Rubel $54\frac{1}{2}$ Kop.

Nach dem andern 2,130000 - - -

Der

Der Kayser Peter III. verlängerte zwar, 1762. die Verpachtung auf 10 Jahre. Aber die Kayserin Catharina II. hob sie in eben diesem Jahre wieder auf, und ließ sie verwalten. Im Jahre 1764. trugen sie unter der guten Aufsicht des geheimen Raths, Grafen von Münnich, fast 3 Millionen Rubel ein.

Lebensgeschichte Burkard Christophs von Münnich, des heil. Röm. und des Ruß. Reichs Grafen, Rußisch. Kayserl. Generalfeldmarschalls, des Andreas- Alexander Newsky- und weißen Adlerordens Ritters ꝛc. Erbherrn auf Neu-Huntorf.

S. 389-390. Der Verfasser, Hr. O. C. R. Büsching versichert, daß er von dem Generalfeldmarschall selbst, sowol Schriften als mündliche Nachrichten zu dieser Lebensgeschichte, und auch von andern beträchtliche Beyträge dazu, besonders von seinen Feldzügen wider die Türken, bekommen habe. — Sie wird also zuverläßiger, als alle andere Lebensbeschreibungen seyn, die wir von diesem berühmten Feldherrn haben. — Burkard Christoph von Münnich ward 1683. am 9ten May A. K. zu Neu-Huntorf in der Grafschaft Oldenburg gebohren. Sein Vater war Anton Günther von Münnich, charakterisirter Dänischer Oberstlieutenant und wirklicher Teichgräfe der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, der aber hernach Fürstl. Ostfrießischer geheimer Rath geworden ist. Er hat 1702. seinen Adel von dem Kayser Leopold bestätigen lassen. S. 391. Er gab seinem Sohne, der nicht nur große Naturgaben hatte, sondern auch sehr lehrbegierig war, die beste Erziehung. Weil er bey ihm eine starke Neigung zur Wasserbaukunst bemerkte; so unterrichtete er ihn selbst, da er sie sehr wohl verstund, darinn, und die Kenntnisse, die der junge Hr. v. Münnich darinn erlangte, sind ihm hernach in Rußland wohl

zu

zu statten gekommen. Im 16ten Jahr reisete er nach Frankreich. Ausser der französischen Sprache, worinn er mit der Zeit sehr stark geworden ist, war sein Fleiß auf die Kriegsbaukunst gerichtet, und er vergrößerte seine davon schon erlangte Wissenschaft dergestalt, daß er, 1700. unter den französischen Truppen im Elsaß, als Ingenieur aufgenommen ward. Aber weil dieselben wider den Kayser und das Reich bestimmt waren; so gieng er nach Deutschland zurück, S. 392. und trat, in seinem 17ten Jahr, als Hauptmann in Hessendarmstädtische Dienste, welchen starken ersten Schritt er seiner Geschicklichkeit in der Kriegsbaukunst zu danken hatte. Er dienete unter den Hessendarmstädtischen Truppen bey der Reichsarmee, als sie 1702. unter dem Röm. Könige Joseph, Landau belagerte. Im Jahr 1705. ward er Major, unter den Truppen von Hessencassel, und diente in den Jahren 1706. 1707. und 1708. in Italien und den Niederlanden, wo er der Schlacht bey Castiglione und vielen Belagerungen beywohnte. Im Jahre 1709. befand er sich bey den Belagerungen von Tournay und Mons, und in der blutigen Schlacht bey Malplaquet, nach welcher er, zur Belohnung der darinn bewiesenen Tapferkeit, zum Obersilieutenant ernannt ward. In dem Treffen bey Denain, 1712. gerieth er, gefährlich verwundet, in die französische Kriegsgefangenschaft. Er ward, bey dieser Gelegenheit, mit dem berühmten Erzbischoffe von Cambray, Fenelon, bekannt, von welchem er dem Verf. dieser Lebensbeschreibung ein paar Anekdoten mitgetheilt hat. S. 393. Nach seiner Genesung und Befreyung ward er 1713. Oberster. Er bauete den Canal und die Schleuse bey Carlshaven.

Weil er die müßige Ruhe nicht ertragen konnte; so verließ er die Hessencasselischen Dienste, und trat

1716. als Oberster in Königl. Polnische und Churfürstl. Sächsische. Der König von Polen August II. ernannte ihn 1717. sowol bey den Polnischen regelmäßigen und auf deutschen Fuß eingerichteten, als den Sächsischen Truppen zum Generalmajor, und überdem bey jenen zum Generalinspektor. Er hat auch den sogenannten Comput oder Kriegsstaat gemacht, nach welchem die gedachten Polnischen Truppen bis auf diesen Tag unterhalten werden. S. 394. Allein der Generalfeldmarschall, Graf von Flemming, der verschiedene Generale, als Schulenburg, Seckendorf, Seissan, Schmettau aus Sächsischen Diensten getrieben hat, beneidete auch den General Münnich. Dieser beschloß daher ebenfalls die Sächsischen Dienste zu verlassen, und andere bey dem Könige von Schweden Carln XII. zu suchen. Allein, nach dessen Tode, ließ er sich auf einen 1720. ihm von dem Zaar Peter I. geschehenen Antrag ein, als Generalingenieur und Generallieutenant in Rußische Dienste zu gehen. Weil er sich aber kein Patent ausgebeten hatte; so fand seine Bestallung, S. 395. als er 1721. in Petersburg angekommen war, Schwierigkeiten, vornemlich, weil er, bey seinem 37jährigen Alter, noch ein sehr jugendliches Ansehen hatte. S. 396. Er erhielt endlich zwar sein Patent; aber es war ein ganzes Jahr voraus, nemlich auf den 22sten May 1722. datirt. Peter I. der seine Geschicklichkeit bald kennen lernte, S. 398. trug ihm die Aufsicht über den 1719. schlecht angefangenen Bau des Ladogalschen Canals auf, wobey er den Fürsten Menschikof zum Feinde bekam, der auch, nach dem Tode Peters I. den Bau, so viel er konnte, hinderte. S. 403. Er ward jedoch hernach fortgesetzt, und ist 1732. völlig fertig geworden. S. 404. Der Kayser Peter II. erklärte den Herrn

von

von Münnich, 1727, zum General en Chef, und erhob ihn, 1728, in den Grafenstand. Als die Kayserin Anna auf den Thron kam, gewann er ihre Gnade und Vertrauen vorzüglich. Auf seinen Vorschlag (warum Ostermann ihn gebeten hatte) errichtete sie das Cabinet, zu dessen Mitgliedern Ostermann, der Kniäs Tserkasky und Münnich selbst ernannt wurden. Das letztere hatte Ostermann so wenig vermuthet, als verlangt. S. 405. Münnich kam jedoch nur selten in das Cabinet, und nur alsdann, wenn über wichtige Kriegssachen berathschlagt ward. Im Jahre 1731. machte die Kayserin ihn zum General-Feldzeugmeister, und 1732. zum Präsidenten des Kriegscollegii und zum General-Feldmarschall. Nun zeigte sein arbeitsamer Geist sich in seiner völligen Stärke, er entwarf einen neuen Kriegsstaat für die ganze Rußische Landmacht. S. 406. Er richtete auch 1732. das adeliche Cadetten-Corps zu St. Petersburg ein. Die Kayserinn gab ihm den Oberbefehl darüber und über das erste von ihm damals errichtete Cürassierregiment. Sie übertrug ihm auch das General-Commando in St. Petersburg und Ingermannland. Der Graf Münnich fand Mittel sich bey dem Oberkammerherrn, Grafen von Biron, beliebt und nothwendig zu machen, so daß derselbe nichts wichtiges, ohne des Feldmarschalls Rath, unternahm. Dieser, der keinen geringern Wunsch hatte, als sich des Ruders der Regierung zu bemächtigen, würde diese Absicht wohl erreicht haben, wenn ihn nicht des Gr. v. Ostermann Eifersucht daran gehindert hätte. S. 407. Ostermann und der Oberstallmeister, Graf v. Löwenwolde, Münnichs geschworner Feind, stifteten Uneinigkeit zwischen Biron und Münnich. Jener, um diesen zu hindern, die Kayserin so oft zu sehen und zu sprechen, beredete sie dessen Haus der

Prinzeßin von Mecklenburg einzuräumen und ihm zu befehlen, daß er auf der andern Seiten der Newa wohnen sollte. Münnich mußte unverzüglich gehorsamen. Und hierüber zerfielen beyde gänzlich mit einander, und ungeachtet ihrer Versöhnung, war ein beständiges Mißtrauen unter ihnen. Um den Feldmarschall noch weiter vom Hofe zu entfernen bewirkete Biron, daß derselbe nach Danzig, um diese von den Russen schon belagerte Stadt desto eher zu bezwingen, geschickt ward. Er gieng dahin, nachdem er vorher mit dem Andreasorden beehret war, S. 414. und brachte, nach vielen überwundenen Schwierigkeiten, die Stadt endlich zur Uebergabe. Sie mußte eine Million Thaler zur Strafe bezahlen, von welchen Geldern mehr als die Hälfte der 370600. Thaler, wofür Biron die Standesherrschaft Wartenberg von dem Grafen von Dohna gekauft hatte, bezahlt worden seyn soll. Nachdem die Ruhe in Polen wieder hergestellt war, woran Münnich auch zu Warschau gearbeitet hatte, S. 415-493. ward der von Rußland schon längst beschlossene Krieg wider die Türken angefangen, worinn er den Oberbefehl bekam. Er hat in diesem Kriege 4. Feldzüge von 1736. bis 1739. gethan, die hier umständlich und mit verschiedenen sonst nicht bekannten Nachrichten beschrieben sind. Die Russen sind darinn überhaupt glücklich und siegreich gewesen, aber die beschwerlichen Märsche durch die Wüsteneyen (Steppen) der öftere Mangel der Lebensmittel und selbst des Wassers nebst den daraus entstandenen Krankheiten haben überaus viele Menschen dahin gerissen. Denn man mag auch noch so viel von der Leibesstärke der Russen rühmen; so ist es, nach einer Anmerkung des Verfassers, doch wahr, daß sie vielen Krankheiten, als dem Scorbut, hitzigen Fiebern und im Felde dem Durchlaufe sehr un-

verworfen seyn. In dem letzten Feldzuge 1739. eroberte der Feldmarschall Chotschin und die Moldau, und hofte, bey dem Fortgange des Krieges, weit in die Türkey einzudringen. Allein der Friede zwischen den Röm. Kayser und den Türken vernichtete diese Hofnung. Rußland schloß in kurzem auch Frieden, und der Feldmarschall hatte dabey den Verdruß, daß nichts von diesem Geschäfte durch seine Hände gieng, ungeachtet die Kayserin ihn bereits im vorigen Jahre zu ihrem Gevollmächtigten zu der Friedensunterhandlung ernannt hatte. — Der Verfasser meldet hier einige Merkwürdigkeiten aus dem Inhalt dieses Friedens, wovon die Urkunde nie bekannt gemacht worden ist. Der Feldmarschall hatte noch andere Widerwärtigkeiten in diesem Kriege erfahren. Der Prinz von Hessen-Homburg machte eine Parthey wider ihn unter den Generalen, schrieb heimlich viel nachtheiliges von ihm nach Hofe, und hätte dadurch dem Feldmarschall beynahe eine gerichtliche Untersuchung zugezogen. Aber er wußte seinen seit dem ersten Feldzuge gefallenen Credit völlig wieder herzustellen und dadurch die Untersuchung abzuwenden, und nach dem Friedensschlusse empfieng er von der Kayserin viele ausnehmende Gnaden- und Ehrenbezeigungen. Er erhielte, unter andern die Oberstlieutenantsstelle bey dem ersten Garderegiment, wozu ihm der Gr. v. Biron, nunmehriger Herzog von Curland behülflich gewesen war. S. 493-509. Dagegen trug Münnich hernach das seinige auch bey, daß der Herzog zum Regenten von Rußland, während der Minderjährigkeit des Kaysers Ivan III. ernannt ward. Allein da er nicht alles erhielt, was er gehoft hatte, so ließ er sich willig finden, die Regentin von dem Byron zu befreyen. Er ließ ihn auch in der Nacht zwischen den 8. und 9. Nov. durch seinen General-Adjutanten den Oberstlieu-

Lieutenant v. Manstein gefangen nehmen. Er hofte hiefür eine große Belohnung, und Generalissimus zu werden. Aber dies schlug die nunmehrige Regentin, Prinzeßin Anna, ihm ab, eben so wie es zuvor der Regent gethan hatte. Dagegen ward er zum Premier-Minister erklärt. Allein Ostermann war auf ihn eifersüchtig, und in dem nun angeordneten neuen Cabinet ward die Einrichtung so gemacht, daß er, außer dem Titel eines Premier-Ministers, nichts als die Kriegssachen behielte. Er bewirkete jedoch, daß das Vertheydigungsbündniß mit dem Könige von Preußen erneuret ward. Allein bald hernach trat die Regentin, diesem zuwider, der Verbindung bey, welche die Höfe von Wien und Dresden wider Preußen gemacht hatten. Wegen aller dieser Verdrießlichkeiten soderte er endlich seinen Abschied; welchen er, im Maymonate 1741. erhielte. Er wollte Rußland verlassen, und in Königsberg waren schon Anstalten zu seiner Aufnahme gemacht. Allein er verzögerte seine Abreise von einem Monate zum andern. Darüber hatte er das Unglück in der Nacht vom 24 auf den 25sten Nov. 1741, als die Prinzeßinn Elisabeth sich des Thrones bemächtigte, gefangen genommen zu werden. Man verurtheilte ihn zu der erschrecklichen Strafe, geviertheilt zu werden; welche jedoch in die Verweisung nach Pelim in Sibirien, mit Einziehung aller seiner Güter verwandelt ward. S. 510-535. An diesem unter dem 60sten Gr. N. B. liegenden elenden Orte wohnte er 20 Jahre in einem sehr kleinen Hause, und bekam zu seinem und der Seinigen Unterhalte täglich 3 Rubel. Er verfertigte, da er hier nichts zu thun hatte, viele zur Kriegswissenschaft gehörige Zeichnungen, mit welchen, weil er immer seine Freyheit hoffte, er Sr. Maj. dem Könige von Preussen ein

Ge-

Geschenk zu machen gedachte. Weil aber allen Gefangenen das Schreiben verbothen ist, und ein Soldat angab, daß des Gr. Bedienten ihm Feder und Dinte zugebracht hätten; so sahe er sich, um der Gefahr, bey einer Nachsuchung, zu entgehen, genöthigt, alle diese Zeichnungen und andere Schriften zu verbrennen; welches im letzten Jahre seiner Gefangenschaft geschahe. Seine übrige Zeit wandte er auf Andachtsübungen. Er hielt während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in Pelim, in seiner Stube, täglich zwo Betstunden, welchen auch seine deutschen Bedienten beywohnten. In dieser frommen Beschäftigung fand ihn der Courier, der 1762 den Befehl wegen seiner Befreyung brachte. Peter III. erklärte ihn wieder zum General-Feldmarschall, mit der vorigen Anciennität. Er empfieng nun auch das Diploma, wodurch der König von Polen, August II. als Reichsvicarius ihn, schon 1741, in den Reichsgrafenstand erhoben, und welches sein Schwiegersohn, der Graf von Solms-Wildenfels bisher in Verwahrung gehabt hatte. Der Graf von Münnich befand sich bey dem Kayser Peter III. als am 28sten Jun. 1762. die Veränderung vorgieng, wodurch derselbe die Krone verlohr. Er rieth dem Kayser nach Petersburg zu gehen, und erbot sich ihn dahin zu begleiten. Aber dieser Rath ward nicht befolgt. — Die Kayserin Catharina II. ernannte den Grafen zum General-Director vom Baltischen, Revalischen und Narvischen Seehafen und deren Bau, imgleichen von dem Kronstädtischen und Ladogaischen Canal. Die Wirksamkeit, welche er hieben, ungeachtet seines 80jährigen Alters, bewies, übertraf die allgemeine Erwartung sehr weit. Das 1767ste Jahr war sein letztes. Er starb am 16ten Oct. a. c. nachdem er 84 Jahre, 5 Monate und 6 Tage gelebt hatte. —

Der Graf von Münnich hatte eine ansehnliche Leibesgestalt, eine starke, lebhafte und feurige Natur. Er schlief nur 2 oder 3 Stunden. Er war ungemein standhaft in dem, was er unternahm, und ließ sich durch keine Schwierigkeiten davon abschrecken. Seiner Arbeitsamkeit kam nichts gleich. Selbst in seinem hohen Alter dictirte er täglich eine Menge Briefe und Aufsätze in deutscher, französischer und rußischer Sprache, und seine Secretäre, so viel er deren auch hatte, wurden eher des Schreibens müde, als er des Dictirens. Seine Schreibart war sehr gut, und er darin, so wie in allen Sachen, sehr pünktlich, so daß er die kleinsten Schreibfehler entdeckte und sie nicht duldete. Ueberhaupt liebte er Nettigkeit und Schmuck, auch an seiner eigenen Person, und bis an sein Ende. Er war ein großes Genie, besonders in Ansehung der Kriegskunst. Zum Feldherrn schien er recht gebohren zu seyn, und er gehört unter die grössesten seiner Zeit. Er war auch ein geschickter Hofmann, und konnte leicht durch Freundlichkeit die Herzen gewinnen. Dagegen war er im Zorn unbeschreiblich heftig, und zuweilen unversöhnlich; wiewohl mehr gegen seines gleichen und Höhere, als gegen Niedrige. Einer seiner herrschenden Fehler war die Ehrsucht. Nach der Eroberung der Moldau bat er die Kayserinn Anna ihn zum Fürsten dieses Landes zu erklären; und wenn Rußland das Land behalten hätte, würde er vielleicht den Titel davon bekommen haben. Hernach hat er, noch zweymal, wiewohl vergeblich gesucht, Herzog von Rußland oder der Ukraine zu werden. Bey dem allen hat er sehr große Verdienste um das Rußische Reich, welche auch die Monarchen, denen er gedient hat, wohl erkannt haben.

S. 537-542. Beschreibung der Moldau, von Demetrio Kantemir, ehemaligem Fürsten derselben.

Diese

Diese ursprünglich lateinisch abgefaßte Beschreibung, war dem Herrn Collegienrath Müller in die Hände gefallen, und er überließ sie dem Herrn Herausgeber, welcher sie in das Deutsche hat übersetzen lassen. Sie besteht aus drey Theilen, wovon itzo der erste hier geliefert wird, welcher die eigentliche Erdbeschreibung enthält.

S. 575-604. Jacob von Stählin, Rußisch-Kayserl. Staatsraths und Secretärs der Academie der Wissenschaften zu St. Petersburg, Atlas von China, nebst einer geographischen Erläuterung desselben. Abgefaßt von einem gebohrnen Chinesen zu Pekin 1746. und aus der Chinesischen Sprache zu St. Petersburg 1756. von Rossochin in die Rußische, aus dieser aber nun in die Deutsche übersetzt.

Der Herr Staatsrath hat von zween Jesuiten in Pekin einen Atlas von China auf Seide gezeichnet, zum Geschenke bekommen, welcher aus einer allgemeinen und 16 besondern Charten besteht. Er hat dem Herrn B. die Charte von der ersten der 16 Provinzen, worin China getheilt ist, nebst der Beschreibung übersandt, und will das ganze Werk, wenn sich ein Verleger dazu finden sollte, auf annehmliche Bedingungen, dem Drucke überlassen. Die Chinesischen Namen sind darin nach ihrer wahren Aussprache geschrieben, welche in der Charte des Herrn d'Anville ganz verstümmelt sind. Nach diesen Charten sind in jeder Provinz 70 bis 80 Oerter mehr, als du Halde, in seiner Beschreibung, in den Chinesischen Provinzen angegeben hat. Daher wird dieser Atlas sehr zu Verbesserung der Geographie von China dienen können.

Sonst ist dieser dritte Theil des Magazins und besonders die Lebensgeschichte des Grafen v. Münnich

mit vielen und öfters so großen Druckfehlern angefüllt, daß dadurch einige Stellen ganz unverständlich worden. Daher wäre zu wünschen, daß ein Verzeichniß derselben am Ende beygefügt worden seyn möchte.

Kl.

XXXIII.

Jacob Boswells, Esq. historisch-geographische Beschreibung von Corsica, nebst vielen wichtigen Nachrichten und Anekdoten vom Pascal Paoli, dem General der Corsen. Aus dem Englischen nach der zweyten Ausgabe übersetzt, und mit einer neuen und vollständigen Landkarte von Corsica erläutert. Leipzig, verlegts Caspar Fritsch. Erste Ausgabe, 1768. ohne Vorbericht und Vorrede stark 346. S. in gr. 8. Zwote und verbesserte Auflage, ebendaselbst, 1769. in gr. 8.

Freymüthige Briefe über die von der Krone Frankreich gemachte Eroberung der Insel Corsica; denen in Herrn Boswells Beschreibung von Corsica aufgestellten Grundsätzen entgegen gesetzt, mit Anmerkungen über verschiedene andere wichtige und angenehme Gegenstände. Von *F. X. C.* Frankf. und Leipzig, 1770. Mit dem Kupferstich des Grafen von Vaux. Ist stark 170 S. in gr. 8.

Das Boswellische Werk ist längst auf eine rühmliche Art sowol in der Urschrift, als in der eben angeführten Uebersetzung bekannt, die deutlich und fliessend, auch so viel sich ohne Vergleichung mit

mit der Urschrift urtheilen lässet, getreu ist. Wir zeigen es daher blos wegen der freymüthigen Briefe an, die wir mit mehrerem Rechte etwas ausführlicher beurtheilen, weil sie ohne Zweifel deutschen Ursprungs sind. Ihr Inhalt ist folgender. Erster Brief. Einleitung. Zweyter Brief. Von den Ursachen der diesjährigen Revolution in Corsica. Dritter Brief. Ob sich die Franzosen der Bestechungen bedienet haben, und ob diese schimpflich sind. Vierter Brief. Haben die Corsen eine rechtliche Ansprache auf die Freyheit? Fünfter Brief. Fortsetzung des vorigen, und ob dieselben sich zu empören jemals ein gegründetes Recht gehabt haben? Sechster Brief. Von der Gefährlichkeit der Boswellischen Grundsätze von der Freyheit. Siebenter Brief. Hat Genua die rechten Mittel gewählet, die Corsen im Gehorsam zu behalten? samt einigen Gedanken, wie sie glücklich gemacht werden könnten. Achter Brief. Von den Corsischen Mendicantenklöstern. Neunter Brief. Ob die Corsen an ihrer Freyheit viel verlohren haben, und welches für sie die beste Regierungsform sey? sammt einer Widerlegung des J. J. Rousseau. Zehnter Brief. Vom Adel. Eilfter Brief. Vom Gleichgewicht in Europa.

Wenn wir über diese Briefe urtheilen, so nehmen wir in Absicht der Streitigkeit, die sie betreffen, selbst keine Parthey. Wir vergleichen nur die Gründe der Sachwalter von beyden Seiten, und so den Boswell mit dem Verf. der freymüthigen Briefe.

Die Corsen, heisset es im zweyten Briefe S. 4. waren in einem erzwungenen Zustand und in einer überspannten Begeisterung. Da sie aber Menschen waren, konnten sie ihre Schwachheiten nicht ablegen. Auf einmal schlugen die bisher so sehr zusammengepreßten Leidenschaften zurück, der Jammer über ihre im Kriege gebliebene und verstümmelte Anverwandte

kam

kam dazu; und plötzlich zerriß die überspannte Sehne ihres Muths. Aber warum nicht eher? da sie schon seit so langer Zeit in diesem Zustande ausgehalten; und warum mit einmal? Und die Corsen sollten nur den Schnaphahnskrieg verstanden, nie das Feuer eines wohlgeübten Fußvolks im ofnen Felde ausgehalten haben, wie der V. S. 6. will? Dies kann wohl sein Ernst nicht seyn. Die Corsen? Aber jenes ist doch wunderlich. Wenn nur da das Geld sein Spiel nicht gehabt hat, könnte man denken. Ja, bestochen haben, meynet man. Allein bestochen, und auch nicht bestochen haben, wie man will, sagt der V. im dritten Briefe. Das letztere, weil es nicht natürlich ist, daß die Franzosen sollten bestochen haben. Das erstere, weil wenn es auch wäre, es erlaubt ist, indem ein Satz nach S. 25. in der natürlichen Moral noch so wichtig seyn kann, der im Staats- und Völkerrechte keine Anwendung leidet. Zudem ist es Herkommens, und auch sehr menschlich mit Geld Blut zu ersparen. Hier erhält der Graf von Vaux wegen seiner Menschlichkeit ein starkes Lob S. 12. und 13. das diejenigen beurtheilen mögen, die ihn näher kennen.

Dies sieht nun alles einer Empfehlung so ähnlich, als ein Ey dem andern. Dennoch ist diese Schriftstellerische Verbeugung, mit welcher der V. antrit, im Ganzen ziemlich artig. Sie giebt ihm wirklich das Ansehen der Freymüthigkeit. Allein so bald befindet er sich im vierten Briefe nicht in seiner Materie, als er eine ganz andre Gestalt annimmt, die nur oft allzufreymüthig ist. Denn nun sind ihm die Corsen nicht allein Rebellen und strafbare Empörer, deren meineydige Aufführung S. 38. billig Schwerd und Rad zu rächen gehabt hätten; sondern er macht auch dem Herrn Boswell die ärgsten Vorwürfe von Partheylichkeit, S. 19. 20 und 22. und

mißt

mißt ihm und den Engelländern, über deren Regierungsform er sich S. 19. 25 und 26. nach seiner Art lustig macht, eine solche übertriebene Neigung zur Ausbreitung einer zügellosen Freyheit S. 22 und 23. und überhaupt S. 61. solche Gesinnungen bey, die mit den Grundsätzen eines wahren Menschenfreundes nicht bestehen können. Unterdessen erklärt er sich S. 23. daß er die Corsische Streitigkeit mit Genua nur nach dem beurtheilen wolle, was uns Herrn B. Geschichte davon an die Hand giebt. Man darf sich aber auch hierauf nicht verlassen. Einmal ist er ein Sophist, der den Zusammenhang der Begebenheiten nach seinen Voraussetzungen erklärt, Herrn B. seine Grundsätze unterschiebt, und daraus in aller Geschwindigkeit einen Schluß gegen ihn macht. Ein andermal drehet er den Aussprüchen des Herrn B. einen Sinn an, den sie gar nicht haben können. H. B. sagt, daß Corsica nach verschiedenen Unterjochungen unter die Botmäßigkeit der Genueser gerathen sey. Daraus macht er S. 23. den Schluß, Corsica habe nie ein Recht zur Freyheit gehabt, und schließt daraus, daß es auch kein Recht zu ihrer Wiedererlangung haben könne; da doch Hr. B. weiter nichts sagt, als daß die Corsen während der Reihe von Eroberungen, denen sie nach und nach unterworfen gewesen sind, die Freyheit nicht wirklich genossen; daß sie aber ihr Recht dazu nicht aufgegeben, sondern sich vielmehr allezeit und besonders unter den Genuesern bemühet hätten, den Genuß desselben wieder zu erlangen. Und hiezu hält H. B. die Corsen berechtiget, weil, wenn ihre Insel auch immerhin die Eroberung und das Eigenthum verschiedener Nationen nach einander gewesen, „man doch immer zu dem deutlichen „und richtigen Grundsatz zurückkehren müsse, daß „die Corsen Menschen sind, und also ein Recht zur

„Freyheit haben, die sie zu allen Zeiten, wenn sie „jemand derselben beraubet, sich wieder zu ver„schaffen, ein gegründetes Recht haben. Beschr. von Cors. S. 63. Daß nun H. B. durch den Ausdruck, Eigenthum, nicht zugestehe, daß Corsica das rechtliche Eigenthum der von ihm gedachten verschiedenen Nationen gewesen sey, wie der Verf. S. 27. verlangt, ist ohne Brille der Partheylichkeit klar.

Eigentlich aber schließt der V. gegen das Boswellische Raisonnement, daß, da Corsica nach und nach von verschiedenen Nationen und zuletzt von Genua erobert worden sey, dieses über jenes die Oberherrschaft rechtmäßig erworben, und Corsica nie ein Recht auf die Freyheit gehabt habe; weil die bloße Eroberung ohne Rücksicht auf das Recht ein in dem Rechte aller Völker gültiger Weg sey, die Oberherrschaft zu erlangen. Denn so erklärt sich der V. im neunten Briefe S. 125. ausdrücklich. Was diesen Grundsatz des V. betrift, so ist die bloße Eroberung doch nur ein Erwerbmittel, das ohne einen zureichenden Rechtsgrund zum rechtmäßigen Erwerb, so gewiß unkräftig ist, als es aus der Natur eines Rechts, als eines sittlichen Vermögens, unmittelbar einleuchtet, daß eine bloße Thathandlung kein Recht giebt. Es verfängt auch nichts hingegen, wenn der Verf. S. 124. zur Unterstützung seiner Meynung beybringt, daß die Eroberung als ein Mittel zur Entscheidung der Streitigkeiten zwischen zwoen unabhängigen Nationen so gut ein Recht würke, als der Richterliche Ausspruch zwischen zwoen streitenden Partheyen; weil das Recht, das aus dem letztern entsteht, aus einem ganz andern Grunde entspringt, und Natur und Vernunft nie die Gewalt und das schlüpfrige Glück der Waffen zu Entscheidungsmitteln von Rechtsstreitigkeiten bevollmächtigen; sondern nur als

kein als Verwahrungs- und Behauptungsmittel unsrer Gerechtsame, und das immer in Hinsicht auf solche, zugestehen. Hiedurch werden aber noch lange nicht diejenigen, die einer unrechtmäßigen Bothmäßigkeit unterworfen zu seyn glauben, zur Empörung und zur Versagung der Pflichten der Unterthänigkeit berechtiget, wie der V. S. 25 und 28 wähnet. Es giebt so gar sehr gute Gründe, welche dergleichen Unterthanen sowohl dem Gewissen, als dem strengen Rechte nach verbinden, in der Unterthänigkeit zu beharren, wenn eine solche Oberherrschaft nicht zur Tyranney gemißbraucht wird, und sie durch eine lange und ruhige Unterwerfung stillschweigend eingewilliget haben; und das um so vielmehr, als es so wohl an sich, als auch wegen Länge der Zeit schwer auszumachen ist, daß die oberste Gewalt unrechtmäßig erworben sey. Nun kann man aber nicht sagen, daß die Corsen sich so still bey den Eroberungen, die sie ausgestanden, sollten niedergegeben haben; da sie schon zur Zeit der Carthaginienser, und nachher besonders unter den Genuesern Bewegungen für die Freyheit gewaget, wie solches der V. S. 34. und 35. selbst eingestehet. Dies sind die Gedanken, die uns über den vierten Brief beygefallen sind.

Im fünften Brief nennet zwar der V. diese Versuche Aufruhr und Meuterey; allein dies geschieht immer in der Voraussetzung, daß die Genueser die rechtmäßigen Oberherrn von Corsica gewesen, und es durch die Eroberung geworden sind. Da aber dieses von ihm nicht hinlänglich bestättiget ist; so reichen auch alle daraus in diesem Briefe gezogene Schlüsse nicht hin, die Corsen zu Rebellen zu machen, und die Maasregeln der Genueser gegen sie zu rechtfertigen.

Der Aufstand von 1729, der durch einen einzigen Paoli veranlasset ward; ist in eben dem Briefe nicht von der rechten Seite vorgestellet. Nicht auf den Paoli, sondern auf die Handlung, die sich auf ihn bezog, und auf das, was so oft vorhergegangen war, kam es an. Wenn man das Betragen, das die Genueser bey dieser Gelegenheit gegen die Corsen beobachteten, in Erwägung zieht, so hatten sie diesen nichts vorzuhalten. Gesetzt auch, daß die Corsen das Maas der Vertheydigung überschritten, mußte ihnen solches so sehr und allein zur Last geleget werden; da es wenigstens noch nicht ausgemacht ist, daß die Genueser die Corsen durch ihr Betragen nicht in einen solchen Zustand versetzet haben, wo sie solches leicht verfehlen konnten? Die Sachen waren auch bey dieser und dergleichen Gelegenheit mit einmal zu weit gekommen, als daß die Corsen Zeit gehabt hätten, sogleich andre Maasregeln zu nehmen; und besonders sich an die hohen Guarants der verschiedenen mit den Genuesern errichteten Verträge zu wenden, worauf der V. S. 48. dringt. Da wir uns übrigens an der Geschichte des Herrn B. halten müssen, und dieser nicht angiebt, ob das letztere geschehen sey; so können wir über diesen Punkt eigentlich nichts entscheiden.

Im sechsten Briefe handelt zwar der V. von der Gefährlichkeit der Boswellischen Grundsätze von der Freyheit; aber doch immer in Anwendung auf die Sache der Corsen. Es ist nicht so unbedeutend, wenn H. B. indem er sich der Gründe eines Corsischen Schriftstellers zu eigen macht, behauptet, daß es nach der damaligen Lage der Corsen thöricht sey, sie weiter als Rebellen anzusehn. Diese Gründe sind, daß die Corsen weder nach Art der Rebellen den Krieg geführet, noch ein zusammengelaufener Haufen wären,

ten,

ren, sondern einen ganzen Staatskörper ausmach-
ten, der bisher seine Unabhängigkeit behauptet, und
seine eigne höchste Regierung hätte, die von vielen
tausenden Unterthanen, nicht aber, wie der V. es
verdrehet, von andern Nationen, anerkannt würde.
Das Wort Rebell passet wirklich nur auf Privatleute,
wie der Corsische Schriftsteller sehr wohl erinnert.
Einen ganzen Staatskörper pflegt man nicht, nach-
dem er einmal seine Unabhängigkeit behauptet, mit
diesem Namen, in jener schimpflichen Bedeutung
zu belegen, in welcher ihn der V. allenthalben von
den Corsen gebraucht. Dies geht selbst nicht nach
den Grundsätzen des V. an. Denn auf welches
Seite der Sieg fällt, der erhält dadurch nach S. 124.
ein Recht. Er war aber auf die Seite der Corsen
gefallen. Indessen ist das, was wir gesaget haben,
noch lange nicht so viel, als der um das Völkerrecht
so sehr verdiente Herr von Vattel, im dritten Theile
seines Völkerrechts §. 292. behauptet. Und in
Wahrheit, wann es nicht entscheidend offenbar ist,
daß die Waffen unrechtmäßig ergriffen sind, wer soll
da entscheiden, daß es mit oder ohne Recht gesche-
hen, und ausmachen, wer ein Rebell sey? Die
Partheyen können es nicht, und ein dritter, von dem
beyde unabhängig sind, kann es eben so wenig. Da
es nun ohnedem, selbst nach dem Geständnisse des
V. so schwer ist, einen festen Punkt anzugeben, von
welchem die Rebellion anfängt; ist es nicht der Billig-
keit, ja dem strengen Rechte gemäß, sich einer solchen
beleidigenden Entscheidung zu enthalten; da es noch
dazu für Privatpersonen fast unmöglich ist, dergleichen
Begebenheiten, die an sich schon sehr verwickelt sind,
genau zu wissen, und daher richtig zu beurtheilen?
In diesen Gesinnungen setzet sich H. V. gleichsam zu
Ende seines Werks hin, übersieht seine Geschichte,

 und

und fället ohngefähr dasselbe Urtheil. Und dessen lässet ihn nun der V. durch die unglimpflichsten Beschuldigungen entgelten.

Uebrigens war das Verfahren, welches die Genueser auch nach den errichteten Verträgen gegen die Corsen annahmen, nicht so beschaffen, wie es zu diesen Zeiten seyn mußte. Denn nachdem sie mit ihnen die verschiedenen Vergleiche gemacht hatten, deren H. B. in seiner Geschichte gedenkt, durften sie solche nicht mehr als Feinde und Empörer behandeln. Das, was die Corsen etwa vorher gethan haben mochten, konnte sie dazu nicht berechtigen, weil es durch die Vergleiche aufgehoben und dahin gestellet worden war. Hatten die Genueser kein Vertrauen zu den Corsen, so durften sie nunmehr ihrem Mistrauen nicht öffentlich gemäß handeln. Beyde waren vielmehr verbunden sich einander so viel Zutrauen zu beweisen und auch würklich zu haben, als möglich war; ob man es gleich immer zugeben kann, daß die Genueser auf ihrer Huth waren und sich sonst vorsahen. Aber eine ganze Nation auf eine wahrhaftig harte Art wie einen Staatsgefangenen zu behandeln, als es die Genueser mit den Corsen nach Hrn. B. machten, und auch der V. S. 67. als wahr annimt, das war nach dem, was eben gesagt ist, und auch deswegen Vergleichswidrig, daß sich die Corsen nach aller menschlichen Vermuthung in die verschiedene mit den Genuesern errichtete Verträge nicht anders, als unter der Bedingung, mit einer solchen Begegnung verschonet zu seyn, werden eingelassen haben. Zudem waren die Mittel, welche man von Genuesischer Seite anwandte, die Corsen in der Ruhe zu erhalten, den Grundsätzen einer wahren Staatskunst gänzlich und so sehr zuwider, daß der V. S. 68. selbst gestehet, daß man es nicht besser machen können, um mit Fleis Rebellen zu ziehen. Ey

nun,

nun, wann die Corsen sich empörten, hatten es denn nicht die Genueser so haben wollen? Derjenige aber, der Verbrechen veranlasset, kann unmöglich ein Recht haben, solche zu bestrafen. Demohngeachtet nennt der V. das Betragen der Genueser nur eine schlechte Regierung, wegen welcher die Corsen als Unterthanen kein Recht haben konnten, sich zu empören. S. 43. 64. und 65. Allein da einmal das Recht der Oberherrschaft in dem Wohl der Gesellschaft, über welche es statt hat, begränzt ist; so konnten die Genueser vermöge desselben nicht befugt seyn, die Corsen zu unterdrücken und unglücklich zu machen. Wenn sie also dieses würklich thaten, und den Zweck ihres Rechtes beharrlich und vorseßlich aus den Augen setzten; so müßte bey so bewandten Umständen die, diesem Rechte in Absicht auf seinen wesentlichen Zweck entsprechende Verbindlichkeit, gleichfalls aufhören. Aber wie betrugen sich nun die Genueser gegen die Corsen? der V. sagt S. 67. selbst nach dem B., daß die Hauptabsicht der Genuesischen Regierung war die Corsen unwissend und arm zu machen. Daher legten sie ihren für kleine Verbrechen schwere Strafen auf, spannen Uneinigkeiten unter ihnen an, beförderten dadurch den Meuchelmord um die Güter der Thäter einzuziehn, die sie vielmal gar nicht bestraften, und nahmen ihnen alle Freyheit im Handel und alle Hofnung zu Ehrenstellen. Und endlich bereicherten sich die Gouverneurs und andre Staatsbediente auf die schändlichste Art, ohne daß man die Corsischen Klagen darüber nur anhören wollte. Wenn dieses Verfahren falsche Staatskunst war, wie der V. will; so ist es doch immer kein geringer Misbrauch des Rechtes der Oberherrschaft. Und sollte denn nicht ein solcher vorseßlicher und beständiger Misbrauch die Unterthanen berechtigen sich ihm mit Gewalt zu widersetzen, wenn

 man

man ihre Klagen darüber weiter keiner Aufmerksamkeit würdiget? Weis es denn der V. so gewiß, daß die Corsen die Souveraine von Europa nicht um ihr Fürwort angesprochen, und was diese solches abzuschlagen, und jene sich darum nicht zu bewerben für Gründe gehabt haben? Und ist denn eine falsche Staatskunst immer von der Tyranney unterschieden? Die mehresten Tyrannen handeln aus falscher Staatskunst, wenige aus einer zur Leidenschaft gewordenen Grausamkeit. Die Absichten, aus welchen die Genueser gehandelt haben, kann der V. auch nicht zur Entschuldigung ihres Benehmens anführen, da er nachdem, was vorher gesagt ist, noch nicht die Rechtmäßigkeit derselben ins reine gebracht, und dann die Mittel, die man sich zu ihrer Ausführung erlaubt hat, nach dem Geständnisse des V. S. 65. weder tauglich, noch tugendhaft waren. Dies von der Sache der Corsen mit Genua. In Absicht des Uebrigen wollen wir uns kurz erklären.

Die Grundsätze des V. vom leidenden Gehorsam sind zu unbestimmt, und hängen zu weit nach der Seite der Oberherrschaft hinüber. Er lässet den gedrängten Unterthanen nichts weiter, als lamentiren; und wenn dieses nicht hilft, so empfiehlet er ihnen geduldige Unterwerfung; weil es allemal eine blutige und gefährliche Sache um die Vertheydigung seiner Rechte und Freyheit sey, wogegen die härtesten Drangsale noch immer erträglich wären S. 31-34.

Eben so wenig richtig sind seine Begriffe von der Freyheit und der Grosbrittannischen Regierungsform. Die bürgerliche Freyheit besteht zunächst in der rechtlichen Unabhängigkeit von der Willkühr anderer, und dann in der Abhängigkeit von den Gesetzen. Aber nicht von Gesetzen, die wieder von der Willkühr anderer abhängen, sondern von Gesetzen, an deren Gebung

dung man selbst Theil nimmt. Und nun kommt es darauf an, wie groß dieser Antheil ist, und in was für einem constitutionellen Verhältniß die gesetzgebende und die vollstreckende Macht zur Ausschliessung des Willkührs stehen. Nur diesen ungebundenen Willkühr haben die Engelländer aus ihrer vortreflichen Constitution dergestalt zu entfernen gesucht, daß dadurch der höchsten Triebfeder ihres Staats so wenig von ihrer Wirksamkeit benommen würde, als möglich war. Niemals aber haben vernünftige Engelländer, und auf die kann doch nur gerechnet werden, der Unbändigkeit und der Unabhängigkeit von den Gesetzen das Wort zu reden gesucht. Sie wußten es als freye Leute zu gut, daß selbst ihre Freyheit auf dem Ansehen und der genauen Beobachtung der Gesetze beruhet. Der V. urtheilet von den Engelländern überhaupt und der Verfassung ihres Staats insbesondre ohngefähr wie der Corse, der als er vernahm, daß Hr. B. ein Engelländer wäre, sagte: „Ein „Engelländer! diese sind Barbaren; sie glauben nicht „an den großen Gott; Beschr. v. Cors.„ S. 264. Wie wenig Bekanntschaft mit der Regierungsform von Grosbrittannien setzt es voraus, wenn er S. 24. dem Könige das Recht abspricht, einen Krieg ohne Einwilligung der Nation anzufangen, und S. 25. Schottland für eine Eroberung von Engelland hält! Was vollends den Werth der Freyheit betrift, so muß man eben das von ihr sagen, was Montesquieu von der Monogamie behauptet: Der Werth der Freyheit ist eine Sache des Calculs. Jede Nation muß denselben für sich, nach Beschaffenheit ihres Zustandes machen. Aber wie kann man rechnen, wann man wie der V. voller Vorurtheile und Leidenschaften ist!

Rousseaus gesellschaftlicher Vertrag muß nicht verbrannt, sondern, wie Herr Feder von dessen Emil

 sagt,

sagt, ausgebrannt werden. Er wollte uns bereden in die Wälder zu den Thieren zurückzukehren, und dieser gute Mann hier, unser V. lässet es sich in den Sinn kommen, uns in seinem neunten Briefe den blinden Gehorsam, die völligste Unterwerfung und die niedrigste Sclaverey zu empfehlen. Er giebt einer durch keinerley Gesetze gebundenen Monarchie den Vorzug vor allen andern Regierungen. In dieser soll der ganze politische Catechismus in dem bestehen: du mußt gehorchen; und nur in dieser soll eine wahre Vertraulichkeit, Eintracht und Liebe statt finden können. Ausserdem schwätzt er ebendaselbst noch viel ungegohrnes Zeug von der Oberherrschaft, ihrem Entstehen aus dem Eigenthume, ihrer Eigenthümlichkeit und Veräusserlichkeit, und sagt bey Gelegenheit unter andern S. 110. daß die Staaten je baufälliger seyn, je mehr sie sich auf die Tugend gründen, und S. 113. daß ein Fürst ein Volk nicht lieben könne, das von nichts als Freyheit spricht. Wenn der V. arme unwissende Indianer vor sich hätte, so möchte es ihm gelingen ihnen für seine Schnurrpfeifereyen die Freyheit abzulocken. Allein er muß wissen, daß er mit Deutschen zu thun hat, deren Empfindungen und Grundsätze seinen verächtlichen Sophistereyen völlig gewachsen sind. Wir mögen ihm in seinen krummen Gängen nicht länger nachkriechen; und erinnern nur noch, daß seine Briefe sonst in einer ziemlich leichten, einnehmenden und guten Schreibart, einige selbst gemachte Wörter ausgenommen, abgefasset sind.

Gm.

XXXIV.

XXXIV.

Laurenz Johann Dan. Suckows, der Naturlehre ordentlichen Lehrers ꝛc. in Jena: Entwurf einer physischen Scheidekunst mit Kupfern. Frankfurt und Leipzig bey Tobias Göbhardt, 1769.

Der V. hat seit einigen Jahren die Anfangsgründe der Chymie entworfen und darüber Vorlesungen gehalten; er gab dieselben im Manuscript seinen Zuhörern, theils wurden diese Bogen fehlerhaft abgeschrieben, theils giengen sie verlohren. Dieses bewog den V. dieselben aufs neue durchzusehen, zu verbessern, zu vermehren und sie endlich, auf Verlangen seiner Zuhörer, dem Druck zu übergeben. Und so entstand gleichsam wider Willen ein neues Compendium in der Chymie, woran es uns bis hieher noch nicht gemangelt hat. Dem sey indeß wie ihm wolle, wir unterscheiden dieses Compendium von allen bisher herausgekommenen, theils wegen des systematischen und demonstrativischen Vortrages und der darin gewagten sehr kühnen Hypothesen, theils wegen des besondern Weges, welchen der V. bey seinem Vortrag eingeschlagen. Nur bedauren wir, daß wir die in der Chymie nicht hoch genug geschätzte Erfahrung so ofte vermissen, wodurch so viele Hypothesen wieder über den Haufen geworfen werden. Der V. sagt selbst in der Vorrede, daß Vernunft und Erfahrung die zwey Sachen gewesen, so er sich zur Regel festgesetzt; allein bey dem besten Vornehmen können wir fehlen, und freylich ist die Chymie eine so weitläuftige Wissenschaft, daß es beynahe unmöglich ist, alle Erfahrungen selbst anstellen zu können, man ist

gewissermaßen gezwungen, sich die Erfahrungen grosser Männer zu Nutz zu machen. Jedoch, eben hier liegt der Stein des Anstosses; grosse Männer können fehlen und haben leyder, öfter gefehlt, allein das Ansehen, welches dieselben einmal in der gelehrten Welt haben, macht, daß man ihre Arbeiten auf guten Glauben annimmt und zum Grunde vieler Hypothesen legt; daher es denn kommt, daß in der Chymie so viele und so ofte Neuerungen vorfallen, denn nichts ist wohl gewisser als daß man selbst viel muß gearbeitet haben, wenn man die Arbeiten anderer beurtheilen und Nutzen davon ziehen will. Wir sind keinesweges wider die Systeme; einen gewissen Leitfaden muß man durchaus haben, woran man sich hält, allein man richte denselben so einfach wie möglich, ein, und suche durch richtige Erfahrungen denselben zu unterstützen. Wir wollen keine empyrische Laboranten aus den Chymisten machen; allein das ist unsern Bedünken nach die gröste und vorzüglichste Stärke in der Chymie, wenn man mit grosser Genauigkeit darin arbeitet, die gemachten Erfahrungen wiederholt und alsdann solche richtig befundene Wahrheiten zum Nutzen der Wissenschaften und Künste anwendet: Dies ist der wahre Vortheil der Chymie, das übrige sind Grillen, und hier unterscheidet sich der blos speculativische von den durch Erfahrungen und Selbstarbeiten, denkenden Chymisten. Man halte uns diese Ausschweifung zu gute, die Sache liegt uns zu sehr am Herzen. Die Chymie, die seit einigen Jahren ein so vortheilhaftes Ansehen gewonnen, wird gewiß sehr in Verfall gerathen, wenn wir darin blos demonstriren und nicht fleissiger und emsiger arbeiten wollen, wie seit einiger Zeit geschiehet. Jetzt kommen wir wieder zu unsern Werk zurück, jedoch sey es von uns weit

ent-

entfernt, daß wir alles dies gesagte auf ihn anwenden wollten, wir loben vielmehr sein Unternehmen und sehen selbiges als ein Mittel, wodurch andern ein Reiz zu dieser Wissenschaft gegeben wird, an. Bevor wir uns aber auf das besondere dieser Schrift einlassen, wollen wir zuvor unsern Lesern den Plan des gelehrten V. vorlegen und sodann hie und da unsere Anmerkungen machen. Da es uns blos um der Wahrheit so wie dem V. zu thun ist, so versprechen wir uns von dessen Wahrheitsliebe keiner übeln Aufnahme. „In einer vernünftigen Scheidekunst„ sagt der V. S. 13. „kommt es vorzüglich auf drey Stücke an. „Einmal auf die Gründe, durch welche die Zertren„nung, die Absonderung der körperlichen Theile und „wiederum deren Zusammensetzung bewürket werden „könne; Zweytens auf die Mittel durch welche solches „zu erhalten ist; und drittens auf die würkliche Aus„übung und Anwendung dieser Gründe.„ Die 2. ersten Stücke machen den theoretischen, das 3te Stück aber den praktischen Theil der Chymie aus. Der theoretische Theil soll die Gründe und die Mittel lehren, durch welche die geschickte Zertrennung der körperlichen Theile bewürket werden kann. Er theilet sich in 2. Abschnitte, davon der erste die verschiedenen besondern Körper und deren Eigenschaften schildert, und zuerst von den Anfängen der Natur und sodann von denen aus den Anfängen zusammengesetzten Körpern handelt. Der 2te Abschnitt muß die Gründe und die hinlänglichen Mittel lehren, durch welche eine Analysis und Synthesis der Körper möglich ist. Hier wird von den Auflösungs- Scheidungs- und Nebenmitteln; ingleichen von chymischen Geräthen gehandelt. Der zweyte Theil dieser physischen Scheidekunst als der praktische, beschreibet, in 3. Abschnitten, erstlich die Handgriffe, durch welche man einfache Ope-

rationen nach Wunsch anstellen könne; zweytens wie durch ihre Verbindung Produkte einer bestimmten Art entstehen und 3tens die Mittel wie eine vernünftige Zertrennung der körperlichen Theile anzustellen sey, um zu einem richtigen Urtheile der Bestandtheile derselben zu gelangen. Dieser Plan ist so gut und so wohl eingerichtet, daß wir denselben nicht besser wünschen können. Jedoch nun wollen wir auch unsere Erinnerungen wider das einzelne dieses Plans anführen. S. 17. wirft sich der V. selbst die wichtige Frage auf, wie viel sind Arten der Anfänge der Natur vorhanden? — er nimmt wider alle bisher bekannte Meynungen nur zwey, nemlich Feuer und Erde an, und dieses ist eine seiner wichtigsten Hypothesen dieser Schrift, welche er auch bereits in seiner Naturlehre §. 447. angeführet. Dem Feuer legt er ein Bestreben zur Ausdehnung, und der Erde ein Bestreben zum Zusammenziehen bey, deren mannigfaltige Verbindung das körperliche der Welt ausmachen. Wo bleibt aber das Wasser, welches doch alte und neue Philosophen als ein Element angenommen? — dieses rechnet der V. zu Ende des §. 26. einigermaßen zu den chymischen Anfängen, da er aber sogleich hinzusetzt „daß aus den brennbaren und einer gewissen Art der Erde das Wasser bestehet,„ so rengiret er es wieder aus und nimmt so wie im physischen auch nur 2. chymische Anfänge, nemlich das Brennbare und Erde an. So sonderbar diese Meynung ist, so sucht er dieselbe doch durch Erfahrungen im §. 25. zu erhärten; allein die daselbst angeführte Versuche, als die Destilation des über ein Jahr lang getrockneten Holzes, das Wasser der über Kreide abgezogenen destilirten Oele, der starke Filz auf ruhig stehenden Wassern und zuletzt die Zähigkeit eines Tropfen Wassers auf destilirten Oelen, wollen uns keinesweges so einleuch-

leuchten als der V. Folgerungen daraus zieht, denn warum wäre es nicht möglich, daß das Wasser in den kleinsten Theilen des Holzes so feste hangen könnte, daß es bey dem Grade der Ofenwärme nicht gänzlich losgerissen würde? die Ursach des V. scheint uns zu weit hergeholt zu seyn. Daß in den destillirten Oelen eine Menge Wasser eingemischt ist, zeiget ihre Flüssigkeit; wenn das Wasser also nach des V. Meynung erst bey der Destilation über Kreide erzeugt wird, woher haben denn vorher diese Oele ihre Flüßigkeit? — Oel und Wasser sind sich freylich sehr entgegen, allein kann man nicht in den mehresten Oelen ohne die geringste Zerstörung ein Salz und zwar ein saures entdecken? und kann dieses saure Salz nicht das in den Oelen befindliche Wasser mit dem brennbaren aufs innigste verbinden und die destillirten Oele darstellen? zudem ist ja immer ein grosser Unterscheid unter einer zarten Verbindung und einer groben Beymischung des Wassers. Oel und Wasser sind sich eben so entgegengesetzt, wie Feuer und Wasser, und was brennt doch geschwinder wie ein höchst rektificirter Weingeist und worinn ist wohl mehr Wasser als in diesem Geiste enthalten? Bey dem Filz auf stillstehenden Wassern muß der V. nicht an den unzählig in der Luft herumfliegenden Mooß- und Schwamsaamen gedacht haben, denn diese verursachen doch vermuthlich wohl den bekannten Wasserfilz. Und was endlich die Zähigkeit eines Tropfen Wassers auf destillirten Oelen anbelanget, so kommt diese, unserer Meynung nach, daher, das Wasser verdünstet nach einiger Zeit und läßt die in sich enthaltene Erde zurück, welche sich mit dem feinen Theil des Oels verbindet und dasselbe trübe und undurchsichtig macht. Jedoch wir wollen unsern Lesern eine kleine Probe vorlegen, auf was Art der V. glaubt, daß aus seinen 2. Anfängen die Natur die

An-

Anzahl so verschiedener Körper bereitet „gesetzt„ heißt es S. 19. „es verbinden sich diese Anfänge der Na„tur; so erhalten wir eine Vorstellung von Körpern „die erstlich, aus der Materie des Feuers und einer „andern Materie des Feuers, zweytens, aus der „Materie der Erde und einer andern Art der Erde „und drittens solche, welche aus der Materie des „Feuers und der Materie der Erde zugleich zusam„mengesetzt sind. Sollte wohl nicht die erste Ver„bindung die besondern Elemente der oeligten und „brennbaren Körper; die andere die besondern Ele„mente der Crystalle überhaupt bewürken; und aus „der dritten Verbindung ein Wasser entstehen, wenn „eine Erde, deren zusammenziehende Kraft sehr ge„mäßigt ist, häufiger als das Feuer vorhanden ist; „hingegen eine Luft würklich werden, wenn die Menge „des Feuers die Menge der Erde überwiegt.„ Hier mag der Leser selbst urtheilen; wir wissen nicht was wir bey der Verbindung der Materie des Feuers mit einer andern Materie des Feuers denken sollen, giebt es denn mehrere Arten von einfachen Feuermaterien? und wodurch sind sie modificirt? Es ist eine eigene Sache mit den lieben Elementen in der Chymie, freylich muß man in Compendien und bey Vorlesungen, wie wir aus Erfahrung wissen, etwas davon sagen, man sollte sich aber dabey nicht aufhalten, denn wir werden doch niemals hierinn einen grossen Grad der Kenntniß erlangen, und aufrichtig zu reden, so helfen sie uns bey der ausübenden Chymie fast nichts. Der Verf. faßt sich in dieser Sache kurz und das hat uns gefallen. Wir haben bereits gesagt, daß der Plan des Verfassers fürtreflich ist, allein bey der Ausführung kann man ihm das zur Last legen, daß er öfters zu sehr auf das Ansehen anderer gebauet und nicht mit gehöriger Genauigkeit die

von andern entlehnte Erfahrungen beurtheilet und angebracht hat; allein dieses setzt zum voraus, daß man, wie bereits oben gesagt, selbst schon viel muß gearbeitet haben, und das ist nicht jedermanns Sache. Wir wollen zu dem Ende den theoretischen Theil überschlagen, obgleich wir wohl eins und anders zu erinnern hätten; als S. 39. daß alle acida durch ein brennbares alcalisirt werden können, S. 90. von der Auflösung des Goldes in Wasser, welches der V. dem Gerage nachgeschrieben. S. 110. daß der fixe Salmiac mit Kalch und Schwefel den flüchtigen Schwefelgeist geben soll. S. 133. wo das Silber und der Spiesglaskönig knallende Präcipitate durch das Urinosum darstellen sollen, welches er aus Vogel entlehnt, und gänzlich falsch ist. S. 139. die von Geoffroi abgeschriebene Verwandschaftstabelle. Jedoch hierüber haben wir bereits (s. algem. deutsche Bibl. 11ten B. 2 St. S. 26.) unsere Gedanken von der chymischen Verwandschaft geäussert, und wenden uns zu dem praktischen Theil dieser chymischen Scheidekunst, wo wir auch nur einige Stellen anführen wollen, worinn sich der V. durch das Ansehn und Erfahrung anderer hintergehen lassen. S. 286. Flußsand und alle glasartige Erden, schmelzen für sich zum Glase, dieses schreibt der V. auf guten Glauben hin. S. 309. führet er die reduction des Plazgoldes mit Schwefel an. Dieser Versuch ist vollkommen richtig, weil aber dieses hauptsächlich die im Schwefel enthaltene Vitriolsäure verrichtet, so schließt er gleich weiter, daß eine jede Säure dieses bewürken soll, man versuche solches einmal mit der Salpetersäure. Eben so unrichtig ist es daß durch Uebersetzen mit alcali bey der praecipitation des Goldes, dasselbe seine knallende Kraft verliehrt. Besonders rahten wir keinem das Plazgold in fliessendes alcali zu tragen und solches

auf

auf diese Art zu reduciren. Bey diesen Versuchen hat sich der V. wie wir glauben, durch das Ansehen Lewis hintergehen lassen. S. 336. daß sich der Wißmuth aus den Scheidewasser weder durch Salzgeist noch durch gemein Salz niederschlagen läßt, sondern daß dieser Niederschlag blos durch das beym präcipitir Mittel befindliche Wasser erfolgen soll, hat Hr. Pott in seiner Observ. et Animad. Chymic. Collec. prim. S. 160, angegeben, welches der V. wider alle Erfahrung nachschreibt; man untersuche beyde Präcipitate, nemlich den durch bloßes Wasser und den vermittelst des gemeinen Salzes genau, so wird man uns recht geben. S. 358. den gemeinen Vitriol zu analysiren ist der V. unserer Meynung nach viel zu weitläuftig, die ganze Untersuchung hat ein alchymistisches Ansehen. S. 369. die Bereitung des Liquoris anodini ist sehr sonderbar. Der bey dieser Mischung zuerst gehende Liquor mischt sich sehr gut mit Wasser, und der darauf folgende wässerig schwefeligte Geist, gehöret keinesweges zum Liquore anodino sondern wird sorgfältig davon geschieden, und doch sagt unser V. daß durch die Vermischung dieser beyden Geister der Liquor anodinus entstünde; jedoch nicht der V. sondern hier redet Vogel, man sehe dessen Instit. Chem. §. 479. Dieses müssen wir hiebey noch erinnern, daß der, in dieser Operation zuerst gehende Geist auch, je nachdem die Proportion des Weingeists und der Vitriolsäure genommen wird, verschieden ist. Bey Gelegenheit des Alauns S. 372. und 375. folgt der V. den Marggrafschen Versuchen, allein es scheint, daß er sie nicht gehörig verstanden, denn wie würde er sonst zur Darstellung des Alauns einen weissen Thon der kreidenartige Theile enthält verschlagen. Hr. Marggraf verlangt durchaus zur Bereitung des Alauns einen reinen Thon und keines-

weges einen kreidenhaften, er würde sonst einen Mergel angerathen haben, denn Thon, wenn er mit Kalch oder kreidenhafter Erde verbunden ist, höret auf Thon zu seyn, und wird nach unsern Bedünken ein Mergel. S. 393. hat der V. wieder 2. unrichtige Erfahrungen angeführt, wodurch er die Veränderung der mineralischen Säuren beweisen will. Die erste aus den schwedischen Abhandl. Tom. XII. p. 279. vom Wallerius, daß das Weinsteinsalz durch lange Digestion mit dem süssen Vitriolgeist und dessen Oel einen Salpeter darstelle; und die zweyte vom Vogel, daß das sogenannte arcanum duplicatum mit gleichen Theilen Sand destilliret, einen Salzgeist geben soll. Stellt man diese Versuche nur mit reinen Körpern an, so wird man finden, daß beyde falsch sind. Bey der Untersuchung des Weinsteins S. 398. muß der V. die Marggrafschen Versuche nicht gelesen haben; was aber die Uebereinstimmung der Weinsteinsäure mit der Salpetersäure anbetrift, so ist solche idealisch nach dem Vogel. Denn daß der rohe Weineßig, auch Weinsteingeist die Quecksilber-Auflösung in Scheidewasser niederschlägt, ist gewiß; allein dieses geschiehet wegen der in denselben annoch enthaltenen weinsteinigten Theilen. Die fixen Laugensalze lassen sich S. 405. so gut wie die flüchtigen cristallisiren, nur gehöret etwas Zeit und die reinliche Bereitung dieser Salze dazu. Alle S. 423. angegebene flüchtige Salze, so aus Alaun vermittelst anderer Körper erhalten werden, sind uns verdächtig und überzeugen uns noch nicht, daß hier ein dergleichen Salz erzeuget werde, selbst dem Weinstein ist nicht zu trauen, da sich immer etwas animalisches aus der Hausblase, Eyern u. d. gl. zur Läuterung der Weine gebrauchten Mitteln, an denselben anhängen kann. Von den Mittelsalzen heißt es S. 426. je fixer die Säure ist, die zu den

Mit-

Mittelsalze genommen wird ꝛc. desto mehr Wasser bedürfen sie zu ihrer Auflösung ꝛc. sollte hier das Sal mirabile wohl nicht eine Ausnahme machen? — das Ebsheimersalz S. 433. ist keineswegs ein Sal mirabile und unterschidet sich sehr durch seinen alcalischen Grundtheil von demselben. Beym Borax S. 437. folgt unser V., Potts Meynung und behauptet darinn eine Vitriolsäure, welches doch durch Baron und andere Chymisten längst widerlegt ist. Auch soll seiner Meynung nach das Sedativsalz in dem Borax kein wesentlicher Bestandtheil seyn, sondern erst durch die Verbindung der hinzugebrachten Säure entstehen. Wenn dieses wäre, so müßten wir auch so viel Arten von Sedativsalz erhalten, als wir zur Hervorbringung desselben verschiedene Säuren nehmen, auch nicht dieses Salz ohne alle Säure hervorbringen können, welches doch angehet. Und wenn vollends der V. eine alcalisch glasartige Erde darum im Borax annimt, weil das Kalchwasser keinen Niederschlag bey demselben verursachen will; so ist dieses wider alle Erfahrung, weil das Kalchwasser allerdings durch den Borax niedergeschlagen wird. Neumann gab diese Präcipitation in seinen chymischen Vorlesungen bereits als ein Problem auf, er hatte auch wohl Ursach sich hierüber zu verwundern, da dieser Präcipitat gewiß von ganz eigner Art ist. Unrichtig ist es S. 441. daß sich der flüchtige Salpeter sublimiren soll, und ganz widersinnig, daß der V. wegen Gefahr der Entzündung die Abdampfung dieses Salzes bis zur Trokne, abrathet und doch kurz vorher sagt, daß man es sublimiren könne. Bey der Rektifikation der brandigen Oele S. 464. ist er ohne Noth weitläuftig. Bey dieser Gelegenheit hätte er dem Model folgen sollen, den er nur im Vorbeygehen anführt. Ganz unrichtig ist es auch unserer Erfahrung nach, daß der Kornbrannwein

Wein S. 474. durch Zusatz des Scheidewassers bey der Rektifikation verbessert wird; der phlegmatische Geruch bleibt nach wie vor. Die Theorie dieser Verbesserung, die Vogel bereits angeführt, ist sehr gut, allein die Erfahrung bekräftigt solche nicht. S. 512. ff. ist es uns unbegreiflich, wie der V. des Marggrafs Schriften und selbst viele Versuche vom Phosphoro daraus anführt, und doch von den Bestandtheilen desselben noch so wunderbare Meynung hegt, und eine Vitriol- und Salzsäure, eine glasachtige und brennbare Erde darinn annimmt. Allein dies ist der gewöhnliche Fehler in der Chymie; ein Schriftsteller schreibt dem andern auf guten Glauben immer, ohne selbst Versuche anzustellen nach. Unser V. entlehnt seine Versuche aus Vogels Instit. Chymiae, und Vogel schreibt die Dissertation des Pensky nach, ohne zu wissen, daß die mehresten Versuche desselben grundfalsch sind, und daß dessen Dissertation, die den Titel führet; Phosph. Urinae analys. etc. die schlechteste ihrer Art ist, und ohne Verdienst von vielen großen Leuten angeführt wird. Dieses wäre ohngefehr dasjenige, so uns beym aufmerksamen Lesen dieser Schrift, was die Versuche selbst anbelanget, aufgestossen ist. Bey einigen Operationen hätten wir gewünscht, daß sich der V. deutlicher und mit mehrerer Genauigkeit ausgedrückt hätte, z. B. S. 18. sagt derselbe bey den zusammengesetzten Menstruis. „Ueberhaupt entstehet ein Königswasser so oft man die Säure des gemeinen Salzes mit irgend einem Urinsalze verbindet.„ Wir mögen unter Urinsalz nun den Salmiak oder das flüchtige Laugensalz verstehen, so ist beydes unrichtig. Ferner bey der Auflösung des Eisens S. 231. durch die Vitriolsäure verlangt der V., daß man Vitriolöl auf das Eisen giesse und in Digestion setze. Hier wird nimmermehr eine Auflösung geschehen, weil die Vi-

triolsäure, wenn sie das Eisen sowol als den Zink auflösen soll, zuvor mit reinem Wasser muß verdünnet werden; so wie hingegen bey der Auflösung des Kupfers dieselbe concentrirt seyn muß. Dergleichen Handgriffe sind bey der ausübenden Chymie nothwendig anzuführen. Zur Bereitung der sympathetischen Dinte S. 337. ist es nicht gleich viel, ob man dazu eine Wißmuth Solution nimmt, oder ob man sich dazu des Wißmutherzes bedient. Mit ersterer entsteht niemalen eine sympathetische Dinte, mit letzterer aber ganz wohl, und dieses nicht des Wißmuth, sondern des dabey befindlichen Kobalts wegen.

L.

XXXV.

Des Freyherrn von Sind, Churcöllnischen Obersten und ersten Stallmeisters vollständiger Unterricht in den Wissenschaften eines Stallmeisters. Göttingen und Gotha bey Dieterich 1770. gros Fol. 326. S. mit einigen Kupferblättern.

Der V., dessen durch Geschmack, Einsicht und Belesenheit gereinigte große Erfahrung in diesem seinem Felde aus verschiedenen mit Beyfall aufgenommenen kleinen Schriften bekannt genug ist, liefert uns hier ein Werk, das in unsern Tagen zumal, wo die medicinische Sorgfalt für die Pferde und das Vieh auf der Spitze stehet, zu der alten Würde eines gelehrten Studiums erhoben zu werden, alle Aufmerksamkeit verdient. Zwar bergen wir nicht, daß das, was dem Buche den Namen giebt, oder die Abhandlung für den Stallmeister

im

im eigentlichen Verstande den kleinsten, und das, was man nach dem Titel nicht darin suchen, wenigstens in keiner solchen Ausdehnung suchen sollte, den größten Theil des Buchs ausmache, und wir befürchten sehr, daß dieses demselben keine Empfehlung bey dem stärksten Theil der Leser solcher Bücher verschaffen möchte; denn das Astrologische, (es mag nun hippostrologisch oder athropostrologisch genennet werden): das Sarkologische, Myologische, Angiologische, Nevrologische, Adenologische, Splanchnologische, kurz, der ganze anatomische oder physiologische Theil, ein anderer Theil, der die materiam medicam, und wieder ein anderer, der die Therapeutik und Chirurgie vorträgt, sind für den meisten Theil solcher Leser, wenn sie nicht Medicin studirt haben, Böhmische Dörfer.

Aber eben deswegen, weil die bisher für so verächtlich gehaltene Pferd-Arzney- und Operationskunst dadurch auf einmal in den Rang der Wissenschaften versetzt und der menschlichen Arzneygelehrsamkeit und ihren Grundsätzen durchaus angepasset wird, so ist die Unternehmung um so viel verdienstlicher, daß der H. V. den Muth gehabt hat, ohne Rücksicht, ob das Buch unter dem größten Haufen Geschmack finde oder nicht, blos für die Aufnahme des Studiums zu arbeiten und durch weitläufige Erfahrungen zu zeigen, daß ein jeder nach gesunden Grundsätzen gebildeter Medicus der Menschen mit gleichem Glücke auch ein Medicus der Pferde seyn könne. Und gerade dieses ist es, was uns bisher noch gefehlt hat; denn, wenn auch eine ganze medicinische Fakultät, wie diese Männer in unsern Tagen über die elende Gebräuche, anatomische hingerichtete Subjekten vorerst ehrlich zu machen, sich glücklich hinaufgesetzt haben, eben sowol ein unschuldiges Pferd als einen Mörder, ohne

Schaden ihrer Ehre auf die Anatomie bringen zu lassen, gar keine Bedenklichkeit fände; so würde doch allemal das Vorurtheil im Wege stehen, daß die Krankheiten der Pferde, wegen der Verschiedenheit der Bewegung, der Lebensmittel und der gröbern Organen auch andere Quellen haben müßten und daher auch eine andere Heilart erforderten. So viel sich auch die Arzney-Gelehrten bemühet haben würden, darin zu thun, so würden sie doch allemal bey den Männern von der Kunst, von den Collegen des V. als bloße Schul-Gelehrte verlachet worden seyn. Nun da aber derselbe, als ein Mann vom ersten Rang in diesem Fache, selbst auftritt, als ein gelehrter Menschen-Arzt von den Krankheiten der Pferde zu sprechen und durch seine Erfahrungen zu bezeugen, daß in der Ausübung keine Schwierigkeit und nur etwan so viel den Schweif, den Huf und die Unbrauchbarkeit der emetischen Arzneymittel betrift, auch kein Unterschied sich finde; (man muß sich nur in Acht nehmen, den Satz nicht umzukehren, und alle menschliche Krankheiten mit den Pferden zu theilen, als Hypochondrie, Podagra, Vapeurs, u. s. w.) So haben die mulomedicinischen Entwürfe unserer Zeiten für das erste genug gewonnen und, wo wir nicht irren, ist die Pferdarzney-Schule, die jetzt in Göttingen von H. D. Erxleben eröffnet wird, eine Frucht davon, wenigstens deucht uns, daß das meiste von den wissenschaftlichen Theilen des Buches seiner oder einer andern medicinischen Feder zuzuschreiben sey, womit wir dem Freyh. v. Sind gar nicht zu nahe zu treten glauben, weil ein so methodisch-medicinisch gelehrter Stallmeister erstlich für den guten Ton seiner Stelle und des Hofes zu schwerfällig und für das Hauptwerk seines Amtes in den meisten Dingen, insonderheit der Reitschule, der Zäumung, in

dem

dem Bau der Ställe, überhaupt in der Beschränkung der natürlichen Freyheit des Pferdes, zu diätetisch seyn, das heißt, zu wenig Aufmerksamkeit haben, folglich weniger Stallmeister seyn würde, je mehr er Roß-Arzt wäre. In soferne glauben wir auch, daß das Buch einen andern Titel verdient hätte, als einen solchen, der sich blos auf den Stallmeister bezieht. Vom grammatikalischen Verstande, wo der Stall und die Reitbahne zwey verschiedene Begriffe sind, gar nichts zu gedenken, versteht sich schon selbst, daß ein Stallmeister und ein Pferd-Arzt so wenig in einer Person beysammen seyn können als der Obrist und der Regiments-Feldscherer. Daß aber ein Commandant Einsichten genug besitzen könne, die Ungeschicklichkeit seines Regiments-Wundarzts zu beurtheilen, um ihn mit Recht abschaffen oder besser unterrichten lassen zu können, oder auch mit Beyhülfe geschickter Männer unter seinem Namen Anordnungen zu machen, um die Fehler seiner Wundärzte zu verbessern, das ist eine andere Frage, die man aus dem Falle, in welchem sich unser V. befindet, mit gutem Grunde bejahen kann. Alles was man noch dabey sagen könnte, möchte dieses seyn, daß das Buch gemeinnützlicher hätte werden können, wenn dasselbe mehr in Tissots als Noguez Geschmacke geschrieben worden wäre; denn was Tissot au peuple geschrieben, das kann man auch hors du peuple verstehen, aber was Noguez geschrieben hat, zu verstehen, das kann kein medicinischer Laye nicht.

Den wissenschaftlichen Theil indessen ganz beyseit gesetzt und den Stallmeisterischen ganz allein betrachtet, den man auch ohne den allermindesten Zweifel dem V. ganz alleine zuschreiben kann, hätten wir, mit seiner Erlaubniß, doch geglaubt, daß vor dem Abschnitte von der feinern und schönern Reitkunst

S. 29. die Materie ein Paar Abhandlungen von den Grundsätzen der gemeinen Reitkunst verdient hätte. Hier kleiden einen Oberstallmeister, wenn er auch Obermarschall oder General en Chef dabey wäre, die physikalisch-mechanischen Kenntnisse von den Gesetzen der Schwere, der Bewegung, der Directions-Linie der lebendigen Geschöpfe, gar nicht übel, wenn er durch dieselbe zu bestimmen weis, in was für einer Richtung und in welchem Verhältnisse mit den Schulmäßigen Bewegungen des Pferdes der Reiter sich von Zeit zu Zeit befinden, und wie er diese Veränderungen in seine Gewalt bekommen müsse, ohne daß seine wahre Bequemlichkeit, sein Gleichgewicht im Sattel, und die Gemächlichkeit des Pferdes nebst der ganzen Absicht des Vergnügens oder der Geschwindigkeit darunter leide, und wenn er von der Zäumung die Verschiedenheit der Stangen und Gebisse in mathematische Verhältnisse mit den Kräften des Hebels zu bringen und also zu erklären sich die Mühe nicht verdriessen lassen will; der ehemalige Universitäts-Stallmeister zu Tübingen, von Berga, hat, was das leztere betrift, alles gethan, was man bey diesem Punkte von ihm fodern konnte, und wenn unser V. eben so viel hätte thun wollen, so würden wir gewiß weit mehr zu erwarten gehabt haben, weil man ungleich mehr von ihm fodern kann. Doch, es sey ferne, dem V. von dessen wahrem Verdienste bey diesem Buche, so wie bey seinen übrigen Schriften, wir mit andern, die mehr Kenner sind als wir, genugsam überzeuget sind, hierüber den mindesten Vorwurf zu machen. Wir wissen wohl, daß Männer, die mit den Bewegungsgründen ihrer Handlungen so gesättiget sind, wie dieser V. sich gar keine Leute gedenken können, denen diese Gründe unbekannt wären, folglich auch sich nicht vorstellen, daß junge Leute vom

Stande

Stande reiten lernen können, ohne vorher so viel von der Mathematik und Mechanik gelernt zu haben, als nöthig ist, um solche Begriffe sich selbst machen zu können. Im übrigen glauben wir, daß der V. es nicht im Ernste meyne, wenn er Saunier und einige andere für unwürdige Schriftsteller erklärt; denn uns deucht, daß nur derjenige, der Sauniers oder vielmehr der beyden Sauniers Buch, das heißt, die Kupfer und den anatomischen Theil desselben, (denn die Recepten kann man freylich nicht rechnen) vor sich liegen hat, sein Buch erst mit einem wesentlichen Nutzen zu lesen im Stande sey. Ob Saunier oder ein anderer der anatomische Mann sey, das weis nun der V. wohl, daß uns und dem reissigen Publico dieses sehr gleichgültig seyn könne, wenn die Erklärungen und Zeichnungen nur richtig und brauchbar sind.

Mz.

XXXVI.

J. G. H. Feders Lehrbuch der praktischen Philosophie, Göttingen und Gotha bey Dietrich, 1770. 23½ Bogen.

Dieses Lehrbuch kann zwar für sich gelesen werden. Es ist aber versprochnermaßen als der zweyte Theil der Federschen Philosophie anzusehen, und wir können von demselben in Ansehung der Auswahl, Realität und Richtigkeit eben das sagen, was wir von dem ersten gesagt haben. Die Anlage und Anordnung der einzeln Theile ist nun überhaupt folgende. Hr. F. schickt eben so wie Wolf es zu thun angefangen, die sogenannte allgemeine praktische Philosophie voraus, giebt derselben aber

durch mehrere abstraktere theils metaphysische, theils psychologische Untersuchungen eine etwas neuere Gestalt, und bemerkt, daß sie auch künftig noch mehr ausgearbeitet zu werden verdient. Hierauf läßt Hr. F. die Moral folgen und schränkt diese besonders auf die innern Verbindlichkeiten und die daherrührenden Pflichten ein. Das Recht der Natur, welches hierauf folgt, wird hingegen auf die äussern Zwangspflichten eingeschränkt, die sowol in dem Stande natürlicher Freyheit als in dem Stande des gesellschaftlichen Lebens und unter ganzen Staaten und Völkern statt haben. Nach eben dieser Abtheilung wird endlich die von Hrn. F. sogenannte Klugheitslehre abgehandelt. Den Beschluß macht eine kurze Geschichte der praktischen Weltweisheit. Nach dieser Anzeige vom Ganzen werden wir noch einige besondere Bemerkungen beyfügen. Die Moral und das Recht der Natur hat seit der Erneuerung der Wissenschaften sehr vielerley Gestalten angenommen, ohne daß im Grunde betrachtet die Sache selbst merklich geändert worden. Man war in Absicht auf jede besondere Pflichten meistens einig, und die Schwürigkeit war immer nur sie auf allgemeine Gründe zu bringen, oder die Quellen aufzusuchen, aus denen sie hergeleitet werden konnten. Man wollte ein allgemeines Principium haben, woraus alles übrige folgen sollten. Hierinn gieng nun bald jeder von jedem andern ab, und eine geringe Aenderung in dem Gesichtspunkt mit dem Geiste der Neuerung verbunden, war schon hinreichend, ein ander Principium auf die Bahn zu bringen. Die andere Schwürigkeit war sodann, die natürlichste und schicklichste Vertheilung jeder einzeln Pflichten zu treffen, und genau zu bestimmen, was zur Moral und was hingegen zum Rechte der Natur genommen werden müsse. Die Unbestimmtheit

dieser Namen trug viel dazu bey, die Verwirrung zu vermehren. Die Etymologie war nicht hinreichend; das stoische quod natura omnia animalia docuit schien lächerlich, und die Begriffe, so andere mit erwähnten Namen verbanden, waren mehr oder minder willkührlich. Man konnte zwar zur Moral den Begriff des Guten, zum Naturrecht hingegen den Begriff recht nehmen. Allein auch diese Begriffe hatten bey einem systematischen Vortrag, wann man sie ergründen und erschöpfen wollte, ihre besondere Schwürigkeiten. Denn beym Guten war nebst andern Unbestimmtheiten noch das Physische und Metaphysische von dem Moralischen vorerst zu unterscheiden, und die Erklärung, daß das Recht eine gerade Linie sey, scheint noch immer, so sehr sie auch metaphorisch ist, die genaueste zu seyn, wiewol das Wort Recht an sich auch einige Vieldeutigkeit hat. Hr. F. greift die Sache inzwischen so an, daß er gleich Anfangs die meisten der bisher herfürgesuchten Principien mit einer ihm rühmlichen Gleichgültigkeit zusammen vornimmt, und sie durchgeht und prüft. Den meisten fehlt es eigentlich nur daran, daß man sie allein genommen, als ein Principium ansehen und ausgeben wollte, da sie doch höchstens nur in gewissen Beziehungen als Gründe dienen können. Auf diese Art hat kein Strom sein Wasser aus einer einigen Quelle, sondern aus sehr vielen und von sehr verschiedenen Gegenden her. Eben so steht ein Mensch in der Welt in sehr vielen Verhältnissen gegen andere Menschen, gegen jede andere Geschöpfe, gegen das höchste Wesen; und überdies ist seine innere Anlage so beschaffen, daß er in die Stelle, die er in dem Weltgebäude einnimmt, taugen kann. Der Mensch muß daher sowol an sich als in diesem ganzen Zusammenhange betrachtet werden, wenn man das

System seines künftigen Thuns und Lassens bestimmen will. Und man sieht leicht, daß jede Arten von Verhältnissen besondere Principien, wiewol immer mit der Beziehung aufs Ganze angeben. Untersuchungen von dieser Art müssen nun allerdings der Moral und dem Recht der Natur vorgehen, und Hr. F. hat damit einen guten Anfang gemacht. Die innere Anlage des Menschen zu seinen Verrichtungen kann und soll allerdings dabey untersucht werden, uns deucht aber mit Hrn. F. daß man den Namen eines moralischen Gefühles nicht mit einmengen müsse. Ein solches Gefühl scheint mit dem schwärmerischen Gefühle der Inspirirten eine allzugroße Verwandschaft zu haben, und wenn es zur Richtschnur der Handlungen gemacht wird, von eben so verwirrten und nachtheiligen Folgen zu seyn. Die deutliche Erkenntniß geht immer unendlich weit vor, da sie alle behörige Zuverläßigkeit hat, und jedesmal genau zeigt, wie weit man zu gehen hat, und wo man noch zurücke bleibt. Hr. F. begnügt sich nach allen Untersuchungen den Satz, daß jeder sein wahres Wohl suchen müsse, zum Grunde zu legen. In der That kömmt auch endlich alles darauf an, und dieser Satz muß dem Menschen sowol an sich als in jeden besondern Verhältnissen immer die wichtigste Regel und der letzte Zweck seyn. Uebrigens wollen wir bey dieser Gelegenheit über den Namen der allgemeinen praktischen Weltweisheit noch anmerken, daß Wolf gut gethan hätte, einen schicklichern Namen zu suchen. Eine Wissenschaft, die diesen Namen verdienen soll, muß von ungleich ausgedehnterm Umfange seyn. Denn nimmt man das Wort allgemein in dem abstraktesten Sinn, so hat diese Wissenschaft mit der Ontologie gleiche Allgemeinheit, und sie wird der praktische Theil der Grundlehre heissen können.

Nimmt man aber das Wort Allgemein der größten Ausdehnung nach, so begreift diese Wissenschaft die praktischen Theile jeder philosophischen Wissenschaften. Hr. F. hat daher ganz recht, wenn er S. 166. und 176. wo zu sehr vielen durch Uebungen zu erlangenden Fertigkeiten Anweisung zu geben war, kurzweg auf die Logick und jede Künste und Wissenschaften verweiset: Denn dieses alles kann mit zur allgemeinen praktischen Philosophie gerechnet werden, wenn man das Wort im ausgedehntesten Verstande nimmt. Daß Hr. F. die sämtlichen Berufsgeschäfte, oder wie er es S. 185. nennt, die Pflicht sein Leben nach einem fürgesetzten Plan zu führen, auch mit unter die moralischen Pflichten rechnet, scheint uns ganz recht zu seyn. Denn in dem moralischen System der sämtlichen Verrichtungen eines Menschen, machen diese Geschäfte nicht nur den größten Theil aus, sondern sie sind gerade das, was jeder Mensch, um sich und andern auf eine ganz bestimmte Art nützlich zu seyn, besonders auszuwählen hat, und wodurch seine Stelle in dem Weltgebäude eigentlich bestimmt wird. Anweisungen, wie ein jeder den seinen Fähigkeiten und Umständen angemessensten Beruf zu wählen habe, und wiefern selbst in der Staatsklugheit dafür gesorgt werden könne, sind von ungemeiner Wichtigkeit, und können dienen, viele andere moralische Pflichten entbehrlich zu machen, die blos wegen der zurückbleibenden Unvollkommenheiten der Einrichtung der menschlichen Gesellschaft nothwendig sind, und die Moral ohne ihr Verschulden zur Last machen. Hr. F. scheint uns auch hierinn wohl gethan zu haben, daß er seine Lehren nicht nach den Namen der Tugenden in Abschnitte zerfällt, sondern mehr der Sache selbst als den Namen nachgeht. Der Unterschied in dem Erfolge ist allerdings erheblich. Denn ausser dem, daß eine leere

Terminologie vermieden wird, erhält der Vortrag einen ungleich bessern und zweckmäßigern Zusammenhang. Man sieht auch viel leichter und genauer, wie weit man in der Erkenntniß des ganzen Systems, und zwar als System betrachtet, gekommen. In dem Vortrage aber, der nach den Namen der Tugenden fortgeht, werden die zu jeder Tugend gehörenden Handlungen als ein besonder System betrachtet, auf jede besonders gedrungen, und jede als so nothwendig vorgestellt, daß man nachgehends nicht weis, wo man anfangen und wie man die Zeit auf ihre Ausübung vertheilen solle, weil der Begriff von dem System des künftigen Thuns und Lassens bey solchen einzeln Theorien verlohren geht. Diesen hat H. F. bey der Untersuchung der Pflichten gegen sich selbst so ziemlich vor Augen gehabt. Vermuthlich hat ihm die Kürze des ganzen Werkes nicht gestattet, sich umständlicher darüber auszubreiten. Denn auch die Pflicht anderer Menschen ihr wahres Wohl zu suchen, und ihnen, wenn sie es nicht kennen, Begriffe davon beyzubringen, wird dadurch ungemein erleichtert, daß man die Art sein eigenes Wohl zu suchen und die zweckmäßige Einrichtung seines Lebenslaufes wohl gefaßt habe. Hr. F. sieht den Luxus als eine verworrene Sache an, wobey Vortheil und Nachtheil, Gutes und Schlechtes untermengt ist. Er läßt sich auch in der That nicht wohl anders betrachten. Nur geht es eben nicht leicht von statten, wenn man das Gute davon absondern und allein beybehalten solle. Gewöhnlich ist es ein Strom, der alles mit sich fortreißt, und es geht den menschlichen Gesellschaften wie den Blumen, die in ihrer natürlichen Wildheit einfach sind, und fruchtbaren Saamen geben, in verbessertem und fett gemachten Boden aber gefüllt werden, ihre Fruchtbarkeit verliehren und für ihren ursprünglich schlechten Boden nicht mehr viel taugen. Sh.

Des

XXXVII.

Des Systems der Wesen erste und zweyte Erläuterung, 12mo 94 Seiten.

Des Systems der Wesen dritte Erläuterung, 12mo 90 Seiten.

Des Systems der Wesen zweyten Theils erstes Stück, 12mo 104 Seiten.

Wir haben die Anzeige dieser nach und nach einzeln herausgekommenen Stücke aufgeschoben seyn lassen, bis wir sehen konnten, was es mit der Fortsetzung für eine Bewandniß haben werde. Nunmehr sehen wir so viel, daß sowol die Erläuterungen als das System selbst, besonders fortgesetzet werden wird. Der Verfasser verfährt hierinn mit einer rühmlichen und theils auch nothwendigen Behutsamkeit. Er will nicht auf einmal mit seinem ganzen System herausrücken, und läßt auch merken, warum er das Vestigia me terrent sich zur Richtschnur wähle. Ein neues metaphysisches System richtet gewöhnlich seinem Verfasser Unheil und in der gelehrten Welt Empörungen an. Beydes könnte unterbleiben, wenn die Menschen sich von ihren abstrakten Begriffen nicht mehr beherrschen liessen als es seyn sollte. Sie sehen aber, selbst auch die irrigsten dieser Begriffe, als solche Heiligthümer an, daß wenn man sie ihnen benehmen will, sie eben so um Hülfe rufen, als wenn ein Dieb nächtlicher Weile in ihr Haus einbricht. Unser Verfasser sucht daher auch mit mehrerer Vorsichtigkeit zu Werke zu gehen, und gleicht hierin dem Schiffer, der das Senkbley in der Hand, zwischen Klippen und Sandbänken glücklich durchzukommen, bemüht ist. Auf diese Art gab er von seinem System nur

nur den ersten Anfang heraus, um zu erfahren, wie er sich ferner werde zu verhalten haben. Dieses veranlaßte die drey Erläuterungen, die wir nun vor uns haben, und gleich Anfangs im zweyten Theile des Systems werden noch fernere Erläuterungen versprochen. Wir haben nun, theils aus eigener Wißbegierde, theils auch um der Bitte des Verfassers zu willfahren, diese Stücke durchgelesen. Es ist nicht wohl möglich, einen umständlichen Auszug davon zu geben. Die Sache kömmt zwar noch dermalen auf einige wenige Hauptsätze an. Der Verfasser begnügt sich aber nicht, diese Sätze nur anzuführen. Er betrachtet sie von sehr vielen Seiten. Er sucht sehr vielen und vielerley Mißverständnissen, Verdrehungen, übeln und übelgesinnten Auslegungen vorzubeugen, sich von jeden Beschuldigungen einiger Ketzereyen, das will hier sagen, vorsetzlichen Irrlehren loszumachen, und selbst auch das Ansehen großer Weltweisen in sofern zu Hülfe zu nehmen, daß er sich die Billigkeit, so man denselben wiederfahren lassen, auch für sich ausbittet, so wie er sie allerdings und mit gutem Rechte verlangen kann. Zu allem diesem kommt noch, daß der Verfasser vieles aufs künftige verschiebt, und dadurch sein System noch nicht ganz übersehen läßt. Man kann also dermalen noch nicht sehen, ob es mit sich selbst bestehe oder ob Inconsequenzen darinn vorkommen werden, so wie der Verfasser sie in den bereits vorhandenen Systemen, findet und anzeigt. Seine bisher vorgetragene Sätze müssen demnach dermalen noch an sich betrachtet werden. Aber auch von diesen spricht der Verfasser hin und wieder auf eine zur Zeit noch geheimnißähnliche Art, und zuweilen trägt er sie nebst den Sätzen anderer Weltweisen so untermengt vor, daß es scheint, er wolle vorerst seinen eigenen Sinn nur errathen lassen.

Er

Er muß daher nicht nur mit vielem Bedachte und eigenem Nachdenken gelesen werden, sondern man muß sich auch wohl vorsehen, wenn man beurtheilen will, welche Sätze auf des Verfassers Rechnung gesetzt werden müssen. Der Verfasser hat inzwischen nicht ganz unrecht, daß er so verfährt. Denn was liegt endlich daran, wessen Meynung er vorträgt? Die Hauptsache ist doch immer, daß man sehe, ob sie die Probe aushalten oder nicht? Auf Persönlichkeiten kömmt es hier nicht an, da die Wahrheit Wahrheit bleibt, es mag sie ein Sterblicher oder dieser oder jener Sterbliche denken oder nicht, und am Ende muß sie doch jeder selbst einsehen lernen. Es kömmt daher schlechthin nur darauf an, ob das, was der Verfasser vorträgt, und zwar ohne Rücksicht, ob es seine oder anderer Gedanken sind, untersucht zu werden verdiene? Hiezu sagen wir ja, und wir werden jeden glücklich schätzen, der, ehe er zu dieser Untersuchung schreitet, seiner abstrakten Begriffe genug Meister ist, sie fahren zu lassen, so bald ihm bey der Untersuchung andere, die richtiger sind, vorkommen und klar werden. Derjenige Hauptsatz, womit der Verfasser anfieng, wird nun in der ersten Erläuterung S. 38. folgendermaßen ausgedrückt: „Die „Substanzen, das ist, die einfachen Dinge, und zwar „die Geister sind von Ewigkeit her, und die Schö„pfung aus Nichts fällt weg — zwischen Gott und „den endlichen Geistern ist keine wirkliche Folge von „Dingen; aber zwischen Gott und der Materie ist „eine wirkliche Folge von Dingen, und zwar noth„wendig, und also eine ewige Materie unmöglich. „Wenn wir unter der Welt unsre Erde, den Himmel, „Sonne, Mond und Sterne verstehen; so sind diese „in einem noch viel engern Sinne schlechterdings in „der Zeit erst entstanden. Die Seelen der Men„schen

„schen präexistirten von Ewigkeit; aber das zusam-
„mengesetzte Ding, welches wir den Menschen nen-
„nen, ist schlechterdings in der Zeit entstanden, und
„kann es niemand im Traume nur einfallen, daß
„das Menschengeschlecht von Ewigkeit seyn könne —
„Der Verfasser des Systems sagt ferners, er sehe die
„Materie mit ganz andern Augen an, könne sich
„aber nicht weiter darüber erklären, weil es die rechte
„Zeit noch nicht sey. Die gröbsten Vorurtheile, fügt
„er bey, herrschen noch fast in allen Wissenschaften,
„und die Art, mit welcher man Gelehrten begegnet,
„hat ehemals Newton selbst abgeschreckt.„

So weit der Verfasser. Hier ist nun der erste Satz, daß die Schöpfung aus nichts wegfalle, in der christlichen Welt der anstößigste. Die folgende Sätze, daß die Materie erst in der Zeit entstanden rc. haben weiter nichts anstößiges, nur muß die Beschreibung der Art, wie sie entstanden, von dem Verfasser erwartet werden, wenn er sich künftig über das was er Materie nennt, näher erklärt, dafern man es nicht inzwischen errathet. Das Anstößige des ersten Satzes läßt sich indessen noch so ziemlich beleuchten, und mit dem Anstößigen, das auch in dem Gegentheile liegt, vergleichen und gegen einander abwägen. Der Verfasser giebt in Gott, in Absicht auf die Existenz der einfachen Dinge, eine Prioritas rationis zu, läugnet demnach nur die Prioritas temporis. Es scheint, er würde eine ewige Schöpfung zugeben, wenn erschaffen und ewig nicht ein Widerspruch wäre. Sagt man, die Welt sey deswegen von Ewigkeit her erschaffen, weil vor der Erschaffung keine Zeit war, so scheint man mit Worten zu spielen, und die Zeit blos als eine Dauer der Geschöpfe zu nehmen. Nimmt man die Zeit aber anders, so ist es auch damit nicht ausgerichtet, wenn man auf die Frage, was Gott

vor

vor der Schöpfung gethan, nur antwortet, er habe die Hölle für die fürwitzigen Grübler erschaffen. Die Schwürigkeiten von allen Seiten fallen immer auf das theologische. Denn in jeden andern Absichten muß man die Welt nehmen wie sie ist, und die Untersuchung von ihrem Ursprung hat dabey weiter keinen Einfluß. Aus dem Begriff einer Substanz überhaupt läßt sich die Zufälligkeit der Substanzen nicht herleiten, denn es muß immer wenigstens eine Substanz schlechthin nothwendig seyn. Hat nun die schlechthin nothwendige Substanz das besonders, daß sie so wie der Dauer also auch jeden Eigenschaften und dem Wesen nach unendlich seyn muß; so wird allerdings folgen, daß endliche Substanzen nicht schlechthin nothwendig seyn können. Ob aber hieraus nur eine Abhänglichkeit von der unendlichen Substanz folge, nicht aber die Nothwendigkeit des Erschaffens, daß ist nun freylich eine andere Frage. Die Lehre von der Abhänglichkeit ist inzwischen eigentlich praktisch, weil sie auf Religion und Sitten, so wie auf die ganze Zukunft, ihren wichtigen Einfluß hat, und zwar auch ohne Rücksicht auf die Lehre von der Schöpfung. Diese ist mehr theoretisch. Sie giebt indessen von der Allmacht Gottes, als Schöpfer betrachtet, einen ungleich erhabenern Begriff, als wenn Gott nur die Regierung und Erhaltung zugeschrieben wird. Uebrigens scheint hiebey die Frage zu seyn, welche Parthey den Beweis zu führen habe? Denn mit der Regel: Affirmantis est probare, reicht man hier nicht aus, weil sowol der so die Schöpfung behauptet, als der so die Ewigkeit der Substanzen behauptet, etwas bejahendes setzt. Die Frage ist aber eigentlich, welche von beyden Meynungen bewiesen werden könne, oder allenfals ob noch ein Mittelding zwischen beyden statt habe, wie es sehr ofte ge-

 schieht,

schieht, wo auf beyden Seiten Schwürigkeiten vorfallen. In dem dem zweyten Theil des Systems vorgesetzten ersten Versuch der Methode zu philosophiren erklärt der Verfasser den Satz: ex nihilo nihilum fit, also: Nihilum nec caussa, nec materia alicujus (Rei) nec objectum ullius actionis esse potest. Wir finden nichts dawider einzuwenden. Indessen sehen wir auch nicht, daß daraus etwas wider die Erschaffung, der Substanzen folge. Bey der Schöpfung wirkte Gott allerdings nicht in das Nichts als in eine materiam substratam und so auch nicht als in ein Objekt. Man lasse es immer seyn, daß was in der Welt dermalen herfürgebracht wird, aus etwas vorhergehenden herfürgebracht werde, so wie es sich auf etwas vorhergehendes gründet; so kömmt man, wenn man rückwärts schließt auf ein erstes Herfürbringen, wie man auf erste Gründe kömmt. Das fernere Fragen hört in beyden Fällen gleich auf, und die Reyhe bleibt immer endlich. Das erste Herfürbringen unterscheidet sich von jedem daraus Folgenden, wie die ersten Gründe von den Abgeleiteten. Es verdient einen eigenen Namen, und hat etwas transcendentes, so über das um in der Natur vorkommende Herfürbringen, welches blos in Veränderungen besteht, hinausgeht. Der Verfasser hat ganz recht, wenn er sagt, daß wir den Begriff vom Zufälligen unmittelbar nur von der Veränderlichkeit der Modificationen und der Zusammensetzung der Dinge haben. Die Schöpfung kann nur als eine res facti angesehen werden, die wir aber nicht selbst gesehen haben. Sie muß also freylich nur durch Schlüsse erörtert werden. Man kann sich aber zur gründlichen Erörterung gar wohl Zeit und Weile lassen, und inzwischen ist es gut und genug, wenn jeder sagt, was er davon weis, oder zur Aufklärung dienliches findet,

ohne

ohne es eben aufdringen zu wollen. Der Satz von einer ewigen Schöpfung, der von dem ewigen Daseyn einfacher Substanzen, und so auch der von ihrer Entstehung in der Zeit, haben jeder seine besondere Schwürigkeiten, die in der Metaphysick gewöhnlich, theils nicht alle vorgetragen, theils nur zum Schein aufgelößt worden. Sie sind überdies mit einigen andern Begriffen, z. E. mit den Begriffen der Zeit und des Raumes, mit dem Begriffe der Kraft und selbst auch mit dem Begriffe der Unveränderlichkeit und der Wirksamkeit Gottes in sehr enger Verbindung. Diese Verbindung ist noch lange nicht in allen Absichten betrachtet worden, und so kann man es dem Verfasser zu gute halten, wenn er einen Versuch wagt, wie dieser auch immer ausfallen mag. Der Verfasser glaubt inzwischen, daß bey seinem System die Frage von der besten Welt und die dawider gemachten Schwürigkeiten wegfallen, und so auch die Lehre vom Ursprunge des Uebels eine ganz andere Gestalt gewinne, weil Gott die Substanz nicht geschaffen, sondern sie so genommen, wie sie an sich schon von Ewigkeit her existirt haben. Dieses ist nun freylich scheinbar und so liesse sich das Sprüchwort: non ex quovis lingno fit mercurius, selbst zur Entschuldigung des allerweisesten Wesens anbringen. Wir sehen aber dennoch nicht, daß damit viel gewonnen wird. Wir wollen eben nicht sagen, daß endliche Substanzen, die von selbst und ohne alle Rücksicht auf den göttlichen Willen existiren sollten, ihr Daseyn einem mehr als stoischen Fato müßten zu danken haben. Denn dieses würde keinen Verstand haben. Wir wollen daher die Ewigkeit solcher Substanzen nur in dem Verstande nehmen, in welchem wir uns ewige Wahrheiten gedenken. Das System solcher Substanzen müßte demnach in Absicht auf seine Existenz und jede beson-

dere Beschaffenheiten in dem System der ewigen Wahrheiten gegründet seyn, und mit dazu gehören. Sollte nun aber wohl das System der Wahrheiten so unglücklich eingerichtet seyn, daß in demselben der Begriff der Existenz nicht mit dem Begriff der Besten, sondern mit dem Begriff einer ungleich schlechtern Welt verknüpft wäre? Wir dächten immer, daß man dieses eben so wenig behaupten könne, als man es behaupten kann, wenn man alles existirende von dem göttlichen Willen ableitet, der seiner Natur nach auf das beste geht. Wir dächten auch, daß der Weltbau, an dem man immer so viel auszusetzen findet, eben so wenig der wirklich existirende ist, als es der Ptolomäische war, den Alphonsus sich als den wahren dachte, und an dem er so viel zu verbessern fand. Wir wissen noch lange nicht genug, wie sehr wir den Schein für Realität ansehen. Aber nun zum zweyten Theil des Systems unseres Verfassers zu kommen, wovon wir zwar nur noch das erste Stück vor uns haben, so finden wir darinn nicht viel zu erinnern. Denn wo wir etwann auch von dem Verfasser verschieden dächten, da würde es nur auf eine nähere Erklärung oder auch auf eine abgeänderte oder abzuändernde Auswahl der Wörter und Ausdrücke ankommen, wodurch die Begriffe näher bestimmt würden. Die Untersuchungen betreffen anfangs das, was der Verfasser unter den Worten Metaphysick, Universal- und Particularphysick, Mathematick, mechanische Philosophie ꝛc. versteht, und wie weit er den Umfang und den Gebrauch dieser Wissenschaften will ausgedehnt wissen. Die Veränderungen in der Welt sind nach dem Verfasser größtentheils organisch, er räumt die Actio in distans ein, und behauptet nicht ohne Grund, daß man mit dem bloßen Mechanismus nicht ausreiche. „Alle Körper, sagt er, so

„viel

„sich ihrer existiren, sind von Natur also mit einan-
„der verbunden, daß sie zusammen nur einen grossen
„Körper ausmachen — Wenn ich nun, fährt er
„fort, eine Kugel A durch einen Stoß in Bewegung
„setze, und solche die Kugel B in Bewegung setzt; so
„ist die Einrichtung des ganzen (Weltbaues) der
„Grund davon, und nicht eine Kraft die der Kugel
„A eingedrückt würde, und die solche der Kugel B
„mittheilte.„ Wir besorgen hier den Sinn des Ver-
fassers nicht zu treffen. Indessen scheinen diese Worte
anzuzeigen, daß er ein durch die Welt ausgebreitetes
Gleichgewicht verstehe, welches wenn es irgend geho-
ben wird, andere Aufhebungen des Gleichgewichts
nach sich ziehe. Doch die eigentliche Erklärung mag
immer der Verfasser künftig selbst geben. Im letz-
ten Abschnitte betrachtet er den allgemeinen Raum so-
wol nach dem Sinn anderer Weltweisen als nach sei-
ner eigenen Vorstellung. Diese muß man selbst nach-
lesen. Wir haben nicht viel erhebliches darüber zu
erinnern, weil wir ziemlich geneigt sind zu glauben,
daß unter allen onthologischen Begriffen der Begriff
des Raums durch Definitionen am meisten verwor-
ren und unkenntlich gemacht worden, so klar er auch
an sich ist.

Sh.

XXXVIII.

D. Joh. Ludew. Schmidts, der Institutio-
nen ordentl. öffentl. Lehrers, ꝛc. Rechtliche
Entscheidungen, wodurch zugleich seine Ab-
handlung von den Münzsorten, in welchen eine
Geldschuld abzutragen, praktisch erläutert

 wird,

wird, nebst beygefügten neuen Münzverordnungen, und einem vermehrten Verzeichniß hieher gehöriger Schriften. Jena, verlegts Joh. Rud. Crökers seel. Wittbe, 1769. 5½ Alphabet 4.

Es ist eine betrübte Wahrheit, daß, wenn das römische Recht dunkel oder mangelhaft ist, unsere heutige Rechtsgelehrsamkeit sich oftmals in einer traurigen Lage befindet, indem durch Landes-Gesetze gemeiniglich nur einzelne Fälle entschieden werden, dieselben auch sehr von einander abweichen, und daher wegen der besondern Umstände, die beynahe jeden Rechtshandel begleiten, in der Anwendung zweifelhaft sind. Die Erfahrung lehret aber auch, daß bey ermangelnden Gesetzen die Meynungen der Gelehrten noch weit verschiedener sind, so daß es dem Richter überaus schwer fällt, bey Vorfällen, welche nur durch Aehnlichkeit mit einander verwandt sind, immer nach einerley Grundsatz zu urtheilen, und ein Richter die beste Gelegenheit hat auf Unkosten der Partheyen das Erkenntniß des vorigen wiederum umzustossen. Wir befinden uns in dieser Verlegenheit in Ansehung einer Menge Processe, welche bey Gelegenheit des, in dem letzteren Kriege eingeführten geringhaltigen Geldes, rege geworden, denn obgleich auch bey den Römern zuweilen, und besonders unterm Kayser Caracalla die Münze sehr schlecht gewesen, so sind dennoch die römischen Gesetze zur Entscheidung aller, zu unseren Zeiten wegen veränderter Münze entstandenen Zwistigkeiten, unzureichend und auf so mancherley Vorfälle nicht passend, daher die Anwendung derselben besonderen Schwierigkeiten unterworfen. Es äussern sich dergleichen nicht allein bey baar angeliehenen Geldern, sondern auch bey Vermächtnissen,

nissen, Kauf-Mieth, und überhaupt bey allen Arten der Contrakte, bey welchen auf baares Geld gesehen worden. Ist es daher irgend eine Schuldigkeit des Richters, die Billigkeit in allen Fällen, wo es ohne Verletzung seiner Pflicht geschehen kann, zu Rath zu ziehen, so ist es gewiß in solchen, in welchen das dunkle der Gesetze selbst es zur Pflicht machet.

Bey dieser Lage der Sachen war es ohnstreitig ein sehr rühmliches Unternehmen des Verf., daß er im Jahr 1763. wo dergleichen Rechtshändel eben am häufigsten vorkamen, seine ausführliche Abhandlung der streitigen Rechtsfrage: In was für Münzsorten ist eine Geldschuld abzutragen? an das Licht stellete, und dadurch die wichtigsten Zweifel, die bey dieser Art Streitigkeiten unvermeidlich sind, glücklich hob. Zu einer weiteren Ausführung und praktischen Erläuterung dieser Abhandlung, besonders des dritten Hauptstücks derselben, dienet nun gegenwärtiges Werk, in welchen der Verfasser eine schätzbare Sammlung Rechtlicher Gutachten und Urtheile liefert, welche von dem Jenaischen Schöppenstuhle in Geldgeschäften sind abgefasset worden. Wenn aber auch bereits anderweit in einer Sache war gesprochen worden, so findet man auch diese Erkenntnisse mit eingerückt, sie mögen bestätiget oder abgeändert werden. Jedem besonderen Rechtsfalle ist eine Betrachtung vorangesetzt, durch welche der Leser zur Beurtheilung des folgenden Erkenntnisses vorbereitet wird, hierauf folget mehrentheils eine kurze Geschichtserzählung des Rechtstreits selbst, und alsdenn das Urtheil seines völligen Inhalts nach, nebst denen Zweifels- und Entscheidungsgründen. Das Werk ist in vier Abschnitte getheilet, deren erster von den Rechtlichen Entscheidungen, welche auf alle oder doch die mehresten Arten von Geldschulden sich erstrecken, handelt. Nützliche

Betrachtungen zieren diesen Abschnitt, und heben das dunkele mit welchen diese Materie umgeben ist. Der Verf. fängt von vorne an, und giebt richtige Erklärungen von solchen Redensarten, deren Verständniß bey Geldgeschäften unentbehrlich ist, z. B. was unter gültigen und ungültigen, gangbaren und ungangbaren, vollgültigen und geringhaltigen, verruffenen und abgewürdeten Münzen zu verstehen, und dabey sowol, als auch bey dem auf den Sprung abgeschlagen zu werden stehenden Gelde, Rechtens sey. Der Raum verstattet uns nur einige Sätze zu berühren, so wird z. E. gehandelt von dem verschiedenen Münzfuß und dem Verhältniß desselben; von dem agio und dem Decourt bey Bezahlung der Geldschulden; In wie fern der, durch den Anschlag des Geldes leidende Theil, von dem anderen eine Schadloshaltung fordern, oder die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand erlangen könne, S. 20. u. f. Ob das Gegenstandsrecht bey den neuen Münzverordnungen statt finde? S. 36. Ein Abwesender kann das Aufgeld annoch fordern, wenn gleich dessen Curator das Capital in schlechterm Gelde gegen Quittung sich bezahlen lassen, S. 47. Das Anastasianische Gesetz findet wegen bloßer Verschiedenheit der Münzsorten nicht statt, S. 159. u. d. m. Beym Schlusse dieses Abschnitts wird annoch die Frage: Auf was für Münzsorten bey der Appellations- und Revisionssumme, desgleichen bey Hinterlegung der Sporteln oder der Succumbenzgelder zu sehen? gründlich erörtert.

Der zweyte Abschnitt handelt: Von den rechtlichen Entscheidungen, welche nur gewisse Arten von Geldschulden betreffen, wohin insonderheit gehören 1) Vergleichs-Gelder. Es ist hierbey nicht sowol auf die Münzsorten der Geldschuld selbst zu sehen, als vielmehr auf diejenigen, welche zur Zeit des eingegangenen Vergleichs gangbar gewesen S. 231. u. f.

Ueber-

Ueberhaupt aber kommt es bey einer sich hierunter zu Tage legenden Verletzung, vorzüglich darauf an, ob selbige aus Arglist geschehen oder nicht. 2) Besoldungen und Gebühren. Daraus daß ehedessen gewisse Gebühren in niedriger Summe sind bezahlet worden, als zu neueren Zeiten, folget nicht daß diese für ungebührlich zu halten. S. 241. 3) Darlehns-Gelder. Dieses Kapitel ist besonders gemeinnützlich; man findet darinn z. E. richtige Grundsätze, nach welchen beurtheilet wird, in wie fern aus einer Handschrift executivisch geklaget werden kann, und in welchen Fällen solches nicht angehet, S. 244. u. f. Die Wiederbezahlung oder gerichtliche Niederlegung eines Kapitals muß nach den Rechten des Ortes, wo sich der Gläubiger aufgehalten und das Darlehn gegeben, nicht aber nach den Rechten des Ortes, wo sich der Schuldner aufhält, bewerkstelliget werden. S. 272. Die Billigkeit ist offenbar auf die Seite dererjenigen, welche behaupten, daß bey der Wiederbezahlung dargeliehener Gelder das Hauptaugenmerk darauf zu richten sey, wie der Schuldner das Geld zur Zeit des Anlehns, sowohl im Handel und Wandel, als bey herrschaftlichen Einnahmen nutzen können, denn, wenn hierinn eine Gleichheit angetroffen wird, so muß das Kapital ohne Abzug auch in besseren Münzsorten wieder bezahlet werden, weil der Anleiher dadurch keinen Schaden leidet, und der Ausleiher nur so viel wieder bekommt, als er zur Zeit des geschlossenen Contracts vorgeschossen hat. Es verstehet sich indeß von selbst, daß durch freywillige Verabredungen ein anderes kann ausgemacht werden. Der Verfasser führet diese Sätze in unterschiedenen Fällen gründlich aus, zeiget aber auch zugleich, wie behutsam ein Richter zu Werke gehen müsse, um keinem Theile hierunter zu nahe zu treten. Wir würden zu weitläuftig

 wer-

werden und dem Endzwecke dieser Blätter zuwider handeln, wenn wir mit einer genaueren Anzeige fortfahren wollten. Es verdienet ohnehin dieses Buch nicht Auszugsweise, sondern ganz gelesen zu werden. Es folgen 4) Nutzniesliche Gelder; 5) Anvertraute Gelder; 6) Bürgschafts-Gelder; 7) Wechsel-Gelder. Auf diese letzte Abhandlung hat der Verfasser besondern Fleiß verwendet, es werden alle diejenigen, welche mit Wechsel-Geschäften zu thun haben, viele Undeutlichkeiten aufgekläret finden, denen sonst das Wechselverkehr unterworfen zu seyn pflegt. 8) Kauf-Gelder. Ein wichtiges Stück, in welchen die schwerersten hierher gehörigen Rechtsfragen erläutert werden. S. 445. bis 571. 9) Erbe-Gelder. 10) Pacht-Gelder. Ein nicht minder wichtiges Stück. 11) Vollmachts-Gelder; 12) Tausch-Gelder; 13) Geldvermächtnisse, und 14) Vormundschafts-Gelder.

Der dritte Abschnitt liefert: Einige neue Münzverordnungen, welche die Münzsorten in Bezahlung der Geldschulden betreffen. Wer nur einigermaßen weis, wie nützlich und unentbehrlich dergleichen Sammlung, fürnemlich für auswärtige Collegia ist, um die Abweichung einer Verordnung von der anderen deutlich einzusehen, und nicht nöthig zu haben nach denen einzelnen Stellen, welche etwa in den Akten vorkommen, zu urtheilen; wer bedenket, wie mühsam es sey, dergleichen Verordnungen einzeln sich anzuschaffen, der wird dem Verfasser für diese Sammlung gewiß sehr verbunden seyn. Es sind Münzverordnungen in den Königlich-Preußischen, Churbraunschweig-Lüneburgischen, und Chursächsischen Landen. Imgleichen diejenigen, welche in Ansehung der Fürstenthümer Sachsen-Weimar, Eisenach und der Jenaischen Landesportions im Fürstenthum

thum Altenburg, sowol Sachsen-Gothaischen, als Sachsen-Coburg-Saalfeldischen Antheils; im Fürstenthum Sachsen-Gotha, Coburg, Schwarzburg, sowol Sonderhausisch- als Rudolstätischer Linie; im Fürstenthum Anhalt, in Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt, in den Herrschaften der Grafen Reußen, in der Grafschaft Waldek; desgleichen in den Reichsstädten Frankfurt am Mayn und Mühlhausen herausgekommen, wie auch die Herzoglich-Braunschweigische Reduktionstabelle, nach welcher das Verhältniß sowol des C, als auch des Roß-Geldes ersten und zweyten Schlages gegen Conventionsmünze festgesetzt wird.

Im vierten Abschnitt folget eine Nachlese zu denen, im vierten Hauptstück S. 302. u. f. der Abhandlung von den Münzsorten, in welchen eine Geldschuld zu bezahlen, angeführten Schriften, und begreift theils solche Schriften, welche einzeln im Druck erschienen, theils diejenigen, welche als besondere Abhandlungen in anderen Werken anzutreffen. Man findet hier, besonders neuere Schriften, mit Fleiß gesammlet und, obgleich dabey keine Auswahl beobachtet worden, sondern ein Theil allerdings unbeträchtliche Schriften enthält, so ist dennoch in verschiedenen Betracht ein so vollständiges Verzeichniß hieher gehöriger Schriften schätzbar. Die Brauchbarkeit dieses Werks ist annoch durch ein gutes Register vermehret. Wenn nun gleich bey einer solchen Menge von Materien die Beystimmung der Gelehrten in allen einzelnen Fällen nicht zu erwarten stehet, so benimmt doch dieses dem Werthe dieses Buchs nichts, welches gründlich und mit Ueberzeugung geschrieben, und wegen der großen Anzahl in das Geldgeschäfte einschlagender Fragen, die darinn entschieden werden,

alle-

allemal sehr brauchbar ist, obgleich zu wünschen wäre, daß es niemals brauchbar gewesen seyn möchte.

DI.

XXXIX.

Johann Friedrich Stiebritzens Betrachtungen über Gegenstände der Schrift und der Religion, nebst einem Anhange von dem Alter des Samaritanischen Pentateuchus. Halle, bey Johann Gottfried Trampe 1769. 8. 278 Seiten.

In der ersten Betrachtung bemühet sich der Verfasser die Meynung des berühmten Veneme und andrer Ausleger, daß die Jerem. 20, 14-18 befindlichen Flüche, nicht Flüche des Propheten, sondern seiner Feinde sind, mit neuen Gründen zu bestätigen. Weil wir den Commentar des Herrn Veneme nicht zur Hand haben, so können wir nicht urtheilen, wie viel der Verf. hier neues und eignes hat. Er will, daß man den 13ten Vers mit dem 14ten verbinden, und die Worte, die da sagen werden, suppliren soll. Er führet aus den Psalmen verschiedne Beyspiele an, wo gleichfalls die redende Person verändert wird, ohne daß es mit deutlichen Worten angezeiget, oder die Rede, als die Rede eines andern angeführet werde. Und es ist gewiß, daß in der erhabnen Poesie der Hebräer, so wie vermuthlich in der Poesie aller andrer Völker, besonders derjenigen, die ihre Gedichte absungen, und wo die Pantomime ein nöthiges Hülfsmittel der Auslegung war, dramatische Stücke giebt, wo ohne wörtliche Anzeige, die redenden Personen abwechseln. Allein wenn der

Aus-

Ausleger dergleichen Abwechselungen der redenden Personen annimmt, so muß er durch den Ton des Gedichts, durch den Zusammenhang und durch alle Umstände gleichsam dazu gezwungen seyn. Denn dürfte er dergleichen ohne Noth, blos aus theologischen Gründen, oder seinem System zu gefallen, annehmen, so würde die Auslegung der Schrift äusserst ungewiß und willkührlich werden. Daher halten wir es nicht für entscheidend, wenn der Verf. die Sünde dieser Verfluchung, die er in aller ihrer Größe und Mannichfaltigkeit zeiget, als dem heiligen Propheten höchst unanständig und seinem Charakter abstimmig vorstellt. Denn nicht zu gedenken, daß man für den Affekt, (mit kaltem Blute und ruhiger Bedachtsamkeit konnte niemand dergleichen schreckliche Verwünschungen aussprechen) etwas abrechnen muß, so hatte der Prophet wirklich einen starken Hang zum Murren und zur Ungeduld, wovon er noch in eben diesem Kapitel ein Bekenntniß ablegt. Der einzige Grund, der uns erheblich scheinet, ist der Mangel einer Veranlassung dieser Flüche, und die Vorbeylassung ihrer Folgen, der Mangel eines Zusammenhangs derselben mit dem vorhergehenden und nachfolgenden, die fürchterlichsten Flüche werden ausgestossen, ohne daß man sehen kann, warum, bey welcher Gelegenheit und mit welchem Erfolge. Diesen Grund hat der V. sehr wohl auseinander gesetzt, und insonderheit bemerkt, daß die Verwünschung mit dem bessern Entschlusse, mit dem Vertrauen auf Gott, so der Prophet im 11ten Verse dieses Kapitels äussert, und vermöge deren er sogar zum Lobe Gottes sich und andre ermuntert, nicht bestehen könne. Dies scheinet uns so wichtig zu seyn, daß man, unsrer Meynung nach, diese Flüche dem Propheten nicht zueignen könne, wofern man nicht vermuthen wollte, daß sie hier nicht an der rechten

Stel-

Stelle stehen, sondern durch irgend ein Versehen aus ihrem gehörigen Zusammenhange gerissen worden.

In der zwoten Betrachtung werden die unverschämten Beschuldigungen Morgans gegen den Charakter und die Aufführung des Propheten Samuels ausführlich widerlegt, welches dem V. um so leichter ward, da dieser englische Freydenker alles auf Erdichtungen bauet, jeden feindseeligen Verdacht ferner so bald er möglich ist, für erwiesen hält, und alles das übergehet oder verwirft, was den Propheten rechtfertiget.

Die aus den Schicksalen des Herodes Agrippa hervorleuchtende Göttlichkeit der christlichen Religion ist der Inhalt der dritten Betrachtung. Man weis aus der Apostelgeschichte das traurige Ende dieses jüdischen Königes. Er hörte mit zu großer Gefälligkeit die Schmeicheley des ihn vergötternden Volks an, und ward dafür lebendig von Würmern verzehret. Christus ließ sich göttlich verehren, ohne daß Gott auf irgend eine Weise sein Misfallen darüber bezeugte, folglich mußte er derjenige seyn, für den er sich ausgab. Dies ist kürzlich der Beweis, insofern er dem Titel der Abhandlung entspricht, und wenn er eigentlich aus den Schicksalen Herodis geführt würde: allein der V. hat gesehen, was man ihm entgegensetzen könnte, daher nimmt er den Charakter Christi und seiner Lehre bey seinem Beweise zu Hülfe, denn der eigentliche Beweis aus den Schicksalen Herodis beweiset nur für diejenigen die vorläufig von der Auferstehung und Verherrlichung Jesu überzeugt sind und scheinet die göttliche Sendung desselben mehr zum vorauszusetzen als zu beweisen. Die Gegner der wahren und wesentlichen Gottheit Christi werden diesen Beweise eben das entgegensetzen können, was sie wider die gewöhnlichen aus der göttlichen Ehre und An-

be-

betung, so sich Jesus erweisen lassen, hergenommene Beweise einzuwenden pflegen. Wir übergehen die vierte und fünfte Abhandlung wovon jene die gewöhnliche Meynung von den Levirat-Ehen erläutert und befestiget, und diese erweiset, daß David der Urheber der im 109ten Psalm enthaltenen Flüche sey, um noch etwas von der sechsten Abhandlung zu sagen, worinn das Verhältniß eines mit Schwachheit beladenen Alters gegen die Handlungen der Seele sowol in diesem Leben als auch in dem Zustande nach dem Tode betrachtet wird. Dem Verfasser war folgende Frage vorgelegt: ob nicht solche Personen, die bereits einen Schatz der Erkenntniß besessen, ihn aber hernach verlohren haben, künftig wieder die ersten Anfangsgründe lernen müssen; ob nicht diejenigen, die eine Stärke in ihren guten Neigungen erhalten hatten, darauf aber kindisch wurden, ihre so mühsam erworbenen guten Fähigkeiten erst wiederum nach und nach erringen müssen, und ob folglich der Grad der Seeligkeit, deren ihre Seele theilhaftig wird, nicht ungleich geringer seyn wird, als anderer, die in einen solchen Umstand nicht gestorben, sondern bey einer Munterkeit des Geistes aus der Welt gegangen sind? Diese Frage, um einigermassen beantwortet zu werden, könnte und müßte, unserer Einsicht nach, allgemeiner ausgedrückt und auf diese vorläufige Frage zurückgebracht werden: Kann die menschliche Seele, wenn sie vom Körper getrennt ist, ihre Vorstellungskraft auf eine solche Weise äussern, daß sie sich ihrer vormaligen Ideen nicht nur wieder erinnert, und vermittelst dieser Erinnerung ihr Denken fortsetzet, sondern auch neue Ideen erwerben kann, es sey nun daß sie dazu keines anderweitigen Körpers bedarf, oder einen solchen erhalten wird? Kann die Seele dieses thun, so sehen wir nicht ein, wie der eingetretene Aber-

wiß

witz des Alters auf den künftigen Zustand einen schädlichern Einfluß äussern, oder eine nachtheiligere Veränderung wirken könne, als die Unbesinnlichkeit, die alle Sterbende in der Stunde des Todes überfällt. Ob diese Unbesinnlichkeit, wie bey den aberwitzigen Greisen nach und nach heranschleicht, oder ob sie wie bey denen die in den Jahren der Munterkeit sterben, plötzlich hereinbricht, dies kann in Ansehung unsrer Frage nichts verändern. In allen Fällen findet eine scheinbare Unterbrechung des ganzen Denkungsvermögens statt; sowol derjenige, der mit völligen Kräften, als derjenige, der als ein abgelebter kindischer Greis stirbt, muß durch die fatale Periode der Unbesinnlichkeit hindurch gehen. Beyde leiden eine Zerrüttung und Zerstörung derjenigen Theile des Körpers, die ihnen zum Denken und Begehren behülflich waren. Hat nun eben in dieser Zerrüttung und Zerstörung des Sensorium diese allen Sterbenden gemeinschaftliche Unbesinnlichkeit ihren Grund, so kann in Absicht auf einen künftigen Zustand darauf nichts ankommen, wie lange oder wie kurz sie gedauert, oder welches einerley ist, ob das Sensorium allmählig geschwächt und unbrauchbar geworden, oder ob es gewaltsamer Weise auf einmal zerstöret worden. Es scheinet uns also der Fall kindischer Greise, oder überhaupt wahnwitziger und unsinniger Personen nicht mehr und nicht weniger Schwierigkeit zu haben, als der Fall derer, die in dem völligen Besitz ihrer Gemüthskräfte den Körper verlassen. Beyden entgehet die Hülfe, die ihnen der Körper leistete. Können die letztern diese Hülfe entbehren, oder wird sie ihnen durch etwas anders ersetzet, so können auch die erstern ihnen gleichfalls entrathen, oder eine gleiche Ersetzung erwarten. Dies scheinet der V. auch eingesehen zu haben. Denn ausser den moralischen und theologischen Gründen,

wo-

wodurch er erweiset, daß kein nachtheiliger Einfluß des aberwitzigen Alters auf den künftigen Lebenszustand zu fürchten sey. Bringt er auch eigentliche psychologische Gründe an, die nicht besonders auf den Zustand der Greise gehen, sondern die Frage in ihrer gehörigen Allgemeinheit erörtern. Zwar giebt er uns hierüber keine neue Aufschlüsse, sondern wiederholet nur, was man den Materialisten längst entgegengesetzt hat. Allein wer ist auch vermögend uns jene finstern unwegsamen Gegenden zu erhalten, wo unsern Verstand, wenn er kühn genug ist, sich hineinzuwagen, seine sichern und getreuen Führerinnen Erfahrung und Analogie verlassen, und wo er an deren statt, sich an nichts als an dürftigen unzuverläßigen metaphysischen Möglichkeiten halten kann: Die Seele sagt unser V. ist eine vor sich bestehende Substanz, und es hat der Körper derselben das, was sie hat, niemals als eine wirkende Ursache beygebracht, sondern sie hat es selbst aus ihrer eignen Thätigkeit ausgewirkt. — Wenn dies etwas beweisen soll, so muß man annehmen, daß der Körper der Seele zum empfinden und denken entbehrlich sey, oder daß sie ohne denselben eben so gut empfinden und denken könne, als mit denselben. Nur nach dieser Voraussetzung, die den Knoten nicht auflöset, sondern zerhauet, kann man die Schwachheit und Zerrüttung des Sensorium blos als Hindernisse des Denkens ansehen, und nach deren Wegräumung mit den Verfasser, auf eine strengere Aeusserung des Denkungsvermögens schliessen. Soll jene Voraussetzung sich auf die vorbestimmte Harmonie stützen, so wird, wie wir fürchten, diese Hypothese in einem Sinne genommen, wodurch nicht nur ein physischer, sondern auch aller reeller Einfluß der Seele und des Körpers auf einander, oder deutlicher gesagt, alles

in einander Gegründete, in Ansehung ihrer wechselseitigen Wirkungen ausgeschlossen wird, in einem Sinne, worin dieselbe keine Analogie in der Natur für sich hat, sondern unbeantwortlichen Einwürfen ausgesetzt ist, und worin Leibnitz, ob er sich gleich mit der genauen Präcision eines Baumgarten nicht ausdrückte, (und nicht konnte, weil er Mühe genug hatte, seinen Zeitgenossen, in popularen Vorstellungen einen etwanigen Begriff von seinen Erfindungen zu geben) diese Hypothese nicht genommen zu haben scheinet. Es ist dies letztere auch daher zu vermuthen, weil Leibnitz, ungeachtet seiner vorbestimmten Harmonie, einen feinern Körper, einen Ueberzug, die, wie sich unser Verf. ausdruckt, die Quintessenz von dem gröbern seyn sollte, der Seele, wenn sie ihr Denken fortsetzen sollte, nöthig hielte. Leibnitz nahm seine Hypothesen nicht für die Langeweile und ausser seinem System an, und man urtheilt nicht billig und richtig genug von denselben, wenn man die Schwierigkeiten nicht fühlet, die er dadurch heben wollte, und mit diesen seine Hypothesen nicht vergleicht. So verhält es sich auch mit dieser Hypothese, die, wie man weis, von Hrn. Bonnet so sehr bearbeitet und ausgebildet worden. Es war Leibnitzen nicht genug, daß er der Seele, damit sie nach dem Tode denken könne, einen Körper zutheilte; er sahe es ein, daß, wenn dieser neue Ueberzug nicht an ihren vorigen Veränderungen theil genommen, nicht gleichsam ein Behältniß und Aufbewahrer ihrer ehemaligen Vorstellungen wäre, eben vermöge der vorbestimmten Harmonie, aus der Annehmung desselben nicht eine Fortsetzung ihrer Denkart; oder eine Fortdauer ihrer persönlichen Identität, sondern eine pythagorische Seelenwanderung erfolgen würde — Wir halten diese Leibnitzische Hypothese für die einzige, so die Schwierigkeit mit deren

Auf-

Auflösung sich der V. beschäftigt, mit einiger Wahrscheinlichkeit heben könnte. Diejenigen, denen dieselbe nicht Genüge thut, müssen wir mit dem V. auf die künftige Erfahrung verweisen, die uns diesen Punkt vollends auflösen wird, wofern sie sich nicht lieber durch den Glauben an die so wichtige und die Lücken in unsern Einsichten so vortrefliche ausfüllende Schriftlehre von der Auferweckung der Leiber im voraus beruhigen wollen.

In dem Anhange von dem Alter des Samaritanischen Pentateuchus, werden diejenigen bestritten, welche den Esdras für den Einführer der assyrischen Charakter, worin der heil. Text gegenwärtig geschrieben ist, ausgeben wollen. Es wird behauptet, daß diese Charaktere, ihren wesentlichen Zügen nach, in den Abschriften des Gesetzes von Anfang an gebraucht worden, und daß die samaritanischen oder phönicischen Buchstaben, die neben her im gemeinen Leben üblich waren, zur Zeit des Jerobeams zuerst zum Abschreiben des Pentateuchus gebraucht worden. Der V. hat sich Mühe genug gegeben, seine Muthmassung wahrscheinlich zu machen, und wenn er die Gründe seiner Gegner richtig vorgestellt hat, so scheinet er uns dieselben nicht unglücklich bestritten zu haben.

Kl.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

M. Johann Gabriel Süßens, Pfarrers zu Königstein, in der Dióces Pirna in Meißen, kurze Beyfuge zu Samuel Wenceslai Mendens, gewesenen Capellans des Städtgens Altenberg, der genannten Dióces Pirna, vor kurzem bey der Universität Wien in Druck gegebenen kurzgefaßten Nachricht, wie und durch was für Mittel und Wege derselbe zur Gemeinschaft der katholischen Kirche gebracht worden. Benebst gelegentlich angefügter Recension einer Schrift, des weyland vortreflichen Sachsen Gothaischen Theologen rc. D. Ernst Salomon Cypriani, das Centrum des Pabstthums genannt, 1769. 8. 88. Seiten.

Hr. Mende hatte in seiner kurzgefaßten Nachricht vorgegeben, er sey durch folgende fünf Bücher zum Abfall vom Lutherthum und zum Uebergange zur katholischen Kirche bewogen worden, nemlich das klagende Deutschland, ein Buch, welches vor hundert Jahren von einem Lutherischen Prediger in Druck gegeben worden; Osterwalds Quellen des Verderbens, von Bernd übersetzt; Thomas a Kempis vier Bücher von der Nachfolge Christi; Chrysostomi kleine Schriften von Cramer übersetzt, und Andreä Frommens Widerkehrung zur katholischen Kirche. Diesem widerspricht der V. nun und sagt uns, daß der apostasirte Altenberger Kapellan nicht nur ein elender Gelehrter, sondern auch ein schlechter moralischer Mensch gewesen sey, der ein unordentliches Leben geführt und viel Schulden gemacht hätte, die er nicht hätte bezahlen können. Ueber das erstere kann wohl niemand in Zweifel bleiben. Das letztere muß man dem V. auf sein Wort glauben, weil er Menden lange gekannt hat, ohnerachtet

es

es billig noch mit andern Zeugnissen hätte sollen bewiesen werden. Die katholische Kirche hat freylich nicht Ursache, sich auf dergleichen Proselyten, die man ihr gerne gönnet, etwas zu gute zu thun. Indessen sehen wir nicht, wem die kurze Beyfuge des V. etwas nutzen soll. Der Gelehrte darf nicht erst durch zusammengeraffte Citationen aus den Schriften der sächsischen Gottesgelehrten dieses und des vorigen Jahrhunderts über die falschen Lehrsätze der Katholicken zurecht gewiesen werden; und der Laye wird von den verworrenen, in dem eckelhaftesten undeutschen Kanzleystyl abgefaßten, und mit lateinischen Aussprüchen verbrämten Raisonnements, kein Wort verstehen. Das gescheidste von allem ist noch, was er aus dem Cyprian anführt. Bey seinem seltsamen Urtheil über den calvinischen Osterwald hätte Hr. Süße bedenken sollen, daß er sich darinn dem einfältigen Kapellan und dessen Urtheile über den lutherischen Cramer völlig gleich stelle.

F.

Herrn Heinrichs des H. R. R. Grafen von Bünau, ehemaligen Kayserl. würkl. Geheimenraths, und Statthalters der Herzogthümer Weimar und Eisenach u. s. w. Betrachtungen über die Religion und ihren jetzigen Verfall herausgegeben von D. Johann Friedrich Burschern, der Theologie öffentl. ordentlichen und der Philosophie ausserordentlicher Professor zu Leipzig, des großen Fürsten-Collegii Collegiaten u. s. f. Leipzig, bey Ulrich Christian Saalbach, 1769. 8. 288 Seiten.

Obgleich der berühmte Verfasser diese Betrachtungen über die Religion hauptsächlich eine zu seiner Privaterbauung aufgesetzt und nicht eigentlich für das Publikum bestimmt hatte, so sind sie doch seines in der gelehrten und politischen Welt gleich grossen Namens und des Druckes vollkommen würdig, und der Herr D. Burscher verdient durch die Herausgabe derselben den Dank der Freunde des Christenthums. Nach einem sehr lesenswürdigen Vorbericht, worinn der V. von seinen eignen religiösen Gesinnungen, seiner ehemaligen Zweifelhaftigkeit,

und seiner Bemühungen zu einer beruhigenden Gewißheit zu gelangen, mit einer einnehmenden Offenherzigkeit redet, untersucht er in der ersten Betrachtung die Ursachen der mehr und mehr einreissenden Religionsspötterey und Glaubensverläugnung. Er entdeckt die Quellen des traurigen Verfalls der Religion mit sehr vieler Einsicht in das menschliche Herz und so vollständig, daß nicht leicht ein Ungläubiger oder Zweifler diese Betrachtung mit einiger Aufmerksamkeit lesen wird, ohne sich getroffen zu finden und auf die Ursachen seiner Abneigung vom Christenthum geführt zu werden. In der zwoten und dritten Betrachtung über den Gebrauch und Mißbrauch der Vernunft in der Religion möchte es scheinen, daß der Verf. ohne Noth zu weit aushole, und daß seine vorläufigen allgemeinen Reflexionen über das Denkungsvermögen zur Entscheidung der Hauptfrage eben nicht sehr beförderlich sind. Allein man wird sie demungeachtet mit Vergnügen lesen, und sehr viel richtiges und wahres darinn finden. Dieß müssen wir auch von dem eigentlichen Gegenstande dieser beyden Betrachtungen sagen; erschöpft ist diese wichtige Materie nicht; aus Mangel einiger nöthigen Unterscheidungen und genauerer Bestimmungen bleiben noch Dunkelheiten und Schwierigkeiten für künftige Forscher aufzuklären und zu heben übrig; allein was hier über diese Sache angeführt worden, wird doch zu glücklichern Versuchen brauchbar und behülflich seyn können. In der vierten Betrachtung wird die Gefahr bey der Feindschaft gegen die Religion wichtig genug vorgestellt, um von der gewöhnlichen leichtsinnigen Gleichgültigkeit gegen dieselbe abzuschrecken und zu einer ernstlichen Prüfung derselben aufzumuntern.

Dieser Schrift ist der Lebenslauf des Grafen von Bünau, so wie er bey einer demselben von dem Hrn. D. Burscher gehaltenen Gedächtnißpredigt öffentlich abgelesen ist, beygefügt worden. In Ermangelung einer bessern und würdigern Lebensbeschreibung dieses großen Staatsmannes und Gelehrten wird man auch diese Nachrichten, die in dem gewöhnlichen verdrießlichen Complimenten-Styl der so genannten Personalien aufgesetzt sind, für Lieb nehmen müssen.

Bona

Bona Clericorum causa proposita in Dissertatione Canonico-historico-critica de Religiosis ac Monachis ab ecclesiis parochialibus et cura animarum amovendis ad amicum suum a Clerico Dioeceseos Ratisbonensis, A. MDCCLXVIII. Alia causa est Monachorum, alia Clericorum. Clerici pascant oves, ego pascor. S. Hieronym. ad Helidor de vitae solitariae laude ep. I. Coloniae Agrippinae, MDCCLXVIIII.

Beweis, daß die Ordensgeistliche und Mönche zur Seelensorge unfähig und von den Pfarreyen abzurufen seyn, verfaßt von einem Weltgeistlichen Regensburger Bisthums. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von einem weltlichen Priester Freysingischen Kirchensprengels. Nachdruck der Mönchner Auflage, 1769.

Das lateinische Original bestehet aus drey Abschnitten. In dem ersten wird der Ursprung der Pfarren und Landkapitel angezeiget. In dem andern werden die verschiednen Mittel und Wege angegeben, wie sich die Mönche allmählig der Pfarren bemächtigt, und eine so beträchtliche Anzahl derselben an die Klöster gezogen haben. In dem dritten Abschnitte, welches der stärkste und wichtigste ist, wird bewiesen, daß der Besitz der Mönche größtentheils unrechtmäßig sey, und daß sie von der Verwaltung der Pfarren ausgeschlossen werden müssen. Nur dieser letztre Abschnitt enthält die angezeigte deutsche Uebersetzung. Der Verfasser derselben erklärt in der Vorrede, daß er die beyden ersten, weil sie mehr in das historische Fach, als zum angezeigten Zwecke gehören, völlig weggelassen, und nur hin und wieder das, was zur Hauptsache nöthig war, daraus beygebracht habe. Und hirran hat er unsrer Meynung nach, recht gethan. Die lateinische Schrift enthält viel überflüßige Anmerkungen und manche entbehrliche Digreßionen und Allegata. Dabey aber läugnen wir nicht, daß darinn auch manche lesenswerthe Nachrichten vorkommen, allein vieles könnte füglich wegbleiben. Z. B. der Ausfall auf die Feinde des öffentlichen Gottesdienstes u. d. m.

Die Gründe, warum den Mönchen die Seelsorge und Verwaltung der Pfarren zu nehmen sey, sind sorgfältig aufgesucht, und gelehrt und fleissig ausgeführt. — Die erste Stiftung und Einsetzung der Mönche, der Sinn und die Willensmeynung der Stifter, die gegebnen Regeln, das Betragen und die Handlungen der ersten Mönche und die klösterliche Zucht beweisen die Unfähigkeit derselben zur Seelsorge. Eben dies bestätigen die Verordnungen der Päbste, der Kirchenversammlungen und der Väter. Die Erklärungen der Heils-Congregation und der römischen Acta, wie auch die Aussprüche der Lehrer des geistlichen Rechts bestärken eben dieses. — Alles dieses wird ausführlich und mit den nöthigen Beweisen dargethan. Hiezu kommen noch verschiedne andre Gründe, warum es unschicklich und nachtheilig ist, daß sich Mönche mit der Seelsorge befassen. Wir wollen die wichtigsten derselben in der Kürze anzeigen. Die Verrichtungen eines Pfarrherrn und eines Mönchen sind sehr verschieden. Der Mönch soll, wie Praxens in der Lebensbeschreibung des heil. Thomas a villa nova sagt, in seiner Zelle leben, und dies ist und heißt ein Mönch seyn. Allda soll er sich dem beschaulichem Leben widmen, und allein auf das Heil seiner Seelen denken. Ein Pfarrer aber muß für seine und für die Seelen andrer Menschen sorgen und hat sich dem geschäftigem Leben ergeben. Ein Mönch soll die Einsamkeit lieben und das Stilleschweigen beobachten. Er soll die wirthschaftlichen Sorgen hassen, weil sie ihn von Beobachtung der Regel abziehen, und in die weltlichen Sachen ohne seinen Nutzen verwickeln, wie Nicol. IV. in der Bulle: regis pacifici erkläret. Aber als ein Pfarrer muß er demjenigen selbst entgegen gehen, was er als ein Mönch fliehen sollte. Ein Mönch, der in dem Kloster wohnet und zugleich Pfarrer ist, muß sich den klösterlichen Uebungen widmen. Es muß ihm also die Zeit und der Fleiß mangeln, so er auf die Seelsorge wenden sollte. — Ein Weltgeistlicher, der eine Pfarre besitzet, ist ein beständiger, ein getreuer Hirt seiner Schäflein. Ein Mönch ist ein zeitlicher Pfarrweser, den der Augenwink seines Abts von der Heerde nach Gefallen abruft. Diese, sagt der Cardinal de Luka, sind nur Miethlinge. Sie haben wenig Liebe für ihre Schaafe, und sind wenig nützlich, wenig angenehm. Die beständige Abwechselung schadet der christlichen Gemeinde. Sie mindert das Vertrauen. Ein jeder hat eine andre Weise zu

unter-

unterrichten und mit seiner Gemeinde umzugehen. — Weder der Kirche noch dem gemeinem Wesen wächst ein Nutzen zu, wenn ein Mönch der Pfarre vorstehet. Was der Mönch erwirbet, nimmt er mit sich, wenn er die Pfarre verläßt, oder es holet das Kloster, wenn er stirbt. Verläßt aber der Weltpriester das Zeitliche, so erhält einen Theil seines Vermögens entweder die Kirche, oder die armen Freunde. Was er hat, bleibt in lebendigen Händen, und er nützt dem gemeinen Wesen eben so sehr, als der Mönch demselben schadet. —

Allen diesen Gründen setzen die Mönche insonderheit die Unionen entgegen, vermöge deren einige Kirchen den Klöstern unter gewissen Titeln und Bedingungen übergeben sind. Es werden aber diese Unionen untersucht, und diese Untersuchung macht einen wichtigen Gegenstand der ganzen Abhandlung aus. Es wird gezeigt, in welchen Fällen sie vollkommen unterwerfend sind, und wenn sie es nicht sind. Es werden gegen viele vorgegebne Unionen so gegründete Einwendungen gemacht, daß nur wenige gültige, rechts beständige und vollkommne Unionen übrig bleiben.

Wenn man diese Sache, wie billig, aus dem Gesichtspunkte des V. und nach den Grundsätzen seiner Kirche beurtheilet, so wird man seine Gründe erheblich finden, und sowol seiner Gelehrsamkeit, als seinem Scharfsinn Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Hin und wieder hätte er sich, wie wir schon erinnert haben, kürzer fassen können; aber er ist auch zu entschuldigen, weil er diese Schrift zunächst nur für seinen Freund bestimmt hatte, der sie ohne sein Wissen herausgegeben. Auch der deutsche Uebersetzer scheinet ein geschickter und der Sachen kundiger Mann zu seyn. Sein Auszug ist mit vieler Beurtheilung gemacht, und ziemlich gut geschrieben. Seine deutsche Schreibart ist wider die Gewohnheit seiner Glaubensbrüder, bis auf einige Kleinigkeiten, rein und grammatisch richtig.

Brittisches theologisches Magazin. Erster Band. Erstes Stück. Halle, bey Johann Gottfried Trampe, zweytes, drittes und viertes Stück, eben daselbst, bey eben demselben, 1770. Jedes etwa von 15. bis 16 Bogen in 8.

Es ist kein christliches Volk, dessen theologische Litteratur für das protestantische Deutschland so interessant und lehrreich ist, als der Engelländer ihrer Protestanten, wie wir, haben sie sich wenigstens ein halb Jahrhundert früher als wir besonnen, daß sie es sind, gewagt mit eignen Augen zu sehen und selbst zu denken, und versucht an ihrem überliefertem System zu bessern, um es zu einer grössern Uebereinstimmung mit Vernunft und Schrift zu bringen. Ihr Vorsprung ist indessen wohl nicht blos eine Wirkung ihrer freyern Denkungsart, sondern hauptsächlich eine Folge ihrer frühern Streitigkeiten mit scharfsichtigen und geschäftigen Gegnern. Es war natürlich daß bey den lebhaften und wiederholten Anfällen auf das Christenthum die Lehrer desselben sorgfältig in der Offenbarung nachsahen, ob auch alles das, was angegriffen ward, wirklich eine Lehre desselben sey, um sich nicht eine unnöthige Mühe zu machen dasjenige zu verfechten, was keine Vertheydigung werth war. Hier entdeckten sie nun bald gewisse schwer zu behauptende, und mehr ihren Gegnern als ihnen selbst vortheilhafte Aussenwerke, sie verliessen dieselbe, um ihre ganze Stärke zur Vertheydigung der Hauptfestung zu vereinigen. — Vielleicht fangen wir an, in ähnliche Verlegenheit zu gerathen, vielleicht aber verbreitet sich der Geist der freyen Untersuchung, wenn er einmal sich der denkenden Köpfe eines Volks bemächtigt hat, unaufhaltsam auf alle Gegenstände der Erkenntniß; genug auch wie langsamere, geduldigere Deutschen scheinen müde zu werden, länger die unmündigen Schüler des sechzehnten Jahrhunderts zu seyn, uns nur über den Sinn seiner Orakelsprüche zu zanken, unser ganzes Denken, alle unsre Gelehrsamkeit auf die Erfindung neuer Beweise zur Bestätigung derselben einzuschränken, oder zur Erklärung, Ausbildung und Ausdehnung derselben zu entfernten Folgen, nicht ohne Gefahr, bey der ängstlichsten Sklaverey abtrünnige Ketzer zu werden, mühsam anzuwenden; eine undankbare Arbeit, da die unermüdeten Folianten Schreiber des vorigen Jahrhunderts beynahe alles erschöpft, und uns auf diesen Felde kaum eine armseelige Nachlese übriggelassen. Es scheinet die Stunde gekommen zu seyn, da auch wir die von den Engelländern gebrochne Bahn betreten werden und wahrscheinlich wird alles Geschrey der Eiferer, nicht vermögend seyn, den Fortgang der eignen Untersuchung zu hemmen. — Möchten

ten wir uns nur der so ungewohnten Freyheit mit weiser Mäßigung bedienen, und in unsern Untersuchungen durch die Liebe geleitet, nie den Geist der Religion verleugnen, der wie unser Forschen widmen! Glücklich, wenn wir nicht nur durch den Fortgang unser Vorgänger, gegen die Abschreckenden Schwierigkeiten selbst in der Religion zu denken, gestärkt und aufgemuntert, uns ihre Arbeiter in Vertheydigung und Auslegung der evangelischen und apostolischen Schriften zu Nutze machen: sondern auch durch ihre Fehltritte und Ausschweifungen gewarnet, uns auf der richtigen Mittelstraße zwischen Aberglauben und Freygeisterey erhalten!

Man erlaube uns diese Betrachtungen. Sie scheinen uns bey der Anzeige einer periodischen Schrift, die uns mit der theologischen Gelehrsamkeit der Engelländer bekannt machen will, nicht unschicklich; sollte auch gleich der gute Rath, den wir dadurch den Verfassern zur vortheilhaften Einrichtung dieses Werks geben möchten, größtentheils unnöthig und überflüßig seyn. Denn wie wir aus der Ankündigung und Ausführung ihres Vorhabens sehen, haben sie sich ähnliche Endzwecke vorgesetzt. Es sollen in dieser Schrift zuförderst die besten Abhandlungen Engl. Gottesgelehrten über die wichtigsten Materien der Religion und über die schwersten Stellen der heil. Schrift übersetzt erscheinen ferner hinlängliche Auszüge aus Büchern von einem gemeinnützigem und merkwürdigen Inhalte, von andern aber bloße Anzeigen geliefert und nicht leicht ein wichtiges theologisches Buch ausgelassen werden. Es sollen von berühmten Gottesgelehrten, wie auch von berüchtigten Schriftstellern, und Feinden der Religion Lebensbeschreibungen mitgetheilet werden. Endlich wird man auch Neuigkeiten von dem Zustande der Universitäten, von den Beförderungen und Veränderungen der Geistlichen von ihren Streitigkeiten, Todesfällen u. d. g. mittheilen. Wir müssen uns begnügen überhaupt zu sagen, daß nach unsrer Einsicht die Verf. sich rühmlichst bemühet in den vier vor uns habenden Stücken die gegebne Verheißung zu erfüllen, und daß wir hoffen, daß sie in der Folge, bey einer weiteren ausgebreitetern Correspondenz und mehrern Hülfsmitteln, ihre Zusage noch auf eine genugthuendere Art erfüllen werden. Durch eine ausführliche Kritick der mitgetheilten Aufsätze, Auszüge u.

f. f. würden wir dieses Urtheil rechtfertigen können, aber das würde für unsre Bibliothek, die eigentlich der deutschen Gelehrsamkeit gewidmet ist, und die kaum die literarischen Merkwürdigkeiten unsers Vaterlandes fassen kann, wenigstens für dießmal zu weitläuftig werden.

M. Joh. Ehrenfried Wagners, Diac. zu Marienberg apologetische Abbildung der evangelisch-lutherschen Kirche. Chemnitz, bey Joh. Christoph Stössel, 1769. 8. 281 Seiten.

Eigentlich ist diese Schrift eine Apologie der symbolischen Bücher der lutherschen Kirche, denn wenn von diesen erwiesen ist, daß ihre Aussprüche vollkommen mit der Lehre der heil. Schrift übereinstimmen, und daß beyder Lehrbegriff in allen Stücken einer und eben derselbe ist, so ist auch die Kirche vertheydigt, die standhaft über die Lehre derselben hält und ihre Lehrer darauf beeydet. Der letzte Punkt nemlich, daß die luth. Kirche noch immer ihren Glaubensbüchern anhängt, möchte ihm nun eben nicht schwer werden zu beweisen; aber der erste. — Nun da hilft sich der Verf. auf eine gar bequeme Art. Er nimmt ihn als eine erstrittene und ausdisputirte Wahrheit an. Nach seiner Apologie müßte man sich vorstellen, daß der lutherschen Kirche beym Schluß der Concordienformel seit 1580. eine starke Vestung zur Vertheydigung übergeben worden. Nun ist blos die Frage, hat sie diese Vestung bis auf gegenwärtige Zeiten zu behaupten gewußt? Und wenn er denn zeigen kann, daß sie sich in derselben sowol gegen innere Rebellen als auswärtige Bestürmer tapfer vertheydigt, und alle Anfälle abgeschlagen, oder mit andern Worten, daß die Lutheraner noch immer nach ihren symbolischen Büchern lehren und glauben, noch immer unbeweglich auf dem Punkt stehen, worauf man 1580. stand, so ist die lutherische Kirche, zwar ohne sonderbare Mühe, doch genugsam vertheydigt. Aber gegen wem? etwa gegen die Römisch-Katholisch und Reformirten: Nicht doch! diese nehmen zum Unglück die völlige Uebereinstimmung unsers festgesetzten Lehrbegriffs mit der heiligen Schrift nicht als eine erstrittene und ausdisputirte Wahrheit an. Und vielmehr wenn diese Religionspartheyen auch eine apologetische Abbildung ihrer Kirchen schreiben, halten sie sich ihrer seits gleich-

gleichfalls befugt, frey das tridentinische Concilium und diese ihre Confeßionen als erstrittene und ausdisputirte Wahrheiten vorauszusetzen, und sind denn, wenn sie nur beweisen können, daß ihre Kirchen nicht öffentlich von den Bekenntnißbüchern abgewichen sind, gerade mit ihrer Vertheydigung so weit, als unser Verfasser mit der seinigen. Zwar wird er einwenden, daß die reformirte Kirche, deren Lehrer sich große Abweichungen von ihren Bekenntnißschriften erlauben, sich auf diese Weise nicht vertheydigen können, aber öffentlich hat sich dennoch diese Kirche von ihren Glaubensbüchern nicht losgesagt. Und sind denn die Lutheraner den ihrigen bis auf den heutigen Tag so unverbrüchlich getreu geblieben, daß man keine öffentliche geduldete Abweichungen unter ihnen wahrnimmt? Wenn dies wäre, so dürfte der V. nicht so sehr über die Neuerungssucht, die sich sogar in viele Lehrbücher eingeschlichen, nicht über die greulichen Abwege klagen, worauf zween neuere Verf. solcher Bücher gerathen sind.

Die beständige Absicht des V. alles zu vertheydigen, giebt übrigens dem historischen Theil seines Werks ein nachtheiliges und verdächtiges Ansehen. Die Nachricht von der Reformation läßt sich sonst wohl lesen. In seiner übrigen Abbildung hält er sich zu oft bey Kleinigkeiten auf, wohin das Kapitel von den Namen der lutherschen Kirche, von den Gebräuchen u. d. m. gehöret. Hingegen ist er kurz und unvollständig, wenn er die innern Veränderungen in Ansehung des Lehrvortrags, der allmähligen Ausbildung der akroamatischen Theologie u. s. w. vorträgt, viel zu seicht und unhinlänglich ist das, was von dem Einfluß der scholastischen Philosophie in der Theologie gesagt wird. Und noch magrer fällt das aus, was von der Wolfischen Philosophie angemerkt wird. Es scheinet fast, als ob der V. diese Philosophie mit der sogenannten mathematischen Methode, die einige ihrer Anhänger in die Theologie gebracht haben, für einerley halten, wenn er sagt, daß sie bereits aus der Mode gekommen sey. Von der Methode mag dies gelten, nicht aber von der Philosophie selbst. Diese hat gewiß in unsrer systematischen Theologie, so wie jede von den Lehrern des Christenthums von Zeit zu Zeit angenommene Philosophie, Veränderungen hervorgebracht; und wird allem Ansehen nach, noch wichtigere in der Zukunft hervorbringen, so wie sie selbst von ihrer

theolo-

theologischen Anhängern besser und gründlicher wird eingesehen werden. — Der V. hat eine Menge Materialien größtentheils Büchertitel und Namen von Gelehrten gesammlet, aber nicht mit genugsamer eignen Einsicht und Kenntniß vorgelegt. So preiset er z. B. des Hrn. D. Semlers Auslegungsregeln und Methode an, vermuthlich weil er diesen Gelehrten und seine exegetischen Arbeiten nicht kennet. Die Denkungsart und die Bemühungen dieses um die protestantische Gewissensfreyheit und die Rechte des Privaturtheils so hochverdienten Gottesgelehrten, könnten sonst unmöglich den Beyfall eines Mannes erhalten, der einen jeden Versuch zur weitern Aufklärung für heillose Neuerungssucht erkläret, der völlig in dem Geiste der Concordienformel denkt, und seine protestantischen Brüder die Reformirten beschuldigt, daß sie die Religion Jesu verunstaltet haben. Zu einer Probe seiner Denkungsart und seines Styls mag folgende Anrede an dieselben beym Schluß des Buchs dienen: „Hat euch, Reformirten nicht „Luther und seine Gehülfen, die Augen aufthun helfen? „wünschet ihr nicht Glieder der Augsburgischen Confeßion „zu seyn? Wohlan, so tretet herzu, da euch das Licht der „Wahrheit überströmet, und entsaget den Irrungen, die „ihr wider Gottes Wort heget, so ist — doch dieses Ver„langen kann nur Gott erfüllen. Höret indessen auf, dem „Zeuge des Herrn fernerhin Hohn zu sprechen.„

Die eigentlichen Lehrsätze und Maximen der Jesuiten, nach welchen sie dem Christenthum und den Staaten schädlich geworden, aus ihren Claßischen Schriftstellern gezogen nebst einer kurzen Geschichte dieses Ordens. Züllichau, in der Waysenhaus und Frommannischen Buchhandlung, 1769. 8. 21 Bogen nebst 2 Bogen Vorrede.

Ein Buch geschrieben zu seiner Zeit, dem die kritischen Umstände, worinn sich gegenwärtig die Jesuiten befinden, vermuthlich manchen Leser verschaffen werden. Wer wird die Grundsätze einer Ordensgesellschaft zu deren Untergang sich Könige verbunden, nicht kennen wollen? Man wird hier auch genug finden, diese Neugierde zu stillen, ein überaus schwarzes Gemählde, das dennoch nicht

nicht übertrieben oder ungetreu zu seyn scheinet. Denn der Verfasser hat die Züge, womit er dasselbe schildert, nicht aus den Verläumdungen ihrer Gegner oder aus verdächtigen Nachrichten, sondern aus den Schriften der angesehensten und vorzüglichsten Ordensglieder genommen. Er führet fast beständig Jesuiten selbst als seine Gewährsmänner an, und nur selten bringt er Beschuldigungen vor, die er nicht mit eignen Worten Jesuitischer Schriftsteller beleget. Dem Titel des Buchs gemäß, schränkt er sich mit Vorbeylassung ihrer blos speculativen Irthümer auf die praktischen ein; und auch so hatte er noch ein sehr weites Feld vor sich, auf welchem er sich verirren konnte, wenn er sich nicht durch bequeme Abtheilungen seiner zu reichen Materie einen Leitfaden verschafft hätte. Diese Abtheilungen sind folgende: von der Erkenntniß Gottes, deren Mangel die Jesuiten oft für sehr vortheilhaft halten, weil man alsdenn keine Sünde begehen kann, von der Unmöglichkeit das Naturgesetz zu wissen; von der philosophischen Sünde, die einer jeden Missethat, die geschicht, wenn man von Gott nichts weis, oder nur bey Begehung derselben an ihn nicht denket, und von der Bulle Pabst Alexanders *VII.* worinn diese Lehre verdammt wird; daß die Furcht vor der Hölle zur moralischen Besserung des Menschen und zur Vergebung der Sünden hinreiche, ob man Gott lieben müsse, das ist, nach der Jesuitischen Moral eben so schwer, als unnöthig; von der Liebe des Nächsten, diese Liebe will weiter nichts sagen, als daß man nur diejenigen, die uns nicht beleidigt haben, oder hinderlich sind, nicht hasset; der Jesuiten Mordlehre; nach derselben kann man, wenn Ehre und Vortheil dazu auffordern einen Menschen, der uns eine Ohrfeige giebt, oder einen Apfel nehmen will, ohne Sünde tödten; von der Kunst, in Aussagen, Versprechungen und Eyden zu betrügen. Diese Kunst bestehet in zweydeutigen Reden, geheimen Deutungen seiner Worte, Vorbehaltungen u. d. gl. Schutzreden der bösen Lüste; von der Beichte und Absolution. Es giebt keine bequemere Gewissensräthe als die Jesuiten. Sie ertheilen die Absolution dem Sünder, der es selbst von sich und von dem sie es vermuthen, daß er sogleich seine Sünde wieder begehen, und sogleich, nachdem er sie begangen hat. Hier hätte, wie uns dünkt, der sogenannte Probabilismus der Jesuiten ausführlicher sollen erklärt werden. Vom Gottesdienste. Dieser bestehet

blos

blos im Äusserlichen, und das Gebet desjenigen, der mit zerstreuten Gemüthe betet, ist dennoch ein wahres Gebet. Kurz, man findet unter diesen Abschnitten, die vollständigste Anweisung, wie man die Kraft der Gottseeligkeit und Tugend verläugnen, und dennoch den Schein derselben nicht nur in andrer, sondern auch in seinen eignen Augen behalten könne. Man erstaunet über die unglückliche Fruchtbarkeit der Jesuitischen Kasuisten, dem Laster immer neue Schlupfwinkel und Freystätte zu bereiten, und zwar mit einem Schein von Gründlichkeit und philosophischem Tiefsinn. Aber eben diese Kasuisterey, die oft nur dadurch so verderblich wird, daß sie aus gewissen, zum Theil auch von reinern Sittenlehrern zugestandnen Voraussetzungen, weitgetriebne Folgerungen ziehet, muß einem philosophischen Leser diese Voraussetzungen selbst verdächtig machen, und ihm den Wunsch abnöthigen, daß man durch eine genauere Berichtigung der ersten Grundsätze diese elenden Sophistereyen mit der Wurzel ausrotten möchte, wozu es unsrer Einsicht nach, kein sicherers Mittel giebt, als daß man den letzten Endzweck der menschlichen Natur und der bürgerlichen Gesellschaft den wahren Vortheil einzelner mit dem Vortheil aller verbunden, bey Bestimmung dessen, was sittlich gut und böse ist, standhaft vor Augen hätte. — Ein ausführlicher Auszug aus diesem System der Bosheit und des Betruges würde zu weitläuftig und zugleich ärgerlich und anstößig seyn. Wir billigen es daher sehr, daß der Verf. um dem Gifte, ein Gegengift entgegen zu setzen, die verderblichen Maximen der Jesuiten mit der Lehre der Schrift, und da dieser Contrast oft zu ungeheuer groß war, nur mit den reinern Aussprüchen weiser Heiden verglichen, auch zuweilen eigentliche Widerlegungen hinzugesetzt hat, worinn er ohne bis zu den theoretischen Quellen dieser praktischen Irrthümer hinaufzusteigen, seinen Zwecke gemäß, die offenbare Ungereimtheit derselben, oft sehr gut und faßlich gezeigt hat. Die angehängte kurze Geschichte des Jesuiter-Ordens scheinet uns nicht mit dem gehörigen Fleiße, Genauigkeit und Ordnung aufgesetzt zu seyn, und sie ist nicht frey von Unrichtigkeiten. Uebrigens widerleget, wie uns dünkt, das erstaunliche Glück und Ansehen, wozu die Jesuiten, unter den lauten Vorwürfen ihrer wachsamen und eyfersichtigen Gegner gestiegen sind, augenscheinlich die widersinnige Behauptung eines Voltaire, daß den Menschen, bey

allem

allem ihrem Hange zum Laster, die strengsten Tugendlehrer die angenehmsten sind, und daß sie den Prediger des Lasters steinigen würden. Wenn das wahr wäre, wie öde hätten die Beichtstühle der Jesuiten seyn müssen? Die gegenwärtigen Verfolgungen derselben, aber rühren, wie bekannt, von ganz andern Ursachen her, als von ihrer zu bequemen Moral und Begünstigung des Lasters.

Unterricht für Herz und Verstand dem gemeinen Mann auf dem Lande und besonders seiner Gemeinde zu gut aufgesetzt von Carl Friedrich Senf, Pastor zu Kreypau und Trebnitz. Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses, 1769. 8. 472 S.

Der Verf. dieser Schrift sagt in der Vorrede: „man „wird mir hoffentlich vergeben, wenn ich mich in mei„ner Schreibart oft gemeiner und niedriger Ausdrücke be„dienen müssen, ich habe mir die Erbauung des gemeinen „Mannes zu suchen, vorgesetzt, und es kostet hier nicht „geringe Kunst, ihm recht faßlich zu werden, daher man „gleichsam in der ihn eignen Sprache mit ihm reden muß, „denn man kann sich die Schwäche des Verstandes bey „den meisten nicht genug vorstellen; ich wenigstens habe „vieles durch Gewohnheit erst lernen müssen, ehe ich es „habe einsehen können.„ In der That, hätte der V. die schwere Kunst gelernet, Menschen von den schwächsten Begreifungsvermögen, faßlich zu werden, hätte er den Ton, der ihnen eindringend ist, zu treffen gewußt, so würde man ihm nicht nur gerne die Niedrigkeit der Schreibart vergeben; sondern wir würden ihm mit Freuden das Lob ertheilen, daß er ein ausnehmend nützliches Buch geschrieben, und ohne Bedenken würden wir ihm unter der ehrwürdigsten Klasse von Schriftstellern einen sehr hohen Rang zuerkannt haben. Aber leider hat er die Schwierigkeit sich mit einem gewissen Anstande, und ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, bis zu der niedrigsten Fassung herabzulassen, mehr gefühlet, als überwunden. Er schreibt rein, ordentlich und deutlich; aber nicht einleuchtend, nicht einnehmend genug für unwissende sinnliche Menschen, die gar keiner anhaltenden Aufmerksamkeit auf geistige Vorstellungen fähig sind, deren Sprache viel ärmer an Wörtern ist, so wie ihr Verstand an Begriffen, als wir es uns

vorstellen können, wofern uns nicht ein lebhaftes Andenken an unsre frühesten Jugendjahre übrig geblieben ist. Fast glauben wir, daß Menschen von dieser Art kaum eine abgezogene Vernunft- oder Religionswahrheit anders als in einer sinnlichen Einkleidung, in einem concreten Falle, durch Bilder, Gleichnisse, Erzehlungen oder höchstens in kurzen Sprichworte ähnlichen Sinnsprüchen beyzubringen sey. Man urtheile, was der Bauer bey folgenden und ähnlichen Stellen denken könne: „So weitläuftig auch das „Reich des Aberglaubens, und so schwer es in der That „ist, recht genau zu bestimmen, wie weit seine Gränzen „gehen; so ist es doch ganz unleugbar, daß er eines der „wichtigsten und offenbarsten Hindernisse der wahren Fröm„migkeit ist. Die rohe Welt ist zwar gewohnt, die From„men alle als Abergläubische zu verachten; aber da es „ausser allem Zweifel ist, daß der Aberglaube allemal ein „ohne vernünftige Ursache angenommener Irrthum ist, „der aus einer schlechten Erkenntniß von Gott und dessen „Regierung in der Welt herrühret, und bey welchem das „Ungereimte und Lächerliche jedem vernünftig und christ„lich denkenden Menschen leicht in die Augen fällt, so ist „wohl gewiß zwischen Aberglauben und wahrer Frömmig„keit ein sehr wichtiger Unterschied.„ — Ganz anders, dünkt uns, müßte man es angreifen, um den Bauer diesen Unterschied merkbar und begreiflich zu machen. — Besser sind wir mit der Wahl der Materien zufrieden, worüber der V. seine Leser unterrichtet, er greift ihre Denkungsart, ihre Vorurtheile, Aberglauben, geheime Vorbehaltungen und Entschuldigungen, ihre Gewohnheit u. s. w. an. Er sagt ihnen hierüber das was ihnen zu wissen nöthig ist, und gewiß sehr heilsam seyn würde, wenn sie nur seinen Unterricht verstehen und das Gewicht seiner Gründe fühlen könnten.

Johann Taylors D. D. zu Norwich, Schriftmäßige Erklärung des heiligen Abendmahls zum allgemeinen Gebrauche der Christen aus dem Englischen nach der zweyten Auflage. Lindau und Chur, bey der Typographischen Gesellschaft, 1769. 8. 7 Bogen.

Wenn

Wenn gleich der christliche Leser in der Erklärung der Einsetzungsworte und der Lehre vom heil. Abendmahl mit Taylor nicht einig seyn sollte, so wird er dennoch, wenn er die Gabe der Prüfung hat und anwendet, in dieser Schrift sehr viel gutes und erbauliches finden. Freylich scheinet es uns, (andre Einwürfe gegen die hier gegebne Erklärung bey Seite gesetzt) zu gekünstelt und zu weit hergeholt, wenn der Verfasser durch den Leib Christi im Abendmahl die Lehre desselben verstehet, welche die Jünger essen, das ist, fassen, annehmen sich zu Nutze machen und gleichsam verdauen sollten, und durch das Blut, das Beyspiel Jesu, oder dessen vollkommnen moralischen Charakter verstehet, (so wie ihn Christus vorzüglich in seinem Tode gezeigt, worinn er uns nicht nur ein Fürbild zur Nachfolge aufgestellt, sondern wodurch er uns auch wirklich von Sünden und vom Tode erlöset hat,) so daß die Jünger Christi sein Blut trinken d. i. seinen vollkommnen moralischen Charakter betrachten, studiren, nachahmen, und sich zu Nutze machen sollten. Indessen verdienen die Gründe, womit der Verf. seine Erklärung unterstützt, genauer untersucht und geprüfet zu werden, wobey es hauptsächlich darauf ankommen würde: ob aus den Parallelstellen und ähnlich lautenden Schriftausdrücken, die in Menge angeführt werden, zu schliessen sey, daß der angegebne Verstand der symbolischen Handlung Jesu, wenn er uns gleich befremdlich und unnatürlich scheinet, in den damaligen Zeiten der gewöhnlichste und natürlichste und für die Jünger des Herrn der faßlichste gewesen. Doch diese Untersuchung, die uns zu weit führen würde, wollen wir andern überlassen und nur dieß anmerken, daß, unsrer Einsicht nach, ein Schriftgelehrter, der wie Taylor, in der Stiftung des heiligen Abendmahls kein unbegreifliches Geheimniß suchet, und blos einen faßlichen symbolischen Unterricht, eine sichtbare Darstellung einer noch zukünftigen oder bereits vergangnen Thatsache darinn findet, die Abbildung des blutigen und gewaltsamen und für andre gelittenen Todes in dieser symbolischen Handlung als den ersten und natürlichsten Sinn derselben, nicht verkennen sollte. — Man nehme an, daß Christus seinen Jüngern durch eine bedeutende Handlung eine Vorstellung und gleichsam ein Gemählde nicht nur seines Todes, sondern auch der Art desselben, machen wollen, wie hätte er dies schicklicher schöner und faßlicher abbilden können, als

wenn er ihnen eine Symbole seines Leibes und noch eine andre Symbole seines Blutes darstellte und dadurch einen solchen Zustand seines Körpers bezeichnete, worinn derselbe von dem vergossenem Blute getrennt und leer seyn würde, wer müßte hier nicht seinen gewaltsamen durch Blutvergiessen verursachten Tod erkennen? Allein wenn er ihnen ferner andeuten wollte, daß dieser Tod eine Aufopferung für andre und eine Wohlthat für andre und für sie selbst seyn sollte, wodurch konnte dieß schicklicher ausgedruckt werden, als daß er ihnen die Symbolen zu essen und zu trinken gab? Dann sagte ihnen, dies Essen und Trinken, daß sie seinen Tod in Ansehung ihrer Seelen eben so ansehen und gebrauchen sollten, als sie Brod und Wein in Ansehung ihres Leibes eher ansahen und gebrauchten. Die Handlung des Essens und Trinkens würde nemlich alsdann in dieser Anordnung die symbolische Vorstellung oder der sichtbare Ausdruck der Worte: für euch gegeben und vergossen, seyn.

Der Praktische Theil dieser Schrift, (und sie ist fast durchgehends praktisch) behält indessen, wie wir schon gesagt haben, immer einen vorzüglichen Werth und Nutzen, wie man auch von dem theoretischen Theile urtheilen mag. Auch verlieren die erbaulichen Betrachtungen und die eingestreute Gebete von ihrer Kraft, heilige und der Stiftung Jesu würdige Bewegungen und Gesinnungen hervorzubringen, dadurch nicht das geringste, daß Taylor sich die Art und Weise, wie uns Jesus Christus von der Sünde und vom Tode erlöset hat, anders, als gewöhnlich geschicht, vorstellet. Er bekennet demnach, daß er unser Erlöser, der Vermittler und der Herzog unsrer Seeligkeit ist, und muß also, wie er auch wirklich thut, alle die Gesinnungen der Ehrfurcht und Liebe, der Dankbarkeit, den Vertrauen, der Ergebung und des Gehorsams gegen den göttlichen Erlöser hegen und einflößen, wozu wir uns nach irgend einer andern Vorstellung seines Erlösungswerks, nur immer gegen ihr verpflichtet achten können. Die Uebersetzung ist sehr wohl gerathen.

XXVII. Christliche Sendbriefe an seine in Christo herzlichst geliebte Gemeinde, wie auch an alle Heilsbegierigen Mitchristen, in diesen Versuchungsvollen Zeiten; aus bewegtem Herzen, in seinen ho-

hen

hen Alter, noch vor seinem Sterben hinterlassend, zur Warnung, Vermahnung und Trost, von Heinrich Stäheli, ersten Prediger am Evangelio Christi in St. Gallen. Zürich, bey Füeßlin und Compagnie, 1769. 8. 206 Seiten.

Bey aller der Nachsicht, die wir dem gutem Herzen, der wohlgemeinten Absicht und dem hohen Alter des rfassers schuldig sind, müssen wir doch gestehen, daß ie Sendbriefe aus einer Rhapsodie eben so schlecht durchachter als übel geordneter und schwach ausgedrückter trachtungen bestehen.

rnunft- und Schriftmäßige Anweisung, wie sich Christen bey ihrem äußerlichem Gottesdienst vernünftig und christlich zu verhalten haben. Ans Licht gestellet von Nic. Friedrich Herbst. Halle, bey Johann Justinus Gebauer, 1769. 8. 124 Seiten.

Die gewöhnlichen Regeln und Vorschriften zur gehörigen Abwartung des äußerlichen Gottesdienstes wer- i hier gut und erbaulich, obgleich ein wenig zu allgemein rgetragen. Wir glauben, daß wenn manches genauer und ötiger bestimmt, und durch eine mehr individuelle Anndung zugleich einleuchtender und eindringender gemacht ire, diese Anweisung noch erbaulicher, auch in Beziehng auf die gegenwärtige Einrichtung des öffentlichen ottesdienstes, hätte werden können.

Kl.

pitome Controversiarum theologicarum edita a *L. Ioanne Gottfried Koernero*, verbi divini apud Lipsienses Ministro. Lipsiae, apud Bern. Christ. Breitkopf et Filium, MDCCLXIX. 8. pl. 21.

Ist ein bloßer aber sehr getreuer und vollständiger Auszug aus dem größern polemischen Werke des seel. Baumrten.

Hr.

2. Rechtsgelahrheit.

Einleitung zur Kenntniß der in Geistl. Bürgerlichen. Gerichts. Handlungs. Policey. und Kammer-Sachen von E. Hochw. Rath der Reichsstadt Lübeck von Zeit zu Zeit ergangenen allgemeinen Verordnungen, Mandaten, Normalien, Dekreten, wie auch der dahin einschlagenden Rechts-Urkunden, welche nach der Zeitordnung und nach den darin enthaltenen Materien erzählet, mit einigen zur Aufklärung verschiedener Stücke des deutschen und lübischen Rechts der Rechtsgeschichte und Alterthümer gereichenden Anmerkungen versehen, und aus patriotischer Absicht bekannter gemacht worden von Johann Carl Heinrich Dreyer. Lübeck, bey Donatius, 1769. 3 Alph. 6½ B. in 4. und 1½ B. Vorrede und Inhalt.

Wir schreiben mit Fleiß den ganzen Titul dieses für die Lübische nicht allein, sondern für die ganze deutsche Rechtsgelahrtheit so wichtigen Werks ab, um dadurch die Anzeige des Inhalts desselben in der Kürze vollständig zu machen. Und hiemit müssen wir es jetzt bewenden lassen, da ein besonderer Zufall den frühern Abdruck der sonst dieser Bibliothek bestimmten ausführlichen Recension unmöglich gemacht hat, inzwischen aber dieses Werk ausser den häufigen Anzeigen in allen gelehrten Zeitungen, in der von Selchowschen juristischen Bibliothek III. Band 3. Stück S. 478. folg. und in der Schottischen Kritick II. Stück S. 42. folg. vollständig und weitläuftig recensirt worden, und wir daher jene unsere ausführlichere Recension um so mehr zurück behalten, als eben die vielfachen Anzeigen dieses vortreflichen Buchs in der kurzen Zeit, seit welcher es erschienen ist (denn die Vorrede ist vom 16 Junius 1769. datirt) ein Beweis ist, daß es schon in vielen Händen seyn müsse. Wir wünschen aufrichtig, daß dieses sehr schätzbare Werk, welches durchaus das Gepräge der Dreyerschen gründlichen Gelehrsamkeit und ausgebreiteten Belesenheit

heit führet, und die grossen Verdienste des würdigen erf. um die deutsche Rechtsgelahrtheit und Rechtsalterümer wichtig vermehret, durch die baldige Nachfolge s in der Vorrede versprochenen zweyten Bandes die begierige Erwartung aller Kenner dieser Wissenschaft vollmmen befriedigen möge. Und wir können es eben so t zuverläßiger Gewisheit behaupten, daß dieser unser unsch der Wunsch des Publikums sey, als wir gewiß ssen, daß die Aeusserung dieses Wunsches, und dieser itte ein Bewegungsgrund für den Hrn. Verf. seyn werde, Erfüllung desselben zu beschleunigen. —

Fi.

., *Gottfr. Schaumburg*, P. P. O. in Acad. Ienens. cur. prov. et scab. Iur. Assess. Consil. Aul. Sax. Principia Praxeos Iuridicae Judiciariae, quae modum procedendi in judicio regularem continent, variis observationibus illustratum. Accedunt in calce Formulae forenses. Editio nova, emendationibus et observationibus aucta a *Io. Aug. Reichardt*, I. D. et P. P. Cur. Prov. Sax. commun. Advoc. ord. et Synd. Acad. Ien. Ienae, apud viduam I. R. Croekeri per commissionem, 1769. 1 Alphab. 10 Bogen, 8.

Der Inhalt dieses Buchs ist schon seit geraumer Zeit auf einer vortheilhaften Seite bekannt, wir haben lso hier blos von denen Veränderungen zu reden, welche, urch die Bemühungen des Hrn. D. Reichardts, bey der euen Ausgabe angetroffen werden. Die Schaumburg. lrbeit ist dabey unverändert geblieben, (wir glauben mit Recht) obgleich in der Vorrede getadelt wird, daß bey erselben der Text oft in die Noten, und Noten in den ext gebracht worden. Diesen sind hin und wieder kurze lnmerkungen beygefüget, so wie sie bey denen Vorlesunen pflegen mitgetheilet zu werden, und enthalten theils usätze aus den gemeinen Rechten sowol, als auch aus Sächsischen besonders der Herzogl. Altenburgischen Proeß-Ordnung, theils abweichende Meynungen von Rechtselehrten und einige wenige Kritiken. Die, den vorhergehenden Ausgaben angehängte: Kurze Anweisung, wie man

man geschickt aus denen Akten referiren solle ꝛc. ist hier weggelassen, (folglich hätte auch ein Theil der Schaumburg. Vorrede wegbleiben sollen) statt derselben aber ist eine kurze Anweisung zu einigen gerichtlichen Handlungen beygefüget z. B. wie ein Protocoll bey einen gerichtl. angegebenen Kauf aufzunehmen; eine Kauf-Punktation; Klag-Libell, nach der Feyerlichkeit des Sächsischen Processes; Citation; Dekret; Zeugenrotul, und dergleichen alltägliche Sachen mehr, so viel zwey Bogen fassen konnten.

Den Anfänger erkennt man leicht, wenn auch Hr. R. nicht so bescheiden wäre es selbst zu sagen. Er scheinet Lust zu haben, mehrere gelehrte, (vermuthlich blos praktische) Arbeiten zu liefern, wir ermuntern ihn dazu in so fern er sich vorher durch Fleiß einen vollständigeren Begriff von der Rechtsgelehrsamkeit verschaffet, und dadurch in Stand gesetzet haben wird von seinen bisherigen Orakeln gründlicher zu urtheilen, denn Vorurtheile und Mangel der Erfahrung sind allemal, vorzüglich aber bey einen praktischen Schriftsteller unverzeyhliche Fehler, kommt nun noch natürliche Unfähigkeit hinzu, so erscheinet sogar ein Pälite unter den Gelehrten.

DI.

Esaiae Pufendorfii, potentiss. magnae Britanniae regis in supremo appellationum tribunali quondam a consiliis Introductio in processum civilem electoratus Brunsvico-Luneburgici provinciarumque ei annexarum. editio altera annotationibus aucta a *Conrado Friderico a Pufendorf*, potentiss. Magnae Britanniae regis a consiliis et curiae provincialis assessore. Hannoverae, impensis haeredum Foersteri, 1769. 4. 5 Alphabet, 6 Bogen.

Der jetzige Hr. Reichshofrath von Pufendorf hat sich um die Hannöverschen und Lüneburgischen Lande durch diese neue Ausgabe von seines Hrn. Großvaters Einleitung in den Lüneburgischen Civilproceß verdient gemacht. Wenige Lehrbücher enthalten so viel nützliche Materien in einer so fruchtbaren Kürze. Die Anmerkun-

zen bestehen größtentheils in Citationen aus seines Hrn. Vaters bekannten observationibus juris universi.

Gz.

Vermehrte Beyträge zu Verbesserung des Justizwesens am Cammergericht. Zweyter Theil. Frankfurt und Leipzig, bey J. P. Krieger, 1769. 11 Bogen in 8. stark.

Mit vielem Vergnügen zeigen wir unsern Lesern diesen zweenten Band der vermehrten Beyträge, welche eine neue sehr veränderte Ausgabe der Briefe über das Justizwesen am Cammergerichte sind, an, weil Hr. v. Z. in diesem Theile eben so viel Patriotismus, und Kenntniß des Justizwesens zeigt, als man an dem ersten gerühmt hat. Nachdem der V. in dem ersten Theile von der Einrichtung, und Verbesserung des Cammergerichts viel gutes gesagt hat; so betrachtet er in diesem zweenten Theile das Cammergericht nach seiner jetzigen Verfassung, handelt von dessen Geschäften, und Verordnungen, zeigt die Mängel des Justizwesens am Cammergerichte mit einer ihm rühmlichen Freymüthigkeit an, und thut hin und wieder Vorschläge, nach welchen die Einrichtung desselben verbessert werden könnte, wenn das alte Cameralsystem beybehalten werden sollte. Im ersten Stücke (von S. 1. bis 90.) wird vom Extrajudicialprocesse beym Cammergerichte gehandelt, und Mittel angegeben, wodurch dieser wichtige, und oft weitläuftige Theil des Cammergerichtsprocesses abgekürzet und verbessert werden könnte, wobey wir denn mit dem V. der Meynung sind, daß durch eine geschickte Abkürzung desselben, sehr viele Zeit gewonnen, und die ohnehin verdrießliche Arbeit eines Referenten sehr erleichtert werden würde. Hingegen bedürfte (S. 24.) der Satz, wegen der Gewalt der Reichsgerichte in Ansehung der protestantischen Consistorialfälle, noch wohl einer näheren Bestimmung. Im zweyten Stücke (von S. 90. bis 129.) handelt der V. von den Polizeysachen auf eine gründliche und einsichtsvolle Art. Zuerst sucht er das Wort Polizey nach seiner Bedeutung genau zu bestimmen, und bedient sich dazu S. 95. dieser Wendung: „Der „König fordert Sicherheit, Reinigkeit und wohlfeile Preise „von ihnen, sagte der Oberpräsident von Harley zum

 Herrn

„Herrn von Argenson, als er ihn in die Stelle des Ober„aufsehers der Polizey zu Paris einführte. Diese drey „Punkte zehle ich als die einzigen Gegenstände der eigent„lichen Polizey, die Geschäfte die dahin einschlagen, nenne „ich Polizeygeschäfte, und die Kenntnisse der besten Mit„tel, diese dreyerley Absichten zu erreichen, ist in meinen „Augen die Polizeywissenschaft.„ Zur Sicherheit rechnet der V. (S. 101.) die Aufsicht der Polizey über die Selbsthülfe, zur Reinigkeit die Aufsicht über die Gebäude, und zu denen wohlfeilen Preisen, die Aufsicht über die Handwerker. Wir wünschten, daß der V. sich hier etwas genauer und bestimmter erklärt hätte. Sollte die Selbsthülfe, blos ein Gegenstand der Polizey seyn, die Reinlichkeit blos durch die Aufsicht über die Gebäude, und wohlfeile Preise durch eine bloße Aufsicht über die Handwerker erhalten werden können? Uns däucht es nicht allerdings so. Uebrigens sind wir mit dem V. gleichfalls der Meynung, daß die Appellation in verschiedenen Polizeysachen zuläßig ist. Hr. v. Z. setzt (S. 126. u. f.) folgende zwölf Fälle fest, worinn nach Anleitung des J. R. A. Polizeysachen appellabel sind, welche wir noch kürzlich auszeichnen wollen: wenn 1) gegen eine alte nicht hergebrachte 2) gegen eine nicht vernünftige, d. i. dem gemeinen Nutzen nicht zuträgliche, 3) gegen eine den Reichsconstitutionen nicht gemäße, 4) gegen eine neue erst einzuführende, 5) gegen eine nicht allgemeine Polizey oder Zunftordnung geklagt wird, besonders 6) wenn solche ältere, den Reichssatzungen gemäße Polizeygesetze durchlöcherte, oder 7) wohl gar wider die, zwischen der Obrigkeit und den Unthanen in der Form öffentlicher Gesetze abgefaßte Verträge gienge; 8) wenn der unterliegende Fall nicht die allgemeine Wohlfahrt, sondern nur die Gerechtsame einzelner Personen, 9) wenn derselbe die zwiefache Auslegung eines Polizeygesetzes, oder 10) dessen Anwendung ein zweifelhaftes Factum beträffe, und der Unterrichter 11) bereits in der ersten Instanz die Form eines ordentlichen Processes beobachtet hätte; hauptsächlich aber 12) wenn der ergangene Bescheid also beschaffen wäre, daß der Appellat, falls gerade umgewand gesprochen, und von ihm appellirt worden wäre, kein richterliches Gehör, sondern wohl gar eine Strafe verdient hätte. In dem dritten und letzten Stücke handelt der V. von den Cammergerichtsverordnungen, (S. 129. bis 164.) welche er in Extrajudicial- und Judicial-

Ver

Verordnungen theilt. Wir überlassen es unsern Lesern, dieses Stück selbst bey dem Verf. nachzulesen. Die kleinen Aufsätze, welche in dem zweenten Theile der Briefe noch standen, sind jetzt hier weggeblieben. Die Schreibart gefällt uns in diesem Theile durchgehends besser, als in dem ersten, weil sie mehrentheils rein, lebhaft und der unterliegenden Materie angemessener ist, als ein bunter, oft poetischer, und mit vielen Stellen aus Dichtern vermengter Styl. Nur selten entwischt dem V. ein etwas unrichtiger Ausdruck.

Io. Ulr. L. B. *de Cramer* observationum juris universi ex praxi recentiori supremorum imperii tribunalium haustarum etc. Tom. Vtus. Ulmae, impens. Wohleri, 1769. 103 Bogen in 4.

Es würde überflüßig seyn, wenn wir hier von diesem Werke, welches sein Verf. hinreichend empfiehlt, eine weitläuffige Anzeige machen wollten. Dieser Theil enthält die Observations von 1272. bis 1393., welche sich mehrentheils auf den Proceß und die Entscheidung der hohen Reichsgerichte gründen, und daher aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, besonders sehr wichtig sind. Hauptsächlich handeln ziemlich ausführlich, die 1345te Obs. de immunitate terrarum nobilium mediatorum Germaniae, a collectis et contributionibus (S. 202. bis 248.) die 1368. Obs. de jure patronatus post dismembrationem ecclesiae S. 424. bis 493. und die 1381. Obs. von dem Satze fundata est Mascardi sententia, omnem modum probandi filiationem, esse vel verum respectu matris, vel praesumtum, respectu patris, S. 538. bis 600.

Lm.

Wilhelmi Goesii, animaduersiones in quaedam capitis primi et secundi speciminis Palmasiani, quibus varii viri docti ab ejus calumniis vindicantur editio nova cura *Ioh. Frid. Eisenhart*, ICti. Halae et Helmst., impensis C. A. Hemmerde, 1769. 9 Oct. B.

Diese

Diese Schrift ist ein Anhang von Goesii vindiciis pro recepta sententia de mutui alienatione, worzu ein neuer Lobredner des Salmasius, von welchem Hr. E. noch manche Umstände bekannt machet, die Gelegenheit gegeben. Die harten und unanständigen Schmähworte, so beede Gegner gegen einander gebraucht, finden sich auch hier und machen selbige in dieser Betrachtung alles Andenkens unwürdig. Wenn aber dieses, ingleichen der Umstand, daß die ganze Controvers, wenn man die Sache genau erweget, auf einen Wortstreit hinausläuft, bey Seite gesetzet wird: so ist unleugbar, daß dieser Streit viele Wahrheiten in ein hellers Licht gesetzet und Gundling vollkommen Recht habe, wenn er davon und von gegenwärtigen kleinen Buche geurtheilet: „Salmasius hat „geirret, und doch ist es gut, daß er auf die widrige Meynung gefallen, indem auf diese Weise den Rechtslehrern „in andern Stücken der Rechtsgelehrsamkeit manche derbe „Fehler aufgedecket worden, deren Erkenntniß nachher „viel gutes geschaffet.„

D.

3. Arzneygelahrheit.

Gedanken die Heilungsart der fallenden Sucht betreffend. Nebst einem Anhang von einigen gegen die Würmer dienlichen Mitteln, von D. Leon Elias Hirschel. Zweyte, weit vermehrte, und verbesserte Auflage. Berlin, bey A. Wewer, 1770. 8. 145 Seiten.

Der V. hat in der ersten Ausgabe dieser Schrift viel sichtbare Unvollkommenheiten entdeckt, die er in dieser zweyten verbessert. Diese Verbesserung scheint dem V. so gut gerathen zu seyn, daß er glaubt nichts übrig gelassen zu haben, was zur gründlichen Heilung fallsüchtiger Krankheiten beförderlich seyn kann.

P.

Simon Pallas, Professors der Chirurgie bey dem Königl. Preuß. collegio medico zu Berlin, und

ersten

ersten Wundarzts beym Charitenhospital, praktische Anleitung, die Knochenkrankheiten zu heilen. Zum Gebrauch seiner Zuhörer. Berlin und Stralsund, bey G. A. Lange, 1770. 214 Seiten.

Die gewöhnlichen Lehren, Handgriffe und Meynungen werden auf die gewöhnliche Art vorgetragen. Freylich erwarteten wir mehr; wir hoften, von denen Werkzeugen, Handgriffen und andern wichtigen Entdeckungen, womit die Chirurgie zur Cur der Knochenkrankheiten in den neuern Zeiten ist bereichert worden, einigen Unterricht zu erhalten; der V. aber hält, wie es scheint, von diesem Reichthum der neuern Chirurgie wenig.

K.

Abhandlung von den Vorbauungs- und Vorbereitungsmitteln bey den Pocken. Nebst einem Anhang von der vorzüglichen Wirksamkeit und dem ausgebreiteten Nutzen des Brechweinsteins, von D. Leon Elias Hirschel. Berlin, bey Joh. Georg Bosse, 1770. 8. 159 Seiten.

In der Vorrede beklagt sich der V., über die ungünstige Beurtheilung des ersten Theils seiner Briefe, und einer Abhandlung von der Starrsucht, welche in der allgem. deutschen Bibl. X B. II St. p. 215. befindlich ist. Bey der Abhandlung über die Starrsucht bemerket der Recensent nichts, als daß ihm die Kürze derselben wohl gefallen habe. Wenn ein Rec. genöthigt ist, ein Buch zu lesen, in welchen Sachen auf eine unvollständige und unangenehme Art vorgetragen werden, die er schon längst in van Swieten und andern bekannten Büchern zu wiederholtenmalen gelesen hat; so kann man es ihm ja wohl verzeihen, wenn er sich freuet, daß es kurz ist. Im ersten Briefe untersucht der V. die Frage: ob die Blattern ihr eigen Gift haben, weitläuftig? der Rec. fragt: wer hat denn jemals wirklich (dieses Wort übergeht der V. da es doch die Frage sehr einschränkt,) daran gezweifelt? Es ist dem Rec. bekannt, daß Herr Medikus daran gezweifelt hat; die Gründe aber, wodurch er zu beweisen sucht, daß die Blattern ein eigen Gift nicht haben, haben

so

so wenig Beyfall gefunden, und sind unserer Meynung nach so wenig überzeugend, daß wir fast glauben, daß ausser Hr. Medikus niemand, ja Hr. Medikus selbst nie wirklich daran gezweifelt habe, und daß die Mühe des V. diese Meynung weitläuftig zu widerlegen, überflüßig sey. Die Meynung des V., daß künstliche Geschwüre Vorbauungsmittel wider die Blattern sind, nennt der Rec. eine Meynung, die bekannt, und oft unwahr befunden ist. Warum führt also der V. noch mehr Schriftsteller an, die diese Meynung gehabt haben? wir wissen es ja, daß sehr viele Aerzte diese Meynung haben, und daß uns der V. hierinnen (und das thut er überhaupt sehr oft,) nichts neues sagt. Daß sie aber auch oft unwahr befunden werde, muß der V., wenn er nur einige Erfahrung hat, selbst oft bemerkt haben. Der Rec. hat oft unter dem Gebrauch der spanischen Fliegen Pflaster; in Personen, welche Haarseile und Fontanellen trugen; ja in Fällen, wo man durch 3 Einschnitte die Blattern inoculirte, häufige, und in gegenseitigen Fällen oft nur sehr wenige Blattern entstehen sehen. Weis denn der V. nicht, daß selbst Nachfolger des Suttons bey der Einimpfung nur einen sehr kleinen Stich machen, und von Einschnitten und Blasenziehenden Pflastern böse Folgen befürchten? Die Meynung, daß die peruvianische Rinde ein Vorbauungsmittel wider die Blattern sey, nennt der Rec. einen wunderlichen Einfall, und er kann sich nicht entbrechen, sie noch dafür zu halten, weil sie Fordyce wider die Pest anrathet, soll sie auch die Pocken verhüten!

In dem angezeigten Buch erklärt sich der V. über diese Materien noch weitläuftiger. Ein Vorbauungsmittel nennt er ein Mittel, wodurch eine Krankheit, wenn sie auch nicht völlig von unsern Körper abgehalten wird, wenigstens in ihren eigenthümlichen Zufällen so sehr gemindert werden kann, daß man von derselben nicht so leicht Todtesgefahr zu befürchten hat. In was für ein Feld wagt sich nicht der V. wenn er uns auf diese Art alle Vorbauungsmittel wider die Blattern anzeigen will. Wie viele Mittel, wie viele Regeln nach welchen, und wie vielerley Fälle, in welchen dieselben zu brauchen sind, wird er nicht bestimmen müssen. Doch er macht sich die Sache ganz leicht, er sagt uns nur etwas allgemeines von diesen Mitteln, von dem vernünftigen Gebrauch derselben, auf welchen

doch

och das meiste ankommt, sagt er wenig, oder gar nichts.
lle Vorbauungsmittel theilt er in äusserliche und inner-
che ein. Er findet eine grosse Aehnlichkeit zwischen der
est und den Pocken, und schliesst also, dass zur Verhü-
ing oder Verminderung der Pocken eben die Mittel mit
ortheil angewendet werden können, die man bey pesti-
nzialischen Epidemien in dieser Absicht vorgeschlagen hat.
ie Absonderung der kranken von den gesunden ist bey den
ocken nicht so leicht zu bewerkstelligen als bey der Pest.
a die Pest jeden, der auch schon damit behaftet gewesen
t, wider anstecken kann, so fliehen die Gesunden freywil-
g den Umgang mit den Kranken; da hingegen diejenigen,
elche die Blättern einmal gehabt haben, ohne Furcht mit
ockenpatienten umgehen, und also die Krankheit verbrei-
n. Natürliche oder künstliche Geschwüre sind gute Vor-
uungsmittel wider die Pest, und also auch wider die
ocken. Dieses letztere beweisst der V. durch Gründe und
fahrungen. Nicht immer, wie wir schon oben gesagt
iben, zeigen sie die Wirkung, die man davon erwartet,
d dass sie jemals die Blatternkrankheit wirklich verhütet
ben, kann der V. nicht beweisen. Und wenn man mit
m V. und vielen andern Aerzten, die kleine Wunde, und
e in derselben entstehende Eyterung als einen Hauptvor-
eil bey den eingepfropften Blattern ansehen will, so muss
in sich billig wundern, dass die mehresten Aerzte anra-
en bey der Einimpfung nur einen einzigen, und zwar
nz flachen Schnitt zu machen. Einen vorzüglichen Nu-
n, glaubt der V., erhält man von einem künstlichen
schwür, wenn man gerade an der Stelle, wo durch ein
rächeliches Geschwür eine Zeitlang schon vieles Eyter
sgeflossen ist, die Einpfropfung vornimmt. Die Natur,
lche schon gewohnt ist, durch dieses Geschwür Unreinig-
en auszuleeren, würde durch dasselbe desto leichter einen
eil des Blatterngifts austreiben können. Spanische
egenpflaster und Schröpfköpfe rathet der V. zur Zeit
er Pockenepidemie nicht allein als Vorbauungsmittel an,
dern wenn auch die Krankheit wirklich entstanden ist,
n man durch den Gebrauch derselben die Blattern von
vissen Theilen ab, und nach andern hinziehen, auch die
tastases des Pockeneyters von innern Theilen abhalten.
- und Dampfbäder, wie auch feuchte Umschläge ver-
ren die Ausdünstung, und ziehen die Pockenmaterie
den Theilen, auf welche sie applicirt werden. Vom
Ge-

Gebrauch des Aderlassens giebt der V. auch einige Regeln, die aber bey weiten nicht hinlänglich sind. Dieses sind die äusserlichen Vorbauungsmittel. Sie sind bekannt, und werden täglich von Aerzten in der Blatternkrankheit als Curmittel mit guten Erfolg gebraucht. Ob sie aber im Stande sind, die Blatternkrankheit würklich zu verhüten, ist eine andre Frage; und einige wenige überzeugende Erfahrungen hiervon würden mehr als alle Muthmassungen gelten.

Im zweyten Abschnitt folgen die innern Vorbauungsmittel. Vom Kampfer, zumal wenn er in Weineßig aufgelöst wird, verspricht sich der V. viel. Er schaft das Pockengift durch die vermehrte Ausdünstung aus dem Körper, und verhindert die Ansteckung. Vitriolsäure, oder, nach der Meynung des V., vielmehr Eßig verspricht auch etwas. Personen, die zur Zeit einer Pockenepidemie, ein Fieber und einige andre Zufälle, die vor den Blattern herzugehen pflegen, bekamen, gab er China, und sie bekamen die Blattern nicht. Aber waren sie denn auch gewiß auf den Wege? Von den Schweistreibenden Mitteln und vornemlich von den Spiesglasmitteln erzählt uns der V. allerhand Bemerkungen englischer Aerzte. Auf Laxier- und Brechmittel hält er viel, doch bestimmt er derselben Gebrauch nicht. Auf den Merkurius hält er nichts. Ebmüller sah die Myrrhe, Linnäus den Bisam, Berkley das Theerwasser als ein kräftig Mittel die Pocken zu verhüten, an. Einige diätetische Regeln beschliessen die Abhandlung, in welcher auch einige Bemerkungen, von Personen, welche die Blattern zweymal gehabt haben, vorkommen.

In dem Anhang zu dieser Schrift wird von dem Brechweinstein gehandelt. In verschiedenen Dosen erregt er Brechen, Purgieren, Schweiß, und einen häufigen Abgang des Urins. Er ist ein auflösendes Mittel. In einer Verschleimung der Lunge giebt ihn der V. mit Gummiammoniacum. In einigen Arten der Krätze, und der Lustseuche vermischt er ihn mit Quecksilber. Im Keichhusten erregt er damit ein Erbrechen. Einen zurückgetretenen Ausschlag kann man wieder vorbringen, wenn man dieses Mittel in kleiner Dose giebt. In allen Arten der Wassersucht, wider die Würmer, ja den Bandwurm selbst thut er gute Dienste. In gichtischen Fällen, in allen Krankheiten, die von verhinderter Ausdünstung entstehen, ist

e ein kräftig Mittel. Ja so gar in Entzündungsfiebern raucht ihn der V. als ein auflösendes Mittel. Die Anfälle der kalten Fieber schwächt er ausserordentlich.

P.

Chph. Andr. Mangoldi etc. Opuscula medico-physica. Edit. *E. G. Baldinger* etc. Altenburgi, Richter, 1769. 392 S. 8.

Unter den Sammlungen von akademischen Probeschriften und Anschlägen hat diese einen besondern Werth. Die Stücke, so dieselbe ausmachen, sind alle mit vieler Kenntniß und Gelehrsamkeit, mit einer scharfen und reifen Beurtheilung geschrieben. Aber nicht allein das. Sie sind auch die noch überbliebenen Trümmer eines Systems der Zenes- und Heilkunde, worinn H. M. nach einem eignen Plane, ziemlich weit gekommen war. Fast alle Stücke der Sammlung, bis auf zwey mineralogische, haben eine Beziehung auf diesen Plan, den Hr. M. von langer Hand vorbereitete und zu dessen Ausführung er mit allen Hülfswissenschaften versehen war. Die Basis seines Systems war die einfältige bare Observation. Er glaubte, man habe der Bemerkungen viel mehr, als wirklich genutzt wären. Sie wären in so manchen seltnen, oder theuern, oder verachteten Schriften zerstreut, daß man fürs System erst von neuen wieder sammeln müsse. Und was H. M. darinn geleistet haben würde, zeigt die Probeschrift von der Wasserscheu. Es geht wirklich vielen schönen Erfahrungen, wie es vielen guten Gelehrten geht. Durch feine und auch durch unschuldige Künste, die sie vernachläßigen, kommen sie nicht ins Gerede und bleiben unbekannt. Ein gewisser Gelehrter sagte recht: man muß nicht blos Eyer legen, sondern man muß auch dabey kakeln. Der Ausdruck ist platt: aber er ist wahr.

H. M. glaubte, man vervielfältigte die Eintheilungen im System ohne Noth. Er tadelte dieses besonders an seinem Freunde Sauvages z. E. in den Probeschr. von Brandbeulen und von der Fallsucht. Sonst erkannte er viel Schätzbares im gedachten Systeme und vielleicht kam er selbst demselben etwas zu nahe. Er giebt in den Diss. von Geschwülsten und Geschwüren Proben seines Systems. Wenn man aber seine Eintheilungen der inflammatorischen Ge-

schwülste S. 104. f. ansieht: so wird man doch denken, H. M. habe selbst wohl für die Praxis etwas zu fein und zu vielfach eingetheilt.

Endlich will er, man solle das System sorgfältig von Hypothesen reinigen; mit einem kritischen Auge die Beschreibungen der Krankheiten prüfen; die Beschreibungen selbst untersuchen und sich die Meynung des Beschreibers nicht hinreissen lassen; die Ursachen besser aus einander setzen; die zerstreuten pathognomischen Zeichen und Zufälle zusammen lesen; nach specifischen oder doch jeder Art angemessnern Mitteln sich umsehen s. w. Verschiedentlich und besonders in der Probeschr. vom Schwindel der Gelehrten giebt er auch hievon Beyspiele und überhaupt trägt er seine Hauptregeln in einer besondern Diss. vor, die in dieser Sammlung die erste ist.

Die mannigfaltigen Materien leiden keinen Auszug: aber wir können sie allesamt unsern Lesern empfehlen. Von keiner wird man ununterrichtet weggehen und es bedauern, daß der prüfende Gelehrte zu früh gestorben.

Geo. Albr. Fried, D. und Geburtshelfers der Stadt Straßburg, Anfangsgründe der Geburtshülfe zum Gebrauche seiner Vorlesungen. Straßburg, Bauer, 1769. 224 S. 8.

Mit mehr Begierde, als man gewöhnlich ein Compendium ergreift, nimmt man gegenwärtiges zur Hand, da es von H. Fried kommt, dessen vor einiger Zeit verstorbener Vater einer der größten Geburtshelfer war und der noch mehr durch seine vielen Schüler berühmt geworden ist. Und als ein Compendium entspricht es wirklich der Erwartung. Es ist kurz und deutlich, in einem aphoristischen Stiele, in den Hauptsachen vollständig, in Nebensachen kurz. Die Fälle, wo Handgriffe oder wo Werkzeuge anzubringen sind, werden genau bestimmt und die Operation, die Wendung s. w. so begreiflich gemacht, als sie es durch Worte können. Ueberhaupt geht er in dieser unter den Geburtshelfern noch strittigen Sache ziemlich die Mittelstrasse. Die Mittel werden blos nach Indicationen oder doch nur allgemein angezeigt. Im Ganzen hat H. F. dieselbe Ordnung, wie er sagt, die man beym Chesesius findet, der aber auch aus des ältern Frieds Quellen ge-

rschöpft hat. Indessen ist er doch oft, wie er anmerkt, davon abgewichen und uns dünkt, er übertrift ihn nicht bloß durch die Kürze, sondern auch in der Richtigkeit und Deutlichkeit. Hier und da ist nur die Sprache ein wenig vernachläßigt; z. E. das Wehe, wegen einem Wasserbruche. Den eingekeilten Kopf nennt er etwas zu französirend einnagelt (enclavée). S. 19. heißt es noch, es steige das Eye in die Mutter hinab und hänge sich da an. Die gegründeten Zweifel dagegen konnten H. F. doch nicht unbekannt seyn. Die fadige Haut (filamentosa) des Röderer macht er S. 23. zum äussern Blatte der Lederhaut (chorion). Durchaus läugnet er S. 25., daß eine Schwangerschaft länger, als bis in die vierzigste Woche dauern könne. Den Katheter beym Verhalten des Urins bey Schwangern hält er S. 44. für unzulänglich, weil er täglich wieder applicirt werden muß und da er davon die Schuld dem Drucke des Muttermundes auf den Blasenhals beylegt: so will er, man solle durch ein Mutterkränzchen dem Herabsenken der Mutter vorbeugen. S. 53. erklärt er sich gegen die Eindrücke der Einbildungskraft der Schwangern auf die Frucht. Das Unterbinden des Nabelstranges ist nach dem Kinde zu ist nach seinen Erfahrungen S. 71. entbehrlich: aber es giebt Fälle, da es nach der Mutter zu nöthig ist z. E. S. 91. Unter die Speisen, die Wöchnerinnen geniessen können, bis das Milchfieber überstanden ist, rechnet H. F. S. 165. Fleischbrühen. Das möchten wir nun eben nicht behaupten und eben so wenig es zum allgemeinen Gesetze machen, daß die Wöchnerinnen vor dem neunten Tage das Bette nicht verlassen müßten. Gewisse Umstände könnten diese Strenge erfordern: aber im Ganzen muß das Befinden es wohl bestimmen und frischen starken Personen dürfte dies Gesetz vielleicht schädlich, gewiß unleidlich seyn. Wir haben uns einiger Anmerkungen nicht enthalten können, um H. F. aufzumuntern, daß er seinem so nützlichen Lehrbuche immer mehr Vollkommenheit gebe.

Lucas, d. Arz. D. Versuch von Wassern. Dritter Theil von natürlichen Bädern. Aus dem Englischen übersetzt von D. Jo. Ernst Zeihern, der Mathem. Prof. zu Wittenberg s. w. Altenburg, Richter, 1769. 428 S. 8.

In diesem Theile kommen die Bäder zu Aachen, Burscheit (warum Borscheit?) Bath und Bristol vor. Berichtigungen oder Zusätze in der deutschen Ausgabe sind uns nicht vorgekommen.

Br.

Index Pharmacopolii completi, Verzeichniß einer vollständigen Apothek mit Anmerkungen. Zweyter Theil. Entworfen von D. Joh. Julius Walbaum. Leipzig, Gleditsch, 1769. 104 S. Fol.

Dieser zweyte Theil ist nach demselben Plane und mit demselben Fleiße, wie der erste (A. d. B. VI. 2. S. 30.) ausgearbeitet. Es liegt das würtenbergische Apothekerbuch zum Grunde: aber aus den brandenburgischen, englischen und französischen Dispensatorien, aus dem Bates, Boerhave, Neumann, Schulz, Cartheuser, Gaubius, Klein, Lewis, Baumé, Malouin, Rosenstein, Darelius, Model, Dossie u. a. sind eine Menge Zusätze gemacht und selbst aus den praktischen Schriften der Aerzte manche gesammelt. Fischers Zusätze zum würtenb. Dispensatorio und Balls Pharmacopoeia domestica haben wir doch vermißt. Bessere Bereitungsarten werden auch häufig angegeben und mit dem Zeichen der Verwerfung von vielen unnöthigen Arzeneyen ist H. W. nicht sparsam gewesen: hätte aber noch immer freygebiger damit seyn können z. E. Aqua looch sani et experti verdiente keine Frage; sondern eine recht große Null.

Ein Anhang enthält die niedersächsischen Namen nach dem Lübeckschen Idiotismus und ein andrer kurze Sätze zur Verbesserung der Apotheken, Regeln der Vorsicht und einige bequeme Handgriffe aus pharmacevtischen und chymischen Schriftstellern, die vermehrt zu werden verdienen.

Wir bitten H. W., daß er nicht müde werde, dieß Feld zu bearbeiten und seine Sammlung mit neuen Zusätzen bereichre und durch strenge Kritick berichtige.

Der in den übeln Folgen der Selbstbefleckung u. a. damit verbundenen Zufällen sicher rathende Arzt. Leipzig, Heinsius, 1769. 108 S. gr. 8.

Eis

Tissots Abhandlung ist für Aerzte: diese ist dem Kranken selbst bestimmt. Tissot unterrichtet den letztern nicht, wie er sich vorbereiten, in was für Ordnung er die Arzeney brauchen und was er bey diesen und jenen Zufällen thun soll. Das hat der V. zu erfüllen gesucht.

Im 1 Cap. will er eine Lücke Tissots ergänzen, die Tissot sahe, aber nicht mit wenigem auszufüllen vermochte, nemlich, wie man durch die Erziehung der Neigung zur Selbstbefleckung vorbeugen solle. Er findet in der sitzenden Diät den Hauptfehler: wir fürchten aber es sind mehrere, die unserm ganzem Erziehungsplane tief eingewebt sind. Und der Erziehungsplan selbst ist ein Theil und eine Folge der heutigen Sitten.

In den folgenden Capiteln wird die Krankheit in ihren Ursachen und Zufällen beschrieben, wobey sich der V. zwar aller Gelehrsamkeit enthält: aber doch vielleicht von denen, für die er schreiben will, nicht allemal deutlich genug verstanden werden dürfte.

Im 8ten Cap. behauptet er, nicht ohne Grund in den meisten Fällen, es müsse durchaus nicht sogleich mit der Cur angefangen, sondern der Körper erst durch eine diätetische Vorcur und durch stärkende nährende Mittel, Bäder, Molken, Milch und Selterwaßer zur Tissotschen Cur vorbereitet werden, weil man von den stärkenden etwas zusammenziehenden Mitteln sonst mehr Schaden, als Nutzen haben wird. Er beschreibt diese Vorbereitung sehr gut. Nur die Viperbrühe S. 49. sollte nicht die alles ihr Gutes blos den gemeinen Fleischarten s. w. zu danken haben? Dem Lobe, was er S. 52. einem guten Biere giebt, stimmen wir gerne bey.

Bey der Cur selbst im ersten Perioden (Cap. 9.) sind doch China, Stahl nächst kalten Bädern, die Hauptmittel, doch in geringen Gaben und verbunden mit einer nahrhaften Diät. Vorher aber soll der Kranke doch laxiren. (In besondern Fällen und nach Anzeigen dürfte es doch wohl nur zu verstehen seyn, besonders, wo die diätetische Vorcur gut beobachtet ist.) Im zweyten Perioden der Cur (Cap. 10.) werden diese Mittel stärker und mehr tiscotisch gebraucht. Dann müssen auch topische Stärkungen angewandt werden, die vorher aus Kräuterbädern bestanden und nun den Goullardschen Bleymitteln Platz machen müssen.

Von der Unfruchtbarkeit, vom Samen und weissen Flusse und Pollutionen ist noch etwas angehängt.

Obgleich diese Abhandlung etwas eilig aus der Feder geflossen zu seyn scheinet, und auf gut deutsche Art mit verschiednen überflüßigen Recepten pranget: so ist sie doch nicht überflüßig. Ihr V. scheint Erfahrung zu haben; man wird sie mit Nutzen lesen; Anfängern wird sie ganz brauchbar seyn und ein wenig Feile mehr würde ihr den Platz neben Tissots Werke gewiß gemacht haben.

Aufrichtiger Unterricht vor neuangehende Aerzte und Wundärzte, wie sie sich bey Besichtigungen zu verhalten und Besichtigungsscheine von der Tödtlichkeit der Wunden einzurichten haben, u. s. w. von Christoph Gottlieb Büttner, Med. D. et Prof. Physico Samb. Colleg. San. Membro. Königsberg und Leipzig, Zeisens Witwe, 1769. 208 S. in 4.

Hr. B. ertheilt zuerst einen Unterricht von der Tödlichkeit der Verletzungen und legt nachher 62. eigne Besichtigungsscheine und gerichtliche Zeugnisse bey. Er ist wohl eben nicht sehr Meister im guten Lehrstile, bedient sich auch im Unterrichte einer Menge lateinischer Worte ohne Noth. Aber es ist doch in beyden Theilen des Werks viel Gutes und manches nicht Gemeine. Die Wunden der Augenhöle sind nur tödlich, wenn die obre Knochenwand zersplittert wird, auf der das Hirn liegt. Wie eine Ohrfeige tödlich werden kann, wird S. 7. f. w. umständlich dargethan. Verletzungen der Luftröhre sind nur tödlich, wenn das untre abgeschnittne Ende versteckt wird, oder innere Zweige des Luftröhrstammes durchstochen sind. Er giebt gültige Ursachen an, warum fast alle Verletzungen des Zwergfells schlechterdings tödlich seyn müssen. Magenwunden aber sind es ja nicht immer, da sie zufällig geheilt sind und da bey den Messerschluckern die Oefnung und Heilung des Magens zu wiederholtenmalen statt gefunden. Auch hat H. B. eine starke Beschädigung des Grimmdarms gesehen, die nicht tödlich abgelaufen S. 37. findet sich ein sehr merkwürdiger Fall von einer zerplatzten Mutter, aus der die Frucht sich in den Unterleib gesenkt. Die Frucht ist nachher aus dem Unterleibe

herausge-

herausgeschworen und Stückweise herausgebracht worden: die Mutter aber ist wieder geheilt und die Frau ist nach einem Jahre wieder schwanger worden und hat ein lebendiges Kind gebohren. Bey einer schleunig gestorbnen Frau fand man eine Frucht in einer Muttertrompete. Es waren aber durch diese Ausdehnung die Blutgefäße zerplatzt und eine Menge Blut in den Unterleib ergossen. Das gewaltsame Abreissen eines Hoden ist nicht tödtlich und fast ohne alle Zufälle gewesen. Mit Recht verwirft H. B. die neun Tage, nach denen die Wunde nicht mehr tödlich seyn soll. H. B. wird diese Arbeit fortsetzen und auch andre Arten von Geschäften seines Physicats aus seinen fast 40 jährigen Erfahrungen zu erläutern suchen.

Einleitung in die Vieharzneykunst von Jo. Christ. Polykarp Erxleben, der W. W. D. und des Hist. Instit. zu Göttingen Mitgl. Göttingen und Gotha, Dieterich, 1769. 1 Alph. 6 B. 8.

Es sind die Vorbereitungskenntnisse zur Vieharzney, die H. E. vorträgt, der jetzt auf Königl. Großbritannische Kosten eine Reise thut, die hauptsächlich diese Wissenschaft zur Absicht hat. Abschn. 1. enthält eine kurze Physiologie; A. 2. allgemeine Betrachtungen über die Krankheiten des Viehes, ihre Ursachen und Zeichen; (in beyden sind die Lehren der Menschenärzte aufs Vieh angewandt) A. 3. von Erhaltung der Gesundheit des Viehes durch gehörige Wartung (dieser A. dürfte wohl am meisten gefallen, da H. E. hier vieles gute in der Kürze vorträgt;) A. 4. von den Mitteln, die verlohrne Gesundheit des Viehes wieder her zu stellen oder von der materia medica veterinaria (hier greift H. E. sehr tief in die Apothek sowohl, als in die gewöhnlichen Lehrbücher der Aerzte und daher wird der Abschnitt über Erwarten groß, obgleich sich doch noch die vielen oft guten Viehmittel nicht darinn finden, so die nicht durchaus zu verachtende Empirie der Vieharzte bewährt gefunden hat.) A. 5. Wie die Arzneymittel zur Gesundheit des Viehes anzuwenden. Uns scheint doch H. E. die Vieharzte zu gelehrt machen zu wollen und wirklich glauben wir nicht, daß die menschliche Arzneywissenschaft durch Anwendung aufs Vieh zur Grundlage, sondern nur zur Bereicherung und Berichtigung der

Vieharzney dienen sollte. Nicht, als ob es nicht wirklich allgemeine Zufälle für beyde Arten Arzney gäbe. Die giebt es: aber es giebt auch nach Organisation, Bestimmung und Gebrauch, den man von Vieh und Menschen macht, sehr abgehende Zufälle und Krankheiten, man darf nur an die Füsse der Pferde denken, und jene allgemeinen Zufälle und Regeln finden sich besser am Ende, wenn man jede Arzney für sich erst bearbeitet hat und sie nachher vergleicht. Uns dünkt immer, man sollte nur die Natur der Viehkrankheiten erst fleißig aus der Zergliederung bestimmen. Und da das Vieh nicht klagen und sagen kann: so ist die hier unschwürigere Oefnung ein grosses Mittel zur Kenntniß, das wir nicht einmal bey Kinderkrankheiten so leicht ins Werk setzen können, bey denen die Praxis eben so arg im Rathen besteht, als beym Vieh. Die vorgängigen Zufälle, so in die Augen fallen, müssen freylich mit dem Gefundenen verglichen werden. Die Mittel, so die Schmiede s. w. bisher gebraucht, verdienen endlich eben so gut, als die empirischen Mittel der alten Welt und der amerikanischen Wilden, in unsrer Medicin gesammelt und versucht zu werden, wenn sie anders irgend das Gepräge des Vernunftmäßigen tragen, welches ein reiner Kopf leicht beurtheilt. Wir lernen daraus nicht allein wohlfeilere Mittel, die so gut sind, als die aus der Apothek: sondern wir kommen auch oft auf wirklich angemeßnere. Wer da weis, daß unter z. E. tonischen Mitteln dieses in dieser und jenes in einer andern Krankheit wirklich wirksamer sey, wird einsehen, was wir meynen. Es wäre auch Schade, daß man diesen guten Schatz der blinden Empirie eines berühmten Fahnschmidts nicht nutzen sollte und eigentlich daraus müßte eine materia medica veterinaria erwachsen, die nachher Zuwachs und Berichtigung aus der Menschenarzeney bekommen könnte. Wir ehren den Eifer, mit dem H. E. sich diesem vernachläßigten Zweige nutzbarer Kenntnisse widmet und wünschen daher, daß er diese wenige Anmerkungen seines weiteren Nachdenkens werth achten wolle.

Versuch einer theoretischen und praktischen Einleitung in die allgemeine und besondre Geschichte der Blattern oder Pocken, entworfen von S. H. A. Kaiser D. Lemgo, Meyer, 1769. 6 Bogen in 8.

Eine

Eine weder aus den besten Quellen noch mit sattsamer Einsicht veranstaltete Compilation, die dennoch auch aus gemeinnützigen Absichten zum Unterrichte des Volks geschrieben seyn soll. Wir finden indessen darinn zu unsrer Verwunderung einen Gedanken geäussert, den vielleicht wenig Aerzte vor der Hand zugeben werden — den wichtigen und viele Zweifel auflösenden Gedanken, daß die wilden Pocken nur eine Ausartung der ächten seyn; daß ächte Pocken, der Materie nach, durch eine besondre Disposition des Körpers, unächt werden; daß diese, zwar lange nicht immer, aber doch zu Zeiten den Körper vor aller Blatterkrankheit sicher stellen.

S.

Anthropotheologia, das ist Anweisung, wie man aus der Betrachtung des Menschen, nemlich seines Leibes, dessen Glieder und deren Verrichtungen, der Seele und ihren Kräften, Vermehrung und Unterhaltung des menschlichen Geschlechts, des Lebens, der Geburt, des Alters, Lebensziels, Krankheiten, Todes und Auferstehung von den Toden u. s. w. die Allmacht, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte und Vorsorge Gottes erkennen könne, zur Verherrlichung des großen Gottes und Erbauung des Nächsten vorgestellet von Johann Heinrich Schütte, M. D. Landphysikus des Herzogthums Cleve, ältestes Mitglied des provincial Collegii Medici zu Cleve, Erfinder und Medikus des clevischen Gesundbrunnens. Halle, bey Joh. Justinus Gebauer, 1769. 8. 1 Alphabet.

Daß der Erfinder des clevischen Gesundbrunnens durch dieses Buch, welches er im vier und siebenzigsten Jahre seines Alters verfertiget, einen löblichen Endzweck zu erreichen sucht, wird niemand in Zweifel ziehen. Aber durch diese löbliche Absicht allein, wird er seinem Buche nicht Leser und Beyfall verschaffen. Er betrachtet den Menschen von allen Seiten in seinem physikalischen und moralischen Zustande, und sucht allenthalben die Größe

Gottes zu zeigen, und die Bewunderung seiner Werke zu erregen. Daher ist das ganze Buch mit anatomischen Beschreibungen der Theile des menschlichen Körpers und physiologischen Betrachtungen über den Nutzen derselben mit Erklärungen verschiedener Stellen der heiligen Schrift, und vielen theologischen, moralischen und philosophischen Gedanken angefüllt. Da der V. die Absicht nicht haben kann, seinen Lesern genaue anatomische Kenntnisse zu verschaffen; so kommen uns seine anatomische Beschreibungen oft zu weitläuftig und trocken vor. Seine übrigen Betrachtungen und Gedanken sind oft seichte. Wir wollen unsern Lesern einige Proben davon geben. Gott, sagt der V. hat die Eva aus der Ribbe des Adams gebildet, damit er anzeige, daß selbige vom Fleisch und Beinen des Mannes gebildet sey: nicht aus dem Haupte, damit das Weib sich keiner Gewalt über den Mann anmassen solle: noch aus den Füssen, damit sie ihm nicht zu Fusse fallen solle: sondern aus der Seite damit sie dem Manne zur Seite stehen soll. Die Größe des Menschen, sagt der V. S. 26., ist die beste. Wäre er so groß als ein Riese, so müßte er große Gebäude zu seiner Wohnung haben, wozu viel Holz, Steine rc. erfordert würden: er müßte sehr viel Speise und große Kleidung haben, welche er sich schwerlich anschaffen könnte rc. Da der Mensch, sagt der V. S. 76., seine Nase, welche eine Unreinigkeit nach der andern, wie ein Cloak hervorbringt, mitten im Angesicht blos stehen lassen muß, sollte ihn solches zur Demuth und Betrachtung seiner Nichtigkeit Anlaß geben. Der V. thut der Nase unrecht, so wie er den Thieren unrecht thut, wenn er sagt: Die Glieder der unvernünftigen Thiere sind, wenn man sie mit den Gliedern des Menschen vergleicht, ganz unvollkommen und unförmlich zu achten. Der V. wird weder durch solche Gedanken und Betrachtungen, noch durch den so oft wiederholten Ausruf: Wer muß nicht die Allmacht und Weißheit Gottes bewundern! seinen Endzweck erreichen. Man wird dieses Buch lesen, zuweilen gähnen, oft ein Blatt überschlagen, und im übrigen die Absicht des V. billigen und loben. Der Titel, welchen wir in dieser Absicht ganz abgeschrieben haben, zeigt die Mannigfaltigkeit der Materien an, über welche der V. seine Betrachtungen anstellt.

P.

Herrn

Herrn Philipp Hecquet, der Arzneykunst öffentlichen Lehrers, und der medicinischen Fakultät zu Paris ersten Vorstehers, Arzney und Chirurgie der Armen. Oder: Allgemeines und sehr nützliches Hausarzneybuch für den Bürger und Landmann, in welchen leichte und bewährte Mittel, die sowol innerliche als äusserliche Krankheiten und Gebrechen des menschlichen Leibes sicher und geschwind zu heilen, an die Hand gegeben werden. Aus dem französischen übersetzt. Augsburg und Leipzig, verlegts Matthäus Rieger und Söhne, 1769, 8. 1 Alphabet 19 Bogen.

Wir wundern uns, daß dieses Buch, welches gar sehr nach einem altmodigen Geschmack, und ganz und gar nicht seinem Endzweck gemäß eingerichtet ist, in den jetzigen Zeiten noch einen Uebersetzer gefunden hat. Gemeiniglich wird nur der Name der Krankheit, und dann sogleich, die in derselben brauchbaren Mittel angezeigt: Aber weis denn der Bauer sogleich, was ihm fehlt? wird er wohl wissen, ob er eine hitzige Leber, eine angegrifne Lunge rc. hat? wenn man ihm nicht Zeichen angiebt, durch welche er es erkennen kann? Auch findet man hier noch sehr viele lächerliche und unkräftige Curmethoden und Mittel gerühmt. Wir wollen nur einige wenige anzeigen. Die geröstete Galle und Leber von einem Aal, ist ein vortrefliches Mittel in schweren Geburten. Eine Aalhaut geröstet, zu Pulver gestossen und in Wein eingenommen, heilt den Vorfall der Mutter. Wenn in einer schweren Geburt die Blase verletzet worden ist, soll man eine lebendig verbrante, und zu Pulver gestoßne Kröte in einem Beutel auf der Herzgrube tragen. Die Gurgel eines Hahns gebraten, zu Pulver gemacht, und in rothen Wein eingenommen, ist ein Specifikum für die, welche den Urin nicht halten können. Auch sympathetische Curen giebt es hier: verdiente ein solches Buch, in den jetzigen Zeiten, da der gemeine Mann, die Schriften eines Tissots in Händen hat, wohl übersetzt zu werden?

St.

Grund-

Grundsätze der ausübenden Arzneygelahrheit von Georg Fordyce, der Arzneygelahrheit Doktor, Mitgliede der Königl. Gesellschaft der Aerzte zu London, und Leser der ausübenden Arzneygel. daselbst. Die Geschichte und Behandlungsarten der Fieber und innerlichen Entzündungen. Nach der zwoten und verbesserten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt. Kopenhagen, 1769. bey Joh. Gottl. Rothe, 8. 12 Bogen.

Praktischen Aerzten wird dieses Buch nicht gefallen. Wir finden in demselben nicht das praktische, das Genugthuende, welches die Frucht der Erfahrung ist. Die Ordnung, in welcher die Krankheiten abgehandelt werden, ist zu gekünstelt, tabellarisch und theoretisch; sie ist nicht die natürliche und praktische Ordnung, welche die Natur der Krankheiten vorschreibt. Die Abhandlungen der Krankheiten selbst sind seichte, flüchtig, und gar sehr unvollständig. Verschiedne Ausdrücke und Redensarten sind sonderbar und unverständlich, da wir aber das Original nicht vor uns haben, wissen wir nicht, ob sie dem Verf., oder dem Uebersetzer zuzuschreiben sind.

P.

4. Schöne Wissenschaften.

Das Caffee (soll heißen: Das Kaffeehaus) eine Wochenschrift aus dem italienischen. Zürch, 1769. Erster Band.

Eine richtige, obgleich etwas steife Uebersetzung eines für Italien sehr brauchbaren, und für die hellen Einsichten, die sich da zu verbreiten anfangen, sehr rühmlichen Werkes. Inzwischen sind die Stücke nicht alle von gleicher Güte.

Akademische Vorübungen aus den von Karl Heinr. Seibt, Prof. der schönen Wissenschaften und der Moral zu Prag, gehaltenen Vorlesungen über die

deutsche

deutsche Schreibart. Altstadt Prag, 1769. zu finden bey Elsenwanger, 176 Seiten in 8.

Man muß in diesem Buche nicht mehr suchen, als der Titel verspricht, und als sich vernünftigerweise von der Einrichtung desselben erwarten läßt. Der Verf. zeichnet uns den Plan seiner Vorlesungen in der Rhetorick; er hat also kein Lehrgebäude derselben liefern wollen. Er theilt uns die Ausarbeitungen seiner Schüler mit: man kann also eben nichts vorzüglich unter denselben verlangen. Was nun das erste betrifft, so ist seine Methode nicht zu verwerfen, und seine Schreibart wirklich ganz leidlich, so daß wir uns freuten, auch in Prag den guten Geschmack nicht unbekannt zu sehen. Aber wir vermissen bey den Ausarbeitungen die Kriticken des Herrn S. Er redet viel zu vortheilhaft davon, ob wir gleich nicht läugnen, daß einige noch so ziemlich gerathen sind. Am Ende einer jeden macht der Verf. einen kleinen Panegyrikus; aber da ist kein Ausdruck, keine Sylbe getadelt, da ist kein einziger Fehler gerügt. Und dieß sollte doch die Hauptsache bey praktischen Uebungen seyn. Wolten unsre Leser noch dafür halten, daß es sich nicht der Mühe verlohnt hätte, diese Exercitia drucken zu lassen, so würden wir allenfalls nichts dawider haben. Doch können wir auch eine solche Veranstaltung nicht von allem Nutzen freysprechen.

K.

Briefe über das Theater, in welchen die Beantwortungen der Fragen: Ist das Theater überhaupt, und insbesondere auf Akademien zuläßig? und in wie fern können Prediger dawider eyfern? nebst Vorschlägen zur Aufnahme und Verbesserung desselben eingewebt sind.

Non ex vulgi opinione, sed ex sano judicio. *Baco.*

Frankfurt und Leipzig, 1769. 7½ Bogen, 8.

Die Zeiten, wo in Deutschland, besonders von den Geistlichen ein Kreuz gemacht ward, wenn von Komödie die Rede war, sind doch so ziemlich vorüber gegangen, ob es gleich noch Leute giebt, die zugestandenermaßen von schönen Wissenschaften, von Philosophie, von Kenntniß des

des menschlichen Herzens, nicht die geringsten Begriffe haben, und doch, was sie nicht kennen und zu beurtheilen nicht im Stande sind, zu verdammen wagen. Exempla sunt odiosa, mag es auch hier heissen. — In den gegenwärtigen Briefen wird man über die auf dem Tittel angegebenen Materien nichts neues finden. Es treten zwey Correspondenten auf, die mit einander darüber dispütiren und in einigen Punkten etwas verschiedener Meynung sind. Die zehn ersten Briefe sind an einen Freund in Jena, und vertheydigen die Schaubühne wider längst gemachte Vorwürfe mit bekannten Gegengründen. Der Verf. sagt unter andern, daß der Stifter unsrer Religion selbst sich der Parabeln, das heißt, erdichteter Geschichten bedient habe. Noch passender, dünkt mich, könnte man sich auf den historischen Theil des alten Testaments berufen, wenn man ja solcher Beyspiele nöthig zu haben glaubt. Denn warum sollte z. E. eine Phädra, die den Hippolyt verführen will, gefährlicher seyn, als die Gemahlin des Potiphars, die eben dieses bey dem Joseph zu thun, bemüht ist? — Wenn die Sitten und Fehler des Menschen, seine Laster und seine Thorheiten zu schildern, ihn so zu mahlen, wie er wirklich ist, nicht, wie er nach dem Compendium der Moral begehrt wird — wenn dieses unrecht seyn sollte, so laßt uns nicht blos die Theater verschliessen, so wollen wir auch die Jahrbücher der Geschichte verbrennen. Wäre die Bühne nichts, als ein edler Zeitvertreib, so würden ihr Vernünftige ihren Beyfall nicht versagen; aber auch einen moralischen Nutzen kann sie haben, und hat ihn oft in der That. Es kömmt hierbey freylich alles auf die Disposition des Zuschauers an, die er mitbringt, und die er auch alsdenn haben würde, wenn so eine Sache, als Komödie ist, gar nicht in der Welt wäre. Auch ist das Theater nicht die einzige Schule des Unterrichts: und aus diesen beyden Gesichtspunkten betrachtet, verschwinden die Einwürfe noch geschwinder. — Doch ich komme wieder zu meinem Autor. Wenn S. 33. gefodert wird, die Obrigkeit sollte einen Komödianten, der ein Trunkenbold ist, ins Gefängniß auf Wasser und Brod setzen, einen Spieler zum Bau verurtheilen, u. s. w. so wird dieß jedem lächerlich vorkommen. Denn warum sollte, und wie kann auch die Obrigkeit die Schauspieler härter bestrafen, als andre Bürger? — Nun folgen bis zum Schlusse die Antworten aus Jena. Daselbst war eine

herum-

herumziehende Schauspielergesellschaft, (vermuthlich eine sehr elende, und, wo wir nicht sehr irren, die Starkische, die vor dem Petersthore in Leipzig gespielt hat,) angekommen. Der Verf. hat Richard den dritten und die verliebten Thorheiten von Regnard gesehen. Er beurtheilt die Stücke und die Akteurs. Um von seinem Witze einige Proben zu geben, so schreibt er, da er gemeldet hat, daß im Ballhause gespielt würde, und daß ihm dies sehr gefiele: „Wenn ich wüßte, wer es so gut veranstaltet hat, dem wolt' ich eine Batschhand geben.„ An einem andern Orte gefällt ihm ein Schauspieler deswegen, „weil er schnarrt„ und dergl. mehr. Richard der dritte hat seinen vollkommenen Beyfall, aber eine große Unschicklichkeit, in die Herr Weiße gefallen ist, hat unser Verf. (S. 57.) bemerkt, auf die sonst schwerlich eine lebendige Seele gestoßen wäre. Der Dichter läßt seine Personen — sollte man sich so was vorstellen? — mitten in London, (wo doch, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, nichts als Englisch gesprochen wird,) — in deutschen Versen reden. Freylich ist das arg, eben so arg, als wenn Achilles französisch, Agamemnon englisch, der rasende Herkules lateinisch, die übersetzte Zaire holländisch, und Miß Sara deutsch spricht. — Aber, im Ernste, sollte ein Verf. der einen solchen Einfall haben kann, Kriticken über theatralische Stücke schreiben? — In dem letzten Briefe kömmt er auf die Sittlichkeit der Schauspiele, und scheint eben nicht der größte Freund von ihnen zu seyn, ob er wohl gesteht, daß sie Nutzen schaffen können, und oft schaffen müssen. Ueberhaupt urtheilt er sehr schwankend, und hebt durch das eine, was er sagt, das andre so ziemlich wieder auf. — Doch wir wollen, nachdem was wir bereits gesagt haben, zur Vertheydigung der Bühne nichts hinzusetzen, die von mehrern mit Glück unternommen worden ist.

Kleine Gedichte von G. H. A. Koch. Erster Theil. Braunschweig, bey Schröder, 1769. 10 Bogen, klein 8.

Wieder ein neuer Poet, der, allem Ansehen nach, durch den schnell ausgebreiteten Ruhm seines Freundes Jakobi gereizt, dem er auch diese Sammlung zugeschrieben

ben hat, den nemlichen, mit Blumen verstreuten Pfad der anakreontischen Poesie zu betreten anfängt. Wir haben einige nicht schlechte Sachen unter diesen Gedichten angetroffen, aber auch viele, die nur mittelmäßig sind. Ueberhaupt besitzen wir in diesem Fache, in mehrern Sprachen so viel schönes, daß derjenige, der uns etwas vortrefliches darinn liefern will, nothwendig eine Menge neuer Ideen hervorbringen, und denn in Absicht auf Sprache, Versifikation und feinen Scherz ein Meister seyn muß. — Bemerken wir aber, daß alles, was uns der neue Dichter zu lesen giebt, eine zu genaue Aehnlichkeit mit den Erfindungen und Tändeleyen der uns schon bekannten großen Poeten hat, so müssen wir nothwendig eine Langeweile und einen gewissen Widerwillen empfinden. Wir sprechen hier gar nicht von einer solchen Aehnlichkeit, die uns eine offenbare Nachahmung einzelner Stücke sehen läßt, wir sprechen von dem Tone des ganzen und der Erfindungen.

Fl.

Des Herrn Carl Goldoni sämtliche Lustspiele. Fünfter Theil. Leipzig, bey Eisfeld, 1769. 1 Alph. 3 Bogen, 8.

Es ist nicht zu leugnen, daß eben der Goldoni, dessen bessere Stücke ihn zu verewigen hinlänglich sind, auch verschiedene sehr mittelmäßige gemacht habe. Wer geschwind arbeitet, kann nicht immer gut arbeiten. In den meisten zwar von der letztern Gattung findet man noch immer eine sehr getreue Schilderung der menschlichen Sitten, auch hin und wieder komische Laune, aber man sieht wohl, der Verf. hat sich in Ansehung des Plans kein Kopfbrechen gemacht, er arbeitet alsdenn darauf los, und Knoten und Verwickelung und Charaktere finden sich so von selbst, als die Flüchtigkeit, mit der er geschrieben hat, es erlauben will. — Die gute Mutter, das zweyte Stück dieses Bandes, bringt uns den Wunsch ab, daß man platte und langweilige, obgleich sehr natürliche Gemählde von denjenigen, die wegen ihrer Wahrheit gefallen können, zu unterscheiden wüßte. Es ist wahr, so ein Laffe, als Nikoletto, und so eine gutherzige Mutter, wird so leicht keinem Leser oder Zuschauer unbekannt seyn. Man wird es ohne Zweifel auch sehr natürlich finden, „daß

dieser Junge keine halben Aermel tragen will. — Bey allem dem wiederholen wir, daß wir diesen Dichter für keinen schlechten Mann, sondern ihn vielmehr des Lobspruchs Hagedorns würdig halten:

Von vielen, die sich itzt Thalien zugesellen,
Kennt keiner, so wie er, was bessert und gefällt.

Dramatische Kinderspiele.

Pectora mollescunt, asperitasque fugit. *Ovid.*

Straßburg, bey Bauer, 1769. 7 Bogen, in 8.

Wenn wir diese kurzen Unterredungen, die in jedem Stücke eine kleine Geschichte enthalten; (denn auf den Namen eines Schauspiels können sie keinen Anspruch machen,) blos als Uebungen, die, wie in der Vorrede gesagt wird, von sechs bis neunjährigen Kindern aufgeführt worden sind, betrachten; so können wir sie zwar auch in diesem Gesichtspunkte nicht vorzüglich nennen: aber wir finden denn auch eben keinen Beruf, sie weitläuftiger zu zergliedern.

K.

Des Herrn von Voltaire vermischte Schriften. Aus dem französischen übersetzt. Zweyter Band. Frankf. und Leipzig, 1769. 1 Alph. 2 Bogen, 8.

Auch in diesem Theile sind kleine Abhandlungen befindlich; aber zum Theil auch solche, welche die Materie mehr berühren, als erschöpfen, und eben so flüchtig übersetzt, wie in dem ersten.

Still! ein Lustspiel in einem Aufzuge. Braunschweig, im Verlage der Waysenhausbuchhandlung, 1769. $2\frac{1}{4}$ Bogen, 8.

Still! möchten auch wir zu dem Verf. sagen. Dieses Lustspiel ist, wie es scheint, der erste Versuch eines angehenden Dichters, wenigstens ein Stück, wo Anlage und Ausführung nicht viel mehr, als mittelmäßig sind. Bey dem Titel läßt sich nichts denken, und das ist noch das Wenigste.

Polyhymnia von Jakob Schultes. Ulm, bey Bartholomäi, 1769. 9 Bogen, 8.

Wir haben nicht leicht eine Vorrede gelesen, auf welche so eigentlich, als auf diejenige, welche vor diesen Oden steht, die Verse des Boileau passen:

> Un Auteur à genoux dans une humble prefáce
> Au lecteur, qu'il ennuye, a beau demander grace.
> Il ne gagnera rien sur ce juge irrité,
> Qui lui fait son proces de pleine autorité.

Ja, wirklich auf den Knien, und in einer demüthigen Stellung sucht der Verf. mit den Kunstrichtern einen Vergleich einzugehen; er legt ihnen so viel Bewegungsgründe, so viel Entschuldigungen vor, daß man halb lachen, halb Mitleiden mit einem armen Landprediger in Schwaben empfinden muß, der, wenn er des Tages Hitze und Last getragen, sich eine ihm angenehme Beschäfftigung mit der Poesie macht. — Nun, wie sind aber die Früchte davon beschaffen? Und wenn uns Hr. Schultes, ich weis nicht was vorstellen, und ans Herz legen wollte, so können wir nicht anders sagen, als sehr mittelmäßig. Einige Anlage wollen wir ihm inzwischen nicht absprechen, seine Sprache ist auch für einen Schwaben rein genug, und es möchte gar wohl seyn, daß er gute Dichter beym Lesen zu empfinden weis. Wir wollen doch eine Probe geben, S. 52.

> Fließt des Herzens Blut! Töchter meiner Quaalen!
> Der Liebe heiligster Tribut!
> Fließt, ihr Thränen stets; weinend, wie die Bäche
> Durch diesen Schaur der Mitternacht.

Welcher Schwulst! Und welche aufs Gerathewohl hingeschriebene Sammlung von Bildern und Ausdrücken! — Von dieser Art sind die meisten Stücke, bey denen zuweilen eine Anwendung zu bekannter und abgedroschener Ideen verdrießlich wird.

Des Freyherrn von Holbergs moralische Fabeln mit beygefügten Erklärungen einer jeden Fabel, aus dem dänischen übersetzt. Neue, verbesserte Auflage. Flensburg und Leipzig, bey Korte, 1769. 16 Bogen, 8.

Auch

Auch diese Fabeln zeigen, daß Holberg kein ganz schlechter Kopf war, der, wenn er mehr Geschmack gehabt, mehr gefeilt, weniger geschrieben hätte, unstreitig ein besserer Schriftsteller hätte werden können. — Unter manchen guten Erfindungen sind auch sehr armselige befindlich.

Kleinigkeiten von G. E. Leßing. Vierte Auflage. Stutgard, bey Mezler, 1769. 8.

Diese Gedichte, die auch in dem ersten Theile von Leßings Schriften stehen, sind bekannt genug, und, als jugendliche Arbeiten betrachtet, eines so berühmten Namens nicht unwürdig. Wir zweifeln aber sehr, wenn der Verf. sie einmal wieder selbst heraus geben sollte, daß er sie ohne Aenderungen lassen werde. Einige würden vielleicht ganz abgehen, und andre, von kleinen Flecken gesäubert, unter die besten Stücke dieser Art gehören.

R.

Milon und Theron, ein Lehrgedicht. Manheim, 1769. 8½ Bogen, 8.

Der Verf. ist nicht zum Dichter gebohren, und würde wohlthun, wenn er sich mit etwas anderm beschäftigte. Gleich die Zuschrift muß jeden abschrecken. Es heißt darinn von gewissen Leuten,

> Deren einiges Verdienst ihnen theils nur angebohren,
> Und bey jeder Aderlässe mit dem Blute sich verspritzt.

Das Lehrgedicht, die Oden, die Uebersetzung aus Racinens Gedicht, de la Religion, ist alles von einerley Güte, das heißt, eines so schlecht, wie das andre.

K.

Die Oden des Horaz in deutschen Versen mit Anmerkungen. Leipzig, 1769. 1 Alph. 8.

Als der Recensent des Hrn. Ramler vortreffliche Uebersetzungen einiger Oden des Horaz mit Vergnügen las, so wünschte er doch heimlich, daß Hr. R. den ganzen Horaz, nicht übersetzen möchte, weil eine so weitläuftige Arbeit uns zu viel von seinen Originalstücken

 kosten

kosten würde. Aber auf der andern Seite, wenn wir gleichwohl eine Uebersetzung des Römers nicht anders, als mit großem Vergnügen aufnehmen können, so bleibt es doch gewiß, daß diese einen eben so großen Dichter, als Horaz selbst gewesen ist, erfordert. — Dieß ist eben die Schwierigkeit. Wer etwas für sich rühmlichers unternehmen kann, soll nicht übersetzen, und wer das nicht kann, ist auch zu der letzten Arbeit nicht geschickt. Eine harmonische Prosa würde inzwischen so viel Zeit und Mühe nicht verlangen, als wenn man sich die Schwierigkeiten des Reims und des Silbenmaßes auflegt.

Wie dem aber auch sey, so wollen solche Anmerkungen weiter nichts sagen, als was die Erfahrung bestätigt. Liefert man uns inzwischen in dieser Gattung etwas schönes und vorzügliches, so können die Leser immer zufrieden seyn, ohne dem Verf. vorzuschreiben, was er sonst hätte ausarbeiten können: und mit diesen Gesinnungen nahmen wir auch die gegenwärtige Uebersetzung in die Hand. Das kleinste Verdienst bey einer solchen Arbeit, den Autor verstanden zu haben, müssen wir ihr zugestehen, ist aber auch um so viel geringer, da vielleicht kein Dichter eine so zahlreiche Schaar von Auslegern und Uebersetzern in allen Sprachen gefunden hat, als Horaz: — Was aber Schönheit, Nachdruck und alles übrige betrift — nun, da ist gleich eine Probe, die wir etwas genauer durchgehen wollen. Es mag die Ode des ersten Buchs an den Merkur seyn. (S. 20.)

Atlas Enkel, dich will ich besingen,
Der durch Lehren, durch geschicktes Ringen
Erster Menschen ungezähmte Sitten,
Weißlich bestritten.

Dich Gesandten aus Olymps Gebreiten
Dich Erfinder hold gestirmter Seiten
Der du scherzhaft alles kannst entwenden
Mit schnellen Händen.

Dich belachte Phöbus, als die Heerde
Seiner Ochsen er von dir begehrte
Da beym Drohen du ihm gar den Bogen
Listig entzogen.

Du entführtest Pergamus Gebiethen
Den Monarchen, täuschend die Atriden,
Hellas Wachen, und dir Trojens Felde
Feindlichen Zelte.

Du bringst fromme zu beglückten Matten,
Deine Ruthe zähmt die leichten Schatten,
Höll und Himmel hegen zu dir Triebe
Aehnlicher Liebe.

Wer hier den Horaz erkennt, den möchte ich sehen! Doch wir wollen im einzelnen nachforschen. Facunde nepos, das Beywort ist ausgelassen. Decorae more palaestrae ist noch nicht durch geschicktes Ringen ausgedrückt. Die palaestra geht auf alle Leibesübungen, welche Merkur die ersten Menschen lehrte, wodurch er ihnen Anstand in den Bewegungen des Körpers angewöhnte. Formasti catus, weißlich bestritten: man sieht wohl, wie wenig beyde Ausdrücke einander an Würde gleich sind. — Dich Gesandten aus Olymps Gebreiten: was heißt das, Gebreiten? Es muß wohl ein Provinzialwort seyn, das nicht einmal in Prosa geschweige in der Poesie zu dulden ist. Was bedeuten hold gestürmte Saiten? curvae lyrae parentem, steht im Original. Wie matt, wässericht und kriechend ist die dritte Strophe übersetzt; zudem ist das Bild sehr schielend ausgedrückt:

Te boves olim nisi reddidisses
Per dolum amotas, puerum minaci
Voce dum terret, viduus pharetra
Risit Apollo.

Merkur hat dem Apoll seine Kühe, (nicht seine Ochsen — boves *amotas!* entwendet, Apoll wird im Ernst böse; aber indem er ihm drohend befiehlt, sie wieder zu geben, merkt er, daß er ihm eben auch seinen Köcher geraubt, und muß — lachen. Bey dem Uebersetzer macht das Lachen aber den Anfang. Heerde und begehrte können durchaus keine Reime zusammen geben; und doch herrscht diese Art derselben durch die ganze Uebersetzung. Pharetra heißt in meinem Wörterbuch ein Köcher und kein Bogen. *Dives* Priamus in der folgenden Strophe kann nicht ausgelassen werden, sonst leidet der Verstand: man kann nicht, wie im Original sehen, bey welcher Gelegenheit der König

durch das feindliche Lager gieng. Wie gezwungen übrigens iniqua Trojae castra und die ganze Periode übersetzt sey, fällt in die Augen — Matten, Ruthe (virga aurea, der goldne Stab) u. s. w. — Wir wollen nun einmal annehmen, daß diese angemerkten Fehler von dem Uebersetzer nicht begangen wären: Wie? würde es alsdenn eine gute deutsche Ode, oder gar eine horazische Ode, und was noch mehr ist, eine Ode des Horaz seyn? — Wir wollen uns darüber nicht weiter auslassen; man muß bekannte Sachen, auch bey gegebener Gelegenheit, nicht allzu oft wiederholen.

Aber daran dürfte unsern Lesern gelegen seyn, zu wissen, ob alle fünf Bücher mit der angeführten Probe von gleichem Schlage sind? So gern wir diese Frage verneinten, so müssen wir doch gestehen, daß wir alle so ziemlich in einerley Ton übersetzt finden; wir haben sogar einige angetroffen, die noch schlechter sind, und keine einzige, die sich einem gewissen Grade, welchen der Leser von Geschmack wenigstens verlangt, auch nur von weitem nähert. Wir müssen uns noch wohl zu einigen Beweisen verstehen: denn was wirft man dem Kunstrichter lieber vor, als daß er ohne Beweis geredet habe? Lasset uns also einige der schönsten und berühmtesten aufschlagen: vielleicht haben die Uebersetzer da ihre besten Kräfte angewandt — Justum et tenacem etc. wer kann die Ode nicht auswendig? Zu deutsch heißt es, wie folget: (S. 114.)

Wer stets gerecht nie vom Entschlusse weichet,
Dem beuget nie den festen Muth
Des Bürgers streng Geheiß, der sich zum Aufruhr neiget,
Nicht des Tyrannen Wuth.

Ihn kann kein Süd, des Meeres Herr bekümmern
Nicht Jupiters laut donnernd Dräun:
Sinkt gleich die Erde ein, so wird er bey den Trümmern
Doch unerschrocken seyn.

Durch diese Kunst schwang sich zum Himmelslichte
Der Tyndaride und Alcid:
An deren Seite einst Augustens hold Gesichte
Vom süßen Nektar glüht.

Kritisiren wollen wir hier nicht, denn die Leser werden es selbst thun: Civium ardor prava jubentium, die Wuth Frevelgebietender Bürger: Des Bürgers streng Geheiß ㄡc.

Ful-

Fulminantis magna Jovis manus: Jupiters laut donnernd Dräun, u. s. w. — Um inzwischen eine erträgliche Strophe anzuführen, schreiben wir die gleich folgende ab:

Durch sie sahst du, o Bacchus, dich getragen
Von ungezähmter Tiger Paar,
Durch sie flohst du, Quirin, auf deines Vaters Wagen
Des Acherons Gefahr.

Wir nehmen eine andre Ode: (S. 90.)

Der, Unglücksbaum, dem frommen Herrn zur Wunde
Dem Gut zur Schande dich geschenkt,
Der hat mit böser Hand, zu einer argen Stunde
Dich in das Land versenkt.

Ich glaub, er tödtete den Vater und betrübte
Durch seiner Gäste Blut sein Haus;
Vermischete den Gift vom Colchschen Kraut und übte
Die gröste Bosheit aus.

Das ist in der That zu arg, und eines Schönaich würdig! — Und denn gegen das vortrefliche Original: „Wer dich pflanzte, o Baum, der thats an einem unheiligen Tage, und mit frevelnder Hand, und zum Verderben der Enkel, und zur Schande des Dorfs! Er, glaube ich, brach den Nacken seines Vaters, und befleckte sein Haus mit dem nächtlichen Blute seines Gastes! Er hat Colchisches Gift und alle Abscheulichkeiten gebraucht, der dich auf meinen Acker setzte, dich unseligen Baum, der du auf das Haupt deines schuldlosen Herrn zu stürzen bereit warst.„

Doch dies mag genug seyn: Nach der Vorrede haben mehrere Hände an dieser Uebersetzung gearbeitet; sie müssen aber wohl so ziemlich einerley Geschmack und einerley Talente gehabt haben.

Bombyx, oder der Seidenwurm, ein Gedicht, aus dem französ. übersetzt von F. M. Vierordt. Augsburg, bey Stage, 1769. in 8.

Dieß Gedicht des Herrn v. Franchville hat in gegenwärtiger Uebersetzung etwas unharmonische Hexameter und zum Theil nicht sehr poetische Ausdrücke. Es sind noch einige Abhandlungen über den Seidenbau beygefügt.

Fl.

Des Herrn Abt Metastasio dramatische Gedichte, aus dem italienischen übersetzt. Erster Band. Frankf. und Leipzig, in der Kraußischen Buchhandlung, 1769. Zweyter Band. Ebendas. zusammen 2 Alph. 8½ Bogen.

Also, auch den ganzen Metastasio will man uns in einer deutschen Uebersetzung liefern. Wären wir mit dem Verf. desselben bekannt gewesen, der in der Vorrede einen so bescheidenen Ton annimmt, wir würden ihm dieß Unternehmen freundschaftlich widerrathen haben. Einen Dichter zu übersetzen, hat schon seine Bedenklichkeiten: aber einen Poeten, der für die Musick gearbeitet, und eine solche Menge von Stücken, als Metastasio gemacht hat, diesen ganz in eine andre Sprache übertragen wollen, ist noch mit weit größern Schwierigkeiten verknüpft. Will man diesen in Prosa übersetzen, so nimmt man ihm seine Existenz: will man es in Verse — ja, wenn der Uebersetzer diesem Unternehmen gewachsen ist, und doch seine Zeit darauf wenden will, so können wir uns das nicht allein gern gefallen lassen, sondern noch Dank dafür wissen; ist aber dieses nicht, wie sehr wird der fremde Dichter verliehren. — Aus diesen beyden Wegen hat sich unser Uebers. eine Mittelstraße erwählt, die Recitative hat er in Prosa, und die Arien in Versen übersetzt. Wie die letztern gerathen sind, wollen wir gleich sehen: aber Recitative in Prosa? Recitative, die im Original mit allem dem Wohlklange, der die Musick verlangt, und in den vorzüglich schmeichelnden Tönen der italienischen Sprache bearbeitet sind? Doch wir wollen nicht leugnen, daß eine gute Uebersetzung des Metastasio manchen Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn möchte, aber wir bleiben dabey, daß sie nicht in die besten Hände gefallen ist, wovon, alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, folgende Arie ein Beweis seyn mag: (S. 50. 1ter Th.)

Du stößest mich von dir!
Bist zornig gegen mir
Kein Hofnung darf ich hegen
Zur Sanftmuth zu bewegen
Dich, der bey meiner Pein
Nicht will mitleidig seyn

Welch

Welch ungerechte That.
Welch grausam harter Rath
Dem Sohn, der Elend klagen,
Und Unglück muß ertragen
Entziehen alle Huld
Da er doch ohne Schuld.

Wer verkennt hier den Ton eines altväterischen und unpoetischen Kirchenliedes?

Dramaturgie, Litteratur und Sitten. Erstes Quartal. Wien, bey Kurzböck, 1769. 208 Seiten, in 8. Zweytes Quartal. Ebendas.

Man findet hierinn die Anzeige der auf dem wienerschen Theater aufgeführten Stücke, aber wahrhaftig weiter auch nicht viel wichtiges. Die Kriticken sind entweder wörtlich ausgeschrieben, oder sehr seichte und unbestimmt. Was das erste betrift, so hat besonders Leßings Dramaturgie, herrliche Dienste dabey geleistet. Und von dem andern findet man mehr, als ein Beyspiel z. E. von Brandes wird mit einem Enthusiasmus geredet, als wenn er der größte Dichter unsrer Nation wäre. Und dagegen wird Krüger und Romanus, die jener doch gewiß bisher nicht erreicht hat, mit vieler Dreistigkeit getadelt. Hier und da stößt man etwan auf eine leidliche Bemerkung. Aber die ganze Wochenschrift ist unbeträchtlich.

Versuche über die Architektur, Mahlerey und musikalische Oper, aus dem italienischen des Algarotti, übersetzt von R. E. Raspe. Cassel, 1769. in 8.

Das Original ist den Liebhabern der schönen Wissenschaften und Künste nicht unbekannt. Wir wollen nicht sagen, daß Algarotti immer recht habe, aber er giebt doch Gelegenheit die vorgekommnen Materien näher zu betrachten. — Hr. R. verdient deswegen für diese gut gerathene Uebersetzung allen Dank.

K.

5. Schöne Künste.

Kunstzeitung der Kayserl. Akademie zu Augsburg. 1-25. Stück, 1770.

Es ließ die Akademie im Sommer vorigen Jahres eine Nachricht an das Publikum ergehen, mit gehorsamer Bitte, an die Kunstakademien, Gelehrte und Künstler, daß solche doch ihre Nachrichten der Kayserlichen Akademie mittheilen möchten; sie wolle eine Kunstzeitung zum Unterricht und Ermunterung für Gelehrte und Künstler schreiben, und den Anfang damit machen, wenn sie aus den Urtheilen der Liebhaber der schönen Künste, und aus den Beyträgen geschickter Künstler wahrscheinlich, auf eine gute Ausführung werde schliessen können.

Sie sahe es damals den Lesern an, daß sie voll Verwundrung sind, und daß sie die von langen Zeiten her wider die Augsburgische Künstler gefaßte Vorurtheile zum Mißtrauen gegen die Akademie sehr geneigt machen: sie erinnerte also diese theils durch Verläumdung hintergangne, theils durch eine ehemals übertriebne Hitze, abgeschreckte Liebhaber der Künste zu bedenken, daß sich binnen wenig Jahren in Gesellschaften vieles verändern kann. Sie erklärte sich hierüber dunkel, weil sie nicht deutlicher seyn wollte; es ist aber kein Zweifel, daß sie damit nicht größtentheils auf die nicht zu Stande gekommne, vor einigen Jahren bestens und kunstreichst empfohlne und bekannt gemachte K. Franciscianische Augsburgische akademische Tontine, Kunstverlag, Rang, Mitgliederschaft, Uniform, Cadettenwerk u. d. g. gezielt haben sollte. Sie hofte, daß, seitdem Lippert in der Kunstgeschichte eine neue Epoche macht, wo Winkelmann, Klotz und andre längstens die schönsten Früchte gezeigt haben, die aus der Verbindung der Künste und Wissenschaften hervorkommen, es unnöthig seyn würde, wenn man erst lange vom Nutzen der Kunstwerke und ihrer Bekanntmachung schwatzen wollte. — „Sie wolle sich keineswegs auf den steilen Berg der Herren Journalisten wagen; er sey für sie zu hoch und sie „würde, falls noch ein leerer Platz seyn sollte, ohne einen „Schwamm für die Nase zu halten nicht hinaufkommen. „Die Herren Journalisten möchten ihr nur erlauben unten

„am

„am Fuße des Berges eine kleine Hütte hinzubauen, an „welcher die Gratie in einer Nische stehen sollte; aus die„ser wolle sie im Vorübergehen den Liebhabern ihre Blät„ter hinreichen u. s. w. „

Das sahen wir damals schon vorher, daß die Kunstzeitung nun eine unausbleibliche Erscheinung für's jetztlaufende Jahr seyn würde, und „daß das Vorhaben der „Kunstzeitung überall vielen Beyfall erhalten müßte. (I. „II. Stück, S. 1.) Der in Kunst- sowol als in gelehrten „Sachen so richtig urtheilende Klotz hatten sich gute Hof„nungen von der Akademie gemacht. (Ebendaselbst. S. 4.)„ Also liegt denn auch nunmehro diese Kunstzeitung vor uns, in welcher wir Zeichnungen, Kupferstiche, Gemählde, geschnittene Steine, Sammetstiche, Schnitzwerke, Medaillen, Tonstücke, optische und mechanische Stücke, Lebensbeschreibungen von Künstlern, angezeigt finden. Lauter Neuigkeiten, die wir in der Leipziger Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften, besser und kürzer zu lesen gewohnt sind.

Gf.

---

6. Weltweisheit.

Dissertation sur les penchans, qui a remporté le prix proposé pour L'Année 1748. par l'academie royale de Prusse avec les pieces, qui ont concouru. 1769. 4. Berlin, bey Haude und Spener. Die zwo deutsche Schriften auf 332 Seiten, die zwo französischen nebst einer aus dem holländischen übersetzten auf 64 Seiten, mit einem besondern Titelblatt und Vorbericht.

Die Frage war eigentlich; ob man Neigungen, so von der Natur herrühren, austilgen, oder andere nicht von der Natur herrührende erwecken könne; und durch welche Mittel man die guten Neigungen stärken, die schlimmen, falls sie nicht ganz getilgt werden können, wenigstens schwächen könne. Sie wurde zum zweytenmale aufgegeben, weil derselben das erstemal vermuthlich wegen des zu unbestimmten Vortrags kein Genügen geschahe. In

der That konnte man anstehen, ob von der Natur herrührende Neigungen so viel als angebohrne Neigungen seyn sollen, und da sie in der Frage als etwas wirkliches vorausgesetzt werden, so konnte vorerst noch gefragt werden, ob, oder wie fern es in der That solche giebt. Die K. Akademie und besonders die philosophische Classe derselben fand demnach nöthig, das zweyte mal in Form einer Erläuterung beyzufügen, daß es mit der Frage auch besonders auf eine genauere Untersuchung des Ursprungs der Neigungen angesehen seye, und damit würde freylich denen, die von angebohrnen Neigungen nicht viel oder gar nichts wissen wollen, ein freyeres Feld eröfnet. Es legt auch in der That Hr. Hofprediger Cochius, der den Preiß erhalten, in der Seele weiter nichts als eine Art von Elasticität, das will sagen, eine Kraft zum Grunde, wodurch die Seele beständig bemüht ist, ihre Vorstellungen zu erweitern, und sich in dem Gebiete der Vorstellungen nach allen Gegenden auszudehnen. Die besondere Modificationen dieser Kraft rühren nach Hrn. C. von den Objekten (worunter wohl auch der Bau des Körpers wird mit gerechnet werden müssen) her, so daß die Neigungen eigentlich Anwendungen der Kraft auf besondere Objekte, die Abneigungen aber Zurückhaltungen der Kraft sind. Die elastische Kraft und das Gesetz ihrer Richtungen sind angebohren. Giebt es nun angebohrne Objekte, z. E. das Bewußtseyn unserer selbst und des Triebes zur Erweiterung der Vorstellungen (des Gebiets oder des Wirkungskreises der Seele) so folgt an sich schon, daß die Abneigung von allem Zwange, und hinwiederum die Neigung zur Freyheit angebohren ist. Hr. C. fängt gut an, weil er das, was zugleich am einfachsten und am allgemeinsten ist, zum Grunde legt. Er fährt ebenfalls gut fort, läßt sich aber nach und nach in ein weitläuftiges Detail ein, so daß wir ihm im Auszuge hier nicht folgen können. Den Anfang der besondern Neigungen sieht er als etwas unendlich kleines an, das bereits zu einer gewissen Größe angewachsen seyn muß, ehe wir es bemerken können. Dieses trift mit der alten Erinnerung: Principiis obsta &c. sehr genau überein, und gewöhnlich wird eine neu entstehende Neigung, die zur Gewohnheit ausarten will, eher von andern als von uns selbst bemerkt. Jedoch wir wollen uns begnügen, die Leser auf die Schrift selbst zu verweisen. Sie würde im Auszuge verlieren, und ist sowol aus

die-

diesem Grunde, als weil sie durchaus lesenswürdig und gut zu lesen ist, anzubefehlen. Die derselben beygefügten Abhandlungen, sind von ungleicher Ausführlichkeit und ungleichem Werthe. Die zweyte deutsche Abhandlung ist von Hrn. Garve. Sie fordert Aufmerksamkeit, und verdient sie besonders von Weltweisen, die scharf zu denken gewohnt sind. Hr. G. fängt zwar nicht bey einem so allgemeinen Grundsatze an, wie in der ersten Abhandlung die Elasticität der Seele ist. Er theilt aber die Neigungen in zwo allgemeine Classen, wodurch die Sache dennoch vollständig wird. Neigungen, so fern sie von den mit Bewußtseyn gedachten und empfundenen Gegenständen erweckt werden, sind allerdings von solchen zu unterscheiden, die aus der innern Anlage eines jeden Menschen besonders und auch eines Menschen überhaupt herrühren. Jene setzen Eindrücke voraus, diese sind genauer betrachtet innere Triebe. Dieser Unterschied scheint uns richtig und erheblich zu seyn. Hr. G. macht sich auch denselben gut zu Nutze. Er bestimmt daraus verschiedene Gesichtspunkte, aus denen sich die aufgeworfene Frage ansehen und deutlicher auseinander setzen läßt, und durchgeht sodann die einzeln Arten von Neigungen auf eine umständliche und brauchbare Art, jedoch immer mit Beybehaltung einer merklichen Allgemeinheit. Hr. Meiners, von dem sich die dritte deutsche Abhandlung herschreibt, sagt viel gutes, scheint aber zumal bey einigen Fictionen seiner lebhaftern Einbildungskraft mehr, als es bey philosophischen Untersuchungen nöthig ist, eingeräumt zu haben. Unter den drey französischen Schriften hat die aus dem holländischen übersetzte so viel vorzügliches, daß sie der gekrönten Schrift gleich geschätzt, vielleicht auch von einigen Lesern vorgezogen werden dürfte. Was sie recht sehr schätzbar macht, das sind eine Menge feiner und treffender Beobachtungen, die Hr. Hulshoff, öffentlicher Lehrer der Weltweisheit, bey den Wiedertäufern zu Amsterdam, in dieser Schrift aufhäuft, und die ihn als einen scharfsinnigen Philosophen und Kenner menschlicher Gemüther, Neigungen und Charakter verehrenswürdig machen. Die Verfasser der beyden andern französischen Abhandlungen sind nicht genennt. Auch sagen sie wenig, daß sich besonders auszeichnen ließe.

Sh.

Initia doctrinae solidioris auctore *Io. Aug. Ernesti*, edit. 5ta. Lips. impensis C. Fritsch, 1769. 732 S. 8.

Diese Edition ist von vielen Druckfehlern gereiniget worden, die sich in der vorigen fanden, und auch mit einem neuen Stücke vermehrt, nemlich den Grundlehren der Staatswissenschaft, das heißt des Staatsrechtes sowol als der Staatsklugheit. Sie geht von S. 621 : 666. Zu dieser Vermehrung hat sich der Verf. durch den Rath eines vornehmen Mannes bewegen lassen; und es ist ein Vergnügen in der Nacherinnerung zu dieser Ausgabe zu lesen, wie sich der grosse Mann deswegen entschuldiget, daß er sich in dieses Feld gewagt. Dadurch wird sich niemand irre machen lassen. Aber die Entschuldigung könnte manchem eine gute Lehre seyn!

C.

A. Boehm Logica in usum Auditorii. Editio tertia, 1769. 8. 15 Bogen, Frankfurt, bey Brönner.

Das Werkchen ist für Vorlesungen ganz ordentlich eingerichtet, und diese dritte Auflage bedarf insofern keiner nochmaligen Anpreisung. Der Verfasser dringt mit allem Recht, auf eine wirklich praktische Anweisung zur Vernunftlehre, weil eben so wie bey der Rechenkunst und Sprachlehre eine anhaltende Uebung erfordert wird, wenn man darinn nicht blos sich von der Möglichkeit einen Begriff machen, sondern eine Fertigkeit erlangen will. Er sagt daher, daß er die fähigern Köpfe unter seinen Zuhörern so anleite, daß sie Erklärungen machen, Beweise entwickeln, Wahrheiten aufsuchen, Bücher lesen und Abhand-

handlungen schreiben lernen, und so trägt er die dahin gehörigen Regeln auch in Form von Aufgaben vor. Es muß aber bey jeder Aufgabe die Uebung in mehrern und sehr verschiedenen Beyspielen so lange wiederholt werden, bis sie zur Fertigkeit geworden. Der gewöhnlichste Fall beym Meditiren, besonders in der Weltweisheit und Theorie der schönen Wissenschaften, ist, daß man einzelne Stücke einer Untersuchung vor sich hat, und sie auseinander lesen, die Lücken ausfüllen, das unnöthige wegschaffen, alles berichtigen und in Zusammenhang bringen soll. Man gebe demnach einem Lehrling die Mittelsätze eines Beweises, Anfangs alle und ziemlich in Ordnung, nachgehends in Unordnung und nicht alle, oder auch überflüßige und theils verworrene. Er soll sich üben sie auseinander zu lesen und anzuordnen, bis er den strengsten Regeln der Ordnung, Genügen zu leisten gewöhnt wird. Man gebe ihm Data zu einem Problem, und zeige mehr oder minderen Weg zur Auflösung, diese soll er vollends finden, beweisen und anordnen ꝛc. Hiezu ist es sehr gut, wenn der Lehrling sich vorerst wenigstens in der Elementargeometrie umgesehen hat, weil sodann auch daher Beyspiele genommen werden können, die, weil sie netter und deutlicher sind, vorzügliche Dienste thun. Es wäre zu wünschen, daß für die wichtigern Aufgaben der Vernunftlehre eine Sammlung von Beyspielen durch den Druck bekannt gemacht würden, wie man schon längst solche für die Rechenkunst und syntactischen Regeln der Sprachen hat. Die Vernunftlehre verdient noch viel mehr, durch wirkliche Uebungen in Fertigkeit verwandelt zu werden.

Kurzer Auszug der Sittenlehre über die Pflichten des Menschen zum Gebrauch der adelichen Jugend der frommen Schulen, 1769. 8. 9 Bogen.

Ohne Namen des Verfassers, des Verlegers, des Druckortes und ohne Vorrede. Der Anfang gleicht so ziemlich einem Commentarius über Boez, ein in Wien 1754. aufgeführtes Trauerspiel, von welchem viele und lange Stellen ausgeschrieben da stehen, in denen die Moral ungleich besser als die Versification ist. Der Verfasser

ser durchgeht sodann in kurzen Aphorismen mit zuweilen beygefügten Beweisen und Transitionen jede allgemeine und besondere menschliche Pflichten, und ist ziemlich deutlich und faßlich, größtentheils blos philosophisch. Nur dringt er S. 46. darauf, daß man diejenige geoffenbarte Lehre annehmen müsse, wo sich die ununterbrochene Reyhe der Lehrer und folglich die Fortpflanzung der ersten Sendung noch immer zeigt rc. Diese Stelle hätte entweder wegbleiben können oder der Verfasser hätte sich eben so gut noch tiefer können einlassen. Wie, wenn es dem Mufti oder auch einem Rabbi einfiel, sich ein von Mose an gerechnetes Abstammungsregister zu schreiben, oder ein Lehrer der griechischen Kirche seine Abstammungslinie für die einige ächte vorpredigte; so würde wohl der Verfasser keinem beyfallen, denn die von ihm gebrauchten Provinzialausdrücke zeigen noch so ziemlich an, daß er in Oberdeutschland seine Glaubensarticke1 gelernt hat. Den Schluß macht ein Auszug aus des Carracioli Buche: Jouissance de soi même, worauf der Verfasser viel hält.

G. F. Meiers Untersuchung verschiedener Materien aus der Weltweisheit. Zweyter Theil, 1769. 8. Halle, bey Hemmerde, 10½ Bogen.

Herr M. liefert hier zwo Abhandlungen. Die erste betrift die Theorie des Zusammenhanges der Dinge in der Welt, und besonders die Frage, wiefern bey dem vorausgesetzten allgemeinen Zusammenhange, die Dinge als zufällig, und viele menschliche Handlungen als wirklich freye Handlungen angesehen werden können? Da man in solchen Untersuchungen öfters sich in Worte versteckt, mit Worten gespielt oder getändelt, und Worte für Sachen gesetzt, ausgekramt und eingekauft hat, so hat auch Hr. M. sehr wohl gethan, daß er sich umständlicher dabey aufhält, zu zeigen, wie man den blos idealen Zusammenhang mit dem reellen verwechselt und daher pro Junone nubem, jenen für diesen genommen. Hr. M. sucht dafür besseres anzugeben, und es ist ihm dabey, so viel wir sehen, noch so ziemlich gelungen. Indessen deucht uns, daß ein Ganzes den Namen eines Ganzen kaum verdiene, dafern nicht die Theile desselben einander voraussetzen, erfordern, nach sich ziehen. Sodann beruht der ächte und

reelle

reelle Zusammenhang auf Kräften, wodurch jede Theile in Verbindung gebracht, in Verbindung erhalten werden, und die Art der Verbindung allenfalls nach den Gesetzen der Stetigkeit abgeändert wird. Ferner werden die Folgen einer Veränderung desto schwächer, auf je mehrere Theile sie sich ausbreiten. Und endlich ist auch dabey der Unterschied zwischen dem mittelbaren und unmittelbaren Zusammenhang sehr wesentlich, wenn man zu erklären hat, wie in der Welt auch solche Dinge, die von einander ganz unabhängig scheinen, dennoch von einander so abhängen, daß die Veränderung des einen ebenfalls eine Veränderung des andern voraussetzt, erfordert oder nach sich zieht. Die Frage ist sodann nur, ob die Welt ein solches Ganzes ist? A posteriori läßt sich durch eine Art von Induction begreiflich machen, daß ein so durchgängiger Zusammenhang seye, und die Newtonsche Schwere giebt dazu einen sehr weit reichenden Grund an. A priori kann man immer auch setzen, daß die ganze Schöpfung kein Stückwerk sey. Die Zufälligkeit der Dinge bey einem so durchgängigen Mechanismus leitet Hr. M. aus der Freyheit des göttlichen Willens her, und dieses giebt ihm Anlaß zu der zweyten Untersuchung, welche die Nothwendigkeit Gottes und besonders die Frage betrift, wie fern man alles, was sich in Gott gedenken läßt, als schlechthin unveränderlich ansehen kann? Die Bemerkung, daß Gott sich das künftige als künftig, so bald es aber vergangen ist, als vergangen vorstelle, zeigt überhaupt an, wohin Hr. M. sein Augenmerk richtet, und man sieht leicht, daß diese Veränderung nicht von der Art ist, welche man bemerkt, wenn ein Mensch seine Meynung oder seinen einmal gefaßten Entschluß ändert. Denn Gott ist nicht ein Mensch, daß er lüge oder eines Menschen Kind, daß ihn etwas gereue. Hr. M. behauptet demnach, daß des schlechterdings größten Grades der Vollkommenheiten Gottes unbeschadet, einige innere Realitäten Gottes, z. E. einige Vorstellungen und Aeusserungen seiner Kraft, sich so wie es die Ausführung seines Plans mit sich bringt, ändern und in so fern wirklich zufällig sind, und daß eben hieraus die Freyheit des göttlichen Willens sich in wirklichen Proben zeige. Uns deucht Hr. M. habe sogar Unrecht nicht. Die Welt kann als eine fortdauernde Wirkung der göttlichen Vollkommenheiten zusammengenommen angesehen werden. Die Summ dieser Wirkungen sehen wir als ein *Maximum* und zugleich

als beständig, hingegen die Aeusserung der göttlichen Kraft auf einzelne Theile sowol dem Grade als der Art nach dergestalt als veränderlich an, daß dem einen abgeht, was dem andern zugesetzt wird. Die Erhaltung der Substanzen ist dabey allgemein, aber auf diese allein scheint sich die Mitwirkung des göttlichen Wesens nicht einzuschränken. Die Welt ist kein Perpetuum mobile an und für sich, und den mechanischen Gründen zufolge kann sie es auch nicht seyn. Demnach müssen die Veränderungen, dafern sie nicht beständig abnehmen und endlich aufhören sollen, in einer ausser der Welt befindlichen, das will sagen, in der göttlichen Kraft eine immer neue Quelle haben.

Sh.

---

7. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

Nachricht von seltenen Versteinerungen vornemlich des Thierreichs, welche bisher noch nicht genau genug beschrieben und erkläret worden, mit Kupfern. In drey Sendschreiben abgefasset von Christian Friedrich Wilkens, Inspektorn der Cotbusischen Dioces und Pastore Primario. Berlin und Stralsund, 8. 1769. 82 Seiten und 8 Kupfertafeln.

Unter der grossen Menge derer, die von Versteinerungen geschrieben haben, haben sich nur noch wenige bemühet, die Urstücke oder Originale jeder Art richtig anzugeben; und dennoch sind diese Untersuchungen die fruchtbarsten. Denn durch die genaue Vergleichung derselben, wird man einigermassen gewahr, auf was Weise und durch welche Stuffen die Versteinerung geschieht; durch Vergleichung des Aufenthalts der Urstücke mit dem Orte, wo die Versteinerungen häufig gefunden werden, lernt man die älteste Beschaffenheit dieses Bodens kennen, und die Erdbeschreibung und Geschichte unsers Erdballes weiter, als alle Annalen der Geschichtschreiber reichen, hinausdehnen. Versteinerungen aber, deren Urstücke noch unbekannt sind, sind einem Naturalisten ungefehr das, was

die

ie Nachrichten des Behaims einem Colon gewesen seyn
ollen. Sie sagen uns, was wir noch zu suchen haben,
md füllen unterdessen selbst im Thierreiche die Lücken aus,
ie wir für die Urstücke lassen müssen. Solche Untersu-
hungen sind aber nicht leicht; sondern für gemeine Samm-
er, von denen die Unverständigen und Uebereilten Gele-
enheit zur Verspottung solcher Bemühungen nehmen,
iel zu schwer. Es ist nemlich nicht genug, selbst etwa
ine zahlreiche Sammlung solcher natürlichen Antiquitä-
en zu besitzen, oder sie bey andern gesehn zu haben; son-
ern es wird auch überdem eine genaue und zwar systema-
ische Kenntniß aller Naturreiche dazu erfodert, die man
ich freylich nicht so leicht, als eine Sammlung von Stei-
en verschaffen kann. H. W. gehöret nicht zu jenen Af-
ernaturalisten. Seine erste Untersuchung betrift die Ver-
teinerung, Entomolithus *paradoxus* des Linne und zwar
ie Abart γ, welche andere gemeiniglich Concham trilo-
bam rugosam oder Conchitem trilobum rugosum, Kaka-
umuschel, Käfermuschelsteine, oder Trigonetten nennen.
Die meisten haben bisher, wie jene Benennungen zeigen,
as Urstück für eine Muschel gehalten, und zwar einige
ür einen Chiton, andere für einen Pectunculum. Die,
velche dabey an einen Echinum gedacht, oder die mit Bro-
el Spuren von Insecten, und zwar von Coleopteris
darauf finden wollen, haben die Wahrheit am weitesten
erfehlet. H. von Linne hat zuletzt die Meynung ange-
ommen, daß dieser Entomolith ein Ueberbleibsel eines
em Kiefenfuß (monoculus.) nicht unähnlichen Thiers
y. Dafür hält auch H. W. die vielen Stücke, die er
n Pommern, sonderlich auf den Stargardischen Feldern
efunden hat, und die nicht etwa Steinkerne, sondern noch
würkliche Reliquien des Thiers sind. Die meisten schei-
en ihm eine braune, glatte, glänzende, schilferichte und
iemlich dicke Schale zu haben. Einige von den hier ab-
ebildeten sind allerdings vollständiger, als sie gemeini-
lich zu seyn pflegen. H. Lehmann hat im 10ten Theile
er Schriften der Petersburgischen Akademie die Nachricht
wiederholet, die er von diesen Versteinerungen bereits in
einer Geschichte von Flötzgebürgen S. 72. gegeben hatte;
nd da findet man auch in der 10ten Figur der 12ten Ku-
fertafel eben die Löcher oder Knötchen in der Mitte des
Körpers, die H. W. Tab. 3. Fig. 12. und S. 55. bemerk-
ich gemacht hat. Aber er hat daselbst nicht, wie dem

H. W. berichtet worden, diese Entomolithen für Oniscos gehalten. Vielmehr wußte er, als er jene Abhandlung schrieb, noch nicht, wohin er das Fig. 9. abgebildete und S. 429. beschriebene höchst seltene Stück seiner reichen Sammlung rechnen sollte, als welches er nur dort, aus Mangel besserer Nachrichten mit Fig. 10. verglich. Nachher aber hatte der Recensent Gelegenheit dem H. Lehmann in Petersburg einen lebendigen Oniscus Entomon Lin. vorzuzeigen, und ihn dadurch zu überzeugen, daß würklich das Fig. 9. abgebildete Stück ein Oniscus, und vielleicht gar oben genannte Art sey. Nächstdem beschreibet H. W. S. 66. einige kleine versteinerte Muscheln, von denen aber weder Kupfer noch Beschreibung kunstmäßig und verständlich gerathen sind; ungeachtet man freylich leicht sieht, daß es Abarten von dem Linneischen Helminthholithus *Anomites* sind. Viele dergleichen hat der Recensent ehemals im Braunschweigischen bey Schöppenstädt gefunden. Ferner erhalten wir hier Zeichnungen von einem Körper, den schon Hermann in Maslographie Tab. II. N. 45. bekannt gemacht hat, und den unser V. gern für den Kopftheil des Entomolithen halten will. Er mag es immer thun; denn es wird ihn so wenig jemand widerlegen können, als er einen, der Beweise den Muthmaßungen vorzieht, davon überzeugen kann. Wir hingegen hätten Lust, es blos für einen Kern einer Schnecke zu halten; doch behaupten wir nichts, da wir dergleichen vielleicht selbst nicht besitzen.

Uebrigens entschuldigt sich der V. oft wegen seiner Weitläuftigkeit. Wir wünschten, daß er solches nicht nöthig gehabt. Denn freylich ist es unangenehm, durch weitläuftige Beschreibungen von Kleinigkeiten, durch Einschaltung unnützer und vielfacher Vergleichungen, und durch öffentliche Wiederholungen der Höflichkeit gegen seine Freunde, die an sich brauchbaren Sachen, übermässig ausgedehnt zu finden. Doch vermuthlich rühret dieß von der gewöhnlichsten Beschäftigung des V. her, und wir wünschen bey dieser Gelegenheit aufrichtig, daß alle diejenigen, welche dereinst das Buch der Offenbarung erklären wollen, auch das Buch der Natur, welches denselbigen Verfasser hat, verstehn lernen mögen, damit auch sie etwas zum Verständniß des letztern beytragen können, als wozu sie, von allen Studirten am meisten, Gelegen-

heit und Muße zu erhalten pflegen; das ist, wir wünschen, daß die, welche Theologie studiren, auch Naturgeschichte und Naturlehre gründlich erlernen mögen.

Dm.

Joh. Ant. Scopoli, der Arzneywissenschaft Doktors, Ihro Kays. Kön. Apost. Majest. Cameralphysici in der Bergstadt Idria, der Metallurgischen Chemie öffentlichen Professors, der Kays. Königl. Agriculturgesellschaft in Steyer, Görz und Gradiska Mitgliedes, Einleitung zur Kenntniß und Gebrauch der Foßilien. Für die Studierenden. Riga und Mietau, in Verlag Joh. Friedr. Hartknochs, 1769. 12½ Bogen, in gr. 8.

Dieses ist nicht das erste Buch, wodurch Hr. Sc. sich als Mineralienkenner gewiesen. Schon im J. 1760. hat er Hydrargyri Idriensis tentamina herausgegeben, die bey dem Kayserl. Hofe so großen Beyfall fanden, daß ihm hernach die Profeßion in der Metallurgie aufgetragen worden. Hiedurch hat er Gelegenheit und Aufmunterung erhalten, nicht allein beträchtliche Sammlungen zu machen, sondern auch die Erze sowol im großen als kleinen Feuer zu untersuchen. Der V. giebt seine Einleitung nicht als ein vollständiges System aus, sondern hat nur solche Mineralien die in seinem Naturaliencabinette sind, namhaft machen wollen. Die mehresten derselben sind einheimisch: daher dieses Buch als ein Anhang einer österreichischen Lithologie angesehen werden kann: doch ist auch eine gute Zahl ausländischer, zumal von dem Harzgebürge, darunter. Besonders ist es ihm darum zu thun gewesen, in den österreichischen Landen vorhandene Lehrlinge in der Bergwissenschaft zu unterrichten. Hr. Sc. hat aber in seinem System viel eigenes.

Er theilt es in zwey Classen, in Erden und Minera.

Erden nennt er einfache, geschmacklose und Feuerbeständige Körper, und, an einem andern Orte, ein Wesen, in und aus welchem das flüchtige zu der Würde einer mineralischen Materie erhaben wird. Woraus man schon einsieht, daß sein Begrif von einer Erde von dem gewöhnlichen abgehet; noch deutlicher aber wird dies, wenn man

auf die Specifikation derselben acht giebt. Einige von diesen sind Rein, andere Unrein. Zu den A. reinen gehören 1. die Kalkarten, als der Kalkstein, nebst verschiedenen Verwandlungen der Kalkerde in Kreide, Tropfstein, Spath u. s. w.; der Gips, nebst dessen verschiedenen Verwandlungen in Frauenglas, Gipsdrüsen u. s. w. 2. Die Thonarten, als der Thon, Glimmer, Amiant und Asbest. 3. Kieselarten als der Edelstein, Crystall, Quarz, Flußspath, Kiesel und der Sandstein. B. Unreine aber sind der Lasurstein, Bimsstein, Basalt, Schiefer, Bolus, Kitt, die Erzmütter.

Die Minera machen die Salze, Erdharze und Metalle aus. Von den Salzen hat er nur 2 Arten: saure, zu denen er das Kochsalz, Bittersalz, den Alaun, das Haarsalz, den Vitriol, Salmiak, Salpeter und Borax rechnet, und alkalische. Bey den Erdharzen trennt er die feinern von den groben, welche letztern aus dem Torf und Steinkohlen bestehen. In der Zahl der erstern finden wir auch den Copal. Darauf folgen die Metalle, von welchen das Quecksilber unter den spröden stehet. Den Kobolb und den Nickel handelt er unter dem Namen der Afterminern besonders ab.

Dieses wäre der Hauptentwurf des Scopolischen Systems. Von jedweder Ordnung und den übrigen Abtheilungen, so wie auch von den besondern Gattungen werden die Kennzeichen nebst den Geburtsort genau angegeben. Und so oft, als es sich thun läßt, sind der Nutzen und die verschiedenen Processe, die voran gehen müssen, angeführt. Auf fremde Schriftsteller beruft sich der V. zwar nur selten, doch sieht man leicht, daß ihm dieselben nicht unbekannt gewesen sind.

Wir zeichnen noch verschiedene einzelne Anmerkungen aus diesem nützlichen Werke aus. Hr. Sc. meynt nach sichern Versuchen, daß durch die Steyermarker Thonerde, die Einfuhr der Ipsertiegel ins Oesterreichische überflüßig gemacht werde. Ihm ist nicht eben unwahrscheinlich, daß eine gewisse Thonerde in der Erde sich in Bimstein verwandeln könne. Dem V. ist es eigen, daß er den Erzmüttern (Matrices metallorum) ein besonderes Geschlecht einräumet. Das Haarsalz (Halitrichum) erzeugt sich zu Idria an den Wänden. Hr. Sc. hält es für einen ganz besondern Salzkörper, der weder ein Vitriol, noch ein Salpeter, ist, und

und führt viele Versuche von dessen Natur an. Ihm mis- fällt, daß einige den Arsenick zu den Salzen bringen wol- len, da seine eigenthümliche Schwere, seine leichte Ver- bindung mit metallischen Substanzen, und sein sonderba- res Verhalten gegen das feuerfeste Alkali ihm einen andern Platz anweisen. Den Kies führt er unter den Eisenerzen an, weil die mehresten Arten des gelben Kieses mehr Ei- sen als Schwefel haben. Die Zugutmachung der Metalle wird umständlich und faßlich beschrieben. Das Bergwerk zu Idria hat seit 14 Jahren 120,000 Pfund Quecksilber ge- liefert, davon der sechste Theil für gediegen gehalten wer- den kann. Und man kann jährlich auf 20000 Pfund Jung- ferquecksilber rechnen. Hier hatte der V. freylich gute Ge- legenheit, von der dortigen Grube erhebliche Nachrichten zu geben. Er findet eine große Uebereinstimmung des Zinks mit dem Arsenick.

Gr.

A. Zeplichal Entwurf der Boscowischen Naturlehre, 1769. 8. $3\frac{1}{2}$ Bogen, nebst 1 Kupferplatten. Bres- lau, bey Korn.

Der Titel sollte eigentlich heissen: Kurze Vorstellung der Boscowischen Hypothese, die in der Natur be- sonders seit Newtons Zeiten aufgesuchten Erscheinungen des Anziehens und Zurückestossens der Körper und ihrer Theilchen nach Verhältniß des Abstandes sich vorzustellen. Die Erscheinungen, die man in Ermanglung einer genauern Kenntniß des dabey vorkommenden Mechanismus, ein Anziehen und Zurückestossen nennt, haben, in so fern sie Erscheinungen sind, ihre Richtigkeit, und wenn man sich mit dem Ausmessen und Berechnen begnügen will, so kann man es auch dabey bewenden lassen, daß die anziehenden und zurückstossenden Kräften sich nach Verhältniß des Ab- standes ändern, daß bey großen Entfernungen das Anziehen allein, bey sehr kleinen Entfernungen, wo nemlich die Theilchen einander ganz oder fast berühren, auch das Zu- rückestossen vorkomme. Boscowich giebt, um dieses vor- stellig zu machen, eine krumme Linie an, die er aber durch keine Algebraische Gleichung bestimmt. Diese wär aber wohl das wesentlichste und brauchbarste dabey gewesen. Er geht aber auf der Metaphysischen Seite weiter, indem

er erst erwähnte Kräfte den einfachen Dingen als Elementen der Körper beylegt. Wenn wir auch alles übrige dabey wollen gelten lassen, so würde höchstens folgen, daß die Kraft eines Elementes in umgekehrter Verhältniß der Entfernung abnehme, und dieses scheint die Verbreitung der Kraft durch den Raum mit sich zu bringen. Daß aber die Kraft Anfangs wechselsweise zurückstosse und anziehe, das will sagen, wechselsweise positiv und negativ werde, das scheint doch immer eine Summ von mehrern einander entgegenwirkenden Kräften vorauszusetzen, diese mögen nun in gleichem Element, oder, welches wenigstens vermuthlicher ist, in mehrern mit einander verbundenen Elementen verschiedener Art seyn. Es ist aber noch nicht erwiesen, daß bey allem dem kein Mechanismus vorkomme, wodurch das scheinbare Anziehen und Zurückestossen völlig aufgeklärt werden könne.

J. Taube Beyträge zur Naturkunde des Herzogthums Lüneburg. Zweytes Stück. Zelle, bey Schulze, 1769. 8. 11 Bogen.

Der Verfasser zeigt sich hier als Mitglied der Königl. Landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Zelle, das will sagen, seine Beyträge sind auf das Herzogthum Lüneburg besonders gerichtet, und lassen sich von Ausländern, die nicht Antheil daran haben, nur in sofern lesen, als diese ihre Neugierde befriedigen wollen. Dahin gehört 1. Bemerkungen auf einer Reise durch die Heide bis Lauenburg. Die Reise ist botanisch Mineralogisch mit etwas historischem und geographischen begleitet, und überhaupt so beschrieben, als wenn der Verfasser von seinen Bemerkungen an ein Landescollegium Bericht hätte abstatten sollen. 2. Vom Mergel. Es werden alle Arten desselben beschrieben und angemerkt, welche davon auf Aecker gebraucht werden können. (Man glaubt noch immer, daß der Mergel zuletzt den Acker versteinere, wenn er gleich mehrere Jahre guten Nutzen geschaft hat.) 3. Der Alaunberg bey Langendorf. 4. Untersuchung verschiedener Wasserquellen. 4. Vermischte Bemerkungen. Von Eichstämmen die beym Aufgraben gefunden worden, und wegen eisenhaften Erdreich schwarz sind. Von der Kälte im Winter 1767-1769 nach dem reaumürschen Thermometer

ter bemerkt. Von einem ins Stecken gerathenen Eisenwerk zu Bissendorf. Von Gartenschnecken. Dem Verfasser wollte der Spallanzanische Versuch nie gelingen. Von einer Hünerendte, ein Mittelding zwischen Henne und Endte, wie die Maulthiere zwischen Pferd und Esel, und auf gleiche Art erzeugt, auf gleiche Art unfruchtbar ꝛc. Von einem Erdtheer in der Amtsvogtey Ilten.

A. D. Richters Lehrbuch einer für Schulen faßlichen Naturlehren, 1769. 8. 13 Bogen.

Der Verfasser rechtfertigt in der Vorrede sein Vorhaben, die Naturlehre in Schulen vorzutragen, besonders dadurch, daß die Kenntniß der Natur allen Menschen in vielen Absichten nützlich ist, und dennoch die wenigsten sie auf Universitäten studiren können, weil die meisten, so bald sie die Schulen verlassen, zu ganz andern Lebensarten gewidmet werden. Hierinn scheint er ganz Recht zu haben, und in Schulen sollten diejenigen, die nicht den Studien gewidmet sind, ausgesondert, und dergestalt unterrichtet werden, daß sie, was sie künftig zu wissen nöthig haben, von den Schulen mitbringen können. Und dabey zeichnet sich nebst dem Rechnen, dem Gebrauch des Zirkels und Lineals, der Geschichte und Erdbeschreibung, die Naturkunde vorzüglich aus. Des Verfassers Lehrbuch ist überhaupt sehr gut dazu eingerichtet, da er in Absicht auf das Allgemeinste und Unentbehrlichste eine ordentliche Auswahl getroffen. Der erste Abschnitt betrift die Körper überhaupt, und bedarf besonders da, wo die Allgemeinheit einiger Naturgesetze den Schülern begreiflich zu machen ist, ausser den vielen angeführten Beyspielen, einer umständlichern Mündlichen Erklärung. Im 2ten Abschnitt kömmt der Weltbau vor, und da werden, in Ermanglung eines Kupferblatts, die Sachen den Schülern auf der Tafel vorgemahlet oder in Modellen vorgezeigt werden müssen, welches eben nicht übel gethan ist. Der 3te Abschnitt erläutert die Beschaffenheit der Erdkugel, der Jahrszeiten, der Witterung, der Lufterscheinung, des Licht, der Electricität, des Feuers, Wassers ꝛc. Daß der Verfasser so viel möglich alles auf gemeine Erfahrungen gegründet, gereicht ihm aus mehreren Ursachen zum Verdienste. Einige kleine Unrichtigkeiten, die künftig ver-

bessert werden können, wollen wir ihm nicht sehr hoch anrechnen. Es weis niemand alles genau.

Jz.

---

8. Mathematick.

1. Eulers vollständige Anleitung zur Algebra. 1770. 8. Petersburg, im Verlage der K. Akademie. Zween Theile zusammen von 532 Octavseiten.

Der Mangel des Gesichts nöthigte Hr. E. diese Anleitung mündlich anzugeben. Sie wurde sogleich ins rußische übersetzt, weil die nähere Absicht dabey war, den Russen die Erlernung der Algeber leicht zu machen. Diese Absicht erhielt Hr. E. auch solchergestalt, daß das Beywort leicht statt des Worts vollständig auf den Tittel des Werkes hätte gesetzt werden können. Hr. E. geht in dem Vortrage so ziemlich in gerader Linie fort, und dabey ist es sehr gewöhnlich, daß man sich um das, was seitwerts liegt, nicht genug umsieht. In dieser Absicht fehlt auch etwas an der Vollständigkeit. Ueberdies zog das Leichtermachen an sich auch die Folge nach sich, daß Hr. E. die schwerererern Beweise meistens so wegläßt, daß er sich mit Beyspielen und Inductionen begnügt, und die Gründe mehr anzeigt als vollständig vorlegt. Das Werk kann also Anfängern dienen. Sie gewöhnen sich dadurch vorbereitungsweise an die algebraische Sprache, und dieses erleichtert ihnen das Lesen gründlicher Lehrbücher der Algebra, dergleichen es endlich in Deutschland schon giebt. An Beyspielen hat es Hr. E. nicht ermangeln lassen. Das ausführlichste ist die Lehre der Diophantischen Aufgaben, welche die ganze letzte Helfte des zweytens Theiles ausfüllt.

A.

Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß. Erstes Stück. Breßlau, 1769. bey Johann Ernst Meyer, 7 Bogen in 8.

Der ungenannte Verfasser gedenket, nach Weidlers Beyspiel, über alle Theile der Mathematick, chronologische Bibliographien zu liefern, deren sich alsdenn jemand,

mand, der eine vollständige mathematische Bibliothek aus-
arbeiten wolle, mit Nutzen bedienen könne. Die Recen-
sionen werden kurz seyn. Es kommt blos darauf an, sagt
der V., mit kurzen Worten zu sagen, ob ein Buch etwas
tauge oder nicht, von welchen Urtheilen ich die Verantwor-
tung ganz allein über mich nehme. Fast hätten wir uns
hier zu einen übereilten Tadel verleiten lassen; denn wir
sind den gar zu concisen Urtheilen nicht allzu günstig, und
hören einem Recensenten immer noch lieber zu, wenn er
erzählt ohne zu urtheilen, als wenn er urtheilt ohne zu
erzählen. Doch, wir fanden bald, daß unser V. es nicht
so böse meynt, und nicht so summarisch und eigenmächtig
verfährt, als er zu drohen scheint.

Dieses erste Stück hat 3 Abschnitte. Im ersten wird
der Anfang zur chronologischen Bibliographie, mit dem
Euclides, gemacht. Er enthält die Anzeige von mehr als
200 Ausgaben und Commentarien, davon der H. V. ohn-
gefähr den dritten Theil in Augenschein genommen hat.

Der zweyte Abschnit enthält Nachrichten von alten
und neuen mathematischen Büchern und Schriften. Es
wird hier der Anfang mit acht solchen Werken gemacht,
die selbst die Geschichte der Mathematick, ganz oder zum
Theil, abhandeln. Einige dieser Recensionen sind ganz
ausführlich, alle aber, wegen der beständig eingeschalte-
ten Urtheile, Zusätze, Beyspiele und Kriticken, lehrreich
und unterhaltend. Wir haben nichts gefunden, wovon
wir nicht die Verantwortung allenfalls selbst übernehmen
wollten.

Der dritte Abschnitt giebt Nachricht von zwey neuen
wichtigen Werken des ältern H. Eulers. Es ist ein Ab-
druck von dessen bereits bekannten Sendschreiben an die
Berliner Akademie der Wissenschaften.

Wir vermuthen, diese nützliche und angenehme Ver-
bindung der ältern, neuern und neuesten mathematischen
Litteratur werde, bey der Einrichtung der folgenden Stücke,
beybehalten werden.

H.

Beschreibung zweyer zusammengesetzten Mikroscope, von Ge. Friedr. Brander. Augspurg, Kletts Wittwe, 1769. 40 Octavseiten, 2 Kupfer.

An den Mikroscopen ist nichts neues. Die Beschreibung kann den Käufern zum Unterrichte dienen, sowol wegen des Gebrauchs als Nutzen einiger Theorie die Hr. Br. ganz deutlich vorträgt, obwol in Ausdrückungen, die manchmal richtiger seyn könnten, z. E. 23 S. daß ein Auge nur deutlich sehe, wenn die Stralen von einem Objekt beynahe parallele einfallen, (nicht von einem Objekte, sondern von jedem Punkte eines Objekts, und doch gilt dies nicht für kurzsichtige) daß die Retina im Brennpunkte der crystallinischen Feuchtigkeit stehe (die wässerichte und glasartige haben ja auch was dabey zu thun) u. d. gl. Hr. Br. hat vielleicht zulängliche Theorie für einen Künstler, aber für einen Schriftsteller gehörte noch etwas mehr. Seine Mikroscope haben sowol das Kirchische Mikrometer, als das Gitter auf einem platten Glase, das der sel. Mayer zu Göttingen zum Mikrometer vorgeschlagen, und Hr. Br. nachdem schon bey Fernröhren angebracht hat. Er verspricht ein Mikroscop, das zugleich als ein Teleskop sehr nützlich und artig zu gebrauchen ist. Als Mikroscop läßt sich jedes Fernrohr gebrauchen, nachdem man die Weite seiner Gläser oder Spiegel änderte, aber mit wenig Nutzen, und ein Ding das zweyerley zugleich seyn soll, ist immer keins von beyden recht.

Arithmetica Binaria f. Dyadica, d. i. die Kunst nur mit zwey Zahlen in allen vorkommenden Fällen sicher und leicht zu rechnen, von Ge. Friedr. Brander 2c. Augspurg, Kletts Wittwe, 1769. 40 Octavseiten.

Hr. B. zeigt hier sehr deutlich, wie nach Leibnizens dyadischen Arithmetick die vier Species gemacht und Quadrat und Cubikwurzeln ausgezogen werden. Er giebt auch eine Tafel, wie die Zahlen von 1 bis 500000 nach dieser Arithmetick ausgedruckt werden. Bekanntermassen erfordert die Dyatick zu viel schreiben, als daß sie zum wirklichen Rechnen brauchbar wäre, und ausser daß sie eine Probe von L. Scharfsinnigkeit ist, könnte sie nur dienen, einige Eigenschaften der Zahlen leichter zu entdecken. Indessen kann Hr. Br. Schrift dienen, sie allgemeiner bekannt zu machen, und zeigt seinen lobenswürdigen Eyfer sich um theoretische Kenntnisse mehr zu bekümmern, als Künstler sonst zu thun pflegen.

Am

Anfangsgründe der Analysis des Unendlichen erster Theil, welcher die Differentialrechnung enthält; zum Gebrauche der K. Pr. Artillerie entworfen von Ge. Fried. Tempelhof, K. Pr. Lieut. von Feldartilleriecorps. Berlin und Stralsund, Lange, 1770. gr. 8. 622 S. 9 Tafeln.

Hr. T. fängt diesen Theil seiner Analysis mit der allgemeinen Theorie der Linien der zweyten Ordnung an, wozu der Platz im ersten nicht gereichet hatte. Im fünften Abschnitte kömmt er auf die unendlichen und unendlich kleinen Größen. Daß die Verhältniß einer unendlichen Größe zu einer endlichen = 1 : 0 ist, erweiset Hr. T. 220 S. aus den bekannten trigonometrischen Lehren. Da des rechten Winkels Tangente unendlich, Cosinus = 0 wird, Geometern die scharf in Ausdrückungen sind, werden nicht gern eine Verhältniß 1 : 0 nennen, bey der man den Begriff der Verhältniß nicht anbringen kann; auch hat das Unendliche zum endlichen eigentlich keine Verhältniß. Hr. T. Beweis thut auch eben sowol dar, daß diese Verhältniß 2 : 0 oder 3 : 0 u. s. w. als daß sie 1 : 0 ist, ein Umstand, der gleich zeigt, was von einem Beweise zu halten ist, dessen Schlußsatz nach Gefallen bald so, bald anders heissen kann. Wenn der Ausdruck einer Verhältniß sich in 1 : 0 verwandelt, so ist dieses eben ein Zeichen, daß die Verhältniß aufhöre. Der rechte Winkel hat eigentlich weder Tangente noch Cosinus; wenn sich aber ein Winkel dem rechten immer mehr und mehr nähert, so wächst seine Tangente über alle Gränzen, sein Cosinus nimmt unter alle Gränzen ab, das ist der eigentliche Begriff des unendlich groß oder unendlich klein werdens, bey dem Anfängern keine Dunkelheit bleiben wird, wie nothwendig bleibt, wenn man nach der gewöhnlichen Art von unendlichen Größen redet, die es schon sind; unendliche Größen sind nicht, sie werden nur. Daß sich das Unendliche zum Endlichen verhält, wie das Endliche zum Nichts, ist freylich eine Redensart, die man brauchen darf, wenn man ihre Bedeutung gehörig bestimmt hat. Hr. T. hält sich aber in der Vorrede über diejenigen auf, die Witz verschwenden; und zeigen, wie sich die Redensarten der Rechnung des Unendlichen rechtfertigen lassen, vielleicht ist dieser Witz immer besser angewandt, als die Bemühung eine geome-

trische Metapher ernstlich zu demonstriren, als wäre es trockne logische Prose.) Hr. T. kömmt alsdenn auf die Ordnungen unendlicher Grössen, zeigt, daß die niedrigern in Vergleichung mit den höhern verschwinden, u. d. gl. auf die Art wie es gewöhnlich in den Anleitungen zur Differentialrechnung geschieht, wo von diesen Grössen geredet wird, als wären es wirkliche Grössen, (welches doch eben die Quelle der Schwierigkeiten ist, die denkende Anfänger dabey finden, denn bloße Rechner sind schon zufrieden, wenn sie nur das Zeichen ∞ sehen) doch erinnert er am Ende dieses Abschnittes kürzlich, daß es hiebey auf die ersten oder letzten Verhältnisse, auf die Gränzen der Verhältnisse ankomme, sieht 364 §. dy, dy, als bloße Zeichen einer Operation an, wodurch man die Verhältniß der Subtangente zur Ordinate findet, und macht von seinen Begriffen, wie er sie auch ausdrücken mag, richtigen Gebrauch. Der Abschnitte sind zusammen 15., und es ist nicht nöthig, hier ihren Inhalt anzuführen, der jeden bekannt seyn kann, der weis, was in Anfangsgründe einer Differentialrechnung nach dem jetzigen Zustande der Wissenschaft gehört, denn daß Hr. T. seinen Gegenstand mit vieler Geschicklichkeit und sehr vollständig abhandelt, kann man aus dem ersten Theile schon erwarten. Er hat auch Gelegenheit gefunden, manches beyzubringen, das sonst in die Integralrechnung verspart wird, z. E. die logarithmischen Reihen. Wer auch aus andern Anleitungen sich schon die Analysis bekannt gemacht hat, wird Hn. T. Arbeit allemal wegen der beygebrachten Exempel u. d. gl. mit Nutzen brauchen, und mit desto mehrern, je geübter er schon im Rechnen ist, und je leichter es ihm dadurch werden wird, sowol Hn. T. in verwickelten Rechnungen zu folgen, als auch den allgemeinen abstrakten Vortrag, mit dem Hr. T. gewöhnlich die Untersuchungen anfängt, aus schon bekannten Exempeln zu verstehen.

M.

L. Euleri Institutionum calculi integralis, volumen secundum. 4. Petropoli, impensis Acad. Imper. scient. 3 Alph. 1769.

Dem Zufolge, was wir bereits bey der Anzeige des ersten Bandes dieses vortreflichen Werkes erwähnt haben, nimmt Hr. E. in diesem zweyten Bande diejenige

Fort

ormel, vor, wo die Differentialien vom zweyten und
ıch von höhern Graden sind. Er schränkt sich aber noch
rmalen auf zwo veränderliche Größen ein, und verspart
ıs übrige auf den dritten Theil, den wir nächstens zu er-
arten haben. Indessen scheint uns zwischen dem ersten
ıd zweyten Bande eine kleine Lücke zu seyn. Hr. E.
ngt den zweyten Band unmittelbar damit an, daß er
$y = pdx$, $dp = qdx$ demnach $ddy = qdx^2$ setzt.
amit aber wird dy, ddy nur in Beziehung auf dx be-
achtet. Dieses ist nun zwar der Fall, der bey dem In-
griren gewöhnlich vorkömmt. Da es aber dennoch Fälle
ebt, wo Formeln, welche ausser y, dy, ddy keine an-
re veränderliche Größe enthalten an sich und ohne Rück-
ht auf x, dx^2 integrirt, oder wenigstens auf Quadra-
ren reducirt werden können, so wäre es eben nicht un-
icklich gewesen, wenn Hr. E. in dem zweyten Bande
mit den Anfang gemacht hätte. Zugleich wäre die Na-
r der Differentialien ddy ihre Verhältnisse zu dy^2 &c.
ch mehr aufgeklärt worden. So z. E. hätten auch die
nnzeichen der Integrabilität solcher Formeln, die nur
dy^2, ddy enthalten, eben nicht ganz aus der Acht ge-
sen werden sollen. Es seyen P, Q Functionen von y,
hätte immer angezeigt werden können, daß $Pddy$ nie-
als algebraisch integrirt werden kann, und daß wenn
$ldy + Qdy$ ein algebraisches Integrale solle haben, oder
nigstens auf Quadraturen reducirt werden können, noth-
ndig $Q = dP$ seyn müsse rc. Doch wir wollen Hrn. E.
ses Vergessen eben nicht zu hoch anrechnen. Er fängt
ı zweyten Band nicht mit Formeln, sondern mit Glei-
ıngen an, welche demnach sowol dy^2, ddy als dx^2 ent-
lten, und da sich bey diesen dx als beständig ansehen
it, so schaft Hr. E. die dy, ddy dadurch weg, daß er
$= pdx$ $ddy = qdx$ setzt. Hiebey ist nun p die Tan-
ıte des Winkels, welchen die krumme Linie mit den Or-
aten X macht, und so betrachtet lassen sich zuweilen
ickliche Reductionen finden. Indessen abstrahirt Hr.
von der Betrachtung der krummen Linien. Im 1ten
uptstücke kommen nebst Betrachtungen über das als be-
ndig angenommene Differentiale, mehrere Beyspiele
einfachsten Differentialgleichungen vom 2ten Grade
. Im 2ten Hauptstücke werden sodann die Fälle be-
chtet, wo die veränderliche Größe y selbst in der Glei-
ng nicht vorkömmt. Sie lassen sich meistens auf Dif-
feren-

ferentialgleichungen vom ersten Grade herunter bringen. Das 3te Hauptstück betrachtet die homogenen Gleichungen und solche die homogen gemacht werden können. Sie lassen sich theils genau theils durch Näherung integriren. Im vierten und 5ten Hauptstücke kommen solche Gleichungen vor, wo y nur von einer Dimension ist. Sie können theils an sich, theils vermittelst tauglicher Multiplicatoren auf den ersten Grad herunter gebracht werden. Der Gebrauch solcher Multiplicatoren wird ebenfalls noch im 6ten Hauptstücke erläutert. In den folgenden 6 Hauptstücken kommen endlich die Fälle vor, wo man zu unendlichen Reyhen, Verwandlungen, Quadraturen und Näherungen seine Zuflucht nehmen muß, so fern nemlich die bisher bekannte Methoden nicht anwendbar sind. Damit wird der erste Abschnitt beschlossen. Der zweyte betrachtet in fünf Hauptstücken solche Gleichungen, wo Differentialien vom 3ten und höhern Graden vorkommen. Es dient aber dieser ganze Abschnitt zum Beweise, wie sehr sich bey höhern Grade die Möglichkeit der Integrationen vermindert, und wie sehr man auch noch bey denen die möglich sind, zurücke bleibt.

J. Bösens Anleitung zum Wasserbau für Landleute, zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen, bey Vandenhöks Wittwe, 1769. 8. 10 Kupferplatten.

Die Auflage ist in der That vermehrt. Sie betrift aber immer noch solche Flüsse, die ziemlich stille auf Ebenen hinfließen, und wobey die Ufer öfters mehr den Winter über durch den Frost und das Aufthauen mürbe gemacht, als von der Gewalt des Wassers angegriffen werden. Es braucht daher nur leichte Verwahrungsmittel, und diese werden auch hier allein angegeben. Hingegen in bergichten Ländern, wo die Bäche und Flüsse bey Ueberschwemmungen Steine und Felsenstücke fortführen, und wo man, um die Ufer zu schützen, ganze Fichten und Tannenbäume umhauen, und das Ufer damit bedecken muß, da sind solche geringe Mittel von keinem Gebrauche. Und so muß man in jeden Gegenden auf die besondere Beschaffenheit der Umstände sehen, wenn die Gegenwehr weder zu schwach noch ohne alle Noth zu kostbar seyn soll. Oft

muß

nuß man sich auf eine andere Art nach den Unkosten richten. Viele wenden lieber und theils leichter nach und nach eine Summ auf, die zusammengerechnet grösser ist als diejenige, die man gleich Anfangs und mit einemmale auf ein dauerhaftes Werk hätte verwenden müssen. Und wenn es die Frag ist, die so schädliche Krümmungen der Flüsse wegzuschaffen, dem Strom ein Bett von behöriger Enge zu geben, und für die Fälle eines allzugroßen Aufschwellens des Wassers, Ablaufgräben anzulegen, so giebt es auch allemale viele, die sich solchen Unternehmungen so widersetzen, daß die Sache bey der bloßen Nothwehre und daher immer ein Flickwerk bleibt.

J. F. Malers Algebra zum Gebrauche hoher und niederer Schulen. Neue Auflage. 1769. 8. 15 Bogen. Carlsruhe, bey Macklot.

Es geht diesem Buche nicht wie vielen andern Lehrbüchern, die sogleich mit ihrem Verfasser aussterben. Maler starb, der Verleger fand die Auflage vergriffen, und hatte den guten Einfall, sich wegen der Besorgung einer neuen Ausgabe an Hrn. Kästner in Göttingen zu wenden. Dieser verbesserte das Werk mit einigen Aenderungen und Zusätzen, wiewohl ohne es von der ersten Auflage merklich verschieden zu machen. Der Nutze der Algeber wird zwar erst in den übrigen Theilen der Mathematick wichtig, indessen hat Maler auch solche Aufgaben vorgebracht, die im gemeinen Leben ihren Nutzen haben. So z. E. kann jeder lernen, wie geschwinde man auf nichts herunter kömmt, wenn man ausser den Zinsen noch das Capital angreift. Indessen schränkt sich der Gebrauch der Algeber im gemeinen Leben meistens bey den Gleichungen vom ersten Grade ein. Kämen Gleichungen von höhern Graden vor, so dürfte es nicht selten Processe geben, wobey Juristen, die von der Mathematick nichts als den Titel de mathematicis et veneficis gelernt haben, ziemlich verlegen seyn würden, wenn es die Frag wäre zu entscheiden, nach welcher Wurzel der Gleichung die Bezahlung geschehen solle.

Einleitung zur Erkenntniß und Gebrauch der Erd- und Himmelskugeln. Nürnberg, bey Monath, 1769. 4. 30 Bogen, 15 illuminirte Kupferplatten.

Eine neue Auflage eines längst herausgekommenen Buches, welches seine gute Dienste gethan hat, da es aber sogar altväterisch eingerichtet ist, so zweifeln wir, ob es sie ferner werde thun können.

A.

9. Geschichte, Geographie, Staatsrecht und Diplomatick.

The present state of Europe: Exhibiting a view of the natural and civil History of the several Countries and Kingdoms: their present Constitution and Form of Governement; their Customs, Manners, Laws, and Religion; their Arts, Sciences, Manufactures, and Commerce; their Military Establishments, Public Treaties, and Political Interests and Connexions. To which is prefixed, An Introductory Discourse on the Principles of Polity and Governement. By *M. E. Toze*, Late Secretary to the University of Gottingen, and now Professor of History in the University of Butzow, and Duchy of Mecklenburg. Translated from the German by *Thomas Nugent*, LL. D. and Fellow of the Society of Antiquaries. London, printed for I. Nourse, Bookseller to His Majesty MDCCLXX. Vol. I. 340 S. Vol. II. 454 S. Vol. III. 440 S. 8.

Die Engländer haben uns also wieder mit einer Uebersetzung eines deutschen Werks beehret; und diesmal ist die Wahl auf ein Buch gefallen, das dieser Ehre vollkommen würdig ist. Zum Beweise der Richtigkeit und Genauigkeit der Einsichten des Herrn V. desselben, dienet unter andern dies, daß Herr Nugent als ein englischer Rechtsgelehrter, es nicht nöthig gefunden hat, zu dem Articel von Großbrittannien etwas hinzuzuthun, oder darinn zu

an-

ändern. Die Uebersetzung ist der Prinzeßin Ulrike von Mecklenburg Durchlaucht, wegen Höchstderoselben besondern Bekanntschaft mit der englischen Sprache und den besten brittischen Schriftstellern, zugeeignet. Um die Stärke der Bände zu vermeiden, hat Hr. Nugent das Werk, das bekanntlich in der Urschrift nur aus zweenen Bänden besteht, in drey vertheilt, und dem ersten derselben ein ziemlich vollständiges Register von 68 Seiten hinzugefüget. Uebrigens hat er getreu übersetzt, und seine Schreibart ist auch hier, wie in seinen andern Schriften, deutlich und fliessend.

Gm.

Kurzgefaßte Geschichte des Wild- und Rheingräflichen Hauses aus Urkunden zur Erläuterung der Verfassung desselben, insonderheit in Betracht der Erb- und Lehenfolge-Ordnung. Mannheim, mit akademischen Schriften, 1769. Fol.

Schon aus dem Titel wird man den Plan übersehen können, nach welchem der Verfasser, ein älterer Bruder des treflichen Geschichtschreibers Friedrichs des Siegreichen, gearbeitet hat. Er schränket sich hauptsächlich auf solche Begebenheiten und Vorfälle ein, welche einen wesentlichen Einfluß in die Verfassung des Hauses haben, um daraus das Herkommen desselben in Ansehung der Erbfolge gegen die Fürsten von Salm zu beweisen. Dabey schaltet er aber auch manchmal Dinge ein, welche zwar eigentlich nicht hieher gehören, dennoch aber zu der genauern Einsicht in die Folge der Geschichte nöthig zu seyn scheinen. Alles dieses mit einer ausserordentlichen Deutlichkeit und in einer Schreibart, die man kaum in einer Deduktionsschrift aus dem Reiche suchen sollte. Denn eigentlich ist diese ganze Geschichte nichts anders als eine Deduction wider die Fürsten von Salm, welche ihre Forderungen auf die Nähe des Grads gründen und daher zu Entkräftung des ihnen nachtheiligen Cammergerichtlichen Endurtheils dem Revisionslibell eine weitläuftige Druckschrift über die Verwandschaft und Nähe des Grads, als den wahren und vorzüglichen Grund der ordentlichen Erb- und Lehensfolge der Seitenverwandten, beygefüget haben. Der V. träget also in dem ersten Abschnitte die verschie-

denen Veränderungen des Wild- und Rheingräflichen Hauses nach der Zeitordnung vor und sammlet alsdenn in dem zweyten die Gründe für die Stammfolge, worauf sich dieses Haus jederzeit bezogen.

Der Ursprung der Wild- und Rheingrafen läßt sich zwar nicht genau bestimmen. Jedoch glaubt der V. schon in dem zwölften Jahrhunderte sichre Spuren von diesen Grafen gefunden zu haben, welche im Anfange zwey ganz verschiedene Häuser ausmachten, bis sie 1409. in der Person des Rheingrafen Johann III. vereiniget wurden, nachdem sein Vater Johann II. schon vorher gegründete Rechte zur Erbfolge in einem Theile der Wildgräflichen Lande erlangt hatte. Von dieser Zeit an hat sich das Rheingräfliche Haus bey ansehnlichen Gütern erhalten und in verschiedene Linien eingetheilet, unter denen vornehmlich im Jahre 1750. nach Abgang der besondern Daunischen, ein schwerer Rechtsstreit entstand, welche von dem Reichscammergerichte im Jahre 1764. für die Erbfolge nach den Stämmen entschieden wurde.

Um dieses Urtheil destomehr zu befestigen, erinnert der V. gleich anfangs, daß man in den Gegenden der Rheingräflichen Lande erst in der Mitte des funfzehenden Jahrhunderts das Römische und Longobardische Recht zu brauchen angefangen habe. Wenn man daher das gemeine und bürgerliche Recht je einmal in den Urkunden dieser Gegenden genennet fände, oder gar Beyspiele von Verzichten auf dasselbe anträfe, so sey dieses theils von den deutschen Rechten zu verstehen, theils für eine bloße Wirkung der Vorsicht anzusehen, wider welche Anmerkung nach Grupens und Strubens Beweise wohl nichts mit Grunde eingewendet werden kann. Hieraus folget also nunmehr sogleich, daß sich die Rheingrafen damals nach der deutschen Erbfolge gerichtet, deren wesentlicher Grund in der Gemeinschaft der Güter zu suchen ist. Der Beweis des V. zerfällt nunmehro ganz natürlich in zwey Stücke, indem er erstlich aus dem Rechte der verheyratheten und unverheyratheten Töchter, dem Unterschied der abgetheilten und nicht abgetheilten Kinder, dem Erbfolgsrechte der Eheleute und Gewerben und insonderheit der Gesamtbelehnung darzuthun suchet, daß sich die deutsche Land- und Lehnfolge auf nichts als die Gemeinschaft gründe und folglich nach der Weise des Stammrechtes geschehen müsse. Denn

die

die Theilungen der Nutznießung heben die Gemeinschaft des Eigenthums nicht auf, sondern lassen vielmehr jedem Theile daran gleiche Rechte, so daß nach Abgang des einen Theils der übriggebliebene jederzeit Kraft derselben die erledigten Lande an sich nimmt, von deren Nutzungen er bisher ausgeschlossen gewesen. Dieses alles trägt hierauf der V. auf das Wild- und Rheingräfliche Haus über, und zeiget daß zu aller Zeit diese Art der Erbfolge in demselben üblich gewesen. Die Beweise davon hier anzuführen, würde zu weitläufig und für den Leser vielleicht zu ermüdend seyn. Wir überlassen es also den Liebhabern zum eignen Nachlesen. Unterdessen können wir diese Schrift nicht bey Seite legen, ohne ihrem Verfasser dazu Glück zu wünschen. Sie stellt ihn in der That von einer sehr vortheilhaften Seite dar, als einen würdigen Nachfolger der größten deutschen Rechtslehrer unserer Zeit, eines Senkenbergs und Reinhards. Ueberhaupt scheinet die Geschichte der Rheingrafen vor andern Provinzialgeschichten ein ganz vorzügliches Glück zu haben, da sie jederzeit von den trefflichsten Männern bearbeitet worden ist.

Johann Stephan Pütters Grundriß der Staatsveränderungen des deutschen Reichs. Vierte Auflage. Göttingen, bey Vandenhöck, 1769. 8.

Ein Handbuch, welches zu bekannt ist, als daß es jetzt erst empfohlen werden dürfte.

C.

Historische Nachricht von den Samojeden und den Lappländern.

Hos natura modos primum dedit. Virg.

Aus dem französischen. Riga und Mietau, bey Hartknoch, 1769. 8. S. 72.

Samojeden und Lappländer sind zwey an Sprache, Bildung und Sitten wesentlich verschiedene Völker, die nichts mit einander gemein haben, als daß Natur und Armuth sie beyde einerley Kleidung gelehret, und beyde dem Rußischen Reiche zinsbar sind. Der Name der ersten ist erst seit etwa 100 Jahren in Europa bekannt. Olearius,

rius, Ides, Witsen und le Bruyn haben verschiedene zum Theil fabelhafte Nachrichten von den Samojeden verbreitet, die ganz neuerlich Buffon und andre Franzosen oder Franzosenartige Welt- und Reisebeschreiber mit neuen Lügen vermehret haben. Selbst in Petersburg druckte man noch im J. 1732. Fabeln von diesem Volke. Der Verfasser gegenwärtiger 4 Bogen, für den in der Vorrede ein Rußischer Statsrath H. von Klingstädt angegeben wird, hat sich S. 14. ziemlich lange als Officier zu Archangel aufgehalten, und die Gelegenheit genützt, etwas zuverläßigeres von diesen Völkern zu erfahren und aufzuzeichnen. Wirklich treffen wir in seinem Aufsatze verschiedene nicht unerhebliche neue Facta an, für die wir ihm Dank wissen: allein im Ganzen bleibt er sehr weit hinter andern neuerer Rußischen Völker- und Länderbeschreibern, hinter Steller, Krascheninnikow, Müller und Rytschkov, zurück. Die Data, die er angiebt, sind mager und ohne Detail; von der Haushaltung dieser Völker, einem sehr interessanten Gegenstande bey Beschreibung wilder Nationen, sagt er viel zu wenig: wie viel schönes und neues würde uns ein Kenner der Naturgeschichte, des Kaufhandels, und der Oekonomie von einem noch so unbekannten Volke gesagt haben! die Betrachtungen, die er überall einstreut, um die Armuth an Datis zu verdecken, sind alltäglich und langweilig, z. E. S. 9-13, 69-72. u. a. Weit mehr gefällt uns Müller in seinen simplen Annalistenstyl, der nicht raisonnirt, sondern nur erzählt, als dieser Verf. in seinem kostbaren, affektirten, weitschweifigen Ausdruck, der immer mit der Mine eines neuen Weltentdeckers Dinge sagt, die sich ganz artig lesen liessen, wenn sie statt dreyer Blätter nur eine Seite füllten.

Der Uebersetzer, Herausgeber, und Vorredner kann nicht Deutsch; ist aber ein demüthiger Client und Verehrer seines Schriftstellers. Unartige Verheimlichung S. 7, Arten antropoförmlicher Thiere S. 10, vor das Skorbut in Sicherheit setzen S. 38, Tribut der in einem Pelzfutter bestehet S. 46, ein Faktum, das von einer öffentlichen Bekanntheit ist S. 40, sich entbinden S. 42. Rennthiere, deren sich die Samojeden zum Kauf der Mädchen bedienen, aus welchen sie ihre Weiber machen S. 66, und dergleichen Floskeln, kommen beständig vor. (Warum hat doch der Verfasser, ein Deutscher, nicht lieber selbst Deutsch geschrie-

rieben!) In der Vorrede nennt er seinen Schriftsteller
ien geistreichen Mann, von tiefen erworbenen Kenntnis-
i, einer ausnehmenden Neugierde, vieler Aufmerksam-
it, und einem grossen Scharfsinn; er redet von dessen
ch zukünftigen Geschenken ans Publikum, die so wie ge-
nwärtige Piece einen entschiedenen Vorzug vor allem hät-
i, was biß itzt in dieser Art erschienen ist. Wie wird
r Verf. der Samml. Ruß. Gesch. über diesen Vorredner
cheln!

Wir wollen die Nachrichten von beyden Völkern, Sa-
ojeden und Lappen, excerpiren, concentriren, und behö-
g ordnen: der Verf. hat sie überall durch einander
mengt.

Die (Rußischen) Lappländer, wohnen diesseits des wei-
i Meers, von Kandalax an, dem letzten von Russen be-
ohnten Dorfe an diesem Meere, bis Kola oder bis an
e Gränze des Dänischen Lapplands bey Wardhus, in
nem Striche von mehr als 1000 Wersten, zwischen 67°
id 71° Nordl. Breite. Aber ihrer sind in allem etwa
ur 1200 Familien! (dergleichen Schätzungen der Volks-
enge geschehen meist sehr willkührlich: ein sorgfältiger
eisebeschreiber giebt dabey seine Quellen oder wenigstens
ine Gründe an.) S. 20. Ihre Mädchen heyrathen nie
or dem 15ten Jahr (S. 34.) und haben Brüste wie die
Samojedinnen (siehe unten:) einige unter ihnen sehen so
ut aus, daß sie auch ausser Lappland für Schönheiten
aßiren könnten. Die Bildung der Lappländer ist übri-
ens völlig Europäisch, besonders Finnisch, nur daß der
nochen der oberen Kinbacke weiter hervorstehet. Auch
re Sprache ist im Grunde Finnisch. Die Männer ha-
en Haare auf allen Theilen des Körpers, wo die Natur
e gemeiniglich hervorbringt (S. 36.) Ihre Leibesge-
alt ist gemeiniglich unter der mittelmäßigen; doch haben
inige die völlige Rekrutenlänge von 2 Arschinen 4 Wer-
hock: auch stellen sie wirklich Rekruten zum Rußischen
eer. Sie werfen nicht mit dem Wurfspieß (S. 37.)
ondern schiessen mit Flinten, wozu sie das Pulver aus
Kola holen. Sie essen keine Bären; als nur im Noth-
all; auch nichts rohes essen sie, nicht einmal Fische, und
alzen alles. Ihr Brod backen sie nicht, wie einige Fin-
en in Karelien, aus zerstossenen Fischgräten, sondern aus
ulverisirter Tannenrinde, oder vielmehr dem dünnen

Häutgen unter der Rinde, dessen Zubereitung S. 38. beschrieben wird. Dieses Brod, glauben sie, setzt sie vor das Skorbut in Sicherheit. Sie trinken nie Wallfischthran, aber ihre Fische bereiten sie mit dem frischen Oel aus den Lebern und Eingeweiden der Stockfische, das gar nicht eckelhaft ist, und wie Baumöl schmeckt (S. 39.) Im Sommer baden sie sich in Flüssen, aber nie Männer und Weiber zusammen. Beyde Geschlechter tragen Hemden. Alle sind nun griechische Christen. Unabhängige Lappen giebt es nicht mehr: Ein Stamm aber, der immer herumzieht, bezahlt an drey Mächte Tribut, hat noch viel Wildes an sich, und ist noch heidnisch. Unter den bekehrten ist keine Vielweiberey, keine Blutschande, kein Götzendienst, keine Zauberey mehr; auch bieten sie den durchreisenden Fremden nicht mehr ihre Weiber und Töchter zur Wollust an (S. 41.)

Die Samojeden wohnen nicht am weissen, sondern am Eiß-Meer, und fangen erst 3 bis 400 Werste weit von Archangel an. (Woher le Bruyns irriges Vorgeben entstanden, als wenn sie schon im Archangelschen Gebiete wohnten, zeigt der Verf. S. 15. folg.) Vom Flusse Mesen an, der nach Osten fließt, erstrecken sie sich, längst der Küste des Eiß-Meers, mehr als 30 Grade weit, über den Ob bis an den Jenisej und vielleicht noch weiter hin, und leben in dieser ungeheuren Wüste zerstreuet, und ohne Dörfer in abgesonderten Familien. Die Kolonie im Mesenischen Kreisse ist nur etwa 300 Familien stark, und kommen alle von 2 verschiedenen Stämmen, Laghe und Wanuta, her: diese Kolonie heißt *Objaudire*. Ihre Nachbarin, näher gegen die Petschora zu, nennt sich *Tibijondire*; und die in der Gegend von Pustosero, der Meerenge von Waigats gegen über, *Guaritzi*, auf Rußisch aber *Gegorskoj* (S. 18.) Sonst nennen sie sich auch in ihrer eigenen Sprache *Ninen* und *Chasowa* S. 43. (Wir möchten den Unterscheid der beyden letztern von den vorhergehenden Namen wissen.) In den Rußischen Kanzleyen heissen sie auch *Siroguesfni*, Rohfresser: Samojeds ist gleichfalls rein Rußisch, und bedeutet einen Selbstfresser; die ersten Russen sahen sie vermuthlich für Kannibalen an. (Wie kann der Verf. S. 44. auf das Finnische *Suama*, ein Morast, verfallen? Er hätte beweisen müssen, daß dieser Name unter einer Finnischen Nation zuerst entstanden sey; und

dann

dann wäre immer noch die Frage, wie sich der Name Morastländer auf einen Samojeden schicke.) — Sie stammen von einem Tatarischen Geschlechte ab S. 37. (das heißt gerade nichts gesagt: denn eigentliche Tataren meynt der Verf. doch wol nicht? Tatarisch und Samojedisch ist wie Deutsch und Hebräisch verschieden.) Wenn sie zuerst den Russen zinsbar geworden, weis der Verf. nicht. Aus einer Urkunde aber in der Kanzley zu Pustosero S. 46 - 51. erhellet, daß ihnen bereits der Z. Wasili im J. 1525. das Jus collectandi verwilliget habe. — Sie sind klein, aber alle haben doch über 4 Fuß, und einige wohl 6 Fuß. Von ihrer Bildung S. 30. Sie haben nirgends Haare als auf dem Kopf; ob von Natur, oder durch Kunst? ist noch unbekannt. Wenigstens würde ein Mann seine Frau zurückgeben, und den Kauf brechen, wenn er bey ihr anderswo als auf dem Kopfe Hare fände S. 32. Die Mädchen heyrahten im 10ten, gebähren im 11ten, und veraltern nach dem 30ten Jahre; sie haben jederzeit weiche platte kleine Brüste mit kohlschwarzen Wärzchen; die Weiber haben wirklich monatliche Reinigungen, obgleich sehr schwach. Ein Samojede nimmt so viel Weiber, als er kaufen kann; doch selten über 5.; die meisten behelfen sich mit zweyen. Für manche Frau werden 100. bis 150 Rennthiere an den Vater bezahlt. — Von ihrer Kleidung S. 33, und ihren Wohnungen S. 64.: letztere sind nicht unterirrdische Hütten, sondern Zelte, die sie leicht abbrechen, um anderswo Holz und Rennthiermoß zu suchen. Sie essen die Fische roh S. 38.; vor dem Salze eckelt ihnen. Linnenzeug ist ihnen unbekannt. Im Winter jagen sie, im Sommer fischen sie S. 62. Rennthiere sind ihr vornehmster Reichthum: ein herrliches Thier für faule Samojeden, weil es sich selbst nähret. Das Fleisch von diesem Thier essen sie nie anders als roh; sein Blut trinken sie warm, als eine Leckerheit, und als ein Mittel wider den Scorbut; aber seine Milch wissen sie nicht zu nutzen. Alles andre Fleisch kochen sie. (Wie kochen sie? wie machen sie Feuer? u. s. w.) Sie essen alle Thiere, auch verreckte; nur Hunde, Katzen, Hermeline und Eichhörner nicht. Sie heyrathen kein Mädchen aus ihrer Familie, wenn die Verwandtschaft auch noch so entfernt wäre. Ihre Weiber gebären leicht S. 67. geht es schwer her, so glaubt der Samojede, sie habe mit einem Mann von einer fremden Nation Ehebruch getrieben, und jagt sie von sich. Sonst

sind die Weiber sehr schamhaft (Buffon hat hier lauter Unwahrheiten.) Sie wohnen sehr zerstreut; selten sind mehr als 2 oder 3 Zelte in der Nähe beysammen. Sie waschen sich nie, und stinken daher. Sie kennen weder Ehrgeiz noch Eigennutz; die Stelle der Leidenschaften, vertritt bey ihnen der Müßiggang: dabey sind sie immer lustig, lieben den Rauchtoback und Brandtewein, und bewundern nichts, als höchstens einen Spiegel S. 69. Jede Mannsperson, die den Bogen führen kann, bezahlt jährlich einen auf 25 Köpeiken taxirten Pelz S. 46. diesen *Jasak* (Tribut) entrichten sie willig. Sie werden von Pustosero aus beherrscht: diese Stadt, aber dieses Dorf liegt 100 Werste vom Eißmeer ab, nicht weit von der Meerenge Waigaz; eine Compagnie Soldaten, die aus der Garnison in Archangel gezogen ist, befindet sich an diesem armseligen Orte, wo sich gleichwol ein Lieutenant als Wojewode in 4 Jahren 15000 Rubel sammlete S. 53. Ueber ihre Religion S. 55, ihre Moral S. 58, und ihren Character S. 69 raisonnirt der Verf. mehr, als er Data angiebt. Einem Verstorbenen geben sie Bogen, Pfeile und andres Geräthe mit ins Grab: daraus schließt er S. 56, sie glaubten die Seelenwanderung: und daraus schließt er noch weiter, sie müßten von einer Asiatischen Nation abstammen, die ehemals nahe an Indien gewohnt! Noch eine Bemerkung: „die dummen Samojeden haben eine dumme Religion; *Ergo* ist die natürliche Religion unzulänglich, *Ergo* hat die christliche einen übernatürlichen Ursprung.„ S. 70. Ein Deist wird lachen und nach eben der Logick schliessen: „Die Samojeden haben keine Ballete; *Ergo* ist das natürliche Tanzen unzulänglich, *Ergo* haben die Petersburger Hofballete einen übernatürlichen Ursprung.„ Die letzte Betrachtung S. 72. über den glücklichen Zustand der Samojeden, soll in Rousseauischem Geschmacke seyn. Aber wäre diese Betrachtung dem Verf. von Herzen gegangen, so wäre er nicht nach Petersburg sondern nach Pustosero gereißt, so wäre er nicht Staatsrath sondern ein Samojede worden. Alsdenn erst, und eher nicht, hätte es Nachdruck gehabt, wenn er selbst, aus dem Schoße eines glatten schwarzwärzigten Samojeden Mädchens heraus, gerufen hätte (S. 72.): „was fehlet mir, um glücklich zu seyn?„

Kein

dern der Geographie, das ist kurze und deutliche Beschreibung unserer Erdkugel nach derselben vier bekannten Theilen, und den darinn befindlichen besondern Reichen und vornehmsten Staaten; zum Behuf der Jugend beyderley Geschlechts, und zwar nicht nur den ersten Anfängern in dieser Wissenschaft zu einer hinlänglichen Erkenntniß, sondern auch andern zu einer beständigen Wiederholung aufgesetzt von M. Johann Jacob Schatzen, weyland des Straßburgischen Gymnasii Gymnasiarcha, und der dasigen Universität Bibliothecario. Neue verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig, 1770. 8. 15 Bogen.

Der Verfasser war weyland, vor Büschings Erscheinung, ein berühmter Geograph, und schlich sich mit seinen Handbüchern weit und breit in die deutschen Schulen ein. Dieser große Geograph, will er auch durchaus nach Büschingen bleiben, und anstatt seinen schlechten geographischen Geschmack zu reinigen, oder wenigstens den Büschingischen Fleiß zur Verbesserung seiner unzählichen Fehler zu nützen, bleibt der alte Mann bey seiner Unwissenheit und seinem Eigensinn, und schreibt in der Vorrede zu seinem *Examen Geographicum*, das in eben dem Jahre 1770. auf 6 Bogen 8. herausgekommen, von sich, wie folget: „Es sind nun bereits über 40 Jahr, daß ich mit dem Studio Geographico als ein öffentlicher Lehrer umgehe; „nicht zu gedenken der Zeit, die ich schon vorher als ein „Studiosus so wohl für mich, als auch bey Privat Informationen, darauf verwendet habe. Wann nun, nach „dem Geständniß der meisten, eine langwierige Praxis „einen geschickten Arzt, und viele Processe einen guten Advokaten machen, überhaupt aber die fleißige Uebung in „allen Stücken den besten Lehrmeister abgiebt: so wird „mir es hoffentlich niemand verargen, oder als eine vermessene Eigenliebe ausdeuten, wenn ich mir schmeichle, „in dieser Wissenschaft vor andern eine mehrere Einsicht „erlanget zu haben; dessen mir bereits verschiedene geschickte und in dieser Disciplin nicht wenig erfahrne Männer in ihren öffentlichen Schriften mehrmalen ein geneig-

„tes

„tes Zeugniß beygeleget haben; deren Ausdrücke ich aber
„hier, aus Furcht vor dem Verdacht eines eitlen Selbst=
„ruhms zu wiederholen, billigen Anstand nehme.„

Alte längst widerlegte Unrichtigkeiten schreibt der Verf. noch zum Eckel nach: man schlage zur Probe nur die Abschnitte von Frankreich, England und Rußland auf. Dagegen ist er Hübnerisch sorgfältig, die guten Biere anzumerken, die an einem Orte gebrauet werden. — Recht herzlich würden wir die Schule bedauern, in der vermittelst dieses schädlichen Compendii der Geschmack junger Leute verdorben, und ihr Gehirn mit einer Menge theils unnützem Zeug, theils wirklichen Lügen angefüllt würde. Möchte sich doch endlich einmal ein Mann von Geschmack und Einsicht, das ist ein wirklicher Gelehrter, der ausserdem das Informations-Wesen nicht blos aus Spekulationen sondern aus der Uebung kennte, die menschenfreundliche und für unser ganzes deutsches Vaterland wohlthätige Mühe nehmen, das wichtigste Wahre, was man bisher von der Geographie, Statistick, Historie und Physick aller Staaten und Länder der Welt weis, in ein paar Bändchen, jedes etwa von einem Alphabet, mit Ordnung, Klarheit und Präcision zu concentriren, und dadurch den Kinderlehrern die rechte aber so schwere Auswahl und Anordnung der Dinge, die sie nun selbst erst aus größern Büchern zusammen klauben müssen, möglich zu machen!

T.

Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien nebst einer neuen Charte dieses Landes und der benachbarten Meere. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Joh. Christoph Adelung, Sächsisch-Gothaischen Rath und der Churfürstl. Maynzischen Akademie zu Erfurt Beysitzer. Erster Theil. Lemgo, 1769. 4.

Die Nachrichten von Californien sind bisher sehr selten, mangelhaft und nur in sehr vielen Büchern hie und da zerstreuet gewesen. Nur die Spanier und zwar vornemlich ihre Jesuiten konnten sie bestätigen, verbessern und ergänzen. Aber letztere sind noch immer sehr zurückhaltend, und die übrigen auch zum Theil zu nachläßig gewesen. Desto mehr Aufmerksamkeit verdiente also ein

Werk,

Werk, welches im Jahre 1757. zu Madrid in 3 Quartbän-
n und zwar unter folgendem Titel herauskam: Noticia
: la California, y de su conquista temporal, y espiritual
ista el tiempo presente. Der Jesuit Miguel Venegas
itte ums Jahr 1739. in Mexico einen weitläuftigen Auf-
z gemacht, dem er den Titel: Empressas apostolicas de
s Padres Missioneros de la compania de Iesus de la Pro-
ncia de Nueva-Espana, obradas en la conquista de Cali-
rnias — gegeben hatte. Diese Handschrift kam 1740.
ich Madrid und hat den vornehmsten Stof zu jenem
Werke geliefert. Ueberdem ist darinn alles, was in ältern
id neuern Schriften von Californien beträchtliches vor-
mmt, gesammlet und geprüfet; und die verschiedenen
ygefügten geographischen Charten muß man nothwendig
zt für die zuverlässigsten und besten halten. Es ist also
ich nicht zu verwundern, daß dieses Buch bald ins engli-
he übersezt worden; zumal da die Engländer aus mehr
s einer Ursache genöthigt sind, sich alles, was zur Kennt-
ß des nördlichen Amerika dienen kann, bekannt zu ma-
en. Diese englische Uebersezung hat Hr. A. ins deutsche
übersezen angefangen, und davon in diesem Theile, den
ir anzeigen, ungefehr die Hälfte geliefert.

Alles dieses, was wir hier erzählet haben, hätte Hr.
seinen Lesern sagen können; allein er hat blos eine nakte
utsche Uebersezung der englischen Uebersezung, ohne Vor-
de und ohne alle weitere Nachricht, geliefert. Vielleicht
it er das spanische Original nicht selbst erhalten, oder
ich aus Mangel der Sprachkunde nicht gebrauchen kön-
:n. Aber in beyden Fällen, deucht uns, hätte er das
uch noch unübersezt lassen und warten sollen, ob nicht
n anderer, der jene Vortheile in seiner Gewalt hätte,
ese Arbeit übernehmen würde. Jezt müssen wir mit
eser Uebersezung zufrieden seyn, und wir können es auch
r Noth; da sie, so viel wir bemerkt haben, noch ziemlich
it der Urschrift zutrift, und da uns die wichtigen Charten
ym andern Theile versprochen werden. Vielleicht fügt
auch diesem alsdann noch einige Nachrichten, die zur
eurtheilung dieses Buchs nöthig sind, hinzu. Wir be-
ügen uns übrigens nur noch einige Anmerkungen auszu-
ichnen.

Das Vorgebürge St. Lukas, als die äusserste südliche
pize von Californien, wird hier im 22° 32′ nördlicher
Breite;

Breite; die Mündung des Rio Colorado im 32° 30′ und das Cap blanc von St. Sebastian im 43° 30′ eben dieser Breite angenommen. Die Länge dieser Oerter, die gewissermassen für die Gränzen dieser Halbinsel angenommen werden können (wiewol man nicht sagen kann, daß St. Sebastian die Gränze auf der westlichen Seite sey), ist viel ungewisser. Auf der Charte, die wir mit dem Original vor uns haben, finden wir St. Lukas zwischen den 265. und 266 Grad der Länge, von der Insel Ferro angerechnet; und Rio Colorado zwischen 259. und 260. gesetzt. Der Engländer Ellis setzt das Cap blanc nahe bey Mendocino in 124° westlicher Länge von London. Den George Juno aber nimmt, nach den besten Seecharten, deren sich die spanische Schiffer bedienen, die Länge des Vorgebürges St. Lukas zu 263° 50′, das Vorgebürge Mendocino 249° 49′ und Rio Colorado 251° 49′ an. Die Breite des Landes, von einem Meere bis zum andern, beträgt bey St. Lukas 10, an einigen Orten 26, an andern auch wohl 40 Meilen; nemlich spanische, deren eine, wenn wir nicht irren, $\frac{1}{6}$ einer geographischen Meile ist. Das Erdreich soll größtentheils unfruchtbar, völlig mit Bergen und Sand bedekt, aber doch an den Küsten einigermaßen zum Getreidebau geschickt seyn. Der Abschnitt von der Naturgeschichte des Landes ist der magerste und unvollständigste, allein der V. entschuldigt sich desfalls auf eine Art, die ihm Ehre macht, und sucht durch reitzende Gründe Kenner dieser Wissenschaft in Amerika zur Ausarbeitung dieses wichtigen Theils der Beschreibung Californiens aufzumuntern. Nur in ganz neuern Zeiten haben die Indianer einmal einen Wolf getödtet, den sie alle für den ersten angegeben, den sie jemals gesehn hätten. Das Thier aus dem Geschlechte des Bibers scheint Castor *moschatus* zu seyn. Die Niguas (oder Pulex *penetrans*, ein Insekt, was sich in die Füße der Menschen einfrißt) ist in dem übrigen Amerika häufig; aber in Californien gar nicht. Wallfische, Schildkröten, Krebse und Perlen sind in Menge vorhanden; und leztere haben gemeiniglich den Leuten Muth zur Reise dahin gemacht. Holz, was zu Balken stark genug wäre, hat man noch nicht entdeckt. Oelbäume, Feigen, Weinstöcke und die gemeinen Küchengewächse hat man dorthin mit großem Glücke verpflanzt. Aus den Nachrichten des Taravals wird hier S. 45. angegeben, daß die alten Bewohner dieser Halbinsel nur drey ganz

ver-

verschiedene Sprachen unter sich hätten, nemlich die Sprache der Cocsimies, Perimues und Loreta. Nach der umständlichen Erzehlung von den kostbaren und endlich aufgegebenen Versuchen der königlichen Regierung zur Besetzung Californiens, folgt die Geschichte der Bemühungen der Jesuiten um die Bekehrung der dortigen Heyden. Sie fängt sich bey der Ankunft des P. Johann Maria Salva-Tierra an, die 1697. den 10 Octob. geschah, und ist hier bey den, im Anfange dieses Jahrhunderts, der Mißion gemachten Schwierigkeiten abgebrochen.

Oa.

---

10. Kriegswissenschaft.

Geschichte des Polybius, mit den Auslegungen und Anmerkungen des Ritters Herrn von Folard ꝛc. worinnen derselbe die Kriegskunst nach allen ihren Theilen deutlich und gründlich abgehandelt und in vielen Kupferstichen vorgestellt hat. Uebersetzt von einem Königl. Preußischen Officier. Sechster Theil. Berlin, 1769. gedruckt und zu finden bey George Ludewig Winter.

Anhang zur Geschichte des Polybius, mit den die Kriegskunst betreffenden Auslegungen und Anmerkungen des Ritters Herrn von Folard ꝛc. Siebenter Theil. Berlin, 1769. gedruckt und zu finden bey George Ludwig Winter.

Diese Uebersetzung der beyden letzten Theile des Polybius haben wir dem Herrn Hauptmann *du Grossel* (von der K. Pr. Artillerie) zu danken: die erstern waren schon vor langer Zeit erschienen und mit Vergnügen gelesen worden, so daß die Pränumeranten gern ihr Geld voraus gaben, in der Hofnung des baldigen Drucks der übrigen Theile; aber man hofte vergebens und der damalige Uebersetzer schien sein zu Schuldigkeit gewordenes Versprechen gänzlich vergessen zu haben, ohne sich um den billigen Tadel, welchen ihm diese Nachläßigkeit zuzog, zu bekümmern

kümmern: es muste also eine fremde Feder die Ergänzung dieser Arbeit über sich nehmen, welches der oben genannte Uebersetzer bewerkstelliget hat.

Der sechste und eigentlich der letzte Theil der Geschichte des Polybius ist der unbeträchtlichste in Ansehung des Folardschen Commentars: dieser geschickte Schriftsteller hatte in seinen Auslegungen und Anmerkungen über die vorigen Theile seine Gedanken mit so vieler Freyheit aufgesetzt und seine Kritick über einige Personen so wenig eingeschränkt, daß ihm solches nothwendig viel Feindschaft zuziehen mußte; überdem war es nichts geringes, allen Officiern, worunter viele sich sehr klug dünkten und in den vorigen Kriegen mit Ruhm gedient hatten, rund heraus zu sagen, daß ihre bisherige Wissenschaft in Vorurtheilen bestanden habe, daß die Colonne die Stärke der Infanterie ausmache und die Reuterey von weniger Bedeutung sey, daß die Muskete und das Bajonet die schlechteste Waffen sowol zum Angriff als Vertheydigung seyen, und kurz, Leute welche Schlachten gewonnen hatten, welche sich für Lichter in der Kriegskunst hielten und mit Lorbeern bekränzt glaubten, diese wollte F. auf einmal wieder in die Classe der Schüler zurücksetzen: er wiegelte dadurch alles gegen sich auf, und eine Menge Kriticken über sein System waren die ersten Proben von Feindschaft, welche er sich zuzog, da aber einige eher den Namen von Schmähschriften als feinen Kriticken verdienten, so ließ er selbige unbeantwortet und begnügte sich nur über ihre Unhöflichkeit Klagen zu führen; andre aber giengen weiter, suchten den Sinn an einigen Stellen seines Werks zu verdrehn und wandten sich an den Kriegsminister um von demselben Genugthuung für vorgebliche Beleidigungen zu fordern; dies war nun zwar von weiter keinen üblen Folgen für dem H. v. F., indessen ist es doch wahrscheinlich, daß die Ränke seiner Feinde, welche Neid und Unwissenheit zum Grunde hatten, die Ursach des Befehls waren, welcher von höherer Hand an ihn ergieng, seinen Commentar einzustellen, oder ihn wenigstens nur auf solche Bedingungen fortzusetzen, die er nicht eingehen konnte und vermuthlich seinem Plan zuwider waren.

Es ist dieses ein großer Verlust für seine Leser und sein Stillschweigen in diesem sechsten Theile läßt sein Werk unvollkommen: er beklagt es selber, indem er sich vorgenom-

kommen hatte, zum Beschluß seiner Arbeit die wichtigsten Materien über die Kriegskunst abzuhandeln und dunkle Stellen aus dem Alterthume über die Taktik der Alten, welche nur von erfahrnen Kriegsleuten verstanden werden können, zu erklären: er wollte die Lücken in der Geschichte des P. so viel wie möglich ergänzen, und glaubte, im Stande zu seyn, eine ganz vollständige Nachricht von der Kriegswissenschaft der Alten geben zu können, welche er nachgehends mit unsrer jetzigen Art Krieg zu führen, vergleichen, und daraus ein drittes System folgern wollte, welches den Vorzug vor den beyden erstern hätte haben sollen. Ob der Hr. v. F. dieses Versprechen aufs genauste würde ausgeführt haben, läßt sich billig in Zweifel ziehn; es fehlte ihm zu einer solchen Arbeit die nothwendige Kenntniß der Sprachen, welches ihn bereits zu vielen Irrthümern in seinen ersten Theilen verführt hatte; das Griechische war ihm ganz unbekannt, deswegen er sich bey seinem Commentar auf eine fremde Uebersetzung verlassen mußte, und diese war auf eine solche Art unternommen worden, daß ihre Richtigkeit ein Wunder gewesen wäre: der H. v. F. hatte eine Uebersetzung der Geschichte des P. mit Aufmerksamkeit gelesen, und fand, daß eine Auslegung über denselben, eine sehr nützliche Arbeit werden könnte; er wolte auch diese Auslegung unternehmen, nur fehlte es ihm an einer richtigen Uebersetzung; die vom Casaubon war zu dunkel und weil der V. von der Kriegswissenschaft wenig verstand, oft unrichtig; du Rier ein Nachfolger des Casaubon war noch unrichtiger; der H. v. F. wandte sich hierauf am Dom Thuillier, einen Benediktiner Mönch, welcher eine neue Uebersetzung unternahm; er war zwar eben so unwissend in der Kriegskunst wie seine Vorgänger, aber der H. v. F. war sein Beystand; der eine übersetzte und wenn er dunkle Stellen fand, erklärte er die Worte dem andern, welcher sie zusammensetzte, und den Sinn des Verfassers darinn aufsuchte: zu wie viel Versehen dieses Anlaß gegeben habe, läßt sich leicht begreifen, und es ist kein Wunder, daß der französische Polybius oft ganz andre und entgegengesetzte Sachen sagt als der griechische: der Herr Obriste Quintus Icilius nennt diese Uebersetzung an einer Stelle seiner mémoires militaires, den Roman des Ritters von Folard, und unsre Leser können auch daselbst Proben von ihrer wenigen Zuverläßigkeit finden, welche denn auch den Commentator nothwendig zu groben Irrun-

gen verleitet hat: aus diesen angeführten Ursachen zweifeln wir, daß dieser sechste Theil richtiger würde ausgelegt worden seyn als die vorigen; indessen müssen wir doch gestehn, daß Leser, welche dieses Werk blos deswegen lesen, um sich in der Krigskunst zu unterrichten und welchen an der historischen Richtigkeit so viel nicht gelegen ist, die Unterlassung des Commentars mit Recht bedauern können; der Hr. v. F. ist in diesem Fall auch da, wo er den Grundtext verdreht, lehrreich, und er verräth auf jeder Seite Gelehrsamkeit und Kenntniß in allen Fächern, woraus ein General sich bilden kann: er folgt auch nicht dem Exempel der mehresten militärischen Lehrbücher, welche sich das trockenste Zeug einander nachbeten, sondern er erfindet selber, übergeht die Kleinigkeiten mit welchen schon so viel Papier unnütz verdorben worden, und hält sich allein bey dem Großen auf, welchem so wenig Schriftsteller gewachsen sind, sein Vortrag ist dabey von aller Pedanterey entfernt, einem jeden Leser verständlich, und man folgt ihm mit Vergnügen auf die verschiedne Wege, welche ihm die Mannigfaltigkeit der polybischen Geschichte betreten läßt.

Die Schlacht bey Zama ist der einzige Vorfall, über welchem der H. v. F. seine Anmerkungen hier aufgesetzt hat; er hat sich aber blos begnügt die beyden Schlachtordnungen genau zu erklären, und die Ursachen der Niederlage der Carthaginenser zu zeigen; wiewol der Herr Obr. Quintus Icilius bey dieser Gelegenheit den Commentator beschuldigt den Polybius nicht verstanden zu haben. Der H. v. F. will der Kunst des Scipio und Ungeschicklichkeit des Hannibal die Entscheidung der Schlacht zuschreiben; H. Q. hingegen rettet die Ehre des Hannibal und schreibt den Sieg der Römer mehrentheils ihrer Tapferkeit zu und den schlechten Truppen woraus die gegenseitige Armee bestand; er findet auch nicht die Colonnen in der römischen Schlachtordnung, welche der H. v. F. fast bey allen Gelegenheiten in den Kriegen der Alten zu finden glaubt. Wir wollen unsre Leser auf die vortreflichen Memoires des H. Q. weisen, wo sie sich umständlicher von den Einwürfen, welche dem Ausleger des P. gemacht werden, unterrichten können.

Die Vorrede zum sechsten Theile verdient die Aufmerksamkeit des Lesers, und wir wollen sie insonderheit jungen Leuten empfehlen, welche den Soldatenstand als eine Frey-

stått

statt der Unwissenheit ansehen, und daher ihre Jugend in schändlicher Trägheit verschleudern; ja, es können auch noch andre daraus lernen, welche das gröste Verdienst eines Officiers in der Länge seiner Dienste setzen, da doch eben diese Länge ihrer Dienste sie öfters, zu ihrer Schande, in solche Posten versetzt, welchen sie nicht vorstehn können, und alsdenn ihre Einfalt, welche sie bis dahin mit dem Mantel der Grobheit und Frechheit zu decken gesucht hatten, sich einem jeden frey offenbaret: diesen Leuten, wo noch einige Besserung von ihnen zu hoffen ist, rathen wir gleichfalls an, diese Vorrede zu lesen: der H. v. F. zeigt darinn, wie unrecht man habe, wenn man die Kriegskunst, so wie ein Handwerk, blos durch Praktik erlernen zu können glaube, welcher Meynung die Ignoranten so gern beypflichten; er führt unter vielen Beweisen von der Nothwendigkeit der Theorie, die Verbindung an, in welcher die Kriegskunst mit den mehresten andern Wissenschaften steht, welches sonder Zweifel der einleuchtendeste ist, obgleich alle Beweise, für Leute, welche dem alten Schlendrian nicht absagen wollen, um ihre bisherige Unwissenheit dadurch nicht selber zu bekennen, von sehr wenigen Nutzen sind.

Der H. v. F. beantwortet auch in dieser Vorrede zwey Streitschriften, welche den in dem Commentar so angepriesnen Nutzen der Colonne zu schmählern suchen; ihre Verfasser waren zwey Officier in Holländischen Diensten, Terson und Savornin; man hat ihre in Gestalt von Briefen eingekleidete Ertickeln in dem siebenten Theil mit eingerückt. Wenn diese beyde Officier in unsern Zeiten gelebt hätten, wo es nichts neues ist, 200 bis 300 Canonen bey einer Armee zu finden, und überdem die langen Bataillons sich leichter zu bewegen gelernt haben, so würden sie noch mehr Gründe gefunden haben, die Colonne anzugreifen, da sie sich mehrentheils nur auf ihr Pelotonfeuer zu verlassen scheinen; wir wollen uns nicht die Entscheidung dieses Streits anmassen, sondern sie dem Leser überlassen; nur hätten wir gewünscht, daß die streitende Partheyen etwas mehr die Chikanen des Terrains in Betrachtung gezogen hätten, anstatt daß sie sich begnügt haben, auf ihre Kupfertafeln zwey Parallellinien in Bataillons und Eskadrons einzutheilen, welche sie an einander schieben und auf solche Weise ein Treffen entstehen lassen; sie sollten indessen doch Mühe haben, in der Natur eine so

vollkommne Ebne, ohne alle Hinderniß, zu finden, welche zweyen Armeen eine dergleichen freye Bewegung erlaubte, und setzt man Chikanen auf das Schlachtfeld voraus, so sind wir versichert, daß unsre lange Bataillons oft da von Nutzen seyn werden, wo Colonnen gar nichts taugen würden, obgleich der H. v. F. keine schwächere Stellungsart kennt, als eben diese, welche in allen regulairen Armeen eingeführt ist: wir verachten deswegen nicht seine Colonne, im Gegentheil erkennen wir die Vortheile, welche ihr der Erfinder beylegt, nur daß selbige allemal gebraucht werden müsse, daran zweifeln wir. Savornin nahm die Beantwortung des Hr. v. F so übel, daß er dessen System nochmals, aber auf eine grobe und seichte Art angriff; sein achteckigter Angriff auf eine Colonne welche der Folardischen Vorschrift gemäß in beständiger Bewegung gegen den Feind ist, und die — Harlekinsmäßigen Sprünge, welche er auf der folgenden Tafel an die Pelotons, welche er der Colonne entgegensetzt, machen läßt, zeugen von seiner wenigen Beurtheilungskraft: sein Gegner nahm den klugen Entschluß solch Gewäsche unbeantwortet zu lassen.

Der siebende Theil, welcher mit der Geschichte des P. nichts gemein hat, enthält ein Werk, welches der H. v. F. noch vor seinem Commentar ans Licht treten ließ und den Titel führte: Nouvelles découvertes sur la guerre dans une dissertation sur Polybe, in welchem er die erste Nachricht von seiner Colonne gab: die obgedachten Streitschriften sind, wie schon gesagt, gleichfalls diesem Theile angehangen. Was die deusche Uebersetzung anbetrift, so haben wir dieselbe in denen Stellen, welche wir mit dem französischem Originale zusammengehalten haben, vollkommen übereinstimmend befunden.

Mz.

Belidors vermischte Werke über die Befestigungskunst und Artillerie. Aus dem französischen, 1769. 8. Braunschweig, im Verlage des Waysenhauses, $26\frac{1}{2}$ Bogen, nebst 7 Kupferpl.

Hr. Schneller, Braunschweigscher Ingenieurmajor liefert uns hier im Deutschen, Belidors nach dessen Todte gelegentlich vorgefundene Schriften, denen das Leben dieses berühmten Mannes vorgesetzt ist. Die allgemeinen

Betrachtungen über die Befestigungskunst machen den Anfang, und mögen Belidoren zu Vorlesungen gedient haben. Darauf folgt die Lehre von der Länge der Canonen, die dem Verfasser Anfangs so viel Verdrießlichkeiten zuzog. Ferners die Lehre von den Minen, und Gegenminen nach Vauban, Valiere und andern; neue Theorie vom Schießpulver und vom Bombenwerfen, wovon aber erstere nun nicht mehr neu, letztere wirklich veraltet ist. Bey den Versuchen S. 293. ist allem Ansehen nach ein Versehen vorgegangen, so daß bey der 3 pfündigen Ladung die Schußweite 460. oder 462 Halbruthen stehen, und die vier letzten Ladungen jede um $\frac{1}{2}$ Pf. stärker genommen werden müssen. Die hierauf folgende neue Theorie der Minen ist an sich und wegen der angeführten Versuche wirklich neu und merkwürdig, da sie zu mehrerm Nachforschen Anlaß geben kann. Der Uebersetzer hat hin und wieder Anmerkungen und am Ende auf 14 Seiten ein Verzeichniß der zur Fortification und Artillerie gehörenden Schriften beygefügt, worunter wir aber einige neuere nicht finden.

L. J. D. Suckov erste Gründe der Kriegsbaukunst, 1769. Frankfurt und Leipzig, bey T. Göbhardt. 4. 1 Alph. nebst 16 Kupfertafeln.

Der Verfasser hatte sich des Manuscripts zu diesem Werke mehrere Jahre in seinen Vorlesungen bedient, und nun den Entschluß gefaßt, es herauszugeben. Die Ordnung des Vortrags ist so ziemlich nach Wolfen eingerichtet, aber ungleich vollständiger, und in beyden Absichten hat es als ein Lehrbuch etwas vorzügliches. Indessen hätten die beyden ersten Hauptstücke füglich durch Figuren erläutert werden können, die die Sachen auch denen vormahleten, die wirkliche Festungen entweder gar nicht oder nur obenhin gesehen haben. Hierinn ist Wolf deutlicher. Die hier vorkommenden Bauarten der Festungen sind die von Blondel, Coehorn, Freytag, Glaser, Heer, Herbort, Landsberg, Russenstein, Scheiter, Sturm, Vauban rc. Von jeden wird die Construktion und Ausmessung angegeben, und das Gute und Fehlerhafte dabey bemerkt. Es hätte Bilfinger auch mitgenommen werden können. Es ist aber desselben Befestigungsart nicht so bekannt, indessen

dessen findet sich etwas davon im Clemmschen Lehrbuche der Mathematick. An Cochorns Zeichnung hat Hr. S. einige Aenderungen angebracht.

A.

11. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Des Homerus Werke. Aus dem griechischen neu übersetzt und mit einigen Anmerkungen erläutert von C. T. Damm. Erster Band. Zweyter Band. Lemgo, 1769. bey Meyer, 2 Alphab. und 4 Bogen, 8.

Wenn es ausgemacht ist, daß das Lesen des Homers kein Werk für die Toiletten und Theetische seyn muß, so dünkt es uns nicht billig, nach einem flüchtig auf diese Uebersetzung geworfnen Blick mit dreist entscheidender Mine auszurufen: „weg mit dem Zeuge, wie niedrig, wie Pöbelhaft spricht der Uebersetzer. Nein, das ist nicht der göttliche Homer, der sich in der Iliade vom Bitaube so schön leicht weglesen läßt.„ — Wer so denkt, dem rathen wir freylich nicht, sich dieses Werk anzuschaffen, das wir gradezu als schlecht zu verdammen, auch schon deswegen bescheidnen Anstand nehmen würden, da der Name seines Urhebers in der Griechischen Litteratur gewiß nicht von ganz schlechtem Gewicht ist. Dem, der den Homer zu studiren denkt, (und andre bitten wir, ihn weder im Englischen, noch Französischen, noch Deutschen noch in irgend einer Sprache je zu lesen, am wenigsten aber, über ihn zu urtheilen,) dem also, der den Homer zu studiren denkt, wird doch das nächst der Kenntniß des Dichters das wichtigste seyn, den Charakter des grauen rohen Alterthums kennen zu lernen; gesetzt nun, er kann sich aus dem Original nicht allenthalben ganz helfen, wird er zum Pope oder zu einer französ. Uebersetzung seine Zuflucht nehmen können? Wir zweifeln; aber daß ihn der gute Deutsche, den wir vor uns haben, nicht ganz verlassen werde, dafür sind wir ihm Bürge. Um aller Mißdeutung dieses unsers Urtheils vorzubeugen, gestehen wir, daß in dieser Uebersetzung der Dichter ganz und gar ver-

loh-

lohren gegangen sey, — aber dürfen wir uns wohl je zu einer Prosaischen Uebersetzung Hofnung machen, die nicht immer diesen Vorwurf haben würde, falls sie treu wäre? — Auch das geben wir zu, daß Hr. D. den Anstand, die Würde und das Edle unstreitig besser hätte beobachten sollen und auch zuweilen können; aber gehört nicht auch an vielen Orten das Niedrige zum Charakter des Zeitalters Homers, wo man vom Wohlstande der feinern Zeitalter noch nichts wußte? — Es ist wahr, dem blos deutschen Ohre kommen die mehrentheils wörtlich ausgedrückten Beywörter seltsam vor; aber die Frage bey Seite, ob der blos Deutsche im Homer etwas entscheiden darf, so dünkt es uns immer noch erträglicher, jene so nach dem Wortverstande übertragen, als sie mit andern vertauschen zu sehn, die den Homer modernisiren. Unsrer Meynung nach bleibt es also bey dem Urtheil, daß aus dieser Uebersetzung — bey allem was mit Recht gegen sie erinnert werden kann — die alte Einfalt mehr hervorleuchte und mit der Einfalt der Sitten und Begriffe, die dem Werke charakteristisch ist, besser übereinkomme, folglich ein übereinstimmigers Ganzes mache, als irgend eine andre Uebersetzung, in welchen allen — wir glauben, dem Kenner nicht zu viel zu sagen — Homer als ein neumodischer Dichter des 17. oder 18ten Jahrhunderts redet. Von dieser Seite empfehlen wir daher diese Arbeit, welche überdas die beßre Stelle manches geschwätzigen Commentars bey dem vertreten kann, dem es um den wahren Sinn des Dichters zu thun ist. Hätte der Ueb. manche, wie uns dünkt, zu gesuchte sonderbare Wendungen und Ausdrücke vermieden — die ihm eigne Schreibart ist schon sonst bekannt — so würde seine Arbeit auch bey solchen Eingang finden können, die jetzt mit einem weisen verächtlichen Seitenblicke sie zurück legen. Doch Homer gewinnt dabey, wenn diese Klasse von Leuten ihn gar nicht liest, uns soll immerhin die Iliade von eben dieser Hand nicht völlig unwillkommen seyn. Denn wir geben allmählig die Hofnung auf, einen deutschen Homer von einem, dem seel. Meinhard ähnlichen Mann*) zu lesen; und die Sache recht erwogen, würde wohl je eine deutsche Uebersetzung dieses eh-

*) Wiewohl wir immer glauben, ein Mann wie M. würde am Ende gegründete Bedenklichkeiten gehabt haben, seine Arbeit zu vollenden, oder öffentlich bekannt zu machen.

ehrwürdigen Vaters der Dichtkunst so vollkommen geliefert werden können, wie sie sich der Halbgelehrte so gern träumt; aber gesetzt, sie könnte es, wem zu gute sollte ein Genie diese herkulische Arbeit wagen? Der wirklich Gelehrte liest das Original und kennt die Hülfsmittel; der falsche Belesprit aber, der, wie der Ausdruck lautet, die schönen Wissenschaften studirt hat, müsse nicht ihn, sondern immerfort nach Belieben deutsche oder französische Gedichtgen lesen, dergleichen ihm jede Messe, so Gott will, bis ins späteste Alter reichlich liefert.

Dr.

Johannis Simonis, ehemaligen wohlverdienten öffentlichen Lehrers der Kirchengeschichte und Alterthümer in Halle, Vorlesungen über die christlichen Alterthümer nach Anleitung D. S. J. Baumgartens Breviar. Antiq. Christianarum mit einer Vorrede, Lebensbeschreibung des Verfassers und einigen Anmerkungen herausgegeben von Samuel Mursinna, der Theol. öffentl. Lehrer und des Gymnasii Illustris in Halle Ephorus. *Halle*, verlegt von Johann Gottfried Trampe, 1769. 1 Alph. 9 Bogen in 8.

Man kennet schon die Arbeiten eines Simonis, welche sich durch ihre historische Genauigkeit, durch die Menge der angeführten Schriftsteller und durch das gesunde Urtheil, welches in denselben herrscht, unterscheiden. Gegenwärtige Schrift enthält nicht nachgeschriebene, sondern, wie es des Verf. Gebrauch war, völlig ausgearbeitete Vorlesungen über Baumgartens brev. antiq. christian. welche das, was dieser nur kurz gesagt hat, hinlänglich aus der Kirchengeschichte erläutern. Manche Ausschweifungen, welche nicht grade zum Zweck gehören, konnten ohne Schaden wegbleiben. Der Herausgeber hat den Styl des Verf. verbessert, einige brauchbare Anmerkungen zugefügt; und das Leben des sel. Verf. nebst einer lesenswürdigen Vorrede vorangesetzt, worinn er über die Freyheit, welche die christliche Kirche in Ansehung der Religionsgebräuche hat, nützliche Betrachtungen anstellt.

Em.

He-

Hadriani Relandi antiquitates sacrae veterum Hebraeorum recensuit et animadversionibus Vgolinianis, Ravianis auxit *Georg. Io. Ludov. Vogel*, A. M. ampl. Philos. Ord. Adjunct. — Halae, apud Io. Iac. Curt, MDCCLXIX. 8 maj. 1 Alph.

Johannis Simonis, ehmaligen wohlverdienten öffentlichen Lehrers der Kirchengeschichte und Alterthümer in Halle, Vorlesungen über die jüdischen Alterthümer nach Anleitung Hadr. Relands Antiquitatum sacrarum veterum Hebraeorum mit einer Vorrede und einigen Anmerkungeen herausgegeben von Samuel Mursinna, der Theologie öffentlichen Lehrer und des Gymnasii illustris Ephorus in Halle. Halle, gedruckt und verlegt von Joh. Jac. Curt, 1769. gr. 8. 1 Alph. 1 Bogen, ohne die Vorrede.

Diese Ausgabe der Vorlesungen des seel. Simonis hat zugleich zu dem neuen Abdruck der Relandschem Antiquitäten Anlaß gegeben. Er ist ganz correkt, und können beyde Schriften, wegen des gleichen Formats, sehr bequem zusammen gebunden werden.

In den Vorlesungen wird der Reland von Paragraph zu Paragraph erläutert, die verschiednen Meynungen oft schlechtweg angeführt, zuweilen aber auch und meistens gründlich beurtheilt, endlich die Schriftsteller über besondre Materien, doch ohne Beurtheilung ihres verschiednen Werths, bekannt gemacht. Die Anmerkungen des H. Prof. Mursinna enthalten fernere Zusätze von Schriftstellern oder Meynungen über gewisse Gebräuche, auch dann und wann ein mehr entscheidendes Urtheil als S. 187. wo die Meynung, daß das Urim und Thummim eine Benennung des Brustschilds gewesen, als die richtigste angenommen wird. Sehr lesenswürdig ist auch die Vorrede, in welcher H. M. in unterschiedenen Anmerkungen zeigt, daß das Vorbildende nicht die Hauptabsicht der mosaischen gottesdienstlichen Gebräuche gewesen sey; daß die Erkenntniß des einen wahren Gottes, seiner Majestät, besondern Für-

sehung, der ihm allein schuldigen Verehrung, der ihm gefälligen Reinigkeit des Herzens und des Wandels durch bildliche Vorstellungen gelehrt werden sollen, die Apostel aber gleichwol dieselben als Vorbilder Christi und seiner Gemeine hätten betrachten können, weil der ganze jüdische Gottesdienst eine Vorbereitung und Anleitung zu einer reinern und höhern Religion seyn sollen.

Nr.

Casparis Praetorii, consulis olim palaeo-brandenburgensis, carmina, quae exstant sacra, in festos et dominicos totius anni dies: quae luci publicae denuo exposuit, vita auctoris praemissa, *Io. Caspar. Carsted.* Editio tertia emendata. Brandenburgi, in Officina Halliana, MDCCLXVIIII. 8. 10½ Bogen.

Wem Caspar Prätorius, Taubmanns Freund, noch unbekannt ist, den wollen wir sogleich zur nähern poetischen Bekanntschaft mit ihm bringen, und ihm aus seinen erbaulichen Gedichten nur eins, wie wirs im Aufschlagen finden, vorlegen. S. 144.

Domin. XXIII. post Trinit. Matth. 22.

Vtrique dandum, Deo et Caesari.

Et Deus et Caesar regni moderantur habenas,
  Sed Deus imperium Caesare majus habet.
Caesar enim posito fines sibi limite claudit,
  Sed claudi nescit limite dextra Dei.
Illius in cunctas sceptrum se porrigit oras,
  Ille poli regnat sedibus, ille soli.
Ambo volunt metui, rerum si dissona mandant,
  In pretio potius sint tibi jussa Dei.
Nam quamuis Caesar tibi corporis eripit usum,
  Tollere non animam vi tamen ille potest.
Sed Deus ob facinus celerem si traxerit iram,
  Jus animam pariter quo tibi perdat habet.
Fac tribuas utrique suum, vult Caesar honorem,
  Et censum, ferri vult sibi vota Deus.

L.

L. Annaei Flori, epitome rerum romanarum, nebst einer deutlichen und leichten Erklärung, worinnen die wahre Eigenschaft der lateinischen Sprache und Zierlichkeit auf gut deutsch erläutert, und die Sachen selbst, insonderheit aber die Historie und Antiquitäten in zulänglichen Notis erörtert werden, nebst einem lateinischen und deutschen Register, durch *Germanicum Sincerum*. Vierte Auflage. Giesen, bey Johann Philipp Krieger, 1769. 8. 39½ Bogen.

Die geschicktesten Schullehrer mögen wider die Ausgaben der alten Autoren nach der Weise, wie sie Emanuel Sincerus und seine Collegen aufgebracht haben, reden, so viel und so lange sie wollen; sie bleiben doch noch immer ein vortrefliches Dormi secure für faule Schüler und selbst für faule Lehrer, sowol in öffentlichen als Hausschulen. Allen diesen wird die gegenwärtige vierte Ausgabe des Florus recht willkommen seyn.

Quinti Curtii Rufi, de rebus gestis Alexandri Magni libri superstites cum supplementis *Joannis Freinshemii*. Berolini, 1770. Sumtibus, Ambrosii Haude et Speneri, Bibliop. reg. et Acad. scient. privil.

Quinte Curce de la vie et des actions d'Alexandre le Grand, de la traduction de Monsieur *de Vaugelas*, avec les supplemens de *Jean Freinshemius*, traduits par feu M. *du Ryer*. à Berlin, 1770. aux depens d'Ambroise Haude et Spener — 8. anderthalb Alphabet.

Dieses ist eine wiederholte Auflage der saubern Handausgabe des Curtius, wie er zuerst 1746. herausgekommen, mit der beliebten französischen Uebersetzung des Vaugelas, welche auf der rechten, der lateinische Text aber auf der linken Spalte jeder Seite gedruckt ist.

ΓΕΩΡΓΙΟΥ ΓΕΜΙΣΤΟΥ του και ΠΛΗΘΩΝΟΣ ἑλληνικων βιβλια β' *Georgii Gemisti Plethonis* de iis

iis quae post pugnam mantinensem apud graecos gesta sunt libri II. nunc primum seorsim editi et notis illustrati ab *Henrico Godofredo Reichardo* A. M. scholae prov. Grimmensis Collega IIII. et Cantore. Lipsiae, ap. Hilscher, MDCCLXX. 8. 11½ Bogen.

Gemistus, oder wie er sich noch lieber nannte, Plethe ist ein neuerer griechischer Schriftsteller aus dem funfzehnten Jahrhundert, und hat seine Geschichte der Griechen, die mit dem Tode des Epaminondas in der Schlacht bey Mantinea anfängt, und sich mit dem Tode des macedonischen Königs Philippus endiget, größtentheils aus dem Diodorus Sikulus und Plutarchus gesammlet. Bisher war er entweder in Gesellschaft des Xenophons oder des Herodots erschienen; itzt aber, wie es billig ist, tritt er zum besten der Schuljugend allein vor, und zwar nach der Ausgabe des Aldus. Unter dem Text, der gut gedruckt ist, hat der gegenwärtige Herausgeber kritische, grammatische und historische Anmerkungen hinzugefügt, die seine Geschicklichkeit genugsam zeigen. Das Register erstreckt sich nicht auf alle, sondern nur auf die schwerern und seltner vorkommenden Wörter.

Sylloge nova epistolarum varii argumenti. Volumen V. in quo liber XI. Norimbergae, impensis Felseckeri, CIƆ IƆCC LXVIIII. gr. 8. Ein Alphabet.

Von wem die 73 Briefe sind, die dieser Band enthält? Vom Nikol. Heinsius, Arnold Drakenborg, Gisbert Cuper, Hermann Conring, Will. Burnet und Frid. Brummer. Anreitzung genug für den Verehrer dieser Namen, um solche zu lesen, und ihn auf mehr dergleichen begierig zu machen.

O.

Roberti Lowth de sacra poesi Hebraeorum Praelectiones — notas et epimetra adjecit *Io. Dav. Michaelis* — Edit. 2. accessionibus secundae editionis oxoniensis ditata. Goettingae, Barmeier, 1768. 1769. 2 Alph. 6 Bogen 8.

Ist ein Nachdruck von der zweyten Original-Ausgabe, die zu Oxford 1763. herausgekommen. Die Aenderungen bestehen in einigen Zusätzen und Verbesserungen, in den Noten, als z. E. bey der 6. 10. 12. 15. 17. 22. 31. Prälection. Sie sind theils von dem Verf. selbst; theils aber und vornemlich von Kenikott und Hunt; (denn dies bedeuten die untergesetzten Buchstaben K. und H.) und enthalten Aufklärungen einiger Schriftstellen aus Kritick, und den verwandten morgenländischen Dialekten. Uebrigens haben wir in den schönen Zusätzen des deutschen Herausgebers gar keine Aenderungen bemerkt.

Mn.

---

12. Gelehrte Geschichte.

Gesamlete Nachrichten von den Lebensumständen und Schriften evang. lutherischer Theologen, ingleichen von andern durch besondere Lebens- und Todesumstände merkwürdigen Personen geistlichen Standes, welche alle in diesem XVIII. Sekulo verstorben sind, nach der Zeitordnung und der Folge ihrer Sterbejahre abgefasset von Adam Christoph Carl Cuno, Rektor der Stadtschule zu Grimme. Erstes Decennium, oder die Jahre von 1701. bis mit 1710. Leipzig, 1769. 4. 19¼ Bogen.

Nicht für Gelehrte, nicht doch; sondern für Liebhaber der Gelehrten Geschichte und der Bücherkenntniß will der V. geschrieben haben, das heißt, für Liebhaber von Vor- und Zunamen solcher Geistlichen, oder Theologen, die seit 1701. bis 1710. gestorben sind, und wovon etliche 50 Jahre und drüber im Amte gelebt, wo nemlich, und wenn, und in welchem Himmelszeichen solche gebohren? ob sie etwa gar von Mutterleibe an dem geistlichen Stande gewidmet worden? was für niedere und hohe Schulen sie besucht? bey wem und wie lange sie Hauslehrer gewesen? in welchen Aemtern sie gestanden? ob, wie vielmal und wen sie geheyrathet? wie viel Söhne und Töchter sie gezeuget? auch wie viel davon jung verstorben (Schade, daß

er

er nicht an die Todtgebohrnen gedacht!) oder sonst versorget worden? und endlich wenn, woran und wie sie gestorben? ob im Bette, oder auf der Kanzel, oder im Wagen? und vor allen Dingen, wer ihnen die Leichenpredigt gehalten, und ob dieselbe auch gedruckt worden? wie ihr jedesmaliger Vorgänger und Nachfolger im Amte geheißen? rc.

So jemand hierauf mit seiner Liebhaberey fällt, dem soll sie befriedigt werden, und oben drein noch erfahren, ob und was für Bücher sie geschrieben haben? Nur nach ihren polemischen Schriften muß keiner fragen, weil unser V. einen unüberwindlichen Abscheu dafür hat. Dafür aber soll auch seinem Leser keine Disputation, keine Ab- Anzugs- und Leichenpredigt, keine Postille verschwiegen; und wenn er fein vorlieb nimmt, mit ganz sonderbaren Seltsamkeiten unterhalten werden, die unter hunderten sonst kaum einer erfährt. O! welche Freude muß es dieser Art von Lesern seyn, zu vernehmen, daß ein Vater und Sohn, so beyde einerley Taufnamen geführt, an einem Tage und in einer Stunde gestorben, S. 8.; daß der königsbergische Theologe von Sanden einmal in einer Wochen 14 verschiedene Predigten gehalten, und sich öfters, wenn er unpäßlich gewesen, durch Predigen wieder gesund gepredigt hätte, S. 20.; daß der ulmische Prediger Weihenmeyer innerhalb 14 Jahren an die 3000 Predigten S. 58. und der naumburgische Pr. Günther in 51 Jahren 5424 Predigten gehalten S. 121. Wenn doch die ordentlichen Männer auch noch die Anzahl ihrer Anreden im Beichtstuhl irgendwo angemerkt hätten! — daß der Superint. Stemler zu Neustadt an der Orla alle seine 6 Töchter ausgestattet, S. 14.; der Prof. Normann zu Upsal den Homer so lieb gehabt, daß er auch ein Kind nach ihm benennet, und überdies alle Jahre mit seiner Liebsten ein Kind gezeugt habe S. 22; der Prediger Scharf zu Lüne sich im Predigen so angegriffen habe, daß er einen Bruch bekommen, den er sich 13 Tage vor seinem Ende schneiden lassen S. 23; daß sich der M. Gladov in Küstrin sechsmal verehlicht S. 25.; der thornische Senior Paul Hofmann einstmals, als er noch Superintendent gewesen, alle Priester seines Kirchensprengels zu Torgau zu Gevattern gebeten S. 28.; daß der Pred. Th. Schmid zu Rodach im hohen Alter auf einen Heller von Herzog Albrecht das ganze Vater U. schreiben können S. 52.; der altdorfische Prof. Theol. Wegleiter eine

wohl-

ohlgebildete Person vorgestellet S. 59.; des dresdnischen
ofpred. Freiesleben letztes Kind ein Afterkind (posthumus)
ewesen und den 11. März 1707. gebohren S. 60.; ob der
nkendorfsche Generalsup. Dietrich und was er geschrie-
n, kann weder das Lexikon noch er melden S. 61.; der
esdn. Pred. Hahn habe sich bey seinem Leben eine feine
ibliothek gesammlet, die nachher öffentlich verkauft wor-
n S. 63.; der berlinsche Probst Lichtscheid sey ohnweit
Zien nach seiner Geburt von einem papistischen Geistli-
en getauft worden S. 67.; des aboischen Prof. Flachsenius
äre im Alg. Gel. Lex. nur mit 3 Zeilen gedacht S. 87.;
iß zu Leubingen Arnds wahres Christ. aus des V. sel.
aters Büchervorrath unversehrt aus dem Schutt gezo-
n, soll künftig unter 1726. angeführt werden S. 88.;
iß ihm des Pr. Megger auf den regensburg. Superint.
Donna gehaltne Leichpredigt nicht zu Gesicht gekommen
. 93.; daß der hannöversche Pr. Löwensen seiner Frau
ild im Tode nachgefolget S. 95.; daß 1708. der Amtmann
eichhelm zu Wanzleben im Magd. gestorben sey, der vor-
r zu Halle Pastor gewesen, aber, weil er das Singen
id Orgeln in der Kirche nicht hören können, abgedankt
ibe, doch nachmals bey seinen Pachten unglücklich gewe-
n und gar ins Gefängniß gekommen S. 99.; daß der
resd. Sup. Schrader sein eigen schlechtes Haar und ei-
n Zwickelbart getragen S. 101.; den Pred. von Wida
Dötlingen habe eine menschliche Schwachheit, wovon
weiter nichts sagt, getrieben, seine Gemeine zu verlassen,
. 119.; daß Ittigen ein Unglücksfall mit dem brennen-
n Lichte auf dem Leuchter, andre sagen auf dem Wachs-
ocke, begegnet S. 125.; daß der lübeksche Pr. Stein als
chüler eine Abschiedsrede de cohibenda ira und zwar den
Jun. 1666. gehalten S. 131.; der seelandische Bischof
orneman sey 1711. unter viel Fackeln von vornehmen
iestern zu Grabe, erst aber in die Kirche getragen S.
7.; daß von des frankf. Seniors Arcularius 6 Kindern
am Leben geblieben S. 137.; des Superint. Silchmül-
s zu Wasungen 3 Söhne alle Superintendenten gewor-
n S. 138. u. s. w. Die ausführliche Erzehlung von des
ttenbergischen J. M. Neumanns Gram über seines Töch-
chens Tode, und von seinem Traum S. 112. wird ih-
n auch gar nicht langweilig, sondern recht tröstlich seyn.
So sehr sie sich nun darüber mit ihrem lieben Hrn. C.
uen werden: so wenig werden sie auf ihn zürnen, wenn

er

er doch manchmal nichts weiter als den blossen Namen und das Sterbejahr gewußt. Auch trauen wir es ihnen zu, wo es einem oder dem andern möglich ist, ihm zu einem von Sechtings seinen Jahrgängen in der Handschrift, wenn er noch nicht verbraucht ist, zu verhelfen, sonderlich den „seligen Anhaltiner mit dem dreyfachen Zuruf an ihm: „1. halt an mit Beten; 2. halt ein mit Sündigen; 3. halt „aus in Nöth und Tod,„ S. 102.

Eins müssen wir seinen Lesern noch vertraulich eröfnen: Sie wären beynahe um alle ihre Freude über diesen von ihm selbst genannten „geprüften und kernhaften Auszug „aus den meisten biographischen Schriften„ gekommen, wenn ihr lieber C. seinem ehrlichen Freunde gefolget hätte, der es sich so sauer werden lassen, und ihm das grosse Unterfangen, ein Makulaturfabrikant zu werden, so treulich und ernstlich verleiden wollen. Blos seinem vornehmen Gönner, dem Hrn. Superintendenten in Meißen und desselben gegen den V. hochgeneigten Hrn. Sohne, besage der Vorrede, haben sie es zu verdanken, daß er sich durch keinerley Warnung von seinem einmal genommenen Entschluß abwendig machen lassen; weil sie samt mehrern welchen Gönnern ihr herzliches Wohlgefallen daran hatten, ja selber mit starken Bündeln Leichenpredigten, Auktionskatalogen, Addreßkalendern, Gevatterbriefen, Hochzeit- Namenstags- und Leichenreimen, Programmen und andern lieben schönen Werken, in seinen Autersnöthen hinzueileten. Daher versteht es sich von selbst, daß alle seine vornehme Gönner mit Recht erwarten können, dereinst von ihm, nach allen ihren Merkwürdigkeiten, im Wachen und im Schlafen, recht kalenderhaftig und in seinem schönen Altweiberstyl beschrieben zu werden.

Eine gute Theurung in den Schreibfedern — wer die doch in Grimme veranstalten könnte! Wie erspriesslich wäre das!

Akademischer Addreßkalender auf das Jahr 1769. und 70. worinne nebst andern wichtigen Nachrichten, die Namen und Aemter aller jeztlebenden Lehrer auf Akademien in und ausserhalb Deutschland befindlich sind. Erlangen, gedruckt und verlegt bey J. D. M. Kammerer, Universit. Buchdr. 8. 15 Bogen.

Von siebenzig europäischen Universitäten wird hier in alphabetischer Ordnung jedesmal erst eine ganz kurze Nachricht von ihrer Stiftung ertheilet; alsdenn folgen die Namen sämtlicher Lehrer nach ihrem Alter, Vaterland und Aemtern; und am Ende sind noch einige Verbesserungen und Zusätze angehängt. Von den hohen Schulen zu Inspruk, Dillingen und Freyburg im Breisgau hat der Herausgeber nur wenige Lehrer erfahren können, und bey den Universitäten zu Olmütz, Paderborn, Grätz, Cöln am Rhein fehlen sie, schon wenigstens seit 10 Jahren. Das muß manchen seltsam vorkommen, die doch sehen, daß man eher von Paris und Rom, ja aus dem entlegensten Moskau Nachrichten bekommen hat, als von diesen Oertern, die doch so nahe sind.

Je mehr der Nutzen und die Bequemlichkeit dieses akademischen Addreßkalenders eingesehen wird, je weniger dürfen die Unterstützungen und Beyträge ausbleiben. Wie viele, die ehemals selbst eine oder die andere hohe Schule besucht, würden über die grosse Anzahl derselben, die blos in Deutschland sind, ordentlich erschrecken, wenn sie nicht ganz aufgehört hätten, an die Erweiterung ihrer Kenntnisse zu denken.

Beyträge zur Geschichte merkwürdiger Bücher. Herausgegeben von Andreas Gottlieb Masch, Herzogl. meklenb. strel. Hofprediger, Consistorialrath, und Superintendenten des stargardisch. Kreises, und des Fürstenthums Ratzeburg. Erstes Stück. Von merkwürdigen Bibeln. Bützow und Wismar, bey Joh. Andr. Berger und Jak. Boedner, 1769.
- - Zweytes Stück. - - - -
- - Drittes Stück. - - - - 8. 10½ Bog.

Der Endzweck der meisten gelehrten Tagebücher gehet sonderlich dahin, die Kenntniß der neuern Bücher zu befördern; und die Zahl derer, welche ältere Werke hinlänglich beschreiben, ist in Vergleichung mit jenen nur klein. Gleichwol bleiben diese ältern Bücher noch immer werth, daß man sie kennet, lieset, brauchet und aufs neue bekannt macht, auch dadurch gelegentlich ihren Untergang verhütet. Und dies ist eben die Absicht, in der gegen-

wärtige Beyträge ans Licht treten; worinn zugleich die Nachrichten, die bereits andere vor ihm ertheilet haben, immer genauer berichtiget werden. Das erste Stück enthält merkwürdige und seltene Bibelausgaben; das zweyte beschreibt einige Werke, die in die erste Zeiten der Buchdruckerkunst gehören; und in dem dritten wird eine mühsam zusammengesuchte Folge von Kirchenordnungen, sonderlich den meklenburgischen geliefert. Da es dem V. ganz und gar nicht an Vorrath gebricht, so wünschen wir zur Ausbreitung der richtigern Bücherkenntniß, daß es ihm nicht an Zeit dazu fehle.

Friedrich Christoph Puhstkuchen, Predigers zu Meyenberg, Beyträge zu den Denkwürdigkeiten der Grafschaft Lippe überhaupt und in Absicht auf die Religions- und Kirchenbegebenheiten insonderheit. Lemgo, mit Meyerschen Schriften, 1769. 4. 22 Bogen.

Die Absicht des V. ist, ein Namenverzeichniß sämtlicher Lehrer in den Kirchen und Schulen der Grafschaft Lippe, nach alphabetischer Ordnung der Oerter, wo sie im Amte gestanden, zu geben. Von eigentlichen Lippischen Religions- und Kirchenbegebenheiten kommt nur sehr wenig vor. Wer aber nebenher noch Leute von ausserordentlicher Beredsamkeit kennen lernen will, Leute, die ihren Namen durch Grabschriften unsterblich gemacht, Leute, die sich unter den Gelehrten als Sterne der ersten Größe gezeiget, der suche sich die augenscheinlichen Beweise auf — in allen den gedruckten Leichpredigten und Disputationen rc. die sie selber gehalten, und hier von Hrn. P. zum vermeintlich ewigen Andenken angeführet sind.

S.

Nachrichten von der oberheßischen Stadt Wetter und denen daraus abstammenden Gelehrten. Frankfurt am Mayn, 1769. 8. 19 Bogen.

Der erste Verfasser dieser Nachrichten ist der Prediger Johann Friedrich Mahrt zu Hersberg im Westrich. Desselben geschriebenen Aufsatz hat Hr. D. Plitt zu Frankfurt, theils aus den Sammlungen eines andern Predigers, Johann Georg Jungs zu Dreisbach, theils durch eigne

Kennt-

enntnisse verbessert, erweitert, in der Schreibart (doch och nicht hinlänglich) geändert, und in Druck gegeben. Wir sind nicht von denen, die dergleichen Geschichten von einen Orten schlechterdings verachten; durch sie nur kön- n die allgemeinen geographische Systeme, der Vollkom- enheit näher gebracht werden, und die gegenwärtigen achrichten dienen schon zum Beweis. Inzwischen wünsch- n wir doch, daß bey demselben etwas mehr auf unser atistisches Jahrhundert Rücksicht genommen worden wäre, nd von den drey Geistlichen, die daran Theil haben, we- igstens einer sich des Beyspiels eines Süßmilchs erinnert, nd die Geburts- und Sterbelisten dieses Ortes, von ver- hiedenen Perioden mitgetheilt, und die Anzahl der Ein- ohner, und Feuerstädte bemerkt hätte. Wetter trieb)edem gute Handlung, war durch seine Schule auswärts n Ruf, und überhaupt in guten Umständen, bis im J. 536. die Schweden an ihm den grausamsten Beweis ga- en, wie sehr nach Gustav Adolphs Tode die Kriegszucht ey ihrem Heere verfallen war. Jetzt beruht die Nahrung es Ortes blos im Feldbau, den er so glücklich treibt, daß die benachbarten Provinzen mit seinen Ueberfluß versor- en kann. — Das erste Capitel beschreibt den bürgerli-)en, und kirchlichen Zustand dieses Ortes. Das zweyte zählt die Gelehrte, die Wetter zur Geburtsstadt gehabt aben, und in der dortigen blühenden Schule zu den Aem- ern und Ehrenstellen gebildet worden sind, die sie nach- nals gezieret. Es füllt allein zwölf Bogen, und man sieht it Vergnügen aus ihm, die Vortheile einer wohlbestell- en Schule, wenn sie auch in einem noch so kleinen Orte i. Sollen wir die Leser an die Namen Calvin, (Kahl) ombach, Cordus, Croll, Dryander, Eckhard, Happel, ähler, Plitt, Sylburg, Vulteius erinnern? Laur. Lä- ius S. 197 gehört nicht unter dieselbe, und an der Rich- igkeit des Art. Barth. Footius zweifeln wir sehr. Bey er Kirche war sonst eine Bibliothek, davon nur ein klei- er Rest gedruckter Bücher, und einige Codices von Scho- astikern und Canonisten übrig sind. Kz.

---

13. Haushaltungskunst und Gärtnerey.

Philipp Ernst Lüders — Erörterung der von der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin

aufgegebenen Frage: wie bey dem Ackerbau die Theorie mit der Praxi am bequemsten verbunden werden könne? 8. Flensburg, 1769. 6 Bogen.

Ein graues Haupt soll man ehren. Herr L. ist ein Schriftsteller von beynahe 84 Jahren, und seine Schriften da sie voll guten Willens sind, verdienen auch da Nachsicht wo andern ein strenger Tadel gebühret. Dieser Traktat enthält vieles was nicht zur Sache gehöret. Das übrige aber ist unserm Ermessen nach, lange nicht hinreichend, dem Sinn der Akademie der aufgegebenen Frage ein Genüge zu leisten. Viele untermischte gute praktische Anmerkungen sind indessen nicht zu verwerfen.

Am Schlusse soll die berlinische Akademie des Herrn L. (ihm unbekannten) Gegner der in der allgemeinen deutschen Bibliothek seinen Ackerplan angegriffen und das flache Pflügen getadelt hat, welchen sie seiner Meynung nach wohl kennen wird, vor ihrem Richterstuhl ziehen. Da solches denjenigen unserer Mitarbeiter angehet, welcher der Recensent der obigen Schrift gewesen, so überlassen wir es ihm sich zu verantworten.

Entwurf wie in einem schweren Leim- und thonartigen Lande der Getraidebau gewisser, ergiebiger und leichter könne eingerichtet werden. Entworfen von P. E. Lüders. — 8. Flensburg, 1769. 2½ Bogen.

Diesen Entwurf ist Herr Lüders so gütig gewesen uns zuzueignen, zugleich aber fordert er in der Zueignungsschrift uns vor dem Richterstuhl der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, um uns zur Verantwortung zu ziehen, warum wir verschiedentlich in unserer Bibliothek und sonderlich B. III. Stück I. S. 82. u. f. bey Gelegenheit der Beurtheilung seiner Abhandlungen und Bedenken über das Ackerwesen das von ihm höchlich angepriesene flache Pflügen getadelt haben.

Da man diese Bibl. nicht zum Tummelplatz schriftstellerischer Streitigkeiten machen kann, auch diese Sache eigentlich den Verfasser obgedachter Recension allein angehet, so wollen wir hier nur folgendes anmerken;

Erst-

Erstlich. Der Herr Probst hat sich an ein unrechtes Forum gewendet, indem er diesen Entwurf an die berlinische Akademie der Wissenschaften eingeschicket hat, weil die Mitglieder dieser Akademie wohl nicht eigentlich praktische Oekonomen sind. Die Naturkündiger aber schliesset er ja selbst von der Beurtheilung aus, weil er sie vor Vertheydiger des tiefen Pflügens hält, und hierdurch scheinet es, als ob er nicht einmal, die berlinischen Akademisten zu Richtern annehmen wolle.

Zweytens. Was diese seine Schrift selbst anlanget, so beweiset sie noch lange nicht die Vorzüglichkeit des flachen Pflügens, sondern enthält blos eine Beschreibung der Feldarbeiten zur Bestellung der Sommer- und Wintersaat im schweren Boden. Der Herr V. hätte die im angezogenen dritten Bande der Bibliothek S. 85-89. befindlichen Gründe des Recensenten, womit dieser das flache Pflügen verwirft, selbst angreifen und wiederlegen müssen. Sind selbige etwan so stark und der Naturkunde so gemäß, daß sich nichts dagegen einwedet lässet? der Herr V. gestehet ein, daß die meisten Naturlehrer wie auch die Gebräuche der Ackerleute wider ihn wären, nur seine Erfahrung sey für ihn. Glaubet er denn, daß der Recensent ohne Erfahrung geschrieben habe? Er giebt solches hier nicht undeutlich, in seinem zu Flensburg im vorigem Jahre herausgekommenen festgesetzten und erläuterten Ackerplan aber sehr deutlich zu verstehen. Wie, wenn ihm indessen der Recensent als ein ehrlicher Mann versichern könnte, daß er seit zwölf Jahren zwey ansehnliche Landgüter, die ihm nahe angehen, dergestalt verwaltet, daß er nicht blos den Wirthschaftsschreibern Befehle gegeben, sondern sich selbst unabläßig bemühet habe, nicht nur die Ackerarbeiten unter seinen Augen verrichten zu lassen, sondern mit allen Hülfsmitteln, welche ihm die Naturkunde und das Lesen der besten, sonderlich englischen Schriften, von der Haushaltungskunst an die Hand gegeben, die Fruchtbarkeit der Erde zu erforschen und zu befördern? Und wie, wenn er ihm sagt, daß da er oft funfzig bis sechzig Pflüge hat arbeiten lassen, darunter über Zweydrittheil Dienst-Pflüge sind, welche bekanntermassen aller möglichen Aufsicht ohnerachtet, dennoch flach pflügen, er also wider seinen Willen die unangenehme, leider aber sehr sichere Erfahrung nur allzu oft gemacht habe, daß das Getraide auf den

 mit

mit Dienst-Pflügen flach bestellten Ackerbreiten, allemal schlechter gerathen sey, als auf denenjenigen, welche er mit eignem Gespann durch tiefes Pflügen behandelt hat. Hier ist also Erfahrung gegen Erfahrung, und welche soll das Uebergewicht haben? Ohnstreitig doch wohl diejenige, die sich auf Gründe der Naturlehre stützet, über die andere, welche dergleichen nicht vor sich hat.

Drittens. Wenn aber doch der Herr Probst mit dem Recensenten eine Lanze brechen will, oder vielmehr sich in einem förmlichen Rechtshandel über diesen Vorwurf einzulassen Lust hat, so schlägt ihm dieser anstatt der K. Akademie zu Berlin einen andern Richterstuhl vor. Solcher ist die Königl. Großbritannische Landwirthschafts-Gesellschaft zu Zelle. Herr L. führet in seinem Titel, den Namen eines Mitgliedes dieser Gesellschaft, und der Recensent ist seit verschiedenen Jahren eben dieser Ehre theilhaftig geworden. Letzterer erwartet also, daß Herr L. eine förmliche Widerlegung des tiefen Pflügens im schweren Boden, und sonderlich seiner in der Bibliothek am angeführten Orte befindlichen Vertheydigung desselben, öffentlich drucken lasse, und verspricht hernach nicht zu säumen auf diese Schrift so gleich zu antworten; und sodann dürfte es Zeit seyn, daß Herr L. und der Recensent ihre Schriften an gedachte Gesellschaft einschickten, mit der Bitte, darüber ein richterliches Urtheil zu fällen, und den Ausspruch zu thun, wer von beyden Recht habe.

Nähere Bestätigung, daß das schmale und flache Pflügen dem Besitzer eines schweren Leim- und thonartigen Bodens am nützlichsten und vortheilhaftesten sey, von P. C. Lüders. — 8. Flensburg, 1769. 6 Bogen.

Der Herr Probst L. thut durch diese Schrift wiederum einen Ausfall auf den Recensenten, welcher in der allgem. deutschen Bibliothek, vor ein paar Jahren sein flaches Pflügen getadelt hat. Sie enthält eine Erzählung, da in einigen Fällen das flache Pflügen in schwerem Boden von gutem Folgen gewesen seyn soll, und ist der Dennischen Societät zugeeignet. Eine solche nähere Bestätigung aber bestätiget noch nichts in der Hauptsache, und ehe und bevor es dem Herrn L. nicht gefällen wird, die im

B.

B. III. St. I. S. 86. angeführten Gründe des Recensenten wider das flache Pflügen selbst anzugreifen, wird sich dieser in nichts weiter einlassen. Er erwartet aber mit Ungeduld, daß Herr L. sich gebetener maßen mit seiner Streitschrift nächstens bey der ökon. Gesellschaft zu Zelle einfinden möge, als wozu er ihn hierdurch nochmals auffordert, mit dem Versprechen sich so dann unverzüglich mit seiner Vertheydigung daselbst ebenfalls einzustellen, und die Gesellschaft um ihren Urtheilsspruch zu ersuchen.

Mr.

Der Hausvater. Fünften Theils. Erstes Stück. 8. Hannover, 1770. 1 Alphab. 8 Bogen.

Der Herr von Münchhausen entschuldigt in der Vorrede die Ausgabe dieses ersten Stücks des fünften Theils, unterdessen daß der vierte Theil noch nicht vollständig geliefert ist, damit, daß er die für jeden Theil gehörigen Materien nicht gern trennen und die jetzigen Abhandlungen nicht länger zurückhalten wollen. Wir finden diesen Grund um so viel wichtiger, da die vortreflichen Sachen, welche der 5te Theil liefert, gewiß die ganze Aufmerksamkeit der Kenner und Liebhaber an sich reissen werden. Selbige sind unter folgenden Titeln enthalten: 1) Anweisung wie kleine Lustwälder, Pflanzungen und Wildnisse anzulegen sind. 2) Ausführliches Verzeichniß aller Bäume und Stauden, welche in Deutschland in freyer Luft fortkommen, oder als solche angesehen werden können. 3) Wiederholung aller vorbeschriebenen Bäume und Stauden nach des Ritter Linne Systeme, 4) Namen-Register, a) von den angeführten Geschlechtern in Latein. b) Von den deutschen Namen. c) Von den englischen Namen. d) Von den französischen Namen. Man erstaunet über die Sorgfalt, welche der Herr V. unter andern bey dem letzterm Aufsatz angewendet hat, um der großen Verwirrung abzuhelfen, welche in Benennung der Bäume und Stauden (wie überhaupt leider bey allen ökonomischen Benennungen) herrschet, zumal da man ihm glauben kann, wenn er S. IX. in der Vorrede schreibt: „Der erfindrische Geist meiner Landesleute, hat für ohngefähr anderthalb hundert Geschlechter, unter denen hier angeführten zweyhundert und sechszehn Geschlechtern von Bäumen, welche deutsche Namen

„erhalten haben, an die dreyzehn hundert und funfzig Be„nennungen eingeführt, und ich zweifle nicht, daß die be„kanntesten Bäume in andern Gegenden noch viel mehrere „Provinzialnamen haben werden, welche mir unbekannt „geblieben sind.„ Wenn es doch dem Herrn von M. gefallen wollte, alle Gegenstände der Landwirthschaft dergestalt zu behandeln!

Allgemeiner ökonomischer oder Landwirthschafts-Calender auf das Jahr 1770. — nach den besten Erfahrungen zusammen getragen. 4. Stuttgart, bey Mezler, 8 Bogen.

Unterscheidet sich durch seine innere Güte sehr von den bisherigen ökon. Calendern und findet man allerdings sehr viele neue Erfahrungen darinn, die dem Landmann von dem größten Nutzen seyn können. Wir wünschten, daß einem jedem Bauer und Landwirth dergleichen Schrift, die nach seiner Landesart eingerichtet wäre, in die Hände gegeben würde. Der Nutzen davon dürfte größer seyn als man glaubt. Kleine Fehler in dieser Schrift übergehen wir billig, z. B. da es S. 17. heißet, die Spiesglasleber würke bey den Pferden durch Brechen. Bey einem Pferde kann wegen der Struktur seines Magens niemals ein Erbrechen statt haben.

Sz.

Allgemeine Gründe der ökonomischen Wissenschaften vornemlich des Ackerbaues, der Handlung und des Cameral-Wesens. — Aus dem französischen übersetzt. Erster Theil. 8. Frankf. und Leipzig, bey Ammermüllern, 1770. 1 Alphab. 5 Bogen.

Wir lassen es vorjetzt bey der blossen Anzeige dieses wichtigen Werks bewenden und versparen aus triftigen Gründen unser Urtheil bis der Uebersetzer selbiges ganz geliefert haben wird.

Mr.

Abhandlungen und Beobachtungen durch die ökon. Gesellschaft zu Bern gesammlet. Des neunten

Jahrganges 1768. zweytes Stück. 8. Bern, 18 Bogen.

Dieses Stück enthält acht Aufsätze, darunter der vierte: des Herrn Panchard Beobachtungen über die verschiedenen Eigenschaften des Mergels; und der siebende: Prüfung einiger Zweifel wieder die Einschränkung und Vertheilung der Allmenten durch Herrn Tscharner die vorzüglichsten sind.

Gründliche Anleitung zum Seidenbau und der Zucht der weißen Maulbeerbäume — aus den bewährtesten Schriftstellern — und eigener Erfahrung — von Georg Friedrich Gleditsch. — Mit Kupfern, 8. Jena, bey Cuno, 1770. 11 Bogen.

Es ist diese Anleitung sehr klar und mannichmal zu umständlich abgefasset, übrigens aber zuverläßig. Zur Bestreitung der Vorurtheile gegen den Seidenbau hätte man dem Verfasser ein großes Exempel nachweisen können, da in einem gewissen Dorfe im Brandenburgischen sich die Bauren und deren Weiber und Kinder, bereits seit verschiedenen Jahren, mit dem Seidenbau beschäftigen.

Abhandlungen und Erfahrungen der — Bienengesellschaft in Oberlausitz. — Dritte Sammlung vom Jahr 1768. und 1769. 8. Leipzig und Zittau, bey A. J. Spiekermann, 1770. 9 Bogen.

Im B. V. St. II. S. 291. haben wir zuerst von diesen Abhandlungen geredet, und unser damaliges nicht allzuvortheilhaftes Urtheil auch im B. X. St. II. S. 296. wiederholen müssen; denn so lange noch Predigten und dergleichen Sächelchen so nicht dahin gehöreten, eingerückt wurden, so lange mußten wir tadlen. Nunmehro aber wir sehen, daß wichtigere Gegenstände mit mehrerer Gründlichkeit behandelt dem Publikum mitgetheilet werden, so ändert sich unser Urtheil, da sich die Sache ändert, und wir sagen, daß der Naturforscher und der praktische Landwirth, diese dritte Sammlung nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen wird. Die erste Abhandlung, aus dem Französischen des Herrn Bruyset, Buchhändlers zu Lyon von

den chymischen Versuchen das Wachs mit leichter Mühe zu bleichen, ist unstreitig die wichtigste, zumal da bekannt ist, daß die Franzosen es bis jetzt in der Kunst das Wachs weiß zu machen, noch am höchsten gebracht haben.

Jk.

Adam Gottlob Schirachs — Erläuterung der — Kunst junge Bienenschwärme — zu erzielen. — Mit einer Kupfertafel. 8. Budißin, 1770. 9½ Bogen und 3 Bogen Vorrede.

Vor zehen Jahren soll die erste Ausgabe von diesem Buche erschienen und anjetzt vermehret seyn. Herr S. hat wirklich viele nicht gemeine Kenntnisse von den Bienen aber auch manche abentheuerliche Meynung, z. E. daß jede Arbeitsbiene durch eine höhere Entwicklung der Zeugungstheile, eine Bienenmutter werden könne. Si tacuisses. —

Auserlesene Sammlung zum Vortheil der Staatswirthschaft, der Naturforschung und des Feldbaues: — Aus dem schwedischen übersetzt von Ch. G. Gruner. Zweyter Band. Mit Kupfern. Basel, bey Thurneysen, 1769. 1 Alphab.

Da in Schweden vortrefliche Sachen dieser Art gedruckt werden, so müssen es die deutschen Leser einem Schreber, Kästner, und Gruner Dank wissen, daß ihnen solche durch gute Uebersetzungen mitgetheilet und also brauchbar werden. Herr G. hätte seine auserlesene Sammlung aber noch auserlesener machen, und manches auslassen sollen, welches Schweden allein angehet, und wegen Mangel hinlänglicher Kenntnisse der dortigen Einrichtungen oft theils ganz unverständlich theils ausser Schweden von keinem Nutzen ist.

Allgemeines ökonomisches Forst-Magazin — herausgegeben unter der Aufsicht J. F. Stahls. — Zwölfter Band. — gr. 8. Frankf. und Leipzig, bey Mezler, 1769. 1 Alphab.

In

In unserer Bibliothek B. IV. St. II. S. 309. B. VI. St. II. S. 292. und B. X. St. II. S. 291. findet der Leser nser Urtheil über den siebenten bis eilften Band. Der or uns liegende zwölfte Band enthält drey und zwanzig ufsätze die allerley merkwürdiges das zum Forstwesen ehöret, enthalten. Den XVIII Aufsatz: „Umständlicher Beweis, daß die Insekten nicht allein durch ihres Gleichen, sondern auch durch andere Mittel herfürkommen,„ nag ein jeder Leser der ein Naturkundiger ist, selbst beurtheilen. Vor hundert Jahren hätte man vielleicht diesen mständlichen Beweis angenommen.

lbbildung der wilden Bäume, Stauden und Busch-Gewächse, welche nicht nur mit Farben nach der Natur vorgestellet, sondern auch nach ihrer wahren Beschaffenheit — beschrieben werden, von C. C. Oelhafen von Schöllenbach. — 4. Nürnberg, bey Winterschmid, 1767. 6 Bogen und 16 Kupferplatten.

Der Herr von Schöllenbach hat sich durch die wohlgerathene Uebersetzung der Schriften des du Hamel u Monçeau von Holz- und Forstsachen und durch seine ründlichen Anmerkungen dabey, rühmlichst bekannt genacht. Die vor uns liegenden Bogen sind der Anfang on einem wichtigen Buch, welches ohnerachtet seines hoen Preises, dennoch Liebhaber finden dürfte. Er scheiet des du Hamel schönes Werk: Traité des Arbres et rbustes etc. sehr gebrauchet zu haben, und hat unsers rachtens wohl daran gethan, nur wäre es Pflicht gewen, solches anzuzeigen. Die Beschreibungen sind kurz und eutlich; auch Papier, Druck, Kupfer und Erleuchtung uber und richtig.

Sz.

Festgesetzter und erläuterter Ackerplan, nach welchen in der Königl. Dänischen Acker-Akademie der Anbau der Feldfrüchte gezeiget wird von P. E. Lüders — 8. Flensburg, 1769. 12 Bogen.

Von der Dänischen Acker-Akademie haben wir B. VII St. II. S. 296. geredet und dem Herrn L. als dem Stifter derselben sein gebührendes Lob nicht versaget. Dies ist jetzt ein grosser Trost für uns, denn sonsten dächten wir schon, daß das Schimpfen auf die Stubenwirthe, welches meist die ganze Vorrede anfüllet, etwan auf uns gehen soll. Nein, lieber Herr Probst! der Recensent, glauben Sie es ihm, ist kein Stubenwirth und hat Sie recht lieb, ob ihm gleich Ihr flaches Pflügen nicht anstehet, dawider er sich schon bey verschiedener Gelegenheit mit stärken Gründen aufgelehnet hat, die sie ihm in ihrem Ackerplan fein hätten widerlegen sollen.

Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes, eine Wochenschrift von J. H. Pratje — Zweytes und drittes Quartal. 8. Altona, bey Iversen, 1769. 13 Bogen.

Von dieser neuen und sehr guten ökonomischen Schrift haben wir bey der Anzeige des ersten Quartals ausführlich gehandelt. Das zweyte Quartal enthält sechs und zwanzig, und das dritte Quartal neun und dreyßig Aufsätze, welche alle durchgehends practisch und wegen der vielen neuen Anmerkungen und Entdeckungen der Aufmerksamkeit des ökonomischen Lesers in aller Absicht würdig sind. Wenn der Herr B. mit der Stärke fortfähret, alle Gegenstände der Landwirthschaft zu behandeln, so wird sein Buch unter allen periodischen Schriften in diesem Fach so ziemlich das beste seyn. Wir wünschten daher wohl, daß es ihm gefallen möchte, keinen einzigen Artickel der Oekonomie vorbeyzugehen, sondern einen jeden derselben mit seinen Anmerkungen und Erfahrungen zu bereichern.

Abhandlung über eine beträchtliche Anzahl Erdarten, aus Sr. Majestät deutschen Landen — und von derselben Gebrauch für den Landwirth. Auf Befehl der Königl. Churfürstlichen Cammer dem Druck übergeben. 8. Hannover, bey Richter, 1769. 18 Bogen.

In Hannover werden anjetzt vortrefliche Anstalten zur Aufnahme der Oekonomie in dieser Provinz gemacht. Das vor uns liegende Buch enthält einen Beweis davon. Es wurde dem geschickten Herrn Verfasser desselben, der sich Andreä nennet, von Seiten der Königl. Cammer aufgetragen, die von allen dortigen Aemtern eingesandten Mergelarten, chemisch zu untersuchen. Er erhielt also nahe an die dreyhundert Erdarten, davon die mehresten, wie aus dem Vorbericht erhellet, bereits als Mergel beym Ackerbau genutzet wurden, und seine Versuche mit selbigen giengen in die Tausende. Die bey diesen Versuchen gemachten Anmerkungen wuchsen zu einem Buche an, welches eines der wichtigsten für die Landwirthschaft ist. Die Anzeige des Inhalts wird solches beweisen.

Erster Abschnitt. „Von dem beobachtetem Verfahren bey Untersuchung der verschiedenen Erdarten, und Anleitung wie jedweder die ihm vorkommenden selbst probieren könne.„ Der Herr Verfasser erzählet hier, wie er es gemacht habe, um die Bestandtheile jeder Erdart zu erforschen. Dem Landwirth aber ist es genug nach S. 6. durch Salzsäure das Quantum des vorhandenen Kalchs, durch Laugensalz die Menge des Gips und durch Abschlämmen das Verhältniß des gegenwärtigen Thones und Sandes ausfindig zu machen. Um die Eisentheile brauchet er sich nicht zu bekümmern, falls er die Erdart nur nicht für nasses, saures Land bestimmet S. 17.; allein von jenen Stücken muß er Gewißheit haben, sonsten läuft er Gefahr sein Land zu verderben, anstatt zu verbessern, welches der Grund ist, warum bisher mannichmal das mergeln des Ackers so unglücklich ausgefallen ist.

Zweyter Abschnitt. „Von einigen besondern Körpern, welche sich in und mit unsern gemeinen Erdarten verbinden. S. 19. — S. 22.„ Diese sind hier Spaht, Oolithen, Tuffstein, Marienglas, Selenit, Glimmer u. d. g. von deren Beschaffenheit, der Landwirth nach S. 21. nur so viel wissen darf, daß sie ein nicht mehr bindender Thon sind, und also im Acker auch nicht mehr als Thon würken können.

Dritter Abschnitt. „Beschreibung von beynahe 300 „Erdarten nebst ihrem Gehalt S. 23. — S. 203.„ ist sehr fleißig ausgearbeitet und ob sie gleich dem Hannövrischen Landwirth wegen jedesmaliger Benennung der Oerter wo

diese

diese Erdarten gefunden werden, vorzüglichen Nutzen schaffet, so wird nicht weniger den auswärtigen Liebhabern der Oekonomie hierdurch ein Register geliefert, darinn sie die ihres Ortes befindlichen Mergel-Arten aufsuchen können, und durch die Claßification derselben im folgenden Abschnitt sich in den Stand gesetzet sehen, selbige mit Nutzen zu gebrauchen.

Vierter Abschnitt. „Charakterisirung und Einthei„lung der verschiedenen Erdarten und Bestimmung ihrer „Namen, nebst einer General-Tabelle über dieselben, „und angehängte allgemeine Anweisung zu ihrem Ge„brauch im Acker S. 204. — S. 209.„ Hier findet der Leser S. 205. die Erklärung was eigentlich der Mergel sey, und warum er entgegengesetzte Würkungen hervorbringe und leichten Acker feste, festen und schweren Acker hingegen locker mache. Dieser Abschnitt und sonderlich die General-Tabelle sind ein Meisterstück, und der Herr Verfasser verdienet öffentlichen Dank, über diese äusserst dunkele Materie ein so helles Licht verbreitet zu haben, bey dessen Schein der Landmann nunmehro sichere Tritte thun kann, wenn er diese Erdarten zur Verbesserung seines Landes anwenden will.

Nach der allgemeinen Anweisung zum Gebrauch dieser Erdarten im Acker S. 208. schicket sich also 1.) in schweres, kaltes und zu nasses Land zur Auflockerung, Erwärmung, Austrocknung, Vertilgung des Unkrauts vorzüglich der Kalch; schwächere Würkungen hat der Kalchmergel, noch schwächere der Mergel, und die schwächsten oder langsamsten der Sand, weil dieser allein sich mit dem thonigten Erdreich nicht gern vereiniget; 2.) in leichtes dürres Land zur Verdichtung, Kühlung, Befeuchtung, dienet zuerst der Thonmergel, hernach der Mergel, und zuletzt der Thon. Der eigentliche Mergel stehet also überall zu gebrauchen, ob er gleich nicht allenthalben das beste Verbesserungs-Mittel ist.

Fünfter Abschnitt. „Von dem Gebrauche dieser Erd„arten auf dem Acker und auf Wiesen nach Maßgebung „einiger von den Königl. Aemtern eingelaufenen Berichte „S. 210. — S. 246.„ Diese Berichte werden Landwirthen doppelt angenehm seyn, weil sie von Landwirthen herrühren, und sie nothwendig zur Nachfolge anreitzen da sie solche so sehr erleichtern.

Sech-

Sechster Abschnitt. „Auszüge aus gedruckten Schrifsten den Gebrauch und Nutzen des Mergels u. s. w. betreffend.„ Diese dienen ungemein zur weitern Erklä- ung und Befestigung der Lehre vom Mergel überhaupt, nd von den Würkungen die aus der Vermischung der Erd- :ten zur Beförderung der Fruchtbarkeit entstehen. Was)allerius in seinem bekannten Buche hievon hauptsäch- ches saget, hat der Herr Verfasser hier ausführlich vor- ıdern eingerücket. Den Beschluß dieses Abschnitts ma- ıet die Entscheidung verschiedener streitigen Fragen von esem Gegenstand, als: Ob der Mergel dünge; ob es ahr sey, daß ein bemergelter Acker reiche Väter und :me Kinder mache u. s. w.

Siebenter Abschnitt. „Von dem Nebengebrauch einiger unserer Erdarten S. 287 — S. 296.„ Es ermahnet :r Herr V. den Landmann auf die weitere Brauchbarkeit :r jedesmal an seinem Orte befindlichen Erdarten aufmerk- m zu seyn, ob sie zu Alaun, Salpeter, Kalch, Gips, Walkererde, Tobackspfeifenerde, Steingut u. d. m. dien- ch sey. Mit einer ganzen Menge von den ihm gelieferten rdarten hat er durch einen Mahler, Versuche anstellen ssen, ob sie zum Anstreichen der Häuser, Thüren u. s. w. s Oelfarben dienen könnten und eine beträchtliche Anzahl ıvon zu diesem Endzweck mehr oder weniger brauchbar funden.

Wir haben unter der Menge der so häufig herauskom- enden ökonomischen Schriften lange nicht ein Buch ge- nden, welches eine so wichtige Materie als diese ist, so ündlich, deutlich und in der angenehmsten Schreibart orgetragen, enthalten hätte.

achricht an das Landvolk die Erziehung der Jugend in Absicht auf den Feldbau betreffend. Aus dem italiänischen übersetzt und mit Anmerkungen des Uebersetzers vermehret. 8. Zürich, bey Orell, 1769. 22 Bogen.

Scheinet irgend ein Arzt aus Noth oder zum Zeitvertreib geschrieben zu haben, weil seine Kunden, leider! e gesund gewesen; oder ein anderer der den Tissot aus- plündert, und daneben in andern Schriften von Erzie- ng der Kinder etwas weniges gelesen hat. Weil nun

in

in der Schweiz anjetzt der Ton herrschet, daß man allerley Traktätchens für das Landvolk schreibt: auch die Herren Verleger die ökonomischen Sachen am besten bezahlen, so war leicht ein Buch nach diesem Titel angefertiget. Vielleicht um desto weniger entdeckt zu werden, heisset es eine Uebersetzung aus dem Italiänischen, und wird in den sparsamen und platten nichts bedeutenden Anmerkungen eine Verschiedenheit der Schreibart mit dem Text affektiret. Denn wir argwohnen aus mehr denn einem Grunde, daß dieser Uebersetzung die Urschrift fehlet. Dem sey indessen wie ihm wolle, so passen sich drey Viertheil des Buchs so gut auf den Edelmann als auf den Bauer, und dieses und alles andere was auch den Bauer besonders angehet, haben schon hundert Leute vor dem Verfasser gesagt.

Mr.

Johann Christoph Riedels — vermehrtes Gartenlexicon, benebst einem nützlichen Gartenkalender. 8. Nordhausen, bey Groß, 1769. 2 Alphab. 16 Bogen.

Ist als ein ziemlich vollständiges Handbuch bey der Gärtnerey gut zu gebrauchen. Wir haben verschiedene Artickel nachgelesen und selbige ausführlich und richtig befunden. Der Vorzug dieses Lexikons vor andern Büchern dieser Art bestehet darinn, daß es sich auf den Himmelsstrich und die Landesgegend in Bestellung und Pflege der Gewächse genau passet, welches an denjenigen Gartenbüchern mit Grunde getadelt wird, deren Verfasser die französischen und englischen Schriften ausgeschrieben haben. Diese Ausgabe soll verschiedene Vorzüge vor der vorhergehenden haben, welches wir an seinem Orte gestellet seyn lassen, weil wir sie nicht zusammen verglichen.

Wienerische Nachrichten und Abhandlungen aus dem Oekonomie- und Commerzwesen. Des zweyten Bandes IXtes bis XIItes Stück; des dritten Bandes Ites bis Xtes Stück. gr. 8. Wien, bey Trattnern, 1769. jedes Stück von 6 Bogen.

Viel-

Bleiben noch immer bey dem anfänglichen Werth S. allgem. Bibl. B. VII. St. 1. S. 304. und eine unserer besten Schriften dieser Art, die bis jetzt bekannt sind.

Sz.

Abhandlung von der Wartung der Bienen — desgleichen die natürliche Geschichte der Wespen und Hornissen, nebst den Mitteln sie zu vertilgen — durch Thomas Wildmann. Aus dem engländischen übersetzt. Mit Kupfern. gr. 8. Kopenhagen, bey Rothens Wittwe und Proft, 1769. 16 Bogen.

Eben dieses Buch, welches eins von den besten ist, die wir haben, und nebst den gelehrten Untersuchungen der besten Naturforscher, auch die neueren praktischen Verbesserungen der Wartung der Bienen enthält, ist auch in diesem Jahre zu Leipzig bey Junius herausgekommen, und zugleich, wie auf dem Titel stehet: Auf Veranlassung einer hochansehnlichen ökonomischen Gesellschaft zu Leipzig mit Anmerkungen einiger Mitglieder der Oberlausitzer Bienengesellschaft versehen. Das Prognostikon der Kopenhagener Ausgabe ist also leicht gestellet, daß sie nemlich bald Makulatur werden dürfte, weil jeder Käufer diejenige, welche zu Leipzig herausgekommen ist, vorziehen wird, welches wir ihm wenigstens anrathen, weil die Anmerkungen vortreflich sind, und die besten praktischen Bienen-Liebhaber zu Verfasser haben.

Mr.

Beobachtungen von einigen Blumen, deren Wachsthum und Zubereitung der Erde. 8. Leipzig, bey Hilscher, 1769. 5 Bogen.

Der Verfasser, welcher am Ende des Vorberichts sich selbst Herr von Brocke zu nennen beliebet, saget, daß er alles, was er hier schreibt, aus eigener Erfahrung und nicht aus Büchern erlernet habe.

Abhandlung von Zwiebelgewächsen — aus dem französischen des Herrn Nicolaus van Kampen und

Sohn,

Sohn, Blumisten zu Harlem in Holland. 8. Leipzig, 1769. 10 Bogen.

Ist ziemlich vollständig, nur pflegen die holländischen Blumisten selten die Wahrheit zu sagen, wenn es auf manche Kunstgriffe ankommt, schöne Blumen zu erhalten, welches wir aus verschiedenen Stellen auch hier fürchten.

Briefe über die Bestellung eines Küchen-Gartens in Niedersachsen — von F. H. H. Lueder, Prediger zu Cappenbrügge. — 8. Hannover, bey Försters und Sohns Erben, 1768. 1 Alphab. 7 Bogen.

Es sind diese Briefe schon einzeln im hannövrischen Magazin eingerückt, und denen Garten-Liebhabern zu Gefallen hier zusammen gedruckt. Sie sind durchaus praktisch, und findet man darinn manche besondere Handgriffe und Vortheile, die man in vielen Gartenbüchern vergeblich suchet, und die mancher Gärtner mit aller seiner Kunst nicht weis. Dergleichen Schriften, worinn Zuverlässigkeit und geprüfte Erfahrungen die alleinige Richtschnur der Verfasser gewesen sind, können nicht genug empfohlen werden.

Sz.

---

14. Cameralwissenschaft.

Versuch in politischen Schriften über die Staatswirthschaft, die Handlung und Manufakturen, von einem Kaufmanne. Zwey Theile. Leipzig und Rostock, bey Kopp, 1769. 8.

Eine kleine Schrift, aber die mehr werth ist, als ein ganzes System. Ein solcher Mann, wie dieser V. verdiente eher als schwedischer Reichsrath im Canzleycollegium zu sprechen, als für Pommern ein Autor zu seyn. Solche wichtige Wahrheiten müßten in mehrern kleinen Staaten von Deutschland mit solcher Anwendung, mit gleicher Freymüthigkeit und mit einem eben so praktischen unpedantischen Geschicke gesaget werden, wenn es anders mög-

nöglich ist, daß Deutschland noch einmal über sein Interesse unter sich gleichförmig handeln lernte.

Wenn auch die Großen des Staats sich aus solchen Schriften nicht bessern würden; so würde doch das Volk daraus klüger werden und endlich seine Stimme erheben. Dann ist vox Populi vox Dei.

Bey dem hierinn vorkommenden Stücke von Tuchfabriken, zeigen wir eine dahin gehörige Uebersetzung einer sehr nützlichen französischen Schrift hier an:

Nachricht von denen Manufakturen derer Tücher und anderer wollener Zeuge, aus dem französischen übersetzt. Dresden und Leipzig, bey Walther, 1765. 8. 136 Seiten.

Esprit de Sully, oder Auszug aus den Nachrichten des Herzogs von Sully ꝛc.; von dem, was seine Verwaltung der Finanzen und seine Grundsätze der Policey betrift, nebst der Lobrede des Herrn Thomas — aus dem französischen. Dresden und Warschau, in der Gröllischen Handlung, 1769. 8. 580 Seiten.

Dank sey dem Uebersetzer im Namen aller deutschen Cameralisten, die kein französisch Buch lesen, und noch einen Funken Gefühl für das edle und patriotische in den Cammergeschäften übrig haben, daß er eine Schrift in unsere Sprache übergetragen hat, auf welche alle Ministers und Finanzräthe bey ihrer Annahme schwören sollten.

Kr.

---

15. Vermischte Nachrichten.

Σωκρατης μαινομενος oder die Dialogen des Diogenes von Sinope, aus einer alten Handschrift.

Insani sapiens ferat aequus nomen iniqui
ultro quam satis est virtutem si petat ipsam.

Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1770. in 8.

„Warum sollten wir die Freunde hassen! was haben uns „die Götter besseres gegeben! Und warum haben „sie uns überall dieses vorüberrauschende Daseyn gege„ben? Wenn ihre Meynung nicht war, daß wir uns des„sen miteinander erfreuen sollten, so hätten sie uns auf„richtig zu reden, ein sehr gleichgültiges Geschenke ge„machet.„

So denken wir auch mit unserm neuen Diogenes. Ein frölicher Charakter ist die vornehmste Grundlage der wahren Tugend, und Schriftsteller, welche denselben bey einer Nation zu bilden sich bestreben, können sich dadurch um die Sitten so verdient machen, als die erhabensten Moralisten, oder vielmehr sie sind die besten Moralisten. Sie sind die angenehmsten Gesellschaften in der lesenden und denkenden Welt, so wie es die aufgeweckten Köpfe in dem gemeinen Umgange sind. Allein wie diese nur alsdenn das Lob, daß sie recht zu leben wissen, verdienen, wenn sie jeden plumpen Scherz, jede langweilige Erzählung, jede anstößige Zweydeutigkeit, und jeden Einfall vermeiden, über den wohlgezogene Leute erröthen müssen: so behauptet auch der muntere Schriftsteller die Würde seines Standes nicht anders, als wenn er dieselbige Regel in seinen Werken beobachtet.

Wenn diese Anmerkung richtig ist, so muß der vortrefliche Verfasser der Dialogen, oder besser zu sagen, der Monologen des Diogenes, wünschen, etliche Dutzend Stellen dieses reitzenden Werkgens, theils geändert, theils weggelassen, oder vielmehr dem Ganzen desselben, einen minder ausgelassenen Schwung gegeben zu haben. Wir glauben überzeugt zu seyn, daß die ganze Classe der Leser von geläutertem Geschmacke mit uns dasselbe wünschen wird, denn diese wissen gar zu wohl Schwänke von Scherzen, und unanständige Zweydeutigkeiten von anständigen Gemählden der feinen Freude zu unterscheiden.

Nach dieser vorläufigen Anmerkung wollen wir aus diesen Dialogen dasjenige auszeichnen, was uns darinn am merkwürdigsten geschienen hat.

In dem dritten und vierten Abschnitte wird der Charakter des Diogenes auf eine angenehme Weise gerechtfertiget, und wir waren zu Ende des vierten sehr froh den guten Mann die Schreibtafel des Xeniades finden zu sehen.— Der fünfte Abschnitt ist das feinste satyrische Gemählde,

wo

oo die falsche Weisheit, und die damit gepaarte Schmei-
heley als Früchte eines thierischen Instinktes vorgestellet
ind. Der Sechste sagt in vielen schönen Worten nichts:
llein die folgenden entschädigen uns zur Genüge über das
chiefe desselben. Mehr als schön sind diejenigen, in wel-
hen der wollüstige Chärea als ein fühlloser Freund, und
ls ein hartherziger Reicher dem armen und Menschen-
reundlichen Diogenes entgegengestellet wird. Und noch
eitzender ist die Geschichte der Glycerion. Hier haben
ie Grazien, die Musen, Amor, und die Menschlichkeit
en Verfasser, ihren Liebling beseelet, so wie die Minerva
n dem folgenden, in welchem Diogenes seine Lebensart
em Xeniades anpreiset; obgleich uns die Seele der
Schmeißfliege, und der Nachttopf, von einer fremden
Hand eingeschoben, oder aus Versehen in die deutsche
Uebersetzung eingeflossen zu seyn scheinet. Dem Mönche,
welcher laut der Vorrede im zwölften Jahrhunderte das
Werk aus dem Arabischen in Küchenlatein gebracht hat,
önnten diese Einfälle und einige andere dieser Art sehr
chön dünken, und er mag sie daher ins Manuscript ein-
eschoben haben. Zwar ists auch möglich, daß sie schon in
er griechischen Urschrift gestanden haben. Der feinste
Schriftsteller Griechenlandes konnte ohne anstößig zu
eyn, Worte gebrauchen, welche kein gesitteter Bürger
on Paris, von Berlin, von Zürich, von Biberach und
on Erfurt, ohne zu erröthen, gebrauchen wird.

In dem 25. 26. 27. und 28ten Abschnitte finden wir
en Mönch und den gesitteten deutschen Uebersetzer auf eine
seltsame Weise mit einander vermischet, daß wir un-
öglich sagen können, ob bey Durchlesung derselben Un-
st oder Lust in uns irgendwo gewesen sey.

In dem 29ten Abschnitte leben wir wieder auf, da fin-
en wir unsern Mann wieder, getrennt von seinem unan-
nehmen Gefährten. Er schildert uns den elenden Zu-
and des Verschwenders, der sein Gut durchgebracht hat,
d der folgende Abschnitt, in dem jedoch bisweilen der
Mönch wieder zum Vorschein kömmt, zeiget, wie schwer
h ein solcher verunglückter Mensch wieder zurecht gebracht
erden könne.

Der ein und dreyßigste Abschnitt schildert den verächt-
chen Zustand des Reichen, welcher weiter keine Gabe be-

sitzet, als die Gabe seine Einkünfte zu verzehren, und schildert ihn in seiner wahren Häßlichkeit.

So schön dieser Abschnitt ist, so ist doch der darauf folgende noch weit schöner. Er zeiget den Charakter des Weisen und des Weltbürgers in dem reizvollesten Lichte, insonderheit in dem Schlusse, wo er durch denselben dem unnützen Reichen folgende Lehre giebt.

„Du hast höchstens fünf und dreyßig Jahre Philome„don. Du bist noch nicht zu alt um ein rechtschaffener „Mann zu werden, danke die albernen Gesellen ab, die „alles bewundern, was du sagst, und alles gut heißen, „was du thust, um sich alle Wochen zwey oder dreymal „satt bey dir zu essen. Wende nur den sechsten Theil des „Tages dazu an, dir die Kenntnisse zu erwerben, wodurch „du dich dem gemeinen Wesen nützlich machen könntest. „Da du einer der reichsten Bürger bist, so liegt dir näher „als Tausend andern an, daß es dem Staate wohl gehe, „aus dem du so große Vortheile ziehest: oder trauest du „deinem Kopfe nicht so viel zu, so gedenke, daß die Na„tur, welche ihre übrigen Gaben, Schönheit, Stärke, „Witz, Genie austheilet, wie und wem sie will, die Güte „des Herzens in unsere eigene Gewalt gegeben *hat. Ein* „wohlthätiger Gebrauch deines Reichthumes, und Gele„genheit dazu wirst du nur zu häufig finden, würde dir die „Herzen deiner Mitbürger gewinnen, und deine Erhaltung „zum Gegenstande der allgemeinen Wünsche machen. Wer „wollte sich noch lange besinnen, ob er einen so großen „Vortheil um eine arme Handvoll Goldes erkaufen wolle.„

Die Apologie der Freude, welche der 34 Abschnitt enthält, empfehlen wir allen mürrischen und sauertöpfischen Philosophen. Aber warum nur den Philosophen? allen Scheinheiligen, allen Bösen, — denn die Bösen sind immer traurig und schwermüthig. Der Weise und der Gute sind meistentheils aufgeräumt und munter. Nur werden sie ernsthaft, traurig und verdrieslich, wenn sie abgeschmackten Unterredungen beyzuwohnen, wenn sie kindische Freuden mit zu geniessen, wenn sie langweilige Erzählungen anzuhören, genöthiget sind. Und aus diesem Grunde besorgen wir auch, der heiterste Kopf werde ohne verdrieslich und mürrisch zu werden, ohne zu gähnen, die chaldäische Rede über den Mann im Monde nicht lesen können, eine Sache, die ihm bey den Scherzen eines Cervantes,

ines Rabeners und eines Swifts nicht leicht begegnet. Er
ann bey dem Manne im Monde einschlafen, ohne das ge-
ingste zu verlieren.

Aber wir rathen ihm geschwind wieder aufzuwachen,
o bald der Redner abtritt, der sich rühmet, so angenehm
gescherzet zu haben; nun erscheinet ein Mann von einem
ganz andern Belange auf der Bühne. Der Besuch, wel-
chen Alexander bey dem cynischen Weltweisen abgelegt hat,
st hier auf die angenehmste Weise vorgestellet — und der
zweyte Besuch, welchen unser Verfasser zu demselben hin-
zudichtet, ist noch weit einnehmender als der erstere. Der
Gesichtspunkt, in welchem da die Siege des ehrgeitzigen
Maceboniers betrachtet werden, ist derselbige, in welchem
dieselben in der Geschichte der Menschheit erscheinen. Wir
bewundern mit einem lebhaften Vergnügen den Dichter,
welcher den Gedanken des Philosophen mit so vielen mah-
lerischen und sittlichen Reizen ausgezieret hat.

Den Beschluß des ganzen Werkgens machet die Repu-
blik des Diogenes, eine allerliebste Schreiberey, voller Geist
und lustiger Einfälle. Ein recht niedliches Ding, das sehr
artig wäre, wenn bey dem Nachtische eines akademischen
Schmauses, ein Professor seine Herren Collegen damit be-
lustigte, wir setzen jedoch voraus, daß keine von den hoch-
zuehrenden Herren Commilitonen dabey seyn werden. Denn
diese dürften leicht die Sache unrecht verstehen, und daraus
sehr schlechte Begriffe von ihren Lehrern fassen. Wenn
aber gar ein Professor solche Späße auf schön Postpapier
drucken läßt: so mag er sehn, wie er mit seinen Zuhörern
zurecht kömmt. Doch ein Wort im Ernst über diese Re-
publik, der gute Diogenes sagt recht, daß er nicht begrei-
fen könne, wie man mit zehen Tausend Bedürfnissen glück-
lich seyn könne. Indessen haben einmal die Menschen
diese zehen Tausend Bedürfnisse, und das wesentliche der
Philosophie ist nicht, sie über ihr Unglück auszuspotten;
sondern sie in den Stand zu stellen, daß sie dabey so wenig
unglücklich seyn, als es möglich ist. Dazu brauchet es
mehr als zu sagen: „Ich kann nicht für alles Rath schaf-
„fen.„

Einen vortreflichen und leyder! nur allzuwahren Ge-
danken, können wir nicht umhin aus diesem Stücke hier
abzuschreiben. „Eure Gesetzgeber scheinen mir oft, mit
„ihrer Erlaubniß, dem guten ehrlichen Bären zu gleichen,

„der, um eine Fliege zu verjagen, die sich dem Einsiedler, „seinem Freunde, im Schlafe auf die Nase gesetzet hatte, „einen großen Stein ergriff, und auf einen Wurf die Fliege „und den Einsiedler todt machte.„

Ungeachtet der Sokrates mainomenos durch mannigfaltige Flecken entzieret ist; so sehen wir indessen ihn doch für eine der ausgesuchtesten Früchte unserer Litteratur an. — Die größten mahlerischen Schönheiten, die tiefsten Blicke in das menschliche Herz, die feinesten und die edelsten Gefühle der Menschlichkeit geben ihm einen innern Werth, der wenigen andern Werken unsrer besten Köpfe, in einem so hohen Grade zugeschrieben werden kann, und bis auf einige unnöthige fremde Wörter, haben wir auch die Schreibart so vollkommen gefunden, als viele Gedanken reizend, richtig, bündig, rührend sind.

S.

Des Herrn Marmontels herausgegebener Belisar, beurtheilt und die Laster der berühmtesten Heiden angezeigt, zum Beweise, wie unbedachtsam man dieselben ihrer Tugenden wegen seelig gepriesen, von dem Herrn Peter Hoffstede, Prediger zu Rotterdam, aus dem holländischen übersetzt. Leipzig, in der Heinsinßischen Buchhandlung, und in Wesel bey J. F. Röden, 1769.

Obgleich die Absicht dieser Beurtheilung vorzüglich auf den theologischen Inhalt des Belisarius gerichtet ist; so hat der Verfasser dennoch die Fabel sowol als die Sittenlehre dieses berühmten Romans, seiner Kritick nicht unwürdig geachtet. Unter vielen überflüßigen Anmerkungen über die Geschichte der Romane überhaupt, über die Geschichtkunde des Herrn Marmontel, und über die seichte Litteratur der Franzosen, wird man dennoch das siebende Hauptstück nicht ohne Nutzen und nicht ohne Vergnügen lesen. Er zeiget in der Erdichtung des Hrn. Marmontels sehr beträchtliche Unwahrscheinlichkeiten — obwol er auch einige Züge darunter rechnet, welche eher Lob als Tadel verdienen dürften. Wir erkennen überhaupt an dieser Kritick einen kaltsinnigen Mann, welcher eine ausbündige Schönheit betrachten kann, ohne sich durch ihre Reize

so bezaubern zu lassen, daß er nicht alle ihre wahren Fehler aufsuchete und wohl noch gar Schönheiten zu Fehlern zu machen wünschete, einen Mann, welcher mehr mit dem Geiste eines holländischen wortklaubenden Litterators, als mit dem Herzens eines Menschenfreundes ein Werk beurtheilet, das für den einen wie für den andern merkwürdig ist. Er tadelt sogar die übertriebene Menschlichkeit, mit welcher der französische Schriftsteller den Belisarius, die von ihm verübte Grausamkeit dem Justinian als eine Schwachheit misdeuten läßt, und er rechnet ihm den Gebrauch gewisser Gedanken oder Ausdrücke, die auch andere vor ihm genutzet haben, als Fehler an, zum mindesten möchte er dieselbe von der Summe der Schönheiten seines Werkes abziehen. Er ist überhaupt auf die französische Litteratur übel zu sprechen, und er hoffet mit dem Herausgeber des Hyppolitus von Euripides, daß nach einigen Zeitaltern man wenig mehr an die alltäglichen Schönheiten des Verfassers der Henriade denken werde. Wir vermuthen das Gegentheil, und wir haben das gute Vertrauen zu dem Geschmacke unserer Nachkömmlinge, daß sie wohl die Schönheiten der Alten immer hochschätzen, aber nicht daß sie dabey die vielleicht wesentlichern Vorzüge unserer engelländischen und französischen Zeitgenossen mißkennen werden. Selbst die Kritick über den Belisarius scheinet uns eine Veränderung zu weissagen, durch welche der Geist der wahren Philosophie in Holland allmählig die Stelle einnehmen dürfte, welche bisher eine mehr scheinbare als nützliche Litteratur in diesem Lande behauptet hat. Herr Hofstede tadelt an der Politick des Herrn Marmontels, daß er nicht der Handelschaft als der vornehmsten Quelle des öffentlichen Wohlstandes gedenket. Es ist in der That sonderbar, daß in diesem kaufmännischen Jahrhundert ein politischer Schriftsteller die Handelschaft so sehr hat vergessen können. Allein es ist auch unstreitig, daß in einem Reiche, wo die von Herr Marmontel angepriesene Grundsätze würden befolget werden, die Gewerbsamkeit blühen würde, wenn schon die Regierung sich derselben im geringsten nicht annähme. Wo Sitten, Freyheit und Gerechtigkeit herrschen, da müssen auch der Feldbau und die Handelschaft blühen, und den Feldbau, als den weit wesentlichern Theil des öffentlichen Wohlstandes, als die Quelle der wahren Reichthümer hat Herr Marmontel nicht vergessen.

Wir haben es schon angemerket: das wesentliche dieser Kritick betrift die Theologie des Belisars. Dieses Werk ist um das funfzehnte Hauptstück zu groß, sagt Herr Hofstede. Herr Marmontel ist zwar kein Atheist, aber ein Naturalist, und zwar ein solcher, der die Offenbarung nicht verwirft. Er ist ein Pelagianer, welcher die ursprüngliche Verdorbenheit der Menschen nicht erkennet. Er erhebet die Gnade Gottes zum Nachtheile der Gerechtigkeit dieses höchsten Wesens, er dichtet den Gottesgelehrten falsche Begriffe von der Strafgerechtigkeit an — er machet nicht nur dem Justinian Hofnung zur ewigen Glückseeligkeit sondern auch den rechtschaffenen Heyden. Um diese in die seeligen Oerter zu führen, brauchet er nicht einmal eine Priesterin, nicht einen goldnen Zweig der Proserpina, welche doch Virgil für den Aeneas nöthig befunden hat; er machet ihnen die Sache viel bequemer, er giebet ihnen die Vernunft zur Führerin und die Rechtschaffenheit anstatt des goldnen Zweiges. Er hat den Unverstand, Gott mit Fürsten zu vergleichen, von denen David voraus sang: Die Könige im Lande lehnen sich auf etc. Psalm 11, V. 2. und 3. Er giebt einen Titus, Trajan, Antonin, Cato, Aristides, für tugendhaft aus, welche doch lasterhaft waren, welche nur bürgerliche Tugenden besassen, welche grosse Sünder waren, welche unbußfertig gestorben sind. So sagt Hr. H. und es gehöret bey dem Leser Ueberwindung dazu, daß er nicht unwillig werde, wenn er von den grösten Männern, die der Menschheit Ehre gemacht haben, so ungereimt sprechen höret. Herr Hofstede gehet hierauf fast alle grosse Männer des Alterthums durch und suchet, zwar mit grosser Gelehrsamkeit aber zum Theil mit weithergesuchten Scheingründen, mit falschen Beweisen, und mit offenbaren Trugschlüssen zu zeigen, wie unvollkommen, wie mit unendlichen Gebrechen beflecket ihre Tugenden gewesen sind. Ein Leser, der die Menschlichkeit liebt, wird, bey solchen kaltblütigen Verdammungen, oft Unmuth gegen den verdammenden Verf. fühlen. Aber gesetzt, er hätte gänzlich recht. Wenn denn nur vollkommene Tugenden das Recht zur Seeligkeit geben, und wenn jede unvollkommene die ewige Verdammniß verdienet, wie wird es den Christen ergehen? Herr Hofstede gehet hierauf weiter, und trachtet zu beweisen, daß die Kirchenleiter, welche nicht an dem Heile der gerechten Heyden verzweifeln wollten, und Zwinglin, welcher einige derselben in den

Him-

Himmel setzete, gröblich geirret hätten, — er will ferner die Unzulänglichkeit der Vernunft, aus den unvollkommenen Tugenden der Heyden beweisen. — Wie aber, wenn ein Voltaire oder ein Roußeau aus den unvollkommenen Tugenden der Christen, der christlichen Religion nachtheiliche Folgen ziehen wollten, sollte man diese Art zu schliessen, wohl gelten lassen — und es sollte wohl ein ganz besonders Werk seyn, um Vergleichungen christlicher und heydnischer Helden, die ein Mahometanischer oder Chinesischer Plutarch abfassen würde. Herr Hoffstede kommt endlich, nachdem er die Tugenden aller heydnischen Weisen und Helden bis auf den Grund zernichtet hat, wieder zu sich selber, er will durch alles, was er gesagt hat, nicht Millionen Heyden verdammen, — er überläßt Gott sie zu richten, und er wünschet, daß viele Heyden Barmherzigkeit finden mögen bey dem Herrn an jenem Tage. — Ihm ist aber gänzlich unbekannt, auf welche Weise es allen göttlichen Vollkommenheiten und Eigenschaften unbeschadet geschehen könne. Er weis nur, daß durch des Gesetzeswerke kein Fleisch vor Gott gerecht seyn mag, und daß in keinem andern Heil ist, als in Jesus Christus, dem Steine von den Bauleuten verworfen, der zum Ecksteine worden ist. — So verdammt eine arme elende Creatur, tausend Menschen, weil sie nicht begreifen kann, wie sie Gott selig machen wird. Sollte es aber einem Christen, und sogar einem Theologen, nicht erlaubt, ja anständig seyn, zu hoffen, daß einst alle werden seelig werden. — Wir können einmal nicht finden, daß eine der göttlichen Eigenschaften diesem tröstlichen Gedanken widerspreche. — Die göttliche Gerechtigkeit, diese von der vollkommensten Weißheit beleuchtete unumschränkte Güte schliesset einmal keine ewigen Strafen nothwendig in sich. — Wenn die durch die Sünde gestörte Ordnung der Dinge wird hergestellet seyn, wenn die Strafe den Verbrecher wird gereiniget und gebessert, und zu einem die Schöpfung nicht mehr verunstaltenden Theile derselben gemachet haben, warum sollten wir nicht denken, daß alsdenn auch das Leiden aufhören werde. — Sich einen Gott denken, welcher der Ordnung zuwider Gutes erweisen würde — wäre Schwachheit, nicht Gotteslästerung, nicht Schmähung der Religion. Allein einen Gott denken, welcher ohne Ursache Uebels thun, der ohne Noth das Leiden verewigen würde, was sollte dieses seyn? Und ist es denn möglich, daß ein

sterbs

sterblicher und schwacher Mensch diese Nothwendigkeit erweise, man sollte denken, es wäre nie möglich gewesen, daß er solche gemuthmaßet hätte.

Da unsre verdammende Theologen auf die Sünder, die sie richten wollen, gemeiniglich mit großer Heftigkeit losziehen, so muß man es an Herrn S. loben, daß er wenigstens bescheiden verfähret. So hart der Satz ist, welchen er wider dem Herrn Marmontel behauptet, so gelind ist die Art wie er ihm begegnet. Er zeiget einen bescheidenen Eifer, zwar hat dieser Eifer, so bescheiden er ist, sein Urtheil sehr oft gemisleitet, aber wir hoffen sein Herz hat er nicht verderbt — er bedauert den, den er für einen Irrenden hält, ohne ihn zu hassen, und er lobet an demselben was er lobenswürdig findet. Ein wenig mehr Deutlichkeit und Bestimmtheit in den Begriffen und minder Vorspieglung von Gelehrsamkeit würde seinem Werke mehr Gründlichkeit und mehr Anmuth gegeben haben. So wie es ist, ist es eher die Klagschrift eines beredten und gelehrten aber spitzfindigen Advokaten, als das Urtheil eines erleuchteten und gesetzten Richters.

GGr.

Abhandlung der Physiognomie, Metoposcopie und Chiromantie, mit einer Vorrede, darinnen die Gewißheit der Weissagungen aus dem Gesichte, der Stirn und den Händen gründlich dargethan wird, welcher am Ende noch einige Betrachtungen und Anweisungen zu weissagen beygefügt worden, die zur bloßen Belustigung dienen, ausgefertigt von C. A. Peuschel. Leipzig, 1769. 8. in Verlag der Heinsiußischen Buchhandlung. 1 Alphab. 2 Bogen Text; 11 Kupfertafeln.

Der H. V. spricht in der Vorrede der Physiognomie nicht uneben das Wort. Sie verdient es, in mehr als einer Rücksicht, daß man sie ausarbeitet. Es ist unläugbar, daß jeder Affekt, selbst nach seinen verschiedenen Stufen, Vermischungen und Schattierungen, sich durch eine gewisse Bewegung der Muskeln im Gesichte, verräth; sonst könnte man ihn nicht mahlen. Wo er herrscht, da

wird

ird diese Bewegung so zur Gewohnheit, daß sie fast nicht
achläßt; wenigstens läßt sie solche Spuren im Gesichte
rück, aus denen man wahrscheinlich schließen kann, daß
e im Gesichte, und der Affekt von dem sie herrühret, im
emüthe herrschen müsse. Eben dieses gilt auch von den
ewegungen der übrigen Gliedmaßen, vom Gang, von
er Sprache, ja selbst vom schriftlichen Ausdruck unsrer
edanken. Doch möchten wir den Beweis nicht überneh-
en, daß man aus einem Brief dessen Verfasser, vom
aupt bis auf die Fußsohle charakterisiren, und, wie der
. V. sagt, die Stärke, Farbe und übrige Beschaffenheit
er Haare, der Stirn, des ganzen Gesichtes, der Zähne,
ppen, des Halses, der Schultern, der Rede, des Gan-
es, der Neigungen und Lebensart, bestimmen könne.
och weniger möchten wir, aus den Linien der Hand, einem
sunden Manne den nahen Tod prophezeyen. Denn daß
ir dieses nicht gerade heraus sagten, sondern nur ver-
cherten: der Familie stehe längstens in etlichen Tagen
n großes Unglück bevor, und der Mann, so frisch er sich
stelle, sey sehr schwach, das wäre eben nicht viel tröst-
her.

Bey den Griechen stund die Physiognomie in so gros-
n Ansehen, daß Plato über seine Schule schrieb: μη
ς αγεώμετρος εισιτω, es soll niemand ohne Maaß (un-
messen) ohne nemlich die Gestalt und Proportion des Lei-
s vorher abgemessen zu haben, ungestalt (wird man
nn vom nachmessen schöner?) hineintreten. Plato
itte unmaßgeblich das Maas seiner Recruten dabey
reiben sollen!

Das erste Hauptstück handelt von der Physiognomie
erhaupt. Man kann nur dasjenige Glück oder Unglück
rher sagen, was von uns selbst herrührt, oder seinen
rund in unsern Eigenschaften und Handlungen hat. Von
n drey Haupt Temperamenten. Beurtheilung der Men-
en aus der Farbe, Form, Bewegung, aus ihren sinnli-
en Appetiten. Ferner aus gewissen, durch die Erfah-
ng festgesetzten, willkührlichern und zufälligern Zeichen.
ergleichen sind z. B. die façon und Farbe der Kleidung.
er wird nun zuerst von gleichfarbigen, und denn von
gleichfarbigen Ober- und Unterkleidern sehr methodisch
d pragmatisch gehandelt. Jede Farbenmischung wird
derum besonders erwogen, je nachdem sie von dieser
oder

oder jenem physiognomischen Merkmal begleitet wird. Alles dieses giebt nun freylich eine sehr reiche Erndte von Regeln, für deren Zuverläßigkeit wir aber nicht haften möchten. Zum Beyspiel: grüne Ober- und blaue Unterkleider zeigen das phlegmatische Temperament an, und einen guten Appetit zum Essen und Trinken, auch einen Menschen, der zum weitläuftigen Leben geneigt ist, es sey denn, daß die Erziehung ausserordentlich gut (oder auch die Regel falsch) ist. Wir dächten, wenn die Erziehung so ausserordentlich gut gewesen, so wird die Hose zum grünen Rock wenigstens nicht blau seyn.

Zur Erforschung der Leidenschaften trägt auch die Betrachtung der Aehnlichkeit, zwischen den Gesichtstheilen der Menschen und der unvernünftigen Thiere vieles bey. Beyspiele dieser Aehnlichkeit giebt der H. V. in zwölf paar Parallel-Köpfen. Wir hätten ihm einigen Beytrag dazu thun können. Wir glauben bemerkt zu haben, daß nicht nur einzelne Menschen und Familien, sondern manchmal ganze Städte und Provinzen den Charakter ihrer Bildung mit gewissen Thieren gemein haben. Das Schwein mit seinem abgestutzten Kinne, mit seinen Hauzähnen, Rüssel, unterwärts convergirenden Augenspalten, ja selbst mit seinen röthlichen oder weißlichten Borsten, haben wir wohl hundertmal in Menschengesichtern charakterisirt gefunden. Daß aber ein Schluß auf ähnliche Neigungen und Eigenschaften zu machen ist, nimmt der H. V. diesmal aus der Erfahrung für erwiesen an, und gedenket es künftig in einem Beytrag noch mitzutheilen. Oft kann es eintreffen (denn auch die Thiere haben einige von unsern Leidenschaften, die sich auf ihren Gesichtern auf eine ähnliche Weise äussern) aber meistens ist es wohl ein bloßer Zufall. Denn es kommt hier gemeiniglich nicht auf Mienen oder Gesichtszüge an, die man sich selbst giebt, und etwa durch den häufigen Umgang mit Schweinen von ihnen annimmt; sondern auf die allererste, von unsern künftigen Neigungen vermuthlich unabhängige, Conformation der Knochen und Muskeln.

Das zweyte Hauptstück von der Physiognomie insonderheit. Gesichtsbildung und Farbe, Proportion der Gliedmaßen, Beschaffenheit der Haare, Stimme und Sprache kommen hier in umständliche Betrachtung. Warzen und Flecken bedeuten nichts.

An-

Anhang von der Charakterisirkunst; oder der Kunst, eines Menschen Temperament, Neigung, Aufführung, Person und Gliedmaßen, den Farben und der Symetrie nach aus seinen Schriften zu entdecken. Auch hier ließe sich viel wahres und sinnreiches sagen; aber: wer so und so schreibt, trägt grüne oder blaue Kleider, isset und trinket gerne etwas gutes, hat solche oder solche Waden u. s. f. das sind Ausschweifungen.

Abhandlung von der Metoposcopie. Diese Kunst beschäftiget sich eigentlich mit Betrachtung der Linien an der Stirn. Der Verf. getrauet sich nicht, ihre Gewißheit darzuthun, denn er selbst ist blos durch die Erfahrung überzeugt worden, da ihn die hierinn gemachte Proben noch nie betrogen haben. Hier fängt es an, recht mathematisch auszusehen, oder wie wir es sonst nennen sollen! Gerne hätten wir weiter fortgelesen, wie einem unbescholtenen Recensenten zukommt; aber, uns zerriß endlich - - nicht die Venuslinie, denn das hätte etwa höchstens einen Korb, eine kleine Untreue, bedeutet und keinen Einfluß auf die Recension gehabt, sondern - - - die Gedult; die wir bey so manchen Stellen, namentlich bey der physiognomischen Tuchfärberey und bey den Waden, die ein zierlicher Briefsteller haben muß, bereits über ihr Vermögen angestrenget hatten.

Auch bey der Chiromantie gieng es uns eben so. Und überhaupt, dachten wir, warum will man den armen Zigeunern ihre Kunst verrathen, und ihr Brod nehmen? Haben sie doch ohnehin kein anderes Mittel, sich ehrlich zu nähren, als das Wahrsagen und stehlen.

Der Anhang enthält etwas zur Kurzweile (denn alles vorhergehende war recht sehr ernstlich gemeynt;) die Astrologie, die Geomantie, das Kartenschlagen, Caffeeschalengiessen (ey, ey, wo bleibt das Bleygiessen in Wasser? daß ist gewiß keiner der schlechtesten Zeitvertreibe) die Onomantie und Hexametromantie (nicht Hexametromanie! so heißt eine andere Kunst.) Der H. V. liest, auf eine sehr feyerliche, gründliche und spitzige Art allen denen den Leviten, die mit so abergläubischen und bodenlosen Künsten die Zeit verderben. Zumal sollte man, wie er glaubt, in unsrer evangelischen Kirche sich ins Herz schämen, solchen Thorheiten nur durch die Finger zu sehen, geschweige sie zu billigen.. Sollen wir einen kleinen Versuch

was

wagen? Nun, es sey darum! Wer so schreibt, trägt vermuthlich ein schwarzes Ober- und Unterkleid, eine weisse runde Perüque, Hemden ohne Handkrause; isset gerne etwas gutes, hat einen beredten und unterhaltenden Vortrag, schmälet aber gerne, wo er überzeugen sollte, oder wo er selbst heimlich sich für Tadel fürchtet. Gelegenheitlich bitten wir uns dafür unser Porträt aus; aber so, daß wirs dürfen sehen lassen. Zum Beschluß versichern wir, daß wir denen vom H. V. verworfenen Wahrsagerkünsten gar nicht das Wort reden wollen. Vielmehr glauben wir, wenn es nun doch einmal gewahrsagt seyn muß, daß es unsern aufgeklärten Zeiten weit anständiger ist, aus der Farbe unsers eigenen Ober- und Unterkleides, als aus den bunten Lappen des Schellenbubens zu wahrsagen; und lieber die Züge in unsrer Hand, als die Holzstiche des Kartenmachers zu Straßburg oder Kehl um unsere künftige Schicksale zu befragen.

H.

Berlinische Sammlungen zur Beförderung der Arzneywissenschaft, der Naturgeschichte, der Haushaltungskunst, Cameralwissenschaft und der dahin einschlagenden Litteratur. Berlin, bey Joachim Pauli, 1 Band, 1. bis 6 Stück, 1768. 1769. 2 Band, 1. bis 5 Stück, 1770. mit Kupfern, 8. 7 Bogen auf jedes Stück.

Die Aufschrift zeigt schon gnugsam den Inhalt dieser Sammlung an. Doch muß noch erinnert werden, daß hier nicht blos Originalschriften und wörtlich abgedruckte Aufsätze, sondern auch Uebersetzungen und Auszüge ihren Platz finden. Dieses entzieht dem Werke nichts von seiner Nützlichkeit, wofern die Sammler nur den Ort, wo sie die Abhandlungen hernehmen, jederzeit angeben, damit man sich weiter selbst Raths erholen kann, und einem jeden die gehörige Ehre zuerkennt. Es ist den Gegenständen und der Einrichtung nach dem berlinischen Magazin sehr ähnlich, nur daß die schönen Wissenschaften leer ausgegangen sind. Die Naturgeschichte und die Medicin hat in den bisherigen Stücken, den Vorzug erhalten. Von verschiedenen unbekannten Thieren werden ausführliche

Be-

eschreibungen geliefert. Auch gefällt uns, daß man
uf die neuen Arzneymittel so aufmerksam gewesen ist.
Die französischen Journale, die in Deutschland selten sind,
aben manchen Stoff hergegeben; und vermuthlich würde
man auch die englischen darzu genutzet haben, wofern nicht
as bremische Magazin diese Mühe gewissermaßen ent-
behrlich machte. Bey den Anzeigen der neuen Schriften
geht man bis aufs Jahr 1763. zurück, bringt aber von
den ersten Jahren keine andere als die in dem berlinischen
Magazin ausgelassenen bey; und zwar überhaupt nur, wie
es scheinet, nach dem Urtheil anderer periodischen Schrif-
ten, die jederzeit citirt werden. Jedes Stück hat sein Ti-
telkupfer, nebst andern nöthigen.

Es hält bisweilen schwer, die eigenthümlichen Schrif-
ten von den fremden zu unterscheiden, denn einige Aufsätze
sind offenbar anderswo entlehnt, ob dies gleich nicht an-
gezeigt worden ist. Als Proben der Mannigfaltigkeit ge-
ben wir doch folgendes an.

Erster Band. Hier giebt man Vorschläge zur Holzer-
sparung bey wirthschaftlichen Gebäuden; Verzeichniß der-
jenigen Punkte, worauf man bey der Bienenzucht zu sehen
habe; handelt von dem Vortheil des Seidenbaues im Klei-
nen; von einem gefingerten Polypen im Mastdarm, der
eine hartnäckige Verstopfung zuwege gebracht hat; von
der Entstehungsart der Schollen (Pleuronectes Solea);
von einer durch Zorn entstandenen Wasserscheu; von den
im Brandenburgischen befindlichen Futterkräutern; ferner
lieset man Beyträge zur Naturgeschichte des Kohlschmet-
terlings; monatliche Beschäftigungen bey der Bienen-
zucht in einzelnen Gegenden des nördlichen Deutschlands;
Vergleich der Bestandtheile des Kaffees mit denjenigen des
Rockens.

Der zweyte Band ist eben so unterhaltend. Wir wäh-
len nur: Nachricht von dem sibirischen Elfenbein; von
einer Handmaschine zum Steinschneiden. Der Geschichte
des Quaßiholzes wegen, verlohnte es sich der Mühe Hrn.
Schlegers Versuche damit aus den Casselschen Anzeigen ein-
zurücken. Er glaubt bemerkt zu haben, daß sie mit geistigen
Mitteln vermischt, ihre trunkenmachende Kraft schwäche,
das Grimmen von Laxirmitteln, ohne sie zu entkräften,
bessere, den Eckel sonst eckelhafter Mittel hindere, und
daß sie die Speckhaut aufgelöset. Er bringt auch einige

 chemi-

chemische Versuche bey. Er hat sie in der Schwindsucht, im überflüßigen Speichelfluß, im Harnfluß, in dem Blutfluß der Mutter, in dem Blasenblutfluß, im Quartanfieber, im gutartigen weißen Fluß, im Schwindel mit krampfigten Zuckungen im Nacken, doch nur in einzelnen Fällen, ferner im Durchfall, in hitzigen Gallenfiebern, in der Wassersucht versetzt mit andern dienlichen Mitteln, in scharbockigten und venerischen, und öfters daraus entstandenen arthritischen und podagrischen Zufällen nützlich befunden. In diesem Bande lieset man auch Abhandlungen von den Bäumen neben den Landstraßen; von einem portheilhaften Stubenofen den Hr. Euler angiebt u. s. w. — Die Thiere, deren Geschichte ausführlicher in diesem Bande beschrieben wird, sind der Rhinoceros, der Camelopardalis, die Hyäne, die Biesemkatze, ein unbekanntes und dem Maulwurf verwandtes Thier, der Vampyr, der Zitterfisch, der Eisvogel, ausser fremden Beschreibungen.

Pl.

Anaxagoras von Occident physikalische und politische Betrachtungen über die Erzeugung des Menschen und Bevölkerung der Länder. Smirna, *in der neuen Buchdruckerey, mit Genehmhaltung des Bassa*, 1769. 8. 152 Seiten.

Der politische Theil hat uns besser gefallen als der physikalische, nur Schade, daß die meisten der politischen Gedanken auf die veralterten physikalischen Hypothesen von dem weiblichem Saamen, von den Eyern, woraus der Mutterkuchen entsteht, von den Proben der Jungferschaft u. d. zu sehr gegründet sind, Lehrsätze, wobey der V. allzuwenig Belesenheit in der neuern Geschichte der Philosophie verräth, so zuversichtlich er auch daher spricht. Ueberhaupt aber ist die Schrift leidlich geschrieben, enthält viele zwar schon anderwärts gesagte aber noch nicht genug gesagte theure Warheiten. Die ganze Schrift ist mit Fleiß so eingerichtet, als ob sie für Frankreich geschrieben wäre, sie scheint aber doch ein deutsches Original zu seyn. Sie ist an verschiedenen Stellen so schlüpfrig gerathen, daß ihr deswegen allein, vielleicht der verkappte Titul über das Gesicht geworfen worden seyn mag.

Mi.

Kurzer Entwurf einer edlern Erziehung der Töchter, und wie ein Frauenzimmer Verstand und Herz durch Wissenschaften vollkommen ausbilden und verbessern könne. Halle, bey J. J. Gebauer, 1769. 126 Seiten, 8.

Eine schülerhafte Arbeit.

E.

C. May's Commercial-Letters, accordiny to Prof. *Gellerts* Rules, translated from the last german Edition by Capt. *J. G. Smith*, Esq. B. A. 1769. Bremen, printed for J. H. Cramer, 22 Bogen, in 8.

Das deutsche Original, ist unter uns rühmlich bekannt und diese Uebersetzung, die so viel wir sehen können, echt gut ist, kann jungen deutschen Kaufleuten, die sich auf den engländischen Briefstyl legen wollen, sehr nützlich seyn, da sie von einem gebohrnen Engländer verfertigt worden. In der zween Bogen langen Zueignungsschrift kramet Capt. Smith, viele Gelehrsamkeit über die Geschichte der Handlung aus, die eben nicht hieher gehörte.

Va.

Adversaria Medico Practica. Vol. I. Pars II. III. Lipsiae, Weidmann et Reich, 1770. groß 8. jeder Theil 12 Bogen.

Diese Fortsetzungen eines von uns schon umständlich angezeigten, und besonders für angehende Aerzte nützlichen Werks, enthalten wiederum einige ziemlich wichtige Stücke. Besonders hat Herr Greding, im 2ten Theile seine zahlreichen und grösstentheils mißlungenen Versuche mit dem Extracto Stramonii in melancholischen und epileptischen Krankheiten, im dritten aber die schlechterdings vergeblichen mit einer vom Herrn Pasquallati gerühmten Arzney aus Kupfer mit Quecksilber vereinigt, wider die Epilepsie, sehr ausführlich beschrieben. In beyden die-

ser Aufsätze wird S. 287. und 539. eines Jünglings gedacht, welcher durch den Husten im Schleime viel kleine Körner, einer Erbse groß, ausgeworfen, worinn eine weiße käsigte, zuweilen stinkende Materie enthalten gewesen, von welcher Herr Gr. unausgemacht läßt, ob sie der Anfang eines künftigen Polypus in der Luftröhre gewesen, oder nicht. Der Recensent hat dergleichen ehedem auch bey einer schwindsüchtigen Frau in großer Menge beobachtet, und sie, der größten Wahrscheinlichkeit nach, für kleine Vomicas in der Lunge gehalten. Ein mit einem Schenkelbruche vereinigter Leistenbruch, dessen Beschreibung Herr Ludwig mittheilt, hat ihn zu einer ungemein nützlichen Abhandlung, de processibus intestinorum veranlaßt, welche beym 2ten Theile mit einem Kupferstiche erläutert ist. Im dritten hat uns die vierte Abhandlung vorzüglich gefallen, worinn Herr Ludwig von allen bey der Cur der Blattern gewöhnlichen äusserlichen Arzneymitteln seine Meynung sagt. Die Gründe, aus welchen er besonders das Eröfnen der Blatterblasen widerräth, wenigstens nur auf die Fälle einschränkt, wo in zusammenfliessenden Pocken ein dünner scharfer Eyter bemerkt wird; verdienen, ungeachtet des zuverläßigen Tons, womit Herr Tissot sie als unentbehrlich anpreiset, gewiß alle mögliche Aufmerksamkeit, und wir selbst und mehr Aerzte, haben in wenig Fällen den gerühmten grossen Nutzen, auch nicht einmal in Absicht der Verhütung der Narben, davon gesehn. Wider die herzstärkende Kraft, die Herr Tralles dem Opium beygelegt hat, wendet Herr L. im fünften Aufsatze verschiedenes ein. Nichtsdestoweniger scheint uns doch das Opium mit eben dem Rechte als der Wein, diesen Namen zu verdienen.

B.

Des Herrn Carl Goldoni sämtliche Lustspiele. Mit Kupfern. Sechster Theil. Leipzig, bey Eisfeld, 1770. 8.

Das erste Stück ist die gelassene Frau, wie es der Ueb. genannt hat, soll aber eigentlich heissen, die zärtliche Frau, (la moglie amorosa). Dies, auf dem Leipziger Theater sehr bekannte Lustspiel, gehört zu den besten Gol-

donischen. — Die beyden von der Pamela folgen, und der Lehnsherr macht den Beschluß.

K.

Nachrichten.

Nachricht von denen Preisen, welche die Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, für das 1772te Jahr, ausgesetzet hat.

Die Königl. Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, sollte in ihrer, am 31ten May dieses Jahrs, gehaltenen öffentlichen Versammlung, den Ausspruch thun, welche von denen, über folgende, von der mathematischen Classe aufgeworfene Preisfrage:

Welche Ausmessungen, der aus zwey Materien, nemlich aus gemeinem Glase, und aus englischen Crystall, zusammengesetzten Objectivgläser, sind am geschicktesten, die Abweichungen der Refraktion und der Sphäricität, so wohl in Ansehung derer Gegenstände, welche in der Axe liegen, als auch derer, welche sich ausser derselben befinden, gänzlich oder doch wenigstens sehr merklich zu hemmen? Und wie viele Oculargläser würde man zu den Objectivgläsern setzen, und was für eine Richtung würde man jenen, gegen diese, geben müssen, wenn man den Ferngläsern, den möglichsten Grad der Vollkommenheit verschaffen wollte?

eingesendeten Abhandlungen, den Preis verdienet habe. Da aber keine von diesen Abhandlungen, der Akademie ein Gnüge geleistet: so giebt selbige eben diese Frage nochmals, für das Jahr 1772, auf. Und da in dieser Frage würklich zwey Fragen enthalten sind: so dringet die Akademie der Wissenschaften rc. eben nicht so sehr darauf, daß beyde Fragen zugleich abgehandelt werden sollen; sondern sie wird zufrieden seyn, wenn diejenigen, welche daran arbeiten wollen, (sie mögen nun ihr Augenmerk auf die Verbesserung der Objectiv- oder Ocularglässer richten,) gute Abhandlungen, welche sich auf die Theorie und Erfahrung dergestalt gründen, daß sie sich mit Nutzen in Ausübung bringen lassen, einschicken.

Die Classe der schönen Wissenschaften, giebt für das 1772te Jahr, folgende Preisfrage auf.

Wenn man die Brandenburgische Geschichte näher betrachtet, so findet man, daß die Marggrafen und Churfürsten, welche dieses Land beherrschet, die Alberts, die Ottonen, ein Waldemar von Anhalt, ein Ludwig von Bayern, und fast alle Churfürsten, aus dem Hause Zollern, ob sie gleich, in Absicht auf ihre ursprüngliche Macht, denen andern vier großen und alten Herzogen von Deutschland

nicht gleich waren, sich dennoch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, durch den grossen Einfluß, welchen ihnen die hervorragende Grösse ihres persönlichen Charakters, und ihres vortreflichen Genie, nicht nur in die Reichsgeschäfte, sonder auch in die Angelegenheiten von Europa überhaupt, und besonders von Böhmen, Polen, Preussen, Sclavonien, Dännemark und Schweden verschaffeten, jederzeit hervorgethan haben. Man findet ferner, daß diese Fürsten, ob sie gleich keine Könige gewesen, sich fast beständig ein Königliches Ansehen erworben, und es zuweilen ihren Nachbaren, welche souveraine Könige waren, so wohl in Friedens- als in Kriegesangelegenheiten zuvorgethan, wie auch an denen grossen Begebenheiten, welche sich zu ihren Zeiten, zugetragen, einen sehr wesentlichen Antheil gehabt haben. Man siehet daher, daß sie sich, auf solche Art, und durch ihr weises Betragen, den Weg zur königlichen Würde gebahnet, und nach und nach den Grund zu der Macht dieses Staats geleget haben, welcher, ohne zu den ältesten Monarchien in Europa zu gehören, und ohne ein so weitläuftiges Gebiethe, als jene, zu beherrschen, heut zu Tage einen sehr vorzüglichen Rang in Europa behauptet.

Die Akademie wünschet, daß diese Wahrheit, in einer allgemeinen Schilderung aus einander gesetzet werde; sie fodert: daß man, ohne sich bey allen Lebensumständen dieser Fürsten aufzuhalten, nur diejenigen Umstände, Thaten und Anekdoten in Betrachtung ziehen, welche die kennbaresten Züge ihres Charakters schildern, die zu entwickelnde Wahrheit am gewissesten beweisen, die Folgerungen, welche daraus ganz natürlich fliessen, am deutlichsten vor die Augen legen, und überhaupt die Vorurtheile, welche Auswärtige, die mit der Geschichte wenig bekannt sind, von dem Ursprunge und Wachsthume, der, von ihnen so genannten, neuen Monarchie hegen, am glücklichsten ausrotten möge.

Man ladet die Gelehrten aller Länder, die ordentlichen Mitglieder der Akademie ausgenommen, ein, an der Beantwortung dieser Frage zu arbeiten. Der Preis, welcher in einer goldenen Medaille, am Gewichte funfzig Dukaten schwer, bestehet, soll demjenigen, welcher, nach dem Urtheile der Akademie, die Sache am besten getroffen haben wird, zuerkannt werden. Die Ausarbeitungen müssen leserlich geschrieben seyn, und höchstens gegen den 1ten Januar. 1772., an den Herrn Professor Formey, beständigen Secretaire der Akademie, eingeschicket werden. Nach Verfliessung dieser Zeit, wird man keinen, (mit was für einem Grunde auch die Verzögerung derselben entschuldiget werden möchte,) mehr annehmen. Man bittet auch die Verfasser, sich nicht zu nennen, sondern blos einen Denkspruch zur Ueberschrift zu wählen, und einem versiegelten Zettel, in welchem eben derselbe Denkspruch, nebst ihrem Namen, und dem Orte ihres Aufenthaltes, enthalten, enthalten seyn muß, beyzulegen.

Der Ausspruch der Akademie wird in ihrer den 31ten May 1772. zu haltenden öffentlichen Versammlung bekannt gemacht werden.

In dem vorjährigen Programmate ist bereits angezeiget worden; daß die Classe der speculativischen Weltweisheit, für das 1771te Jahr, folgende Preisfrage ausgesetzet habe:

Können Menschen, welche ihren natürlichen Fähigkeiten allein überlassen werden, eine Sprache erfinden? Und auf was für einem Wege werden sie von selbst zu dieser Erfindung gelangen können?

Man erwartet hierüber eine Hypothese, welche die Sache in ein klares Licht setzen, und alle Schwierigkeiten heben könne. Die Akademie hat auch einen neuen Preis gestiftet, welcher aus einem Vermächtnisse des seel. Geheimen Rathes **Eller**, ersten Leibmedici **Sr. Majestät des Königes**, und Directors der Classe der Experimentalphilosophie, herrühret. Derselbe bestehet in funzig Ducaten, und wird alle vier Jahre ausgetheilet werden.

Die erste Frage, für welche man diesen Preis aussetzet, hat zum Endzweck:

Die Theorie der Verpflanzungen:

Es ist hier von solchen Verpflanzungen die Rede, wo die Pflanzen aus einem Clima, und vornemlich aus einem Erdreiche, in welchem sie ursprünglich gezeuget worden, in ein anderes versetzet werden. Aus dergleichen Versetzungen entstehen verschiedene Veränderungen, welche, (überhaupt davon zu sprechen) zum Nachtheile der Pflanzen gereichen. Diese Veränderungen soll man ausführlich anzeigen, und selbige, sowol aus der Natur der Sache, als auch aus den bereits erlangeten häufigen Erfahrungen, von dieser Art, erklären. Die verlangte Theorie wird die verschiedene Fälle auf gewisse Arten der Veränderungen, mit Beziehung auf diejenigen Ursachen, welche auf selbige einen Einfluß haben, einschränken. Sie wird zugleich, für jede Art, die erforliche Methode darbieten; damit die künftig anzustellende Versuche im Großen gelingen, und man zum voraus hinlänglich versichert seyn könne, daß sie nicht fehlschlagen werden.

In der den 31ten May 1772. zu haltenden öffentlichen Versammlung, wird die Akademie, der besten Abhandlung hiervon, den Preis zu erkennen.

Orell, Geßner, Füeßlin und Compagnie in Zürich, ertheilen Nachricht von einem ungemein wichtigen Werke, welches gegenwärtig unter der Presse ist.

Herr D. Alb. von Haller, der königl. göttingischen Gesellschaft Präsident, u. s. f. hat nemlich der Verfassung einer medicinischen Bibliothek in lateinischer Sprache, einen grosen Theil seines Lebens gewidmet. Dieses Werk enthält ein Verzeichniß aller Bücher und Schriften, welche jemals über die Arzneykunst ans

